L. M. F. - Oct 42

YALE MEDICAL LIBRARY

HISTORICAL LIBRARY

The Bequest of CLEMENTS COLLARD FRY

EX LIBRIS

CLEMENTS C. FRY, M. D.

Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
Open Knowledge Commons and Yale University, Cushing/Whitney Medical Library

http://archive.org/details/magnetismusundme00voll

Wie wunderbar! welch ein langer Schlaf.

Magnetismus und Mesmerismus

oder

Physische und geistige Kräfte der Natur.

Der

mineralische und thierische Magnetismus

sowohl

in seiner wirklichen Heilkraft, als in dem Mißbrauch, der von Betrügern und Narren damit getrieben worden,

im Zusammenhange mit

der Geisterklopferei — der Tischrückerei — dem Spiritualismus

dargestellt

von

Dr. W. F. A. Zimmermann.

Vollmer

Mit zehn Lithographieen in Oelfarbendruck.

Berlin, 1862.

Verlag von Theodor Thiele.

YALE MEDICAL
JUN 1965
LIBRARY
BF1133
862V

Verzeichniß der Abbildungen.

		Seite
1.	Wie wunderbar! welch' ein langer Schlaf (Titelbild)	179
2.	Es schien gerathen, sich möglichst weit von ihm zu entfernen	86
3.	Neufeld, der Magnetiseur	327
4.	Schön! Ja! Der Allgütige hat Großes an ihr gethan	566
5.	Würdige Frau! Sie sorgen mütterlich für das Glück Ihrer Kinder	612
6.	Also doch?!	615
7.	Wie Sie darüber denken!	640
8.	Mein armes Kind!	648
9.	Das arme unschuldige Thierchen! — Schmeckt so gut!	679
10.	Die Braut des Fischers	682

Magnetismus und Mesmerismus.

Erſter Theil.

I.

Kunstfieber. Wurm in Tilsit. Eine Provinzial-Schauspielertruppe.

Die ganze Stadt Tilsit befand sich in einem gewaltigen Aufruhr, in einem schwer zu beschreibenden Enthusiasmus, in einer Art Kunstfieber, war doch Wurm, der berühmte Komiker Wurm auf seiner Reise nach dem Norden auch hierher gekommen, um das kunstliebende Publikum durch seine Leistungen zu erfreuen.

Was erfreuen, das war wohl kein passender Ausdruck — zu entzücken! zu begeistern! in eine Art von Kunstwahnsinn zu versetzen, in einen Wahnsinn, wie wir ihn in den großen Städten durch die Lind, durch Liszt kennen gelernt haben. Wie in Rußland am Ostermorgen ein Jeder, der einem Anderen begegnet, ihm den Gruß zuruft: „Christus ist erstanden!" und der Angeredete erwiedert „er ist wahrhaftig auferstanden!" so hier, wo ein Jeder, der irgend Jemandem auf der Straße begegnet, er mochte ihn kennen oder nicht, er mochte vornehm sein oder gering, er mochte über oder unter ihm stehen, er mochte Mann oder Weib, Kind oder Greis sein — die stehende Redensart war: „Wissen Sie schon, daß Wurm hier ist?" und der Angeredete erwiederte voll Salbung und voll Schlauheit: „Ich weiß es, ich habe mir schon zwei Billets besorgt."

Wurm war die Parole, Wurm war das Feldgeschrei, es war unmöglich, irgend etwas Anderes zu denken, man hörte und sah nichts, als dieses große Ereigniß. Die gebildeten Leute, welche die Welt gesehen hatten, die reichen Kaufleute, die Aerzte, die Schullehrer und die Geistlichen, denen nächst dem Whist und dem Boston oder dem l'Hombre, das Theater die liebste Unterhaltung war, erklärten mit ernster und weiser Richtermiene, sie erwarteten einen hohen Kunstgenuß, denn die Heckertsche Schauspielergesellschaft zähle Künstler, welche Wurm sehr wacker unterstützen

würden, da nannte man beifällig den Buffo Stein, der auch zu gleicher Zeit die Spitzbuben- und die erhabenen Charaktere, der wo möglich die Alba und die Posa an demselben Abend spielte, da nannte man den alten Komiker Hesse, den ersten jugendlichen Liebhaber Julius Hesse, den ersten Helden Beier, da nannte man den Sänger Meißner, den Tenoristen Arnstein, der zugleich Klavier spielte und dirigirte, und vom Orchester aus seine Stimme sang, da durfte der alte Heckert selbst nicht vergessen werden, der als zärtlicher Vater unübertrefflich gewesen wäre, wenn man ihn nur hätte bewegen können, eine Rolle zu lernen, da wurden Madame Surgier, Madame Meißner, Madame Arnstein, Madame Lauer als liebliche süße Erscheinungen angeführt, da durfte man gewiß der alten Dorsch nicht vergessen, deren unnachahmliches klassisches Spiel als zärtliche Mutter oder als komische Alte oder als junge Wittwe bis jetzt noch Jedermann in hohem Grade befriedigt und überrascht hatte — kurz es war ein Ensemble vorhanden, mit welchem Wurm wohl zufrieden sein konnte, und welches den Bewohnern der ehrwürdigen alten Ritterresidenz Tilsit manchen köstlichen Abend versprach.

Der erste dieser köstlichen Abende war angebrochen, und vor der Bretterbude in der breiten Straße standen die Schauspieler, welche wir hier genannt haben, und noch einige andere, weniger große Künstler, wie der schlanke Voluda, der magere Heinrich, der schon bei Lebzeiten skelettirte Wilhelmi beisammen, um sich über die reichen Einnahmen zu unterhalten, welche jetzt der Kasse ihres Directors zufließen und diesen endlich in den Stand setzen mußten, etwas von den rückständigen Gagen auszuzahlen.

„Noth haben wir genug gelitten," sagte Stein, „ich habe mir meinen Schmachtriem Loch um Loch enger geschnallt, bis es nicht mehr weiter ging, der Wilhelmi und der Heinrich sind beinahe so faltig zusammengetrocknet, wie eine dreijährige Backpflaume. Der Einzige, der sich noch ziemlich erhalten hat, ist unser Voluda, na seine Geliebte pflegt ihn ja gut genug," und sich an diesen wendend, frug er: „Was macht denn Deine hübsche Jüdin?"

Voluda kehrte ihm verächtlich den Rücken und ging einige Schritte seitwärts, während die Anderen in ein schallendes Gelächter ausbrachen über den köstlichen Witz, welchen Stein losgelassen. „Es ist ein einziger Kerl — ein ganz einziger Kerl!" rief der alte Hesse, „ich gönne es dem hochnäsigen Bengel, daß er einmal gründlich blamirt wird. — Pfui, Teufel! sich mit einer Judenmarielle abgeben, hat man jemals von einem Christen so was gehört!"

„Nun, nun, hübsch genug ist sie," sagte Beier, „ich kann's ihm nicht verdenken, ich würde mich auch nicht bitten lassen, wenn ich so glücklich wäre wie er, in dem Hause der Eltern zu wohnen."

„Schon recht, aber sie ist ja magnetisch," wandte Stein dagegen ein.

„Das ist ja eben das Unglück," brummte dazu tretend der alte dicke Ruhl, „dadurch hat sie ihn ja von meiner Tochter abwendig gemacht, so ein magnetisches Frauenzimmer hat den Teufel im Leibe, sie sollte gar nicht in der Stadt gelitten werden, man müßte sie ins Lazareth bringen nach Königsberg oder noch weiter."

„Nun, Euch zu Gefallen wird sich der Magistrat damit wohl nicht befassen," meinte Hesse, welcher einen tiefen Groll gegen Ruhl hatte, der ihm immer die besten Rollen wegschnappte, „Euch zu Gefallen nicht — die Leute sind reich, die alte Wittwe hat, wie wir wohl wissen, ein so hübsches Vermögen, daß Heckert schon fünf oder sechs Mal bei ihr 1000 und mehr Thaler pumpen konnte, und sie ihn noch nicht an die erste, viel weniger an die letzte Schuld gemahnt hat, und ihre drei Söhne sind außer dem alten Schwarz die reichsten Kaufleute hier, haben Equipage, geben viel aus, tractiren die vornehmen Herren, und da könnt Ihr mir glauben, alter Ruhl — Euch zu Gefallen schickt man sie nicht in's Lazareth."

II.

Ein Theater vor dreißig Jahren. Urtheile der Künstler über Wurm. Eine Somnambule im Parquet.

Das Gespräch wurde unterbrochen, indem der Director dazu trat, welcher, wie eine Gans bei drohendem Regen, mit seitwärts geneigtem Kopf und einem nach oben gerichteten Auge sich den wunderbar schönen, blauen, klaren Himmel ansah, schweigend zwar, doch mit sichtlich tiefer Besorgniß den Kopf schüttelte.

Stein, welcher am stärksten an der Kreide saß, folglich die mehrste Courage hatte, da der Director ihm am mehrsten schuldete, trat zuversichtlich an ihn heran und sprach die geflügelten Worte: „Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, Herr Director, den Wurm will Jeder sehen; wenn das Wetter auch noch so schön wäre, heute ist das Theater gefüllt, ich kenne meine Pappenheimer."

„Sie mögen wohl Recht haben, wir wollen das Beste hoffen," erwiederte Heckert, „indessen wird es Zeit, das Theater zu öffnen."

Das Theater war nun genau genommen nichts weiter als eine Bretterbude, aber es war geräumig genug, konnte wohl 500 Menschen fassen, davon ein Drittel auf sogenannten Sperrsitzen Platz hatte, die sich durch einen Bezug mit blauem Kattun von den übrigen Bänken auszeichneten. Lehnen hatten diese Sperrsitze sowohl als die des Parterre's; eine dritte Abtheilung, welche zweiter Platz hieß, enthielt rohe Bänke ohne Lehnen; zu einer sogenannten Gallerie führten Thüren von Außen; während man die drei gedachten Plätze von dem Vestibul aus betrat, konnte man zur Gallerie, welche dem Volkswitze nach die Knackwurstloge genannt wurde, nur von der Straße her gelangen.

Es hatte den Anschein, als ob Stein's Prophezeiungen in Erfüllung gehen würden; denn kaum waren die sechs Kronenleuchter, deren jeder sechs Talglichter trug, angezündet, als auch schon Directricen des Feuerheerdes, die Nadel, den Hobel, den Pechdraht schwingende Jünglinge an der Außenthüre erschienen, um die besten Plätze der ihnen bestimmten Logenreihe einzunehmen.

Es mögen die Leser nicht staunen über solchen Luxus unter Köchinnen und Handwerksgesellen, es waren nicht ihre Plätze, welche sie einnahmen, sondern die ihrer Herrinnen und Meister, welche sonst wohl auf den zweiten Platz gingen, jetzt aber, da wegen Wurm's Anwesenheit die Preise um 2 Groschen erhöht waren, es vorzogen, diejenigen Plätze einzunehmen, auf denen an Sonn- und Feiertagen Gesellen und Dienstmädchen sich vergnügten.

Nach und nach füllten sich auch die anderen Plätze, die vorderen immer später als die weiter zurückgelegenen, woran man sowohl die Höhe der Preise, als die Vornehmheit der Besucher erkennen konnte. Schließlich wurde das Haus so gedrängt voll, daß kein Apfel zur Erde konnte, wie man sprüchwörtlich zu sagen pflegt, und Stein, durch eine Oeffnung im Vorhange juckend, erklärte, daß Herr Heckert heute wenigstens 200 Thaler besehen werde, wenn ihn sein Rechnertalent nicht täusche. Einer nach dem andern von den Schauspielern rückte gegen die Oeffnung vor, um sich das Publikum anzuschauen und bei sich zu überlegen, wie viel von der Einnahme wohl auf seinen Theil kommen würde an Gagerückständen. Das Zeichen zum Anfang wurde gegeben, der Vorhang rauschte auf und ein unendlicher Jubel begrüßte Wurm, der in der Rolle des Lorenz im Hausgesinde und an demselben Abend auch noch als Kapellmeister von Venedig auftrat.

Die Leute waren, wie man so zu sagen pflegt, ganz entzwei; obschon sie fühlten, daß die Mitglieder ihrer Gesellschaft zu den Ausgezeichnetsten gehörten, so fühlten sie doch nicht minder, daß Wurm noch um etwas ausgezeichneter sei. Ein wahrer Freudenrausch ergriff die fröhlichen Leute bei jeder neuen Scene, und die erhabenen Kunstausdrücke: „Tiefes Verständniß des Dichters", — „Glückliche Auffassung der Charaktere", — „Wunderschöne Nuancen" ꝛc. erschollen im Publikum, während die Schauspieler hinter den Coulissen die Achseln zuckten, bei jedem Applaus Gesichter schnitten, bei jeder überraschenden Wendung des Komikers von „Männerchen machen", „Wippchen machen" ꝛc. sprachen, so daß, je höher sein Cours bei dem Publikum stieg, desto tiefer er in der Meinung der Schauspieler sank, welche ja doch alle größere Künstler waren, als er, nur nicht solch ein Affenglück, nicht einen solchen unverschämten Treffer hatten.

Da erscholl plötzlich aus den ersten Reihen des Parquets eine süße liebliche Stimme, welche die Worte:

„Da geht er hin, und sanfte Töne hallen
Noch aus der Ferne zu mir her.
Aus meinem Himmel bin ich nun gefallen,
Und Alles um mich ist so leer."

in einer rührenden Melodie und mit wunderbar ergreifendem Gefühle sang.

„Das ist Ihre Kalle," sprach Stein zu Voluda, er hatte aber in dem Augenblicke eine so prompt geführte Ohrfeige auf der linken Seite, daß er mit der rechten Seite des Gesichts gegen eine Coulissenecke stieß und sich nicht unerheblich verletzte.

Voluda, der an diesem Abende nichts zu thun hatte, verschwand und suchte in den Zuschauerraum zu kommen; er begegnete aber an der Thür schon der Mutter des schönen Judenmädchens, welche diese, unterstützt von ihrem Bruder Georg, nach Hause führte.

Das Mädchen ging ernst und feierlichen Schrittes zwischen den beiden sie stützenden Personen aus dem Hause nach der nicht fernen Wohnung, wohin Voluda sie geleitete. „Nehmen Sie ihren Arm," sagte die Mutter zu dem jungen Manne, „sie geht doch sicherer mit Ihnen, als mit mir alter Frau."

„Gott," sagte Georg, „wir können sie doch gehen lassen mit ihm ganz allein; hat der Doctor Anders sie doch mit in Rapport gesetzt, so daß sie ihm gehorcht, wie ein wohlgezogenes Kind," und dieses sagend, ließ er sie los, und sie ging am Arm des jungen Schauspielers schweigend einher, und ohne den verklärten Blick, der schwärmerisch, aber beinahe starr nach dem Himmel gerichtet war, hätte Niemand sie für eine Schlafwandlerin gehalten.

III.

Unwiderstehliche Gewalt des Mesmerismus. Eine Judenfamilie.

„Hannchen, liebes Hannchen," sprach Voluda, sanft des Mädchens Hand in seine schließend, „wache auf, wir sind zu Hause."

Als ob ein Zauber sich bei diesen Worten und bei dieser Berührung löse, so verloren in wenigen Sekunden die Augen des Mädchens ihre Starrheit und Richtung nach oben; der Blick sank nieder, fiel auf ihren Begleiter, dann wandte sie sich um, die Mutter, den Bruder zu suchen — sie war erwacht. —

„Wie sonderbar," sagte sie, „es ist mir, als ob ich sehr lebhaft geträumt hätte, — ja so, jetzt weiß ich erst, ich bin wieder einmal am unrechten Orte in Schlaf verfallen. Daß ich darüber immer noch nicht Herr werden kann, begreife ich gar nicht. Es ist jetzt schon ein Jahr her, seitdem ich magnetisirt wurde, und immer noch befällt mich um die gewohnte Stunde der unwiderstehliche Schlaf."

„Gott, nicht immer," sagte der Bruder, „wenn der Voluda zugegen ist, geschieht Dir's nicht."

„Ja, dem hat der Doctor auch Gewalt über mich gegeben; der kann mich durch seinen Blick, seine Berührung, ja durch seinen bloßen Willen beherrschen, lenken, leiten, wie er will, der kann mich wecken aus dem Schlafe, und er kann mich einschläfern, wie der Doctor selbst."

Sie waren indessen in ihre Wohnung gelangt, und Voluda war nicht in sein Zimmer getreten, sondern mit der Familie in die ihrigen gegangen.

Es schien, als habe der Bruder dies nicht bemerkt, indem er, seinem Range als Haupt der Familie gemäß (die Frauen zählen bei den frommen Juden nicht mit), vorangegangen war, indessen Voluda bescheiden den letzten Platz eingenommen hatte.

Der Bruder setzte das Gespräch fort, und auf Hannchens Aeußerung antwortend, sagte er: „Das ist gefährlich, ich sage Dir, das ist sehr gefährlich! nimm Dich in Acht, laß Dich nicht einschläfern, der junge Herr könnte das doch mal sehr mißbrauchen."

Hannchen, welche den jungen Mann nicht sah, fühlte doch seine Nähe, und mit vollster Sicherheit, als ob sie gewiß wisse, daß ihr Schützling und Beschützer bei ihr sei, wandte sie sich zu ihm und frug, mit wahrhaft frommem Blick zu ihm aufsehend: „Wäre das wirklich möglich, Voluda?"

— Der junge Mann erwiederte: „Sie kennen mich seit zwei Jahren, darum kann ich Ihnen selbst die Beantwortung dieser Frage unbedenklich überlassen."

„Gewiß, das können Sie, und ich werde sie immer zu Ihrer Ehre beantworten! ich habe nicht den leisesten Verdacht gegen Sie, und ich glaube, meine Mutter auch nicht; — mein Bruder aber macht wohl nur Scherz."

„Herr Volnda," sagte Jener hierauf, „ich habe doch nicht gewußt, daß Sie da sind, ich habe gedenkt, Sie sind gegangen in Ihr Zimmer, aber damit Sie sehen, daß ich habe viel Vertrauen zu Ihnen — ich borge keinem Schauspieler, aber Sie können zu mir kommen, Sie können sich aussuchen in meinem Laden, was Sie wollen, woraus Sie werden erkennen, daß ich Sie halte für einen ehrlichen Mann, und daß ich habe kein Mißtrauen gegen Sie."

Der Brust des schönen Mädchen's entrang sich ein „O Gott!" Volnda aber sagte lächelnd: „Ich verstehe Sie ganz, Herr Israel, Sie sollen sehen, daß ich Sie nicht hintergehen werde, sowohl wegen dessen, was Sie mir so eben angeboten haben —"

„Was werden Sie nehmen?"

„Indem ich nichts von Ihnen zu nehmen gedenke."

„Gott, wie Sie wollen!"

„Als auch in dem, was Sie, meinten, als Sie mit Fräulein Hannchen sprachen."

Hannchen drückte dem jungen Manne freundlich die Hand, und die Mutter sagte: „Ich denke, Herr Volnda, Sie sind ein braver Mann; die Schauspieler taugen zwar Alle nichts, aber will's Gott, machen Sie eine Ausnahme."

Volnda küßte der liebenswürdigen, allgemein geachteten Frau dankbar die Hand und entfernte sich, um in das Theater zurückzukehren, indessen Hannchen zu ihrem Bruder sagte: „Aber Georg, wie kannst Du den armen Menschen so verletzen!"

„Was ist? wie heißt verletzen? ich habe ihm doch angethan eine Ehre, welche ich nicht anthue einem Schauspieler; er findet bei mir die größte Auswahl in ganz Tilsit, mein Lager ist so assortirt, wie kein anderes; ich hätte ihm gegeben 20 Thaler Kredit, das ist eine ganze Monatgage, — wenn er aber spielt den Hochmüthigen, und nicht will Gebrauch machen von meiner Güte, so kann ich doch sein sehr beruhigt, ich werde behalten meine Waare, und er wird nicht haben Schulden."

„Wir verstehen uns nicht, lieber Bruder," erwiederte Hannchen sanft, die Mutter aber sprach: „Laß ihn gehen, Hannchen, Du weißt, er ist ein Kaufmann, und der Kaufmann denkt, der Kredit, den er einem Andern

giebt, sei ein Beweis von Vertrauen; Voluda wird sich nicht beleidigt fühlen, denn er kennt uns und ihn, wir aber wissen die Höhe des Vertrauens, das Dein Bruder zu Voluda hat, jetzt ganz genau zu taxiren: es beträgt gerade eine Monatgage — wir, die wir keine Kaufleute sind, wir sind nicht so vorsichtig, wir vertrauen ihm vielleicht mehr, vielleicht haben wir Achtung vor ihm für zwei ganze Monatgagen."

Mildlächelnd, wie ein Engel, sagte Hannchen zur Mutter: „Wie glücklich macht es mich, daß Du so gut bist, und daß Du die Sache so heiter nimmst, ich wünsche wohl, ich vermöchte dieses auch, aber ich versetze mich immer in die Lage des Gekränkten."

„Aber sagt mir nur, was Ihr habt," so fuhr der Bruder etwas heftig auf, „was habe ich gethan dem Menschen — ich habe ihm gezeigt, daß ich ihn höher stelle, als die Andern, und ich denke, er kann zufrieden sein damit. Ihr aber, Ihr werdet mir den Comödianten noch ganz verderben." Hiermit nahm er seinen Hut, und verließ etwas unwirsch Mutter und Schwester, um gleichfalls in's Theater zu gehen, da er sein Geld nicht umsonst fortgeben wollte.

IV.

Wie man Voluda zu tractiren gedenkt, und wie er wirklich tractirt wird.

Hinter den Coulissen war es etwas tumultuarisch hergegangen. Stein hatte eine ziemlich tiefe Hautwunde an Backe und Stirn davon getragen; sie hatte stark geblutet und die Schauspieler, welche größtentheils unbeschäftigt waren, da das kleine Stück nur wenig Personen hatte, umstanden den Unglücklichen und gaben ihm allerlei Trost, allerlei Hilfsmittel und vielerlei Rathschläge, namentlich solche, welche darauf hinausgingen, Voluda zu vernichten, diesen elenden Schauspieler, diesen wahren Comödianten, der sich etwas darauf einbilde, daß er von gutem Stande sei, daß er die Feldzüge mitgemacht habe, daß er Offizier gewesen. —

„Ja, gewesen, aber für's Gewesene giebt der Jude nichts," sagte voll Aerger der alte Ruhl. „Wenn er noch Offizier wäre, so ließe man sich das eher gefallen, aber so! jetzt ist er nichts anderes, als wir: er ist Schauspieler, und da er ein schlechter ist, und wir Künstler, so sind wir

mehr, als er, und man darf es nicht dulden, daß dieser erbärmliche Comödiant einem Künstler auf solche Weise mitspielt, wie er es gewagt hat, den Stein zu tractiren."

„Ja, wahrhaftig, das wäre nicht übel! wenn man sich das gefallen ließe, so könnte es wohl dem jungen Herrn einfallen, einem Jeden von uns zu maulschelliren. Wenn er mir das gethan hätte, so würde ich ihn massakriren," sagte Beier.

„Es ist unerhört," sprach Meißner, „wäre mir das passirt, ich würde den unverschämten Bengel mit Füßen treten."

„So etwas ist noch gar nicht da gewesen," schrie Arnstein (mit seiner hohen Stimme, so daß Wurm auf der Scene sich umkehrte und „St." rief), „ich würde den Jungen zwischen meine zehn Finger nehmen und ihn so wribbeln, daß er denken sollte, er sei ein frisch gefangener Floh."

Ermuthigt durch diese heldenkühnen Reden, erhob nun auch Stein seine Stimme: „Ich werde, wenn er sich wieder vor mir blicken läßt, diese Latte hier nehmen und auf seinem Schädel entzwei schlagen." Mit diesen Worten ergriff er ein drei Fuß langes Stück Holz, welches, wie die Bohrer an seinen beiden Enden bezeugten, dazu diente, um Setzstücke aufrecht zu erhalten; er schwang dasselbe mit einer Gebehrde, welche Zittern machen konnte für den armen Voluda, der so eben mitten unter seine Feinde trat.

Die Latte senkte sich ziemlich rasch, aber nicht auf seinen Kopf, sondern auf den Boden, um an die Wand gestellt zu werden, an welcher sich Stein vielfältig beschäftigte, um Voluda nicht ansehen zu müssen, der jetzt dicht bei ihm stand; die anderen Rathgeber waren sämmtlich einzeln oder paarweise zwischen die verschiedenen Coulissen getreten; nur Ruhl hatte sich nicht geflüchtet, sondern trat freimüthig und offen dem Jüngling entgegen und sagte: „Nun, Alterchen, wie kommt es denn, daß wir Sie gar nicht mehr bei uns sehen? ich vermisse Sie recht; wir haben so manchmal Dame mit einander gezogen, und Sie haben mir manchen Ranzen umgehängt."

„Sie wissen ja, lieber Ruhl, daß ich meine freie Zeit mit Stundengeben ausfülle."

„Ja, ja, das ist sehr hübsch; ich höre, daß Sie im Französischen, im Englischen unterrichten, daß Sie sogar ein paar junge Fähnriche in der Mathematik zum Examen vorbereiten, daß Sie auch in der Musik Unterricht ertheilen; Sie haben glänzendes Talent, Sie haben einen ausgezeichneten Bildungsgrad genossen, und Sie sind auch überdies ein Künstler „in des Worts verwegenster Bedeutung"; aber gerade solche Leute vermißt man ungern, es thut weh, sich von ihnen vernachlässigt zu sehen. Auch meine Tochter —"

Bravo! bravo! bravo! so scholl es von den Zuschauern herauf, und unendlicher Jubel durchscholl das Haus, als Lorenz Wurm herausbuchstabirt hatte, daß die Flasche mit dem köstlichen Naß, welches er ausgeschlürft, Gift enthalte, und mit beiden Füßen zugleich rücklings auf den Großvaterstuhl sprang, und sich zusammenkrümmte im entsetzlichen Schmerz, den er zu haben vermeinte.

Der Jubel des Publikums wollte nicht enden; bei jeder neuen Bewegung, die er machte, bei jedem neuen Griff, den er nach dem Knie, nach der Wade, nach dem Kopfe machte, weil überall der von Gift zerfressene Magen ihm weh that, brach der Jubel des Publikums von Neuem los, aber mit der ganzen sittlichen Entrüstung eines wahrhaft großen Mannes sprach Ruhl zu Voluda: „Was sagen Sie dazu, Lieber? Sind das Menschen, die Urtheil haben? Kann der Beifall, den solche Subjecte spenden, einen wirklichen Künstler erfreuen? Sind das Nuancen, ist das ein denkender Künstler? — Männerchen, jämmerliche Wippchen, wie ein Dorfcomödiant sie macht, giebt uns dieser Mensch zum Besten. — O Hamlet! Hamlet! ständest Du doch auf aus Deinem Grabe, und hieltest diesem erbärmlichen Comödianten die schöne Rede, welche Du Act II. Scene 2 in Gegenwart meiner — nicht doch, ich wollte sagen: in Gegenwart des alten Polonius — den Schauspielern hältst! Sehen Sie, Lieber! so geht es immer, wenn ein Künstler sich ganz mit seiner Rolle identificirt! Es kommt nicht selten vor, daß ich mich für den König Philipp halte, wenn ich vom Don Carlos, oder für Falstaff, wenn ich von Heinrich dem IV., oder für den Pachter Feldkümmel halte, wenn ich von diesem rede."

„Ich sehe!" erwiederte Voluda, „und ich bewundere Ihre seltene Fähigkeit, sich über sich selbst hinwegzusetzen oder zu erheben, wie Sie das nennen wollen."

„Nun ja, so muß man wohl sagen," sprach Ruhl erhaben. „Die Kunst ist doch etwas Hohes, Erhabenes, und wer sich zu dieser in solcher Art aufschwingt, daß er — daß er — ja nämlich, sehen Sie — was wollte ich doch eigentlich sagen? — es war mir doch, als hätte ich etwas sagen wollen?" — Er klopfte mit den Fingern an seine Stirn, als wollte er da etwas herausholen, und fügte hinzu: „Es war doch gewiß nichts Dummes — sehen Sie, da haben Sie den echten Künstler, der, mitunter hingerissen von einer großen, erhabenen Idee, plötzlich stecken bleibt."

„Das habe ich schon öfter auch auf dem Theater an Ihnen bemerkt," sprach Voluda trocken.

„Wie! daß ich stecken bleibe?"

Unbeirrt aber fuhr Voluda fort: „Und ich habe dieses immer für

schlechtes Memoriren gehalten, habe geglaubt, Sie lernten Ihre Rollen nur dadurch, daß Sie dieselben während der Proben wiederholt ablesen und sich dann auf die gute Lunge des Souffleurs verlassen. Zu meiner Freude erfahre ich, daß ich mich hierin geirrt habe, und daß dieses Sichselbstvergessen, dieses Steckenbleiben, wie es dumme Menschen nennen, nur ein Beweis der höheren Weihe, nur ein verfeinertes Kunstgefühl, eine Erhabenheit ist, zu welcher sich nur wenig Menschen aufschwingen."

Mit diesen Worten verließ er den aufgeblasenen, albernen Menschen und trat zwischen ein Paar andere Coulissen, Ruhl aber sprach für sich: „Du unverschämter Bursche, das werde ich Dir gedenken!" und zu Meißner, der eben zu ihm trat, sagte er: „Haben Sie gesehen, wie der Junge aussah: Weiß wie Kreide vor Wuth und Beschämung; ich habe ihm aber auch Dinge gesagt — Dinge, sage ich Ihnen, ich habe ihm Dinge gesagt, sage ich Ihnen — na ich sage Ihnen, er wird an mich denken; nein, solcher Narr, der muß mir kommen!"

V.

Eine Fieberkranke durch Mesmerismus geheilt. In Rapport versetzt.

Im Zuschauerraum hatte die vorher gedachte Scene nur wenig Aufsehen gemacht. Wie das in solchem kleinen Orte ist, so kannten die Honoratioren einander sämmtlich, so wie sie auch die Familienverhältnisse kannten. So wußte ein Jeder, daß Hannchen, nach einem überaus schlecht behandelten kalten Fieber, wahrscheinlich durch die unsinnigste Ueberreizung mittelst ganzer Frachtwagen voll Chinarinde, welche der Apotheker Wächter für sie hatte verschreiben müssen, in einen solchen überreizten Zustand gerathen war, daß man sich schriftlich an einen der berühmtesten Aerzte in Königsberg wandte, und diesen um Verhaltungsregeln bat. Der thierische Magnetismus stand damals im größten Flor, und die Anwendung desselben wurde auf das Dringendste empfohlen. Hannchen reis'te mit ihrer Mutter nach Königsberg, wo der Doctor Anders sie magnetisirte und, nach einem Vierteljahr, vollständig genesen aus seiner Behandlung entließ. Das schöne, junge Mädchen war während dieser Kur nicht nur in magnetischen Schlaf verfallen, sondern war recht eigentlich hellsehend geworden; aber dieses hatte

eine unerwartete Folge: sie kam auch noch lange nach ihrer Rückkehr von selbst in magnetischen Schlaf, sobald die Zeit heranrückte, in welcher sie von ihrem Arzt besucht und magnetisirt worden war.

Dies Alles war Niemandem ein Geheimniß, hätte es auch nicht bleiben können, auch wenn Verschwiegenheit berücksichtigt worden wäre; dafür gab es ja Dienstboten und Gevatterinnen, welche große Geschicklichkeit in Verbreitung angenehmer Nachrichten besitzen. Aber noch etwas Anderes trat hier mit hinzu.

Die Eltern schrieben an den Arzt in Königsberg und baten denselben wo möglich um einen Besuch in Tilsit auf längere Zeit, denn sie waren reich genug, ein anständiges Honorar zahlen zu können, und für das geliebte Kind scheuten sie wohl keine Ausgabe. Doctor Anders kam nach Tilsit, suchte die seltene Reizbarkeit des jungen Mädchens herabzustimmen und, da er im Hause der Familie Israel wohnte, wurde er mit einem Schauspieler bekannt, mit dem jungen Voluda, der bei derselben Familie ein Zimmer gemiethet hatte.

Voluda war ein schöner, junger Mann, groß und schlank, aber mehr als gewöhnlich in solchem Alter mager und blaß. Der Arzt erfuhr von ihm, daß er in einer der Schlachten des Freiheitskrieges einen Kolbenstoß auf die Brust erhalten, welcher ihm eine dreifache Zerbrechung von Rippen zugezogen und welche wohl schlecht geheilt sein mochten.

Anders magnetisirte Voluda, und that es mit dem wunderbarsten Erfolge, dergestalt, daß die sonst sehr eingedrückte Brust frei wurde, Beweglichkeit und Kraft sich wieder einstellte, die Respirationsorgane nicht mehr beengt waren und dem jungen Manne ein ganz neues, kräftiges Leben aufging. Was aber nicht in der Berechnung des Arztes lag, erfolgte hier, und zwar ganz naturgemäß.

Hannchen Israel und Voluda waren früher ganz gleichgiltig an einander vorübergegangen. Der junge Mann hatte bei ihren Eltern ein Zimmer gemiethet, brachte seine Miethe regelmäßig jeden Monat, und in eine weitere Berührung kamen sie sonst nicht. Nun aber trat ein magnetischer Rapport zwischen ihnen ein. Beide fühlten sich zu einander hingezogen; Beide waren geistig mit einander verwandt geworden. Sie wichen sich wohl sonst nicht aus; Voluda war verschiedene Male bei kleinen Festlichkeiten im Kreise der Familie Gast gewesen, jetzt aber war es umgekehrt: sie suchten einander. Voluda suchte und benutzte jede Gelegenheit, um Hannchen zu sehen, und da er in sehr geordneten Verhältnissen lebte, durchaus bescheiden war, fern von jeder unverschämten Keckheit, welche die Schauspieler in kleinen Städten so unangenehm auszeichnet

und so verdächtig macht, da er ferner einen seltenen Bildungsgrad hatte, und in diesem mit Hannchen übereinstimmte, welche durch ihren Vater beinahe zu einer Gelehrten erzogen worden war, so hatte Niemand etwas gegen diese Annäherung, und es kam noch Zweierlei hinzu, wodurch dieselbe begünstigt wurde: Das Eine war der sichtlich wohlthätige Einfluß, den seine Nähe auf Hannchen hatte, das Andere war die völlig sichere Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß sich ein Verhältniß gestalte zwischen einer Jüdin und einem Christen. Die letzteren verachten die Juden auf eine gänzlich unmotivirte und nicht zu entschuldigende Weise, die ersteren aber geben den Christen diese Verachtung mit wucherischen Zinsen zurück, denn zu Allem, was sie Uebles von ihnen erfahren, gesellt sich noch der Gedanke, daß sie unrein seien, indessen die Juden, das auserwählte Volk Gottes, das allein reine, sich durch jede Berührung mit einem Christen beschmutzt.

So kam es denn, daß die jungen Leute bald einen ganz ungehinderten Umgang mit einander hatten. Ob sie sich gegenseitig für unrein hielten, will der Verfasser nicht untersuchen. Der Arzt aber mußte doch wohl an eine Verwandtschaft zwischen ihnen geglaubt haben, denn als er nach einer sechswöchentlichen Anwesenheit in Tilsit nach seinem Wohnort zurückkehrte, setzte er geflissentlich und mit Wissen der Eltern Hannchen und Voluda in Rapport, in einen innigeren, als derjenige war, durch welchen sie bereits verbunden, lediglich dadurch, daß er Beide magnetisirte.

Seine Absicht war hierbei diese: Hannchen, schon vor seiner Ankunft vollständig genesen, war es jetzt nicht mehr als damals; ihr, ohne directes Zuthun des Arztes, eintretender Schlummer wurde von ihm nicht für eine Krankheitserscheinung gehalten, sondern für eine wohlthätige Nachwirkung des Magnetisirens, durch welche sich die Gesundheit nur noch mehr befestigen konnte; es lag daher gar nicht in seiner Absicht, diese Nachwirkung zu hintertreiben; um das Mädchen jedoch dem geselligen Verkehr der Familie gänzlich zurückzugeben, übertrug er einem Andern die Kraft, sie aus dem magnetischen Schlummer zu erwecken, oder denselben noch vor seinem Eintritt zu behindern, zu beseitigen. Deshalb wurde Voluda mit ihr in einen solchen Rapport gesetzt, daß er gleich einem Magnetiseur auf sie wirken konnte. Voluda selbst hatte zwar den magnetischen Schlummer erfahren, war jedoch nie hellsehend geworden, und blieb daher auch wach in der Stunde des magnetischen Schlafes, wenn der Arzt ihn nicht magnetisirte.

Dies Alles war dem großen Publikum des Parquets und des ersten Platzes sehr wohl bekannt, und die Erscheinung, daß Hannchen in Gesell-

schaft, mitten in heiterem, von ihr selbst belebten Gespräch einschlief und schlafwachend redete oder irgend ein Lied, dessen Melodie sie besonders anzog, zu singen begann, gleichfalls, und so befremdete der gedachte Auftritt fast gar nicht, wenigstens hatte er nicht das geringste Beunruhigende; man ergab sich, sobald die ersten Momente der Störung vorüber waren, wieder ganz dem Genusse der dramatischen Vorstellung.

VI.

Wer ist der Held dieser Geschichte.

Voluda war, als er hier erschien, 25 oder 26 Jahr alt; er hatte sehr jung die drei Feldzüge von 1813, 14 und 15 mitgemacht, hatte sehr ehrenvoll gedient, hatte ein paar Orden und den Offiziersrang erhalten, war dann aber wieder aus der Armee getreten, um die Universität zu beziehen, wo er sich dem ärztlichen Studium widmete. In Königsberg, wo dieses geschah, herrschte unter den Studirenden ein so feiner und anständiger Ton, daß man nicht nur die jungen Leute in den besten Häusern sah, sondern daß man auch die Bälle, deren sie in jedem Winter mehrere gaben, als die feinsten, glänzendsten und anständigsten zu betrachten pflegte. Unter solchen Verhältnissen hatte sich seine, von Hause aus feine Gesittung, noch mehr gehoben, während das Studentenleben derselben sonst nicht günstig ist. Voluda hatte überhaupt viel Talent, und manches war bei ihm ganz besonders ausgebildet. So z. B. las er vorzugsweise schön, besonders dramatische Gedichte, er verstand so glücklich zu individualisiren, daß man bei geschlossenen Augen beinahe versucht ward, zu glauben, es seien mehrere Personen beim Lesen betheiligt. Dieses veranlaßte, ihn aufzufordern, an einem Liebhabertheater Theil zu nehmen, wozu er sich auch gern bewegen ließ, ja nachdem er sich einige Male glücklich versucht, begann er sogar ordnend in das Getriebe einzugreifen, und da Alles, was er angab, so vernünftig als practisch war, so zweckmäßig als leicht ausführbar, so wurde unbedenklich angenommen, was er vorschlug.

Nicht im Entferntesten vernachlässigte er dabei seine Vorstudien: Chemie, Physik, Botanik, eben so wenig wie die neueren Sprachen, da die

Franzosen wie die Engländer bedeutende Notabilitäten in der Arzneikunde aufzuweisen hatten.

Als aber die Zeit heranrückte, wo er sich mit einem der Hauptgegenstände des Studiums hätte befassen müssen, starb sein Vater, und damit ging die Möglichkeit, seine Studien fortzusetzen, für ihn verloren.

Sein Vater galt vor Ankunft der Franzosen in Deutschland für einen reichen Mann, dadurch aber, daß das ganze Land durch die Feinde überschwemmt wurde, verloren seine Schuldner ihr Vermögen und folglich er das seinige, so daß er auf sein Gehalt beschränkt war. Wenn dieses nun auch, seiner hohen Stellung im geistlichen und im gelehrten Stande entsprechend, ein sehr bedeutendes war, so waren aber doch die Ansprüche, welche man an ihn machte, so war doch seine Familie so groß, daß wohl nicht viel übrig blieb von dem Gehalte, um zurückgelegt werden zu können für eine ungewisse Zukunft, und so kam es denn, daß Volnda nach zweijährigen Studien genöthigt war, dem ferneren Universitätsleben zu entsagen, wenn er sich nicht um Freitische und Stipendien bemühen wollte, was sein Stolz nicht zuließ, oder wenn er nicht seiner geliebten Mutter beträchtliche Opfer auferlegen wollte.

Er bestand einen harten Kampf mit sich selbst; mancherlei Entschlüsse machten ihn hin- und herschwankend; er hoffte, als Sprachlehrer, als Musiklehrer, ja selbst als Lehrer der Mathematik etwas erwerben zu können — etwas, ja gewiß — eine Zubuße zu sonstigem Unterhalt, aber keineswegs den Lebensunterhalt selbst. Die Mutter bot ihm zwar an, von ihrem Wittwengehalt ein Drittheil abzutreten, allein wie wäre er im Stande gewesen, dieses anzunehmen von seiner Mutter, die in einem glänzenden Wohlstande gelebt, und welche nun, da sich zwei Augen geschlossen hatten, mit ihren Töchtern von dem vierten Theil der Einnahme, über welche sie früher verfügt, von 750 Thalern leben sollte, während sonst 3000 Thaler jährlich durch ihre Hände gegangen waren. Er wollte wieder in das Militair treten, er wollte nach Rußland gehen, er wollte Seefahrer werden: alles das paßte nicht. Da brachte ihn einer seiner Freunde auf den Gedanken, den Schauspielerstand zu ergreifen.

Ein gewisses Talent auch hierzu war in ihm vorhanden, wenn schon er selbst es sich nicht zutraute. Seine Existenz konnte er sich auf diese Art sichern; daß er Französisch und Englisch geläufig sprach, daß er musikalisch war, mußte ihm, da es unter den Schauspielern nicht gerade allgemein war, sehr zu Statten kommen; überdies aber konnte er von diesen Kenntnissen noch Gebrauch machen, um seine Einnahmen bedeutend zu vermehren, und so entschloß er sich dazu, und fand auch bei der Heckert'schen

Schauspielergesellschaft, welche so eben Königsberg verließ, sofort eine günstige Stelle.

Er kam nach Tilsit, und da er sehr bald als ein weniger roher und dann als ein nicht liederlicher und endlich als ein gebildeter Mensch erkannt wurde, so wurde es ihm leicht, in mehreren Familien Zutritt, eine sehr günstige Aufnahme und, durch Unterricht, den man ihm anvertraute, eine bei Weitem bessere Stellung zu erlangen, als irgend einer der Schauspieler sich einer solchen rühmen konnte. Wohl ein Glück durfte er es nennen, daß er eine Wohnung in Israels Hause fand, denn dieser würdige Mann (so hoch geachtet, daß sein einfaches „So und so ist es" vor Gericht an Eidesstatt den Christen gegenüber unbedenklich angenommen wurde — dort an der russischen Grenze im höchsten Grade Aufsehen erregend, weil dort das Vorurtheil gegen die Juden noch tiefer wurzelte als irgend wo anders) nahm sich seiner mit Ernst und Freundlichkeit an, und hätte vielleicht Einfluß auf sein ganzes künftiges Leben gehabt, wenn der Tod ihn nicht zu früh für die Seinigen und Voluda dahingerafft hätte, noch bevor er das fünfzigste Jahr erreicht. Dies geschah wenige Tage, nachdem Hannchen ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert, und wenige Wochen, nachdem Anders nach Königsberg zurückgekehrt war.

VII.

Voluda's Jugendgeschichte. Das Unglück vieles zu wissen. Zöllner und Sünder.

So war nun Voluda im Hause der braven Matrone geblieben; er war durch seine Redlichkeit und sein bescheidenes sowohl als hilfreiches Wesen ihr eine wahre Stütze, und Hannchen beinahe unentbehrlich geworden. Sie hing mit einer unbeschreiblichen Hingebung an ihm und fühlte sich nur wohl in seiner Nähe; aber sie schien keine Ahnung davon zu haben, daß dieses Gefühl Liebe sei. Ihre Erziehung war eine so vortreffliche gewesen, daß sie völlig rein von allen sinnlichen Eindrücken erhalten worden war; gewiß wäre ihre Neigung zu dem jungen Manne erst dann lebhaft ausgebrochen, wenn man sie getrennt hätte; da aber hieran Niemand dachte, sie ihn täglich und stündlich in ihrer Nähe sah, so fühlte sie nicht das Geringste, was einem Wunsche nach Veränderung dieses Zustandes ähnlich gesehen hätte.

Ein Gleiches war mit Voluda der Fall: Von trefflichen Eltern auf das Trefflichste erzogen, durch seinen Vater, welcher selbst ein berühmter Schulmann, und welcher die Laster, die sich in den Schulen leider von Generation zu Generation fortpflanzen und nicht zu vertilgen sind, wohl kannte, dadurch behütet, daß er ihn den unteren Klassen seines Gymnasiums gänzlich entzog, ihm zu Hause aber eine Bildung gab, welche ihn befähigte, schon im zwölften Jahre Secunda zu beziehen, war ihm mit der geistigen Bildung die körperliche Gesundheit ungeschwächt erhalten worden, denn die jungen Männer von 18 und mehr Jahren, welche in Secunda saßen, gaben sich mit dem Kinde nicht ab, und der zwölfjährige Secundaner, weit über seinen Altersgenossen in den unteren Klassen stehend, gab sich wieder mit diesen nicht ab. So vermied er glücklich alle jene Unarten, welche man an den Gymnasiasten häufig bemerkt, und so wurde er glücklich bei der gefährlichen Klippe der heimlichen Sünden vorbeigeführt, und er kam rein und unverdorben fünf Jahre später unter das Militair, unter die freiwilligen Jäger, gleichfalls in einem Altersverhältniß, welches ihn über die Verführung hinwegbrachte, ohne daß er nur etwas von der Möglichkeit, verführt zu werden, erfuhr, denn seine Kameraden zählten alle mehr als 20 Jahr, und waren größtentheils Studenten, oder wohl gar junge Beamte, betrachteten ihn also nur in militairischer Hinsicht als Kameraden, in jeder anderen aber als Kind, als Pennal.

So hatte er bis jetzt seinen Weg zurückgelegt, ohne eine Ahnung zu haben von jenen Freuden, welche so tief in der menschlichen Natur wurzeln, doch so wenig von den Menschen beherrscht werden können, daß sie meistens diejenigen zu Grunde richten, welche sich ihnen zu früh und zu stürmisch hingeben.

In seiner Mutter und in den wenigen edlen Frauen, mit denen er bekannt geworden, lauter vortreffliche Menschen sehend, erschien ihm das Weib überhaupt als etwas Hochheiliges, als etwas dem Himmel unmittelbar Entsprossenes. Späterhin von diesen getrennt, hatte er wenig Gelegenheit zu Damenbekanntschaften, die ihm hätten gefährlich werden können. Das sehr gesittete Familienleben in Königsberg, zu welchem er Zutritt hatte, war ganz geeignet, die unbewußt gefaßte Meinung von dem weiblichen Geschlecht aufrecht zu erhalten, und so war wohl der Umgang mit Hannchen für diese in keiner Weise gefährlich; wie ein Paar unschuldige Kinder spielten sie miteinander, hatten sie eine gegenseitige Zuneigung zu einander, hatten sie eine gegenseitige innige Freude an ihrem Anblick, an ihrer Unterhaltung, aber es fiel ihnen auch nicht im Entferntesten ein, daß sie noch glücklicher werden könnten, daß es stürmische Leidenschaften gäbe, welche

weit über die Schranken hinausführten, innerhalb deren sie sich jetzt bewegten, und so erhielt sich ihrem Herzen der süße wohlthätige Frieden der Unschuld.

Die Familien der Stadt, welche zu dem Umgangskreise derer gehörten, bei denen er sich befand, waren gleichfalls viel zu honnet, viel zu anständig, um etwas Arges darin zu sehen. Als der Vater gestorben war, dachte wohl Einer und der Andere, die würdige Matrone sollte nun den jungen Mann veranlassen, eine andere Wohnung zu beziehen; da jedoch der Jüngste der Brüder Israel Joachim, das Comptoir seines Speditionsgeschäftes in das Haus seiner Mutter verlegte, nun also wieder ein männlicher Beschützer derselben dastand, fand man auch wieder den dauernden Aufenthalt Voluda's daselbst ganz gerechtfertigt, umsomehr, als man wußte, daß dem jungen Mädchen der Beistand eines mit ihr in Rapport gesetzten Mannes nöthig war; nur die Gemeinheit der Komödianten, zu denen Voluda gehörte, welche leider seine Kameraden waren und welche, in glücklicher Befreiung von jedem Gedanken an ein reines, einfaches Verhältniß, überall nur das, ihrem eigenen, gemeinen Sinn Entsprechende sahen, konnte hier etwas zu mäkeln finden, und sie thaten es vom Ersten bis zum Letzten, sie tasteten in der rohesten Weise seine heiligsten Gefühle an und zogen in ihren abscheulichen Reden Dinge an das Tageslicht, welche ewig mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt bleiben sollten.

Die Rohheit dieser Leute ging so weit, daß sie ihm unumwunden in's Gesicht sagten, was sie von dem Mädchen hielten, das sich mit ihm abgäbe. Er strafte sie mit einer tiefen Verachtung, sie ihn dafür mit einem heimtückischen Haß, der sich darin gefiel, alles Böse und Schändliche hinter seinem Rücken von ihm zu sprechen, ihm in's Gesicht dagegen mit lauernder Katzenfreundlichkeit Gewogenheit und Zuvorkommenheit zu zeigen; Keiner von ihnen wagte ihm gegenüber zu treten, ihn direct anzugreifen, denn Alle fürchteten seine wohlgeübte Hand und sein als Student und Offizier sehr waches Ehrgefühl; desto schonungsloser fielen sie über ihn her, wenn er den Rücken kehrte. Nun vollends war ihnen sein ungewöhnlicher Bildungsgrad störend: sie mußten überall seine Ueberlegenheit anerkennen, sie mußten überall, wo sie nicht wußten, was dieses oder jenes Wort bedeute, oder wie dieses fremde Wort ausgesprochen wurde, auf ihn zurückgehen, denn weder der Director noch der Mann, der sich selbst zum Regisseur eingesetzt hatte, Stein, verstand etwas, vermochte eine Erklärung zu geben, oder war auch nur über die ersten Anfangsgründe der Schulerkenntniß hinausgekommen.

Aber gerade daß er überall Bescheid wußte, während sie, die Unwis-

senden, seiner Hilfe bedurften, das erschien ihnen wie ein Verbrechen; er war ein hochnäsiger, eingebildeter Patron; sie, die alle aus der Lehre gelaufene Friseure oder Schneider, oder höchstens wegen Liederlichkeit abgedankte Schreiber eines Advokaten, oder Tüdchendreher oder Zimmermaler oder dergleichen waren, rechneten es ihm als ein Verbrechen an, daß er von guter Herkunft.

Sie, welche ihr Vergnügen jeden Abend bei dem Dreiblatt oder Solo in einer elenden Bier- und Schnappskneipe suchten, nannten sein Zurückziehen von ihrer Gesellschaft, unerlaubten und unerträglichen Hochmuth, und trotz alles dessen hatte Jeder, wenn er ihn sah, ein freundliches Wort, eine Schmeichelei für ihn, auch an dem gedachten Abend, als Voluda, von Hannchen kommend, unter die auseinanderstiebenden Verschwörer trat, und Ruhl ihn auf die uns bekannte Weise vernichtet hatte, war Meißner mit der liebevollsten Theilnahme zu ihm getreten, hatte ihn des Unfalls wegen, der ihn fortgeführt, bedauert, hatte sich mißbilligend über Stein geäußert und hatte ihm erklärt, daß er nicht Theil genommen habe an den empörenden Beschimpfungen, welche man während seiner Abwesenheit über ihn ergossen.

Voluda hatte sich lächelnd dahin geäußert, wenn der große Socrates schon gesagt habe: „Mögen sie mich nicht nur schimpfen, sondern auch schlagen, wenn ich nur nicht dabei bin", so kann ich dieses gewiß mit noch mehr gutem Grunde thun, da ich kein so großer Mann bin als Socrates, und meine Ehre weit weniger tief verletzt wird, wenn Herr Beier mich schimpft, als die des Socrates, wenn Alcibiades über ihn herzog, und so sage ich denn nochmals, mögen meine guten Freunde sich nur eine tüchtige Motion machen, mögen sie mich so lange prügeln, bis sie müde sind, wenn ich nur nicht nöthig habe, den Rücken dabei hinzuhalten.

Wie alles Andere, was er sagte und that, wurde auch dieses sofort der Kritik der Gesellschaft unterworfen, und ein Jeder fühlte wie jener Pharisäer, daß er doch etwas Besseres sei, als Voluda, der Zöllner, und er dankte dem Herrn dafür und strafte Voluda mit noch mehr Haß, als er früher gegen ihn empfunden.

VIII.

Wie Mesmer Arzt wurde und wie er das Lebensprinzip, die Vitalität, suchte.

Im Theater aber hatten sich bei dem Vorfall, der die kleine Störung veranlaßte, ein Paar Leute von den Zuhörern abgesondert, welche, trotz der Anwesenheit Wurm's, den Fall besprachen. Dieses waren zwei Aerzte: der würdige alte Generalchirurgus Schumann und ein junger Arzt der neueren Schule, der Doctor Hugisch. Der Eine war ein Ungläubiger: er hielt fest an einer fünfzigjährigen Erfahrung; der Andere war ein Enthusiast für die neue Heillehre; der Eine hielt Alles für Verstellung oder, wie bei Hannchen, für die ihm öfter vorgekommene Krankheit der Mondsüchtigkeit, der Andere im Gegentheil war so überaus leichtgläubig in Allem, was den Magnetismus betraf, daß ein jedes Kind ihn hätte zum Narren haben können. Er war auch ein Proselytenmacher, er wollte bekehren, er wollte Bekenner für den neuen Glauben gewinnen, und darum fing er auch bei Schumann gleich mit der historischen Begründung der Lehre vom Magnetismus an. Er erzählte:

„Mesmer, Friedrich Anton mit Vornamen, war unweit Constanz in Baden geboren, ward auf der Jesuitenschule zu Dillingen zum geistlichen Stande vorgebildet, wurde jedoch mehr von den Naturwissenschaften als von der Theologie angezogen, verließ in seinem achtzehnten Jahre das Kloster, ging auf die Universität Wien, um sich der Jurisprudenz zu widmen, fand aber auch an dieser keinen Geschmack, und verließ sie sehr bald, um sich von da ab ausschließlich mit der Medicin zu beschäftigen.

„Die Mathematik hatte ihm die Astronomie in etwas zugänglich gemacht, aber sie war bei ihm in Astrologie umgeschlagen; er glaubte dieselbe mit der Medicin in Verbindung setzen zu können, wie es ja die alten arabischn eAerzte immer gethan, und so kam es, daß die Dissertation, welche er behufs seiner Erlangung des medicinischen Doctergrades schrieb, den Titel „Ueber den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper" führte."

„Der Kerl war ein Narr," sprach Schumann, „in Preußen hätte er mit solcher Dissertation gar nicht Doctor werde können, er wäre in's Irrenhaus gekommen, und wenn ich ihn beim zweiten Armeecorps unter meiner Fuchtel gehabt hätte, so hätte ich ihm 25 überziehen lassen; ich sage Ihnen, er wäre zu Verstand gekommen."

„In Oesterreich war dies damals nicht mehr Mode, Herr Generalchirurgus," sagte Hugisch.

„Was? nicht mehr Mode? Ich sage Ihnen, Herr, es ist in Oesterreich noch Mode, und wenn Sie sich nach 50 Jahren einmal erkundigen wollen, so wird es dann auch noch Mode sein. Bei uns sind Anno 1807 die Stockhiebe abgeschafft, und das ist schlimm genug, denn nur die Furcht regiert die Welt."

„Nun, Herr Generalchirurgus, man that ihm damals nichts," so fuhr Hugisch fort, „er wurde Doctor, er wurde Arzt in Wien selbst, und zwar ein geachteter Arzt, denn er brachte eine neue Methode in Schwung: er frug jeden seiner Patienten nach seiner Geburtsstunde, suchte in den alten Jahrbüchern der Astronomie die Stellung der Planeten für dieses Jahr und diese Stunde auf, brachte seine Kranken in eine Beziehung zum Sonnensystem und zum Weltall, in ein Wechselverhältniß mit den Planeten, und suchte der Krankheit auf diesem Wege beizukommen."

„Der Kerl ist doch ein Narr!" rief entrüstet der alte Arzt, „was Teufel haben denn die Planeten mit dem Wohl- oder Uebelbefinden der Menschen zu thun? Ein jedes Kind muß ja einsehen, daß nach dieser verrückten Theorie alle Personen, welche auf dieser Erde zur selben Stunde geboren sind, auch dieselben Schicksale, Krankheiten ꝛc. haben, dasselbe Alter erreichen, an den nämlichen Zufällen sterben müssen. Ich frage Sie, Herr! der Sie ein Anhänger dieser Lehre sind, ich frage Sie, ob Sie daran glauben?"

„Nicht doch, geehrter Herr, ich bin kein Anhänger dieser Lehre, und ich glaube auch nicht daran; ich will Ihnen nur mittheilen, was Mesmer über diesen Gegenstand dachte und wie er zu dem gelangte, was man thierischen Magnetismus nennt, und was man lieber nach seinem Erfinder „Mesmerismus" nennen sollte, da der Name Magnetismus beinahe immer auf den Glauben bringt, es sei hier von der Wirkung eines Stahlmagnets die Rede.

„Die Ansicht, daß der Mensch der Wirkung der Planeten unterworfen, hieß ihn nach einer Thätigkeit suchen, welche in der Natur allgemein wirksam sei, und von der der Zusammenhang zwischen dem Menschen und der Erde, zwischen der Erde und dem Planeten ausgehe. Er nannte dieses gesuchte Agens: das Lebensprinzip. Sein Vorhandensein bedingt das Leben, seine Schwächung oder Wandlung bringt Krankheit, seine Abwesenheit den Tod. Dieses vorhandene oder eingebildete Lebensprinzip in seine Gewalt zu bekommen, war des wunderbaren Mannes eifrigstes Bestreben, und Sie müssen zugeben, Herr Generalchirurgus, daß dieses Bestreben wohl der ganzen Kräfte eines tüchtigen Mannes werth war."

„Hm — ja — das ist freilich nicht ganz übel," sagte Schumann, „aber wo steckt es denn, wie kann man es fassen, wie sieht es aus?"

„Dies waren Fragen, welche auch Mesmer sich vorlegte. Er kannte es nicht; er suchte es, und er versuchte hin und her, um es zu entdecken. Die Electricität war eine von den Kräften, deren durch gewaltige Maschinen hervorgebrachte Wirkung ihn auf den Gedanken leitete, das Lebensprinzip könne in ihr liegen. *) Dieses wenigstens war gewiß, daß man dadurch tödten könnte, daß also ein Zuviel eben so gut die Vernichtung nach sich zog, als eine gänzliche Abwesenheit. Es bedurfte dabei nicht des Blitzes, es war eine mäßig starke Maschine und eine große Batterie ausreichend, um durch einen Schlag, welcher vom Gehirn nach dem Ende des Rückenmarks geführt wurde, das größte Thier, dessen er habhaft werden konnte, einen Stier, zu tödten."

IX.

Wie Mesmer Electricität und Magnetismus versuchte und wie er durch Auflegen der Hände heilte.

„Seine Versuche mit der Electricität hatten nicht den gewünschten oder erwarteten Erfolg. Gleichviel, ob er seine Kranken mit Electricität anfüllte, oder sie ihnen entzog, wie man sich damals, in der Franklinschen Theorie befangen, über positive und negative Electricität ausdrückte, seine Kranken waren und blieben krank. Dieses Lebensprinzip also war nicht das rechte, es mußte nach einer andern Kraft gesucht werden.

„Seine astronomischen Studien hatten ihn mit dem Astronomen Hell in Wien in Berührung gebracht. Dieser war ein Mann von sehr großer Gelehrsamkeit, war besonders der Physik ergeben, beschäftigte sich mit dieser, und dabei ganz besonders mit der Electricität und dem Magnetismus. Er verfertigte selbst die vortrefflichsten Magnete und leitete Mesmer auf den

---

*) Diese Meinung scheint man jetzt, 100 Jahre nach Mesmer, wieder zu haben, wenigstens glaubt man electrische Thätigkeit bei jeder Bewegung eines Thieres, bei dem Wachsthum der Pflanze, besonders bei der Entfaltung der Blüthe, auftreten zu sehen; man glaubt durch Electricität unfruchtbare Felder befruchten und bei Männern und Frauen geschwundene Kräfte wieder dadurch aufrichten zu können. Die Versuche, welche Dubois-Reymond, Professor an der Universität zu Berlin, über diesen Gegenstand gemacht hat, gehören zwar zu den schwierigsten und feinsten, aber auch zu den in hohem Grade überzeugendsten.

Gedanken, den weit in die Ferne wirkenden Magnetismus auf seine Wirkung gegen den thierischen Körper zu untersuchen. Er versah Mesmer mit dem Besten, was er hatte, und der junge Arzt, welcher sich um jeden Preis berühmt machen wollte, ergriff die Sache mit Feuer, bediente sich der Magnetstäbe und Hufeisen zum Bestreichen der Kranken, und erhielt bei vielen derselben die allerglücklichsten Resultate.

„Ob diese Wirkungen nun wirklich, oder ob sie nur eingebildete waren, ob der Kranke sich selbst über seinen Gesundheitszustand täuschte, und so der Arzt dieser Täuschung gleichfalls unterlag, wollen wir dahingestellt sein lassen."

„Es wird wohl auch dummes Zeug sein!" polterte der alte Militairarzt heraus, „das sehe ich schon an Ihrem Kleinbeigeben."

„Nicht so ganz, geehrter Herr, denn die glücklichen Fälle wiederholten sich so, daß die lustigen Wiener auf einmal ganz ernst und wissenschaftlich wurden, den Gegenstand zum Tagesgespräch machten und dadurch auf das Allgemeinste in Aufnahme brachten."

„Ja, ja, ich kenne das," sprach Schumann, „und ich habe mich genug darüber geärgert; es war noch in meinen jungen Jahren, als alles dieses vorging, und ich erinnere mich dessen, nun Sie mich darauf bringen, sehr gut. Ich war damals noch Bataillonsarzt, stand in Breslau und hörte dort zu meinem Aerger von allen diesen Dummheiten viel reden. In dem vertracten Wien gab es ja und giebt es auch wohl noch eine unzählige Menge von ganz feinen gebildeten Damen, welche doch, trotz aller ihrer Bildung, ein großes Vergnügen daran finden, von sich reden zu machen — so ist es ja in jeder großen Stadt, und besonders in den Städten, welche die Modethorheiten angeben. Ich weiß es noch als ob es heute geschehen wäre (Eindrücke, die man in der Jugend empfangen hat, bleiben lange haften), wie man sich mit Entrüstung erzählte, daß die Damen in Wien darin eine Auszeichnung fänden, von Mesmer magnetisirt worden zu sein, daß es zum guten Ton gehörte und den Geschmack bekundete, wenn man irgend eine jener Krankheiten hatte, die durch den Magnetismus geheilt werden konnten; ich weiß aber auch leider zu erzählen, daß man, eben so wie in Wien, kurze Zeit nachdem die sittliche Entrüstung vorüber war, alle jungen hübschen Aerzte fragte, ob sie nicht magnetisiren könnten. Auch ich bin viel so gefragt worden — o mein lieber Herr Doctor, sehen Sie mich nur nicht so spöttisch an, Sie müssen wissen, daß, obwohl ich jetzt schon 72 Jahr zähle, ich doch einmal — es ist freilich schon lange her — 30 Jahr alt gewesen bin — nein, wirklich, Sie können's mir glauben! und damals war ich ein ganz strammer Kerl! — Es ist doch drollig, daß die jungen

Leute sich gar nicht einreden können, daß alte Männer auch 'mal jung gewesen sind. Sie halten das immer für eine Prahlerei; Sie werden auch einmal alt werden —"

„Gott gebe, daß es mit so vielen Ehren geschehe, als Sie deren genossen haben," erwiederte Hugisch, sich höflich verneigend, „ich habe nicht darüber, sondern nur über den Eifer gelächelt, mit welchem Sie über die damaligen Tollheiten sprachen. Nun, toll oder nicht, die Kurmethode führte zu einer neuen Entdeckung. Mesmer war der Mann der Mode geworden und durfte in keiner Gesellschaft fehlen, welche auf Glanz Anspruch machen wollte, und er fand dabei so vollkommen seine Rechnung, daß er von dieser Methode vielleicht gar nicht abgegangen wäre und wir um eine ganz hochwichtige Wissenschaft ärmer wären, wenn die Methode ihn nicht verlassen hätte.

„Er befand sich in einer jener glänzenden Abendgesellschaften, an welchen das glückliche Wien noch heute so reich ist, und siehe, eine der schönsten jungen Damen kam in den vielfach beneideten Fall, ohnmächtig zu werden. Da sie sehr schön war, so sah dieses sehr schön aus, und es waren sofort sehr viele Hände bereit, die schöne Dame auf das Sopha zu tragen. Nun machte man aber dem anwesenden Arzte Platz, damit er sein Heil an ihr versuche.

„Was in solchen Fällen gebraucht zu werden pflegte: Essigäther oder englisches Salz, war nicht unmittelbar zur Hand, und man forderte Mesmer auf, die Dame doch lieber durch seine neue Kurmethode wieder herzustellen.

„Dies wäre sehr gut gewesen, wenn er nur einen Magnet bei sich gehabt hätte; er war aber nicht zu einer Patientin, sondern zu einem ästhetischen Thee gegangen; aber er suchte sich zu helfen.

„Was ist denn ein Magnet? ein Stück Stahl, das man gestrichen hat. Nun, ein Messer, eine Scheere, ist ja auch ein Stück Stahl. Er erbat sich eine Scheere, strich dieselbe einige Male mit seiner Hand und richtete die nun so behandelte kleine Stahlmasse gegen die Herzgrube der ohnmächtigen Dame und, o Wunder! die Dame fiel in einen sanften Schlaf."

„Kreuz Donnerwetter!" rief der alte Militairarzt, „wie kann sie denn in einen sanften Schlaf fallen? Sie war ja schon in Ohnmacht gefallen! Sehen Sie, Herr Doctor, das ist wieder einmal ein Zeichen, wie die Leute ohne Kritik Alles nacherzählen, was ihnen vorgesagt wird. Erklären Sie mir das! Wachte sie auf aus ihrer Ohnmacht? Kehrte sie sich um, und zeigte sie ihrem Lebensretter ihre blinde Seite, oder wie war die Geschichte? Jedenfalls hat sie viel dummes Zeug geschwatzt: Von Vapeurs, von Migräne und dergleichen Verrücktheiten?"

„Sie wissen wohl, geehrter Herr, daß ich nicht dabei war; ich erzähle nur, was ich darüber gelesen, und dieses war, daß der Fall das ungemeinste Aufsehen erregte. In Gegenwart von vielleicht dreißig oder mehr unparteiischen Zeugen, sämmtlich der vornehmen Welt angehörig, hatte Mesmer wunderbar schnell eine vornehme junge Dame in magnetischen Schlaf versetzt und von ihrem Uebel geheilt ohne einen Magnet, und dies vermehrte seinen Anhang auf das Unglaublichste.

„Er legte nunmehr überhaupt die Magnete bei Seite und heilte durch Auflegen seiner Hand, durch Bestreichen, durch Anhauchen —"

„Ja, ja, ich weiß! wie die Heiligen in den ersten Jahren des Christenthums," sagte Schumann, „der Mensch war ein Betrüger, die Geschichten waren alle verabredet, all' dergleichen ist damals gar nicht zum ersten Male dagewesen. Es wiederholt sich Alles auf der Welt — es ist Alles schon dagewesen, nichts Neues unter der Sonne, sagt schon Horaz, wie wollte denn das jetzt anders sein; aber das Händeauflegen hat vor 500 Jahren so wenig gefruchtet, wie vor 50 Jahren."

„Wenn er ein Betrüger war," sagte Hugisch, „so war er jedenfalls ein betrogener Betrüger, wie Nathan der Weise in seiner Erzählung von den Ringen sagt. Etwas Charlatanerie hat er allerdings gehabt, dies kann man, glaube ich, zugestehen, ohne ihm zu schaden; allein absichtlich betrogen hat er gewiß niemals, denn er war ein so durchaus uneigennütziger Mensch, daß er für die mehrsten seiner Kuren gar kein Honorar nahm. Er ließ sich allerdings von reichen Leuten sehr reich bezahlen, allein wer kann ihn deswegen verurtheilen?"

X.

Das gefundene Lebensprinzip. Der thierische Magnetismus. Deutsche und französische Urtheile darüber.

„Von diesem Augenblick legte Mesmer den Stahlmagnet für immer bei Seite; er heilte nur noch mit der Hand und gab dem jetzt endlich gefundenen Lebensprinzip den Namen „thierischer Magnetismus". Er richtete ein Clinicum ein und empfing hier täglich eine große Zahl von Patienten, besonders von Damen, und erregte ein immer steigendes Aufsehen, indem er besonders die Hysterie im Allgemeinen, den halbseitigen Kopfschmerz und

alle eigentlichen Nervenkrankheiten glücklich behandelte; zugleich aber erweckte er auch unter den Aerzten in Wien, welche sich in ihrer Praxis benachtheiligt sahen, einen solchen Neid, einen solchen Haß, daß sie ihn in die unangenehmsten, in die widerwärtigsten Klatschereien verwickelten, so daß er in Verzweiflung gerieth und Wien verließ, um sich in Paris anzusiedeln. „Mit leidlichem Geld und frischem Muth" daselbst angelangt, trat er mit einem Grundriß eines neuen Natursystems auf, welches er in 29 kurzen, aber in vollständig befehlenden, jede Widerlegung ausschließenden Sätzen zusammenfaßte und sie dem berühmten Institut Royal (der Akademie) vorlegte.

„Ein gewisser Ruf war ihm vorangegangen; die Mitglieder des Instituts hielten sich für verpflichtet, von seiner Schrift Kenntniß zu nehmen und sie zu beurtheilen. Es geschah dieses in einer großen, feierlichen Sitzung; die Sätze wurden einer nach dem andern vorgetragen, besprochen, und nach einer höchst tumultuarischen Scene wurden sie sämmtlich verworfen.

„Er wandte sich nunmehr an die medicinische Facultät zu Paris mit der Bitte, sein System auf das Genaueste zu prüfen; das Ansinnen wurde aber mit der größten Verachtung zurückgewiesen."

„Aha! da haben wir's," rief der alte Schumann, „sehen Sie, liebster Doctor, so wird wohl ein jeder vernünftige und vorurtheilsfreie Mensch darüber denken."

„Nicht so ganz, geehrter Herr; es gab außer der medicinischen Facultät noch einige andere Leute, welche man nicht unbedingt für Narren zu halten geneigt war. Zu diesen gehörte der Minister Maurepas. Mesmer hatte eine Schrift: »Memoire sur le magnetisme animal« in glänzend gebrauchtem Französisch geschrieben; er hatte sich damit, wie durch einen Zauber, die Herzen der leichtbeweglichen Franzosen erworben. Der Minister Maurepas berief ihn zu sich, und bot ihm zur Errichtung eines Instituts nach seiner Methode die Summe von etwa 3000 Thlr. jährlich an, und bot ihm auch noch einen lebenslänglichen Gehalt von doppeltem Betrage an, wenn er seine Methode französischen Aerzten, die sich dafür interessiren möchten, mittheilen wolle.

„Ein Beweis seiner Uneigennützigkeit liegt gewiß darin, daß er dieses großmüthige Anerbieten ausschlug. Konnte man dem Anerbieten des Ministers keine andere Bezeichnung beilegen, so verdiente gewiß das Benehmen Mesmers, welcher solche Vortheile ablehnte, eine gleiche Bezeichnung, und es erwuchs ihm auch daraus ein Vortheil seltener Art. Die reichen Großen, welche Paris bewohnten, fanden das Benehmen des deutschen

Arztes so außerordentlich nobel, daß sie ihn für einen Franzosen erklärten, daß sie behaupteten, eine solche Großmuth dürfe nicht ohne den verdienten Lohn bleiben, müsse von der ganzen Nation anerkannt werden, und so eröffneten einige der Ersten eine Subscription zu seinen Gunsten. Damit die Sache aber nicht einer Bettelei ähnlich sehe, so waren die Beiträge auf 100 Louisd'or festgesetzt; es kamen in Kurzem 100 Unterschriften zusammen, und man händigte ihm die Summe von 10,000 Louisd'or in Gold ein, um ihm zu ersetzen, was er großmüthig ausgeschlagen hatte."

„Er wird wohl zum zweiten Male kein solcher Narr gewesen sein," sprach Schumann; „ich würde übrigens gleich das erste Geld angenommen haben."

„Es scheint beinahe, als habe er das bessere Theil erwählt," erwiederte der Doctor, „denn die französische Revolution, welche 10 Jahre später eintraf, hätte doch den Zahlungen von Seiten der Regierung ein Ende gemacht. So hatte er 60,000 Thlr. als sein eigenes, ihm nicht zu bestreitendes Vermögen und es bildeten sich ähnliche Comité's, wie in Paris, zu Sammlungen für den großmüthigen Fremden, welcher der französischen Nation gewonnen worden war. Diese Subscription trug die schöne Summe von einer halben Million Francs; aber auch hier zeigte sich der edle Sinn des braven Mannes. Er lehnte das bedeutende Geschenk ab; da man jedoch die Beiträge den einzelnen Leuten nicht zurückgeben konnte, so stiftete er in den zwanzig Hauptstädten der Provinzen zwanzig Anstalten, in denen seine Heilart ausschließlich aller anderen angewendet werden sollte, und in denen junge Aerzte sowohl, als die Beamten, besoldet, und die sämmtlichen erforderlichen Einrichtungen bestritten werden sollten von jener halben Million, die ihm zum Privatbesitz übergeben worden war. Allein gelehrt wurde seine Methode freilich in keiner dieser Anstalten; er hüllte sich und seine Methode in einen geheimnißvollen, in einen mystischen Schleier, und dieses war auch wohl der Grund, weshalb er das glänzende Anerbieten des französischen Ministers ausgeschlagen hatte."

„Das glaube ich, er wollte nichts verlauten lassen von seinen windigen Wunderkuren," sprach Schumann; „ich erinnere mich noch ganz gut des Aufsehens, welches die Geschichte damals machte. O, wir alten Leute, wir vergessen die Eindrücke, welche wir in der Jugend erhalten haben, nicht so leicht! Ich weiß sehr wohl, wie man jene Gesellschaften damals nannte, sie hießen — sie hießen — sie hießen — — —"

»Societées harmoniques.«

»Societées harmoniques, ganz recht, so hießen sie. Sehen Sie wohl, ich weiß das Alles noch sehr gut. Diese mystischen Gesellschaften verzweigten

sich durch ganz Frankreich, ja sie hatten Filiale sogar in den Colonien. Man erzählt sich, daß da ganz lasterhafte Dinge getrieben worden seien. Eigentlich laut wurde nichts darüber, aber man munkelte, man rannte sich Geschichten zu, daß die Haare sich einem vor Entsetzen aufrichteten: da sollten alle Familienbande zerrissen werden, da sollte Incest jeder Art getrieben worden und das Glück von unzähligen Menschen zu Grunde gerichtet sein. Die alten Aerzte perhorreseirten diese Verbindungen, und die französische medicinische Facultät sprach einen förmlichen Bannfluch aus über alle Diejenigen, welche sich der Arzneikunde gewidmet hatten, und nun zu diesen Abscheulichkeiten übergingen, wo man Nervenschwäche durch Orgien heilte und dafür die Rückenmarkschwindsucht eintauschte. Dies hinderte jedoch Mesmer nicht, sich ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, so wenig es seine Anhänger hinderte, seine Kurmethode anzunehmen und zu verbreiten, bis die französische Revolution dem ganzen Unfug ein Ende machte, freilich nur, um noch viel gräßlicheren Unfug heraufzubeschwören."

XI.

Wie die Wirkung des Magnetiseurs zu denken sei. Höchst merkwürdige Geschichte von dem Bruder Veit.

„Herr Generalchirurgus," sprach Hugisch, „Sie haben den Standpunkt, auf welchem wir uns befanden, Sie haben den Gesichtspunkt, von dem wir ausgingen, gänzlich verändert. Ich wollte nicht eigentlich die Geschichte Mesmers erzählen, sondern vielmehr von den Wirkungen seiner Kurmethode sprechen, und diese sind so wunderbar und so mächtig, daß sie ein inhaltschweres Kapitel der neueren Arzneikunde bilden. Ein Mensch wirkt auf den andern nicht allein durch den Schnepper oder durch ein Brechmittel, durch ein schweißtreibendes Mittel — ein Mensch kann auch auf den andern wirken durch Liebe oder durch Furcht, oder durch Hochachtung. Sagt doch schon ein uraltes Sprichwort: »presente medico nihil nocet«."

Lächelnd sprach der alte Schumann: „Ja, ja, ich weiß! „Präsente schaden einem Arzte nichts", so übersetzten wir dumme Jungen diesen schönen Satz des Galenus oder wessen sonst, ich kann mich nicht d'rauf todtschlagen lassen, daß ich den Rechten genannt habe, aber so einer aus der alten Zeit ist's jedenfalls gewesen, ja, ja, presente medico nihil nocet, Präsente schaden einem Arzte nichts."

„Nun, sehen Sie, Herr College, da Sie das schöne Sprüchlein kennen, so sagen Sie mir doch, woher das kommt."

„Wie! Daß Präsente einem Arzte nichts schaden?" frug verwundert Schumann.

„Nein, ich meine nicht die scherzhafte, ich meine die ernsthafte Uebersetzung. Ich möchte wissen, woher es kommt, daß in Gegenwart des Arztes, dem man volles Vertrauen schenkt, dem Patienten nichts schadet."

„Ei nun, zum Kukuk, wenn Sie es nicht ganz wörtlich nehmen, so ist die Sache so natürlich als sie alt ist: Hat der Arzt Vertrauen bei seinem Kranken, so wird dieser dadurch so — so — gewissermaßen umsponnen, umstrickt, daß er ganz in dem Arzte aufgeht, daß er glaubt, die Nähe des Arztes werde ihn schützen vor üblen Einflüssen."

„Nun ja, nichts anderes als dieses! Aber damit sind ja auch alle sympathetischen Kuren, alle Besprechungen, eben so wie das Magnetisiren, erklärt. Der Arzt hat einen mächtigen Willen, dem Kranken zu helfen, der Kranke kommt dem Arzt entgegen auf der Hälfte des Weges, er will sich gerne heilen lassen, er verlangt es ja nicht besser, und ist der moralische Einfluß des Einen und der hingebende Glaube des Andern groß, so erfolgt die Heilung, und das ist der Magnetismus.

„Freilich sind die obigen Bedingungen nöthig. Der Arzt muß einen sehr energischen Willen haben: dies setzt einen kräftigen Körper voraus; der Patient muß unbedingten Glauben haben und muß sich ohne Widerstand, muß sich ganz passiv, ganz willenlos hingeben: dies setzt wieder eine gewisse Schwäche und setzt auch eigentlich ein anderes Geschlecht voraus, daher man auch viel mehr von glücklichen Kuren bei Damen, als bei Männern hört. Der Wille einerseits, die Hingebung andererseits sind das Wirkende und das Empfangende. Das Auflegen der Hände, das Bestreichen ist eigentlich nur Nebensache; schon der feste Blick genügt: sowie der Blick der Schlange das Eichhörnchen oder den schwachen Vogel bezaubert, so macht der Blick des alten Fritz seine Generale zittern, so beruhigt der ernste Blick des Arztes denKranken, so schläfert der des Magnetiseurs seine Patientin ein.

„Hier liegt eben eine jener schrecklichen Klippen, an denen so Viele schon gescheitert sind, und deren gerade im thierischen Magnetismus mehr zu finden sind, als in hundert anderen ähnlichen Angelegenheiten. Was für Unfug ist nicht schon getrieben worden von Aerzten, die sich dieser Kraft bewußt sind!"

„Sie geben denn doch also zu, daß eine solche geheimnißvolle Kraft

vorhanden sei?" frug der jüngere Arzt den älteren. — „Wenn dieses ist, so habe ich ja schon gewonnenes Spiel; ich will Ihnen gegenüber nichts weiter thun, als das Dasein einer solchen Kraft beweisen."

Verlegen schwieg der würdige alte Mann eine Zeit lang, dann sagte er: „Ich bin zweifelhaft, was ich Ihnen hierauf antworten soll; die Thatsache liegt vor: Aerzte haben ihre Gewalt über Kranke gemißbraucht. Ob aber dieses dadurch geschehen ist, daß sie das Bewußtsein eingeschläfert oder die Sinne aufgeweckt, ist mir jetzt noch keineswegs ganz klar, und es dürfte wohl möglich sein, daß das Letztere der Fall, wenn es sich auch vielleicht nicht wird beweisen lassen."

„Nun aber, Herr Generalchirurgus, was sagen Sie denn dazu, daß man sich selbst magnetisiren kann. Ich habe in einem Buche von Bete Weber, was vor wenigen Jahren in Insbruck gedruckt worden ist, folgende merkwürdige Geschichte gelesen:

„Derselbe erzählt von mehreren Geistlichen des mittleren und südlichen Italien, welche über alle Maßen fromm und in den Herrn entzückt gewesen sind, und fährt dann fort, wie folgt: „Neben diesen glänzenden Prachtblumen südlicher Tugend und Glaubensmacht sandte uns die italienische Halbinsel auch eine schmucklose, unendlich zarte, den heißen Küsten Calabriens entsprossene Blüthe, in ihrer wehrlosen Unschuld fast noch wirksamer als die feuerströmende Beredsamkeit seiner Vorgänger. Wir meinen den gottseligen Franz Vito aus dem Königreich Neapel. Er lebte 20 Jahre in der seeligen Dunkelheit eines ganz Gott geweihten Lebens, ohne alle Aufmerksamkeit der neugierigen Menschen auf sein verborgenes Duften und Blühen in heiliger Liebe. Im zwanzigsten Jahre seines Lebens trat er in den Franziskanerorden strengster Zucht; ein herrlicher Jüngling, mittlerer Größe, vom zartesten Körperbau, fast durchsichtig in Fleisch und Farbe, mit weichen, sanft leuchtenden Zügen.

„Schon während des Probejahres war sein himmlisches Zartgefühl so übermächtig, daß er im stürmischen Drange seiner Gefühle fast unaufhörlich in Thränen zerfloß. (Man muß dies nicht gar zu genau nehmen; er wird wohl nicht ganz auseinander gelaufen sein, sonst wäre ja nichts übrig geblieben für das Folgende.) Bisweilen erschütterten ihn so tiefe Seufzer, daß es schien, sein Herz wolle sich aus seinem Sitze reißen und brechen im Uebermaße seiner innigsten Andachtsgluth.

„Es währte nicht lange, so war die Kraft seiner gotterfüllten Seele, so mächtig, daß das sinnliche Gewicht seines Leibes seine geistigen Bewegungen nicht mehr hemmen konnte. Bei jedem heiligen Gedanken stieg er wie beflügelt in die Höhe, machte oft weite Strecken, schwebend

durch die Luft, selbst bei feierlichen Umgängen vor allem Volke. Oft schwebte er wie ein leicht emporgehobenes Blüthenblatt aus dem Blumenflor des Gartens zur Dachhöhe seines Ordenshauses, er selbst zwischen Himmel und Erde die duftreichste Blüthe. Nur die Stimme seines Vorstandes rief ihn wieder zur Erde zurück. Erschien er unter seinen Brüdern, so ging's von Mund zu Munde flüsternd: „„Sprechen wir nichts von heiligen Dingen, denn wenn es Franz Vito hört, so verlieren wir ihn gleich wieder aus dem Gesicht; wir müssen ihn doch auch ein wenig unter uns haben.““ Er trug die Augen immer geschlossen, alle Kraft seiner Sinne einwärts gekehrt, in die tiefste Mitte seiner betrachtenden Seele. Sein fastenbleiches, abgemagertes Angesicht erblühte in süßer Betrachtungslust stets zur hellsten Rosengluth, und ein Leuchten himmlischer Strahlen durchschimmerte sein ganzes Wesen, brach aus seinem seelenvollen Auge.

„Dem Fürstbischof von Trient, Carl Emanuel, wurden die Tugenden des Vito (Vitus oder Veit) bekannt. Sogleich beschloß er, diesen Mann zur Belebung des religiösen Sinnes in Tyrol zu benutzen. Der arme Ordensbruder brach mit Bewilligung des dortigen Hauptes der Kirche nach Trient auf, mit Schmerzen aus der liebgewonnenen Einsamkeit scheidend, seine Zelle, seinen Garten verlassend, aber durchglüht und getröstet von der süßen Ansprache seines Geistes, wie ein schuldloses Kind vorüberziehend an den Prachtstädten Italiens, sorgsam tragend in seiner reinen Seele den Frieden, den die Welt nicht geben kann. Von Ancona fuhr er hinüber nach Venedig, und als er in die Marienskirche trat, machte die Heiligkeit des Ortes so tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß er, ganz verzückt, emporstieg an's Gewölbe der Kirche, und mit seinem Kopfe die Decke der Kuppel berührte."

XII.

Marie Huber, welche in die Luft fliegt, worüber einer sehr lacht. Erhöhete Seelenthätigkeit. Verschiedene Sinnesschärfe.

Der alte Generalchirurgus hielt sich die Seiten vor Lachen und sagte: „Lieber Doctor, Sie wollten mir die drollige, die komische Seite des thierischen Magnetismus zeigen." Er lachte so viel und so herzlich, daß die Zuschauer in der Nähe darauf aufmerksam wurden; aber er fuhr fort zu lachen, trotz des wiederholten St. St.=Rufens, und sagte zum jüngeren

Collegen: „Das ist ja eigentlich ganz gegen die Verabredung; Sie wollten mir die Existenz des thierischen Magnetismus beweisen nach Ihrer historischen Einleitung, und Sie binden mir da die unsinnigsten Märchen auf."

„Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß es wenigstens kein Märchen sein soll. Was ich Ihnen hier mitgetheilt habe, ist beinahe wörtlich Dasjenige, was ich mir aus dem angeführten Buche von Bete Weber abgeschrieben habe; vielleicht citirt dasselbe einmal ein größerer Arzt als ich, allen Ernstes, wie ich es gleichfalls gethan habe." *)

„Was ist da zu sagen? Der Kerl, der das geschrieben hat, ist ein Vieh! Er giebt sich ja durch seinen Vornamen selbst als solches kund: Bete."

„Wenn aber doch bedeutende Männer so etwas glauben: Forscher, Aerzte —"

„Lieber, das ist ganz unmöglich, gar kein vernünftiger Mensch kann das glauben."

„O, Herr College, dies ist nicht ganz richtig. Ich finde in einem anderen Werke angeführt, daß Marie Huber ähnliche Erscheinungen darbot. Sie war die Vorsteherin eines Instituts der Schulschwestern zu Brixen; kränklich von Jugend auf, unterzog sie sich doch aller Noth und Arbeit, aller Kälte, arbeitete und litt, immer den schlechtesten Dienst für den besten nehmend, in Botzen, Insbruck und Salzburg zehn Jahre lang mit Abtödtung ihres Fleisches sich immer mehr abschälend von aller Theilnahme dieser Welt. Ihr gefälliges Wesen, ihre Fertigkeit, fremde Verhältnisse schnell von der richtigen Seite aufzufassen, machte sie sehr beliebt. Die Gnade mit ihren wunderbaren Wirkungen drang immer tiefer in ihre Seele, alle Kräfte ihres Daseins aufregend, sie allmählig einführend in das süßeste Geistesleben.

„Mit dem Schwunge ihrer Gottesgefühle stieg die Kränklichkeit ihres irdischen Beiwesens; dabei fastete sie sehr strenge, in der Regel 4 Tage in der Woche, oft bei Wasser und Brod, so daß die Beichtväter ihrem Eifer Einhalt thun mußten. Alle äußeren Eindrücke weckten in ihr das tiefe Gefühl der heißen göttlichen Liebe. Einmal von ihrer Krankheit kaum ein wenig genesen, wurde sie von ihren Schwestern hinausgeführt zum Genuß der frischen Luft. Am Eisat hinter dem Clarissinnenkloster, unter zwei hochaufragenden Nußbäumen, hielten sie stille und redeten von der Fülle der Gnade.

---

*) Ist geschehen durch Ennemoser in München in seinem Werke über den Mesmerismus im Jahre 1853.

„Die Oberin, Marie Huber, blickte dabei auf das durch die Eisat getriebene wasserschöpfende Rad, welches die Gärten des Clarissinnenklosters aus dem Flusse tränkte.

„Auf einmal wurde sie verzückt, schwebte frei empor bis zu den Aesten der Nußbäume, und blieb in der Luft hangen mit ausgebreiteten Armen, unbeweglich und starr.

„Die Schwestern riefen ihrer Beichtvater als Zeugen des wunderbaren Auftrittes; nur der strengste Befehl des Geistlichen lös'te sie endlich aus den Banden der Verzückung. Wieder zu sich selbst gekommen, erzählte sie: »Das wasserschöpfende Rad habe in ihr die Vorstellung erzeugt, daß Gott auf solche Weise seine Himmelsgnade ausschütte über die ausgetrockneten Seelen der Menschen und dadurch die Tugend an ihnen hervortreibe. Die Freude darüber habe ihre Seele so emporgehoben, und der Körper sei der Seele nachgefolgt.«"

Der alte Generalchirurgus hatte während der letzten Hälfte der Erzählung schon wiederholt bedenkliche Anzeichen des Lachkrampfes von sich gegeben; jetzt konnte er sich nicht mehr halten; er brach in ein homerisches Gelächter aus, nahm aber, um kein Aufsehen zu erregen, den jungen Arzt unter den Arm und führte ihn dem nahen Ausgange zu.

Hier wollte er sich nun erst ausschütten vor Lachen. Er setzte sich auf eine vor dem Schauspielhause angebrachte Bank und lachte so laut und so herzlich, daß die Vorübergehenden zu verschiedenen Malen sich verwundert umsahen; der alte Herr war zwar als sehr jovial bekannt, so etwas hatte man aber doch an ihm noch nicht gesehen.

„Nein, es ist zu toll!" rief er endlich aus, „man sollte es nicht für möglich halten, daß solches Zeug erdacht werden könne — Gottes Gnade mit einem schlechten Mühlrade zu vergleichen, und vor Entzückung über diesen sublimen Gedanken in die Luft zu fliegen, ja nicht einmal herunterzukommen, als der Beichtvater anlangt — wenn der gerade unter ihr gestanden hat? Die Röcke hatte sie sich gewiß nicht zusammengebunden beim Indieluftfliegen, wie die keuschen Dienstmädchen, wenn sie sich aus Verzweiflung ins Wasser stürzen." Und wieder lachte der alte Mann, daß ihm die Thränen über die Backen liefen.

„Sie werden mich beinahe anstecken mit Ihrer Lachlust," sprach Hugisch.

„Ja, lachen Sie nur immer zu, liebster Doctor," sprach der alte Mann, „das ist viel besser, als an solches verrücktes Zeug glauben, welches doch nur dem verbrannten Gehirn eines fanatischen Mönches entsprungen sein kann."

„Ich will auch nicht ernstlich vertheidigen, was Sie zu solchem Lachen reizt, dies aber ist gewiß wahr, und das ist es, weshalb ich die beiden Erzählungen Ihnen mittheilte. — Gewiß ist es, daß der Mensch über sich selbst eine unbeschreibliche Gewalt hat, sich außer sich selbst setzen kann, daß sein Geist beinahe ohne Hilfe seines Körpers Dinge zu verrichten im Stande ist, welche man im gewöhnlichen Leben gar nicht für möglich hält, und welche darum doch wirklich vorhanden sind. Lassen wir den Bruder Veit, der sich bis an die Kuppel der Marcuskirche, und die Schwester Maria, welche sich bis in die Zweige der Nußbäume erhob, unberücksichtigt."

Der alte Generalchirurgus fing wieder an zu lachen, aber der junge Arzt ließ sich nicht stören in seiner Betrachtung, sondern fuhr fort:

„Lassen wir sie unberücksichtigt, und denken wir nur an die Nachtwandler. Was führen diese Menschen in ihrem wunderbaren Zustande, ihrer selbst unbewußt, aus? Kein noch so geschickter Turner, kein schwindelfreier Maurer vermag es ihnen gleich zu thun, so keck gehen sie auf dem Dachfirst oder auf der Dachrinne am äußersten Rande eines Hauses umher. Sie würden schaudern, wenn sie wüßten, was sie thun, aber sie thun es unbewußt, getrieben von einer inneren Kraft, welche gleich ist der des inneren Magnetismus."

„Aber liebster Doctor, das ist ja nicht Magnetismus, das ist ja ein Krankheitszustand."

„Nicht doch, Herr Generalchirurgus, das ist eine erhöhte Seelenthätigkeit, die wir nur deshalb einen Krankheitszustand nennen, weil wir einer solchen erhöhten Thätigkeit nicht gewohnt sind. Es ist aber sehr sonderbar, so etwas Krankheit zu nennen, blos weil wir dasselbe nicht alle Tage sehen. Wo haben wir denn einen Maßstab für den Gesundheitszustand der Seele? Soll er etwa darin liegen, daß alle Leute denken wie wir, und ist etwa derjenige krank, der nicht so denkt wie Sie und ich? In diesem Falle hätten alle Anderen, welche nicht so denken wie wir, auch vollkommen Recht, uns für krank zu halten! Unser Maßstab paßt nicht für Alle, die Seelenthätigkeiten sind höchst verschieden; Sinne haben wir alle, aber sie sind verschiedenartig aufgeschlossen. Besehen Sie sich einmal die Handwerker, die Dienstboten. Der Schuhmacher, der Schneider muß von seiner Arbeit ablassen, wenn er mit Jemandem spricht, obwohl seine Arbeit kein Geräusch macht, wie etwa die des Schlossers oder Schmiedes; die Köchin, welche die unbedeutendste Arbeit verrichtet, welche gewiß ihr Denkvermögen nicht in Anspruch nimmt, hört auf, den Topf zu scheuern oder die Flasche zu spülen, wenn die Frau vom Hause ihr etwas aufträgt; die Kaffeeschwester, das Stubenmädchen hört nicht, was

um sie her vorgeht, wenn sie mit ihrer guten Freundin, einer anderen Kaffeeschwester, von einem anderen Dienstmädchen klatscht. Es giebt Leute, welche den Geruch eines ausgeblasenen Lichtes nicht ertragen können; wenn solche Leute aber beim Abschiednehmen mit der guten Freundin noch zwei Stunden lang an der Thüre stehen und hier noch das Wichtigste verhandeln, wozu sie während ihres Besuches keine Zeit hatten, so kann das Endchen Licht oder die Lampe immerhin ausgehen, sie werden es nicht bemerken. Eine Andere ist so zartnervig, daß sie den Duft der Reseda oder der Orangenblüthe nicht ertragen kann; dagegen schadet ihr das grauenvolle Patchioli und der durchdringendste Moschusgeruch nicht, weil diese Parfüms Mode sind. Diese Einseitigkeit der Sinnesausbildung findet man gar nicht blos in den niederen Ständen, man findet sie auch in den sehr viel höheren Regionen, besonders bei den Damen. Beinahe niemals kann man eine Dame von einer vorgefaßten Meinung abbringen, beinahe niemals kann man sie eines Anderen überzeugen. Warum? Sollte es den Frauen an Fassungsgabe fehlen? Sollten sie unvernünftig sein? Ganz gewiß nicht! Wenn sie selbst wollen, können sie uns wohl beweisen, daß es ihnen nicht an Vernunft mangelt — aber sie *hören* nicht, ich meine es hier genau so, wie ich es sage, sie *hören* nicht, es ist, als wären sie taub nach außen hin, sie *hören nur ihre eigene innere* Stimme; bei einem Gespräch mit Jemandem, der sie von ihrer Meinung abbringen will, können sie wohl *still* sein, wenn sie gesittet sind (die ungebildete Frau schweigt nicht still, sie spricht immerfort, man kann keineswegs sagen, sie lassen den Andern nicht zu Worte kommen, im Gegentheil, sie läßt ihn reden, so viel er will, aber sie redet mit ihm zugleich und hört ihn nicht), aber während der Andere spricht, um sie zu überzeugen, und sie sich dabei mäuschenstill verhalten, hören sie doch *nicht*, *was er sagt*, sondern lediglich, *was sie selbst sagen*; sie raisonniren inwendig, wie jener gute Fähnrich sich ausdrückte, und dieses hindert sie, ihr Ohr demjenigen zu leihen, der sie gern überzeugen möchte.

„Umgekehrt will man behaupten, daß die Diplomaten im eifrigen Gespräche mit Jemandem sein und doch zugleich hören können, was ein anderes Paar in der Nähe spricht; eben so wie der Kammerdiener die Befehle seines Herrn vernimmt, und zu gleicher Zeit mit geschärftem Ohre die Geheimnisse der gnädigen Frau erlauscht, welche sie, mit ihrem Dienstmädchen leise sprechend, im Nebenzimmer verhandelt.

„Was will dieses Alles aber sagen gegen die geschärfte Sinnesthätigkeit eines sogenannten Wilden in den nordamerikanischen Prairien oder den Felsengebirgen! Im eifrigen, aber leisen Gespräch mit seinem Freunde *sieht*

er die Fußstapfen des feindlichen Stammes, dem er als Kundschafter folgt, zählt er die Anzahl derselben, indem er die Verschiedenheit der Fußstapfen beobachtet, obwohl sie alle in einer Reihe laufen, unterscheidet er die Spuren der Männer von denen der Frauen, und zwar auf nacktem Felsboden besser als im Sande; er hört aber auch zugleich das Knistern gebrochener Zweige im benachbarten Walde und weiß daraus zu beurtheilen, von welchem Thiere es herrührt, ob von dem springenden Hirsche, dem trabenden Pferde oder dem ungeschickt galoppirenden Prairiewolf, und indem er alles dieses beobachtet, wittert, riecht er auch noch den eine halbe Meile weit entfernten Fluß.

„Es ließen sich die Beispiele von erhöhter Sinnesthätigkeit beliebig häufen; es kommt aber hier gar nicht darauf an, viele Beispiele zu geben, sondern in wenigen darzuthun, daß die Seelenthätigkeit bei verschiedenen Menschen höchst verschieden sei, und dies geht schon aus dem hier Gesagten hervor. Nun aber frage ich Sie, wo ist die Grenze? Wo heißt es: „Bis hierher und nicht weiter?“ Verfolgen wir die Thätigkeit des menschlichen Geistes Schritt für Schritt, so werden wir auf jedem Schritte eine andere Abstufung gewahr werden, und bei der allerhöchsten geistigen Entwickelung können wir eben so wenig sagen, daß eine noch höhere Entwickelung unmöglich sei, wie wir bei einem Stumpfsinnigen sagen können, es sei nicht denkbar, daß es einen noch Stumpfsinnigeren gebe.“

XIII.

Krankheitserscheinungen und gesteigrete Geistesthätigkeit. Unendlicher Jubel über Wurm. Viele schlechte Witze.

„Das Alles ist ganz wahr, lieber Doctor, aber ich frage Sie, was Sie damit beweisen wollen?“

„Nichts weiter, geehrter Herr, als daß wir nicht ungläubig, Dinge als Krankheitszustände betrachten sollen, die doch nur Entwickelungsstufen sind. Ich halte den Mondsüchtigen nicht für krank; ich halte seine Seelenthätigkeit für eine sehr gesteigerte, nicht weil er auf dem Dache herumklettert, ohne zu fallen, denn das kommt daher, daß er die Gefahr nicht sieht; ihn befällt mithin kein Schwindel, Sie können auch auf dem Dachfirst gehen, wenn man denselben auf den Stubenboden legt, und Sie also wissen, daß Sie nicht fallen können — aber das ist eine erhöhte Seelenthätigkeit, daß der Mondsüchtige geistige Arbeiten verrichtet,

welche weit seine Kräfte übersteigen, wenn er wacht, das ist erhöhte Thätigkeit, daß er sich an Dinge erinnert, Gegenstände oder Citate in Büchern findet, die er im wachen Zustande mit der größten Emsigkeit gesucht hat ohne Erfolg.

„Was hindert uns nun anzunehmen, daß diese Dinge, die wir kennen, noch keineswegs die letzten sind, daß es noch eine höhere Entwickelung giebt, als diejenige, welche wir beim Mondsüchtigen kennen, daß es Leute giebt, welche sich nicht blos dessen erinnern, was sie erlebt haben, sondern auch dessen, was Andere erlebt?"

„Hier stehen wir immer wieder von Neuem auf dem Gebiete der Hypothesen," erwiederte der alte Mann; „es ist wahr, Niemand hindert uns, so etwas anzunehmen, was Sie da sagen; aber was berechtigt, was befugt uns dazu? Wir haben nur soweit ein Recht, als uns Beispiele vorliegen. Wir können nun wohl noch Schlüsse machen, aber sie lassen keine Folge zu; man kann darauf nichts bauen; sie geben kein Fundament; es ist Triebsand unter unseren Füßen und der Bau stürzt uns bei der ersten Welle zusammen."

„Sie gehen auch gar zu strenge zu Werke, mein lieber Herr Generalchirurgus."

„In wissenschaftlichen Dingen kann man nie strenge genug, viel weniger zu strenge sein; nur was die strengste Prüfung aushält, kann wahr werden, und auch bei dieser haben wir bereits mehrere Male gesehen, daß neugefundene Thatsachen alte geprüfte Lehrsätze umgestoßen haben. Denken Sie nur an die verschiedenen Systeme, welche unsere Fachwissenschaft schon durchgemacht hat. Ganz eben so ist es der Chemie gegangen, und immer hat man geglaubt, das Rechte gefunden, guten, festen Boden gefaßt zu haben, hat sich nicht ohne Prüfung ergeben, bis ein unerwartetes Ereigniß eintrat und die ganz bisherige so wohl begründete Lehre umstieß. Wie sollen wir denn hier bei einem Gegenstande, der sich so ganz der Beobachtung entzieht und bei dem die Täuschung so überaus leicht möglich ist, nicht behutsam verfahren, sondern leichtsinnig ins Zeug gehen, ohne zu prüfen, blos, weil einer von unseren Freunden oder allenfalls auch ein Paar eine solche Ansicht aufstellen und an Dinge glauben, die Anderen wieder unglaublich sind!"

Ein vielhundertstimmiger Jubel — tausend Leute faßte das Haus nicht — drang durch die geöffneten Pforten, und mit ihm zugleich strömten die berauschten Insassen hervor und unterbrachen das Gespräch der beiden Aerzte. Einer der ersten war der närrische, lustige Theaterfriseur, welcher lautlachend hervorstürmte und rief: „Cornutu! Cornutu! der wird sich freuen,

der wird an seinen alten Freund denken, der ihm gerathen hat, das Wurm kommen zu lassen! Nicht doch, den Wurm wollte ich sagen, übrigens kommt das auf Eins heraus, ein Artikel mehr oder weniger — nicht doch, einer oder der andere wollte ich sagen — einer oder der andere, gleichviel, was für ein Artikel, wenn er nur geht; und der Artikel geht gut, sage ich, mit dem könnte der unverschämteste Buchhändler zufrieden sein."

„Ihr seid 'mal wieder bei guter Laune," sagte einer der aus dem Theater Kommenden, der Stadtrath Maurer, „habt Ihr wieder Einen gehoben?"

„Bei Laune bin ich immer; entweder bei meiner eigenen oder bei der meiner Frau, und gehoben habe ich schon Manchen."

„Das merke ich," erwiederte der Stadtrath; doch scheinbar, ohne die Erwiederung zu hören, fuhr der Friseur fort: „Habe ich nicht schon ein halbes Dutzend junger Leute aus der Taufe gehoben? Habe ich nicht manchen Stein des Anstoßes aus dem Wege gehoben? Habe ich nicht hier in der Nähe bei Michaelis manchen Anis gehoben? Und was wären denn die Schauspieler ohne mich? Habe ich sie nicht Alle gehoben durch meine Geschicklichkeit, durch meine plastische Kunst? Habe ich sie nicht begeistert durch meine göttlichen Witze? Und ob Sie das merken, Herr Stadtrath, oder nicht, gilt sehr gleichviel; es merkt ja nicht einmal Jeder, was er selbst ist. Cornutu! Cornutu!"

Lachend lief er davon. Aber voll Ingrimm schalt ihm der Herr Stadtrath nach: „Unverschämter Bursche, mir so etwas zu sagen! Cornu heißt das Horn, soviel mir noch erinnerlich ist aus meiner Quarta; es ist ja wohl das Schema zu einer Declination — — Cornutu? Cornutu? Das wird wohl der Gehörnte heißen? Abscheulich! Man darf doch nur eine schöne Frau haben, um sogleich den Lästermäulern zwischen die Zähne zu kommen!"

Brummend ging er fort, und seine Klagen verhallten in dem Geschwirre und Gesumme, das die herausströmende Menge ertönen ließ; der Theaterfriseur war aber auf einem kleinen Umwege wieder zurückgekehrt zur Pforte des Tempels und attaquirte den eben nahenden Souffleur Heinrich, indem er ihm zurief: „Will der Cornutu mir sagen, ich hätte Einen gehoben, aber ich habe ihm gedient, er wird an mich denken!"

„Wen meint Ihr denn?" frug Heinrich; „Ihr nennt ja alle Welt Cornutu."

„Wen ich meine? Nun, wen kann ich meinen, als den Einzigen hier in der Stadt, von dem ein Jeder weiß, daß er ein Hörnerträger ist; es sind zwar deren sehr viele hier, aber von keinem weiß man es so allgemein.

Nicht wahr, Herr Voluda, Cornutu heißt Hörnerträger," so frug er den eben von der Rückseite des Theaters Herkommenden.

„Corniger heißt Hörnerträger, Herr Faseler."

„Ich heiße Faßler, Herr Voluda."

„Es kommt mir nicht auf ein S mehr oder weniger an," erwiederte dieser; „ich glaubte übrigens, daß Sie sich gern so nennen ließen, weil Sie immer so thun. Guten Abend! Herr Faßler."

„Da geht er wieder hin zu seiner Kalle, der grobe Mensch," so brummte der Theaterfriseur, doch nicht laut genug, daß Voluda es hätte hören können; denn seit der Ohrfeige, welche Stein am heutigen Tage bekommen, war in Alle eine gewisse Scheu gefahren, und sie machten die Faust gegen Voluda nur noch in der Tasche. Beier aber, der unterdessen auch die Schminke abgewischt und sich der Gruppe genähert hatte, sagte zu dem Sprechenden: „Sagt mir um alles in der Welt, was wollt Ihr denn eigentlich von dem Voluda? Ist es denn nicht der bloße grüne Neid, der aus Euch spricht? Wer von Euch würde denn, falls er noch so jung wäre und in solchem Hause wohnte, und solch ein Glück hätte — freilich lauter Voraussetzungen, die bei Euch Allen nicht eintreffen können, die bei unserer ganzen Gesellschaft, außer Voluda, nur noch auf mich passen — ich frage, wer von Euch würde an seiner Stelle nicht eben so handeln? Ein sich ihm darbietendes Glück mit allen fünfzehn Fingern ergreifen?"

„Hoho! Cornutu! Cornutu!" rief der Friseur, „der Beier macht Witz auf Witz: „„Mit allen fünfzehn Fingern"", ein köstlicher Gedanke, ein brillanter Gedanke! Wo der Sappermenter die Witze nur alle her hat — ein köstlicher Witz; ich kaufe ihn Euch ab, ich lasse Euch einen Kümmel geben, überlaßt mir den Witz, wie? Aber Ihr dürft ihn nicht mehr brauchen, müßt auch nicht sagen, daß Ihr ihn gemacht habt, sonst verlange ich den Kaufpreis zurück."

„Was wollt Ihr verkaufen, Beier?" frug Meißner.

„Still! Kein Muck! kein Muck! Nicht geschnauft, sonst zahle ich nicht," sprach der Theaterfriseur.

„Ihr habt vergessen, daß hier noch ein Zeuge ist," rief Heinrich, „wenn Ihr mir nicht auch einen Kümmel einschänken laßt, so verrathe ich den ganzen Handel."

„Oho Cornutu! behaltet Euren Witz; zwei Kümmel ist er nicht werth!"

Das Gespräch wurde unterbrochen durch den Director, welcher gravitätisch aus der doppelt geöffneten Pforte hervorschritt, die schwer gefüllte Cassette unter dem Arm, und zu den versammelten Schauspielern, die nach

und nach herbeigekommen waren, wie sich das Publikum verlaufen hatte, sagte: „Meine Herren! Morgen bitte ich Sie eine halbe Stunde vor der Probe im Conferenzzimmer zu erscheinen; ich hoffe, es wird eine kleine Abschlagszahlung zu machen sein."

„Hurrah! Unser Director soll leben, das ist ein Ehrenmann!" so riefen die versammelten Herren, und einige der älteren Damen hatten nicht übel Lust mit einzustimmen; aber der Friseur sagte, sobald der Director sich entfernt hatte: „Das ist ein Mann, der bleibt Keinem was schuldig: weder Grobheiten noch Impertinenzen."

„Ich dachte doch, daß da wieder ein schlechter Witz kommen müßte," sprachen mehrere der Anwesenden, aber Faßler ließ sich nicht stören, und im Weiterschreiten machte er zu den Anwesenden und ihn Begleitenden immerfort seine geistreichen Bemerkungen über den Director, bis nach und nach die wandelnde Gruppe immer kleiner wurde und er mit seinem „Cornutu" allein zurückblieb.

XIV.

Eine Theegesellschaft. Erklärung des Magnetismus unter fortlaufendem Beifall. Wie leicht man verläumdet werden kann. Welch Glück ein Lehrer zu sein.

Im Hause des reichen Kaufmanns Schwarz war eine solenne Theegesellschaft versammelt. Es war des Herrn vom Hause Geburtstag und die Gattin hatte ihm die Ueberraschung bereitet, einige dreißig Familien mit Kind und Kegel einzuladen, und seinem schönen Weinlager dergestalt klaffende Wunden beizubringen, daß der gute Mann am folgenden Tage die Hände über dem Kopf zusammenschlug; aber jetzt am Abend machte er mit heroischer Fassung gute Miene zum bösen Spiel, war der freundliche Wirth und befriedigte seine Gäste auf das Allgemeinste, indem er einem Jeden das zu bieten suchte, wovon er wußte, daß es ihn ergötzte. In mehreren seiner schönen Zimmer waren Spieltische arrangirt, an denen die älteren Herren und Damen Beschäftigung fanden; für diejenigen, welche affectirten, den Künsten zu huldigen, waren Lithographien, hübsch bunt colorirt, aufgelegt, Stück für Stück die große Summe von einem ⅓ bis ½ Thaler kostend, und sie wurden mit einer außerordentlichen Andacht nicht nur betrachtet, sondern mit großer Salbung eines Hirth und eines Schlegel würdig, kritisirt. Wieder an einem anderen Orte waren die jüngeren Leute versammelt, mit Pfänderspielen beschäftigt; aus dem Saal

war der Teppich weggenommen, denn es sollte nach dem Abendessen, was dem Thee zu folgen pflegt, ein Tänzchen gemacht werden; endlich war noch in einem abgelegenen Zimmer, das letzte in der großen Reihe des Hauses, in welchem 20 Jahre früher der Kaiser Alexander gewohnt hatte, eine kleine Gesellschaft versammelt, welche die Angelegenheiten des Tages, d. h. nicht die politischen, sondern die wissenschaftlichen besprachen. Hier hatten sich ein Paar Aerzte eingefunden; die beiden Apotheker fehlten natürlich nicht; der Director des Gymnasii, welcher sich auf seine Verwandtschaft mit dem General Borstel viel zu Gute that, fehlte natürlich nicht, auch Herr Schwenzel, der Lehrer der Physik und Mathematik, war gegenwärtig. Von der ganzen Gesellschaft des Theaters war nur ein Einziger geladen, und dieses war Voluda, und zufällig oder absichtlich war er zu denjenigen Herren gerathen, welche sich hier unterhielten. Das Tagesgespräch bildete damals der Magnetismus, und es wurde von mehreren der Herren die Frage gestellt, was denn Magnetismus eigentlich sei. Die entscheidende Stimme stand hier dem Lehrer der Physik zu, welchen man gewöhnlich Herr Professor zu nennen pflegte, was er jedoch bescheidentlich ablehnte, wenn sein Director zugegen war, wohl wissend, daß man dem Physiker an einem Gymnasium den Titel eines Professors nicht leicht zukommen ließ; solcher Ehre konnte nur der Mann des Lateinischen und Griechischen theilhaftig werden.

Die an diesen gerichtete Frage beantwortete er bereitwillig. „Meine Herren, die sphärische Trigonometrie lehrt uns, daß es einen Körper gebe — ein solidum revolutionis, einen Umwälzungskörper, welcher entsteht, wenn man einen Halbkreis aufrecht, die gerade Linie senkrecht stehend, hinstellt, und diesen Halbkreis um die gerade Linie etwa wie einen Fensterflügel um seine Angel herumführt; aber es muß ganz geschehen, der Halbkreis muß zu dem Punkte, von welchem er ausging, wieder zurückkehren, und ein so entstandener Körper heißt Kugel; die gerade Linie, um welche sich der Halbkreis gedreht hat, nennt man Achse — —"

„Aber bester Herr Professor, wir wünschten zu erfahren, was der Magnetismus sei," sprach der Apotheker Wächter.

„M — mmmmm eh — — nennt man eh — eh — — nennt man die Achse. Die beiden Enden dieser Achse werden die Pole genannt. Derjenige Kreis, welcher entsteht, wenn man in Gedanken eine Ebene durch die Mitte der Achse legt, so daß diese Achse dadurch in zwei gleiche Hälften zerfällt, und die beiden Theile der Achse senkrecht auf dieser Ebene stehen, heißt der Aequator."

„Aber geehrter Herr Professor —"

„Mmmmm e eh — — dieser Kreis heißt der Aequator."

Der Apotheker sagte zu seinem Nachbar, dem Commerzienrath Herzog: „Auf diese Weise werden wir wohl schwerlich erfahren, was Magnetismus ist; ich denke, wir gehen in das Spielzimmer und sehen zu l'Hombre spielen." Die beiden Herren standen auf und entfernten sich leise, indessen der Lehrer der Physik fortfuhr: „Nennt man einen Aequator — dieser Aequator theilt nicht nur die Achse in zwei gleiche Theile, sondern auch die ganze Kugel, daher heißt derselbe in deutscher Sprache auch der Gleicher. Eine Ebene, welche durch die Kugel gelegt wird, in solcher Art, daß dieselbe parallel — ich sage parallel, das heißt überall gleich weit von der Ebene des Aequators verläuft, schneidet von der Kugel gleichfalls einen Kreis ab."

Es erhob sich der alte Arzt Franke langsam und schwerfällig, und wankte zum Zimmer hinaus; doch der Herr Physikus oder Mathematiker fuhr in seiner Demonstration ruhig fort: „Welchen man einen Parallelkreis nennt. Solcher Parallelkreise kann man unzählige durch eine Kugel legen —"

„Und sie würde dann aussehen, wie ein Schicht- oder Speckkuchen, falls die Durchschnitte von verschiedener Farbe wären. Solcher Kuchen wird aus Baumkuchenteig gemacht, schmeckt sehr gut und hält sich auch lange; mir aber schmeckt diese Erklärung des Magnetismus nicht gut und ich halte mich nicht länger," so sprach der joviale Pfarrer Moritz und erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

Der Mathematikus schien auch diese Unterbrechung nicht zu bemerken; er fuhr fort: „Kommen dieselben näher zu nach den beiden Enden der Achse, so heißen diejenigen Theile, welche von der Kugel abgeschnitten werden, Calotten; die Mitte solcher Calotte enthält jederzeit den Pol der Kugel, und jede Kugel hat nur zwei Calotten."

„Ich habe schon an einer genug," sagte leise der katholische Pfarrer aus Drangowsky, einem nahe bei Tilsit belegenen Dorfe, und an seiner Calotte rückend, um die Gesellschaft zu begrüßen, entfernte auch er sich.

„Legt man dagegen eine Ebene durch die Kugel in solcher Weise, daß sie zwar auch die Kugel halbirt, daß aber die ganze Achse in eben dieser Ebene liegt, gewissermaßen einen Theil derselben bildend, so heißt der Kreis, welcher dadurch an der Oberfläche der Kugel entsteht, ein Meridian.

„Das ist auch ein größter Kreis, aber wie an Stelle des Aequators nur ein Kreis ein größter sein kann, so können, dem Meridian ähnlich gelegt, sehr viele größte Kreise gebildet werden, und die Kugel wird durch dieselben in so viele Abschnitte getheilt (welche alle von Pol zu Pol laufen, und in der Mitte zusammenkommen), als man Meridiankreise gezogen hat."

„Dann sieht die Kugel aus wie eine Apfelsine; eine Apfelsine muß aber süß sein, wenn sie schmecken soll, diese ist mir zu sauer," sprach der Apotheker und Stadtrath Maurer, und verließ gleichfalls das Zimmer, in welchem jetzt nur noch der Generalchirurgus Schumann und Volnda bei dem Lehrer ausharrten.

Der Letztere hatte die Entfernung bemerkt, ohne, wie es schien, einigen Werth darauf zu legen. Jetzt aber wandte er sich an die beiden Herren und sagte: „Sie haben sich von der bitteren Schaale nicht abschrecken lassen, Ihnen soll der süße Kern werden. Eine solche Kugel, wie die hier beschriebene, ist die Erde; auch sie hat ihren Aequator und ihre Pole. Die Pole sind der Sitz des Magnetismus. Aus dem Innern der Erde geht ein mächtiger Strom der magnetischen Materie immer zum Nordpol heraus; er vertheilt sich nach allen Seiten und fließt so über die ganze Erde hinweg, über den Aequator hinweg, von allen Seiten auf den Südpol zu, und endlich in diesen hinein, um durch die Erde zu wandern und wieder am Nordpol herauszukommen, und seine Wanderung über die Erdfläche von Neuem zu beginnen. Dieser Strom richtet auch alle Magnetnadeln auf der ganzen Erde, und weil er von Norden nach Süden geht, so richtet er die Nadeln von Norden nach Süden, und weil die Masse des Stromes, an den beiden Polen zusammengedrängt, am dichtesten ist, so ist dort die Richtungskraft am stärksten; weil hinwiederum die magnetische Materie am Aequator, auf das stärkste verdünnt, am mehrsten ausgebreitet ist, so ist hier die Richtungskraft am geringsten."

„Wie hat denn Hagen in Königsberg den Magnetismus definirt, Herr Volnda," so frug der Generalchirurgus den jungen Mann.

„Er nannte denselben nicht eine Materie, sondern eine Kraft, deren Ursprung wir nicht kennen; er nannte die Pole auch nicht den Sitz des Magnetismus, weil keine Nadel sich direct nach den Polen der Erde richtet, einzig und allein zwei wunderlich gekrümmte Linien ausgenommen; er sagte ferner: Die Richtung, welche die Magnetnadel anzeigt, sei eine veränderliche. An demselben Orte zeige im Laufe einiger Jahrhunderte die Magnetnadel eine Zeit lang weit östlich über den Erdpol hinaus, man nenne diese Erscheinung die Abweichung, dieselbe verringere sich immer mehr und mehr, betrage nicht mehr so viele Grade; endlich fände an diesem nämlichen Orte gar keine Abweichung mehr statt, die Magnetnadeln zeigten dann alle genau auf den astronomischen Pol. Diese veränderte Abweichung nenne man die Variation, die Erscheinung sei aber hiermit noch nicht beendet, denn dieselbe Nadel, welche früher ostwärts abgewichen sei und nach und nach immer geringere Abweichung gezeigt habe, fange nunmehr an, westlich ab-

zuweichen, und thue dieses immer mehr und mehr, bis schließlich wieder im Laufe von Jahrhunderten die westliche Abweichung so groß geworden, als vorher die östliche gewesen. Es wäre nun die Frage, ob eine Rückkehr zur directen Nordpolweisung stattfinden würde. Er sagt, wir lebten in der merkwürdigen Periode, wo sich das entscheiden müsse, und seine Zuhörer würden dieses gewiß erleben. Im Jahr 1666 haben die Magnetnadeln im mittleren Europa ohne Abweichung nach dem astronomischen Norden gezeigt, von da ab haben sie eine immer weitere Abweichung nach Westen beschritten, jetzt sei die Magnetnadel zum Stillstehen gekommen, die Abweichung betrage seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in Berlin 21 °, und so gelehrte Männer, wie Erman, wie Humboldt, wie Hansteen, beobachteten dieselbe unablässig, um zu erfahren, ob sie zurückschreiten werde oder nicht."

Der Lehrer der Mathematik sagte etwas spöttisch zu Voluda: „Sie sind ja außerordentlich gelehrt, man hätte so viel Weisheit einem Mitgliede Ihres Standes gar nicht zutrauen sollen."

„Ich bilde mir nicht ein, etwas zu wissen," sprach Voluda, „ich habe auch nicht meine Weisheit ausgekramt, sondern nur auf die directe Frage des Herrn Generalchirurgus Ihnen das mitgetheilt, was der Professor Hagen über diesen Gegenstand geäußert hat."

„Ich weiß, ich weiß!" sprach der Schulmann, „Sie sind ein bescheidener junger Mann, Sie haben auch vollkommen Ursache dazu, und es macht Ihnen alle Ehre, daß Sie, wenn auch als Schauspieler Weniges leistend, doch versuchen, in Wissenschaften sich umzuthun. Sie theilen uns vielleicht noch ferner mit, was Herr Professor Hagen über das Wesen des Magnetismus Weiteres gesagt." Ohne sich zu besinnen, fuhr Voluda fort: „Er hält Electricität und Magnetismus für ein und dieselbe Kraft, weil seit der Entdeckung, welche ein Schüler Oerstedt's gemacht, durch unzählige Experimente erwiesen worden ist, daß die Electricität nicht nur die Magnetnadel von ihrem Wege ablenkt, sondern selbst Magnetismus erzeugt, und zwar in viel höherem Grade, als man im Stande ist, den Magnetismus auf andere Weise hervorzubringen, und er ist überzeugt, daß man sehr bald finden wird, wie der Magnetismus auch Electricität hervorzurufen im Stande sei. Nach dem, was ich in einer physikalischen Zeitschrift gelesen, ist dieses auch durch Faraday vor Kurzem wirklich geschehen."

„So?" frug ärgerlich der Lehrer, „davon weiß ich doch nichts, und Sie, ein untergeordnetes Subject der hiesigen Comödiantengesellschaft, sollten das eher wissen, als der Professor der Physik am hiesigen Gymnasium?"

„Sollte wohl nicht," erwiederte Voluda ruhig, „es scheint aber, als sei es wirklich der Fall."

„Nun, da kann ich Sie ja wohl sich selbst überlassen mit Ihrer Weisheit; der meinigen bedürfen Sie nicht, Sie grober Patron," sprach der Lehrer.

„Sollte ich wirklich hier grob gewesen sein," frug Voluda, ohne die mindeste Aufregung; aber der gelehrte Pedant war bereits aufgestanden und hatte ärgerlich das Zimmer und die Gesellschaft verlassen, weil, wie er dem Hausherrn sagte, mit einem so unerträglich arroganten Menschen, wie dieser schlechte Comödiant sei, er unmöglich an einem Tische essen könne.

Der Hausherr kam darüber etwas piquirt zu den beiden, einsam Zurückgebliebenen, aber bevor er Zeit hatte, eine Frage zu thun, wurde er vom Generalchirurgus gefragt: „Ob denn der Lehrer sich immer so flegelmäßig benähme, wie es hier in seiner Gegenwart geschehen." Er stellte dann die ganze Sachlage der Wahrheit gemäß dar und nahm Voluda auf das Lebhafteste in Schutz, und zeigte, in welcher Weise nicht Voluda, sondern der Lehrer sich gröblich vergessen und gegen jeden Anstand umsomehr gefehlt, als er, ein Lehrer der Jugend, sich gerade der feinsten Gesittung hätte befleißigen müssen; er fügte ferner hinzu, daß auf die Frage, was Magnetismus sei, der Mathematikus eine so langweilige Definition der Kugel (um auf die Erdkugel zu kommen) gegeben habe, daß einer der Gäste nach dem andern das Zimmer verlassen habe.

„So, so!" sagte Schwarz, schon ganz versöhnt, „das ist freilich anders, als mir der zornige Herr vorstellte; er sagte, die übrigen Herren seien wegen der unerträglichen Arroganz des Herrn Voluda davon gelaufen."

„Nicht doch," sprach Schumann, „sie sind wegen der unerträglichen Langweiligkeit des Herrn Oberlehrers davon gelaufen; Herr Voluda und ich waren die Einzigen, welche schweigsam aushielten, und auch, nachdem der Mathematikus ganz ausgeredet hatte, sprach oder erwiederte Herr Voluda kein Wort, bis ich denselben bat, uns zu sagen, was Professor Hagen in Königsberg über diesen Gegenstand gelehrt, und da trug Herr Voluda so einfach und mit so klaren Worten das Erbetene vor, daß zwar hierüber der Herr Lehrer zornig wurde, ich aber nur Herrn Voluda fragen möchte, ob er nicht geneigt sei, sich dem Lehrerstande zu widmen?"

„Nein, geehrter Herr, das ist ein zu undankbarer Stand. Wer allenfalls Vermögen genug hat, um sich über die Aeußerungen der Eltern und der Collegen hinwegzusetzen und dann aus eigentlicher Neigung für das Fach dasselbe ergreift, wird vielleicht etwas wirken können; aber wer

von der Besoldung leben soll und sich, um dieselbe nicht zu verlieren, den Launen der Eltern und Vormünder und des Directors fügen, wer immerfort auf den Herrn Schulrath und das Provinzial-Schulcollegium Rücksicht nehmen soll, der kann — wenn er die Achtung vor sich selbst behalten will — nicht Lehrer werden."

Der alte, würdige Greis wiegte in Gedanken den in Ehren ergrauten Kopf, als müsse er Dem beistimmen, was Voluda so eben gesagt. Schwarz meinte aber: „Wenn der Lehrer nur seine Schuldigkeit thut, so kann er sich mit seinem Gewissen wohl abfinden, und dann hat man doch immer ein gewisses Brod und man ist doch Staatsbeamter — man hat eine Ehre von."

„Ja, und was für ein Brod, und welche Ehre?" sprach Voluda dagegen. „Der Herr Oberlehrer Schwenzel ist jetzt 42 Jahr und hat 500 Thlr. Gehalt, und soll davon eine zahlreiche Familie ernähren; und was die Ehre betrifft, so scheint sie mir auch nicht weit her. Ich begegnete neulich dem Calefactor oder Klassendiener des Gymnasiums und frug: Wo der Herr Professor Schwenzel wohne? Der Mann kannte ihn gar nicht, und sah mich über diese Frage äußerst verwundert an. »Professor Schwenzel? so einen giebt es bei uns gar nicht, da sind Sie wohl im Irrthum.«

„Ich erklärte mich näher; da lachte er recht malitiöse und dumm und sagte: »Ach, unser Mathematikus, i, da kann ich Sie ja freilich nicht verstehen, wenn Sie von „„Professor"" reden — der ist nicht Professor, und kann's auch niemals werden. Ein Ordinarius kann Professor sein, aber so einer, der in allen Klassen herumfährt, überall eine oder ein Paar Stunden giebt, und überall aushelfen muß, wo ein wirklicher Lehrer, d. h. ein Lateiner oder Grieche, Unterricht giebt — das ist ja doch kein Professor,« und er zuckte, mitleidig über meine Dummheit, die Achseln und sagte, der wohnt da draußen in der hohen Straße, beim Uhrmacher Brackvogel, was auch so 'ne Art von Electrisirmensch ist. Er stellte demnach den geachteten Lehrer auf eine Stufe mit diesem unbedeutenden Subject, und das ist nicht seine Ansicht, sondern es ist offenbar die des Lehrercollegiums, woraus man entnehmen kann, wie diese Herren darüber denken. Nur auf der Universität wird die Physik als Wissenschaft betrachtet, und wird sie und wird ihr Lehrer geachtet, auf den Gymnasien gewiß nicht."

„Nun, so widmen Sie sich dem Universitätslehrfache," sprach Schwarz, „ich habe Freunde in Königsberg, und ich habe Mittel und ich habe den guten Willen, etwas für Sie zu thun; Sie sind hier offenbar nicht an

Ihrem Platze, und unser würdiger Freund, Herr Generalchirurgus Schumann, sowie einige andere Personen, die Sie hochachten, werden gewiß nicht versäumen, das Ihrige zu thun, um Ihnen eine vortheilhafte Stelle zu sichern."

„Ihre Güte rührt mich innigst, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen — eine solche Stellung wäre allerdings wünschenswerth, und ich — wenn ich sie erhielte, wäre beneidenswerth, allein, was fehlt mir noch, bis ich dahin gelange, mich solchen Hoffnungen hingeben zu dürfen!"

„Nun, wir sprechen wohl noch mehr darüber," sagte der würdige Arzt, „besuchen Sie mich einmal, besuchen Sie mich recht bald, ich werde für Sie immer zu Hause sein."

„Indessen, meine Herren," so nahm der Herr vom Hause das Wort, „wird es Zeit sein, daß wir uns zur Gesellschaft begeben, es wird wohl sogleich angerichtet werden."

XV.

Volnda macht sich angenehm. Sein Talent veranlaßt den hohen Rath zu ehrenvollen Anträgen.

Wie der Herr vom Hause vermuthet, so war es. Die Mehrzahl hatte sich bereits nach dem großen Saal begeben; man wartete nur noch auf die Mitglieder einer Spielparthie, welche nicht enden wollte, da ein Paar daran Theil nehmende Damen noch einen Robber beenden, sich gegenseitig berechnen, die Marken austauschen, die fehlenden einlösen mußten gegen baares Geld, was manchen schweren Seufzer und manches Frohlocken hervorrief, indem man das Point zu 4 guten Groschen spielte, eine selbst unter den reichen Leuten jener Gegend ungewöhnliche Höhe, und darum auch nicht ohne Kummer gezahlt und nicht ohne Frohlocken eingestrichen wurde.

Endlich war Alles geordnet: der letzte Spieltisch war leer, die Gesellschaft vollzählig und die seidenen Kleider rauschten zwischen den Stühlen einher, deren munteres Scharren auf dem schön getäfelten Fußboden dem guten Wirth wohl manchen Seufzer entlocken mochte, denn seine schönen Zimmer waren seine Puppe, sein Steckenpferd, auf welchem er sich mit vielem Vergnügen tummelte; er machte jedoch gute Miene zum bösen Spiel und ließ deshalb, weil ihm das Bohnen am nächsten Tage einige Thaler kosten dürfte, doch jetzt seinen Gästen nicht eine Flasche Wein weniger vorsetzen.

Die Heiterkeit wurde bald allgemein, und das Gespräch eben so allgemein, und wiewohl in Kurzem ein Jeder mit seinem Nachbar sprach, und Jeder nur sich selbst, nicht den Andern hörte, so war doch das allen Sprechern gemeinsame Thema, die große Begebenheit des Tages — Wurm und wieder Wurm und nichts als Wurm, wenn man etwa ein Paar alte Damen ausnimmt, welche sich über das Boston, was sie gespielt, stritten und noch ganz genau wußten, wo die Andere den schrecklichen Fehler gemacht. Dieses petit Misère hätte sie gewinnen müssen, wenn sie die Pique 7 statt der Carcaux 2 angespielt hätte, denn dadurch kam der Prediger zum Ausspielen, und der brachte Treff, wodurch sie gefangen wurde.

Die Gäste erleuchteten sich immer mehr, und je dunkler die Wachslichter brannten, desto heller wurde es in ihren Köpfen, bis Jeder so vollständig erleuchtet war, daß er ohne Laterne, durch sein eigenes Licht glänzend, den Weg finden konnte.

Die jungen Leute, welche den Tanz im Sinne hatten, waren mehr in den Schranken geblieben, welche ihnen geziemten, und so war es denn sehr gut möglich, daß nach beendetem Mahle, welches kaum zwei Stunden gedauert hatte, die fröhliche Jugend sich zu einem kleinen Ball anschickte. Alles vertheilte sich in die benachbarten Zimmer und wie durch einen Zauberschlag verschwanden Tische und Stühle aus dem Saal, ein halbes Dutzend rüstiger Mädchen kehrte mit breiten Haarbesen den Boden rein, den zwei Bediente eben so rasch mit großen, bleibeschwerten, langgestielten Bürsten überfuhren und in kurzer Zeit eine wohlgebohnerte Fläche darstellten. Kaum war dieses halb beendet, als auch schon ein mächtig schwerer Flügel aus der Graffschen Fabrik in Wien hereingetragen wurde und der Stadtmusikus Kirschstein, daran sitzend, eine donnernde Polonaise losließ.

Die Herrschaften rangirten sich nach Stand, nach Würde und Reichthum: der Herr Director nahm die Frau Bürgermeisterin, der Herr Bürgermeister die Frau Polizei-Directorin, der Herr Polizei-Director die Frau Predigerin, der Herr Prediger die Frau Raths-Syndicussin, der Herr Raths-Syndicus die Frau Sanitätsräthin, ꝛc. ꝛc. zum Tanz, alles »secundum ordinem«, gegen welche der Erzähler selbst wahrscheinlich sehr verstoßen hat, da er die Rangstufen nicht in der gebührenden Reihefolge hintereinander aufzählte.

Nachdem eine gute Viertelstunde lang Paar an Paar den Saal umkreist, durch alle Zimmer geschritten, wieder in den Saal gelangt, auch regelrecht abgeklatscht war, schloß die Polonaise mit einem erhabenen

Majestoso, und nun wurde der viel beliebte Walzer, die Ecossaise, die Française, die Anglaise ꝛc. getanzt, bis nach etwa einer Stunde Herr Kirschstein, todtmüde, erklärte, er könne nicht weiter. Er sei wohl gewohnt, Clarinett und Violine, Hoboe oder Trompete zu spielen, aber nicht Clavier zu schlagen, das greife ihn zu sehr an.

Ein vielstimmiges Ah! Ah! und O weh! Ach wie Schade! ertönte von allen Seiten. Nur noch ein Paar Walzer, nur noch eine Quadrille, nur noch einen Hopser! Man umstand den bedrängten Kirschstein, streichelte ihn, bat ihn, aber indem er sich entschuldigte und wehrte, erklangen plötzlich die melodischen Töne eines Strauß'schen Walzers mit großer Virtuosität und mit einem seltenen Feuer vorgetragen. Voluda hatte sich hinter Kirschstein an den Flügel gesetzt, und er ließ die bezaubernden Klänge des Wiener Komponisten, welche damals noch zu den allerneuesten gehörten, erschallen.

Plötzlich stand Kirschstein allein und verlassen da, die sämmtlichen Petenten waren zu Tänzerinnen geworden, Kirschstein war überflüssig. — Ja das war Musik, das war mit Geschmack vorgetragen, das war nicht weißblecherne Stadtmusikusarbeit, das war ein Virtuos, nach solcher Musik hoben sich die Beine von selbst, und was für ein Tempo, wie rasch, wie lebendig, und was für eine Melodie, wie schmeichelnd, wie lieblich, wie süß! —

Voluda war der Held des Tages, Voluda, der selbst so schön tanzte, versagte sich die Freude, um Anderen eine noch größere Freude zu bereiten. War er schon früher sehr geachtet, so konnte man wohl sagen, wurde er jetzt, wenigstens von den jungen Damen, schwärmerisch geliebt. Tanzen! Tanzen! Was giebt es Schöneres auf Erden, und gravitätisch trat, als der Walzer beendet war, der Stadtrath Maurer, an seiner Hand den Bürgermeister führend, zu dem jungen Virtuosen und sprach: „Der Herr Bürgermeister haben mich auf einen glücklichen Gedanken gebracht, und da derselbe Sie nicht persönlich kennt, so will ich Sie ihm hiermit vorgestellt haben;" er verbeugte sich gegen den Bürgermeister, deutete geneigten Rückens auf den jungen Mann und sagte, in dieser Stellung verharrend: „Der Schauspieler Voluda von der hier anwesenden Heckert'schen Schauspielergesellschaft!"

Hierauf richtete er sich auf und sagte zu Voluda: „Der verehrte Herr Bürgermeister finden, daß Sie ein eminentes Talent für die Musik haben; der Herr Bürgermeister haben daher geäußert, daß dieselben meinten, es würde vielleicht angemessen sein, wenn Sie sich um die Stadtmusikusstelle bewerben möchten; der Herr Bürgermeister meinen, Ihnen einige

Aussicht auf Erfolg gewähren zu können. Ueberlegen Sie sich dieses, es wird nicht einem Jeden so gut geboten, wie Ihnen;" hiermit verneigte er sich sehr gemäßigt gegen Voluda, und der Bürgermeister nickte gleichfalls, wirklich gerade noch bemerkbar, mit dem Kopfe und Beide entfernten sich dann, den erstaunten Voluda seinen Betrachtungen überlassend.

Während dieses um unseren Helden her vorging, hatte Ernestine, die Tochter, und Pauline, die Nichte des Polizeidirectors Müller, denselben in einer Ecke des Saales bearbeitet, und mit deren Instructionen versehen, kam jetzt, nachdem die beiden Damen ihn verlassen, Müller auf den Jüngling zu und sprach: „Ich höre, eventualiter sehe ich, daß Sie ein sehr guter Tänzer sind, ich calculire, daß Ihrer Situation die Intention nicht unanständig sei, sich einem bürgerlichen Annexus anzuschließen. Nach preußischem Landrecht rangiren die Schauspieler, da sie keine bleibende Wohnstätte haben, mit den Wanderburschen, Vagabonden, hausirenden Juden, Kammerjägern, Charlatans oder Zahnbrechern in eine Klasse; es ist aber ein erhebendes Gefühl, an einem Orte das Heimathsrecht zu haben, und ich biete Ihnen dieses an, wenn Sie sich hier um die Concession eines Tanzmeisters bei der zweiten Deputation des Magistrats bewerben wollen; ich sage Ihnen meine Protection zu, und glaube, daß die Stimme gewichtig genug sein wird, um Ihrem Gesuch den Erfolg zu sichern."

Die beiden jungen Damen, welche so eben ihren Herrn Vater resp. Onkel zu dem unerhörten Schritt gegen Voluda bewogen hatten, stürmten mit einem halben Dutzend tanzlustiger junger Damen auf ihn zu und riefen: „Noch einen Strauß'schen Walzer, goldenster, silbernster, diamantner, himmlischer, einziger Voluda! aber eben so schön wie der vorige, und in demselben himmlischen Tempo," und ehe er sich's versah, war er auf den Stuhl am Flügel gedrückt, und einen Augenblick darauf rauschte auch die schöne, lebendige Musik durch den Saal, flogen auch die jungen Herren und Damen im weiten Kreise an ihm vorüber, und so ging es eine gute Stunde lang, bis von dem ganz ungewöhnlichen Tempo, von einem Tempo, bis zu dessen Höhe sich Kirschstein auch in seinen kühnsten Träumen nicht hatte emporschwingen können, ermüdet die jungen Damen aufhörten zu tanzen und Voluda von seinem Dienste erlös't wurde. Die Gesellschaft vertheilte sich, und auch er, der so viel zur Erheiterung derselben beigetragen, suchte seine Wohnung auf.

XVI.

Amtliche Anschreiben. Neckereien und nicht amtliche Schreiben. Wie der alte Generalarzt die Sache zurechtlegt. Freundschaftliches Anerbieten.

Länger als gewöhnlich mochte Voluda nach der stürmischen Nacht geschlafen haben. Dies ging ihm daraus hervor, daß, noch ehe er ganz angezogen war, schon ein Polizeidiener vor ihm stand, welcher ihm ein Schreiben des Polizei-Directors überbrachte. Dasselbe enthielt in amtlicher Form alles das, was der Herr Polizei-Director am vorigen Tage mündlich gegen Voluda geäußert hatte.

„Sonderbar," sagte Voluda, „da werden mir zwei Anerbietungen gemacht, welche, an sich von der entgegengesetztesten Art, doch vielleicht von Manchem sehr emsig erstrebt werden möchten. Was die Leute sich Mühe geben, mich unterzubringen; nun, es ist jedenfalls dankenswerth, und man sieht sehr deutlich ein freundliches Wohlwollen durchschimmern. Allein, ich kann mich doch nicht entschließen, Tanzmeister zu werden, wie der Herr Polizei-Director wünscht, noch auch Stadtmusikus, wie der Bürgermeister mir geneigtest anbietet. Bei alle dem setzt mich Eines wie das Andere in Verlegenheit; denn die wackeren Herren meinen es gewiß sehr gut mit mir, und werden mich ohne Zweifel für äußerst hochmüthig halten, wenn ich nicht auf ihre Vorschläge eingehe; demnächst haben sie einen nicht geringen Nagel im Kopf, ich bin ihnen ein durchaus untergeordnetes Subject; der Stadtrath stellt mich dem Bürgermeister vor als den Schauspieler Voluda von der Heckert'schen Gesellschaft. Der Brief ist gerichtet an den Schauspieler Voluda von der concessionirten Heckert'schen Schauspielergesellschaft — von einem Herrn Voluda ist in beiden Fällen keine Rede; dem Polizei-Director bin ich ja ein Vagabonde, gleich den Kammerjägern, hausirenden Juden u. s. w. — was werden die trefflichen Herren sagen, wenn ich höflichst dankend, ihre Anträge ablehne?

„Nun, ich will mir darüber nicht graue Haare wachsen lassen, sondern jetzt zum Herrn Director gehen, um zu sehen, wie viel ich von meiner Gage empfange und dann, nach der Probe, mich zu meinem würdigen Freunde, dem Generalchirurg Schumann, begeben und mit dem berathen, auf welche Art ich die lächerlichen Anmuthungen ablehnen kann, ohne die Herren gar zu empfindlich zu kränken."

Das Resultat des ersten Besuches war gar kein zu erfreuliches; es gab auf jeden Schauspieler eine Wochengage, also auf Voluda die schöne Summe von 5 Thalern. Da er jedoch noch andere Erwerbsquellen hatte,

so setzte ihn die getäuschte Erwartung nicht in Verlegenheit, und er begab sich wohlgemuth zur Probe. Doch welche Ueberraschung ward ihm hier bereitet! Alle Mitglieder der Gesellschaft waren schon von seinem Glück unterrichtet und begrüßten ihn theils als Tanzmeister, theils als Stadtmusikus, und es schien ihnen einen besonderen Jubel zu gewähren, ihn immer wiederholt auf die Weise zu necken; ja, Einige gingen so weit, ihn während der folgenden Tage von einem benachbarten Städtchen Briefe mit der Adresse: „An den Tanzmeister oder Stadtmusikus Voluda" zu schicken.

In kleinen Städten verbreiten sich solche Nachrichten mit Blitzesschnelle; der Bäckerladen ist der erste, wohin die Dienstmädchen die Nachricht tragen, dann kommt der Spezereiladen, und dann die Apotheke. Bei jeder geholten Semmel, bei jedem Loth Kaffee wird die Neuigkeit als willkommene Zugabe mitgegeben. Unübertrefflich aber in sofortiger Verbreitung aller wichtigen Nachrichten sind die Friseure und die Barbiere; während sie das Haupt der Kunden unter den Händen haben, wird ausgekramt, was sie so eben auf der Straße aufgeschnappt, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der allmälige Untergang dieser beiden edlen Künste möglichst dazu beiträgt, das Leben langweilig zu machen, und das kommt von den unglücklichen Moden her. Jetzt, wo wenigstens die jungen Leute die Bärte stehen lassen, bedarf man kaum mehr des vierten Theils der Barbiere, die ehemals mit dem grünen, langbetroddelten Scheerbeutel die Straßen durchliefen, und würden nicht noch glücklicher Weise so viele Leute, welche die Feldzüge unter Anführung von Venus und Mercur mitgemacht haben, als Dienstzeichen Perrücken tragen, so müßten ja die Friseure schon ganz verschwunden, schon beinahe bis auf Null reducirt sein. Denn wer läßt sich noch pudern? Wer sich einen Zopf oder einen Haarbeutel machen? Vom Friseur nämlich, denn auf andere Weise von Boenhasen und Pfuschern wird wohl vielen Leuten ein Zopf geflochten, und für einen Haarbeutel sorgt mancher Mann allabendlich selbst.

Voluda ging lachend auf alle die Neckereien ein und erzählte dem Director die eigentliche Veranlassung dazu, und Wurm, der hierbei zugegen war, sagte: „Lassen Sie sich das lieb sein, mein junger Freund; die Form, in welcher man Ihnen die Anträge gemacht hat, ist zwar drollig genug, und wird nur noch überboten durch den eigentlichen Antrag selbst, allein es liegt darin immer ein Zeugniß Ihres ganz ungewöhnlichen geselligen Talentes; wären Sie nicht ein so glücklicher Tänzer, nicht ein so ausgezeichneter Clavierspieler, so würde man Ihnen weder die eine noch die andere von diesen schönen Stellen angetragen haben."

Da die Sache sich auf diese Weise auch betrachten ließ, und der

Director sich selbst dieser Auffassung anschloß, so hörten die Neckereien ziemlich bald auf.

Die Probe war beendigt und Voluda ging zu dem würdigen alten Arzte, ihm mittheilend, was ihm gestern begegnet, ihm den Brief des Polizei-Directors zeigend und ihn um Rath bittend.

„Ei," sagte der alte Mann, „das ist höchst einfach, die Leute kennen Sie gar nicht, sie wissen nicht, was in Ihnen steckt, und glauben, Ihnen wirklich mit dem Erbieten eine Ehre angeboten zu haben. Sie haben ganz recht, selbst können Sie schriftlich oder mündlich die gemachten Anerbietungen nicht ablehnen, ich aber werde heute noch zu den beiden Herren gehen und ihnen sagen, was ich in der Sache für nöthig finde, vor allen Dingen aber, daß Sie studirt haben, und also weder Tanzmeister noch Stadtmusikus zu werden beabsichtigen können. Legen Sie das Ganze in meine Hand, und bekümmern Sie sich weiter gar nicht darum.

„An unser gestriges Gespräch anknüpfend, möchte ich Sie wohl bitten, mir noch ein Paar Worte über die Kraft zu sagen, von welcher wir gestern sprachen. Was ist denn Ihre Ansicht über den Magnetismus der Erde?"

„Geehrter Herr, Sie werden mich nicht für keck genug halten, meine Ansichten Preis zu geben; auch was ich gestern, von Ihnen aufgefordert, äußerte, war nicht meine Ansicht, sondern die des Professors Hagen. Dieser aber glaubt, so wie Elektricität und Magnetismus sich gegenseitig erzeugen, so geschehe es auch mit der Wärme, welche durch Elektricität hervorgebracht werde (die allerhöchste Temperatur, welche hervorgebracht werden kann, ist die durch den Blitz oder durch den galvanischen Strom erzeugte), so werde auch durch die Wärme Elektricität, und hierdurch wieder Magnetismus erzeugt werden können, und er halte den ganzen irdischen Magnetismus für ein Phänomen der wechselnden Tages- oder Nacht-, der noch stärker wechselnden Sommer- und Wintertemperatur."

„Das ist eine schöne, eine würdige und geistreiche Ansicht; wie mächtig unterscheidet sie sich von der früheren, daß die Erde selbst, vermöge des sie zusammensetzenden Gesteines, namentlich des Magneteisenerzes, ein einziger großer Magnet sei; wie glücklich unterscheidet sie sich von der nicht minder wunderlichen Idee, daß die Erde hohl sei, und daß sich in ihrem Innern ein zweiter abgesonderter Planet befinde, welcher die magnetischen Erscheinungen und die Variationen in denselben hervorbringe, dadurch, daß er sich nicht ganz genau in derselben Zeit um seine Achse drehe, wie die äußere Erde. Dieser Spaß erinnert doch gar sehr an Klim's unterirdische Reise von Holbein, und es ist schwer zu fassen, wie ein vernünftiger Mensch, wie ein wirklicher Gelehrter, wie ein Physiker dergleichen

Dinge vorzutragen im Stande ist, ja, Beweise dafür aufstellt und fordert, daß man ihm glauben soll — nun, es muß auch solche Käuze geben.

„Ich habe hier übrigens, wie Sie sehen, eine Menge nicht unbedeutender elektrischer und magnetischer Apparate. Wenn Sie Neigung haben, sich damit zu beschäftigen, physikalische Versuche zu machen, so lade ich Sie ein, sich derselben zu bedienen, als ob es die Ihrigen wären. Besuchen Sie mich recht oft, und experimentiren Sie hier oder nehmen Sie davon mit, was Ihnen gefällig ist; es steht Alles zu Ihrer Verfügung, auch meine Bibliothek, ich habe früher mich viel damit beschäftigt und habe mit gutem Erfolg Kranke elektrisirt, und meine Bibliothek enthält Alles, was über Elektricität und Magnetismus erschienen ist, von dem alten Gilbertus, der eine philosophia nova von dem Magnet herausgegeben hat, bis zu dem noch lebenden Professor Gilbert in Leipzig und seinen Annalen der Physik."

Voluda dankte für so viele Freundlichkeit herzlichst und nahm sich vor, von dem gütigen Erbieten Gebrauch zu machen. Der Generalchirurgus aber hielt sein Versprechen so getreulich, daß schon an den beiden nächsten Tagen Voluda Einladungen erhielt, die eine zu einer großen Abendgesellschaft bei dem Bürgermeister, die andere zu einer Mittagsfête bei dem Polizei-Director. Die beiden Herren wollten ihm für ihre Fehlgriffe Genugthuung geben, und Voluda war nicht der Mann, welcher dergleichen nicht zurechtzulegen gewußt hätte.

XVII.

Welch großer Ehre sich Voluda zu erfreuen gehabt und wie Stein durch Wurm ausgebildet wurde. Der Magnetismus beginnt Aufsehen zu erregen.

Hannchen war über die drolligen Anerbietungen etwas empfindlich gestimmt; es wollte ihr nicht gefallen, daß man den Mann, von dem sie glaubte, daß er mehr Hochachtung würdig sei, mit dergleichen schnöden Anträgen belästige. Als er ihr jedoch Tages darauf die beiden Einladungen zeigte, war sie getröstet, und die Mutter sprach mit einem gewissen Stolz: „Nun, Herr Voluda, es freut mich doch, daß Ihnen so viel Ehre angethan wird, gerade weil Sie in unserem Hause wohnen; es ist immer schön, wenn man etwas auf sich hält, aber es ist noch viel schöner, wenn die Leute etwas auf einen halten, und es scheint, als wolle dies bei Ihnen der Fall werden. Halten Sie sich brav, Herr Voluda, so wird sich

finden alles Uebrige, und Sie werden kommen zu Ehre und Ansehen, wie noch kein Schauspieler hat gehabt."

Als die Festlichkeiten vorüber waren, mußte Voluda seinen Freunden erzählen, wie es ihm gegangen. Aber seine Erzählungen schienen nicht vollständig. Hannchens ältester Bruder, der Banquier Heinrich Israel, war auch bei dem Feste gewesen, das der Bürgermeister gegeben, und er wußte viel mehr zu erzählen: wie der Herr Bürgermeister Arm in Arm mit Voluda auf- und abgegangen vor allen Anwesenden, wie er ihn mein lieber, lieber Voluda genannt und sich gefreut habe, ihn nun endlich näher kennen zu lernen, und wie er ihn nicht wieder aus den Augen verlieren werde, nachdem er einmal wisse, welch einen gelehrten, gescheuten und gebildeten Mann er so sehr in seiner Nähe habe. Voluda wollte den Lobredner unterbrechen, aber die Mama sagte: „Lassen Sie ihn doch reden, meinen Sohn, er erzählt's ja nicht Ihnen, er erzählt's ja mir, ich kann nicht einsehen, warum Sie wollen ihm verbieten den Mund, gefällt's Ihnen nicht, was er von Ihnen sagt, so können Sie sich ja zustopfen die Ohren; hier haben Sie Baumwolle, Sie närrischer Mensch," so schloß sie lachend, indem sie ihm ein wenig Watte hinreichte. Der Sohn aber fuhr fort: „Vom Stein haben sie nicht so Schönes zu erzählen gewußt. Der Polizei-Director theilte mit, daß Wurm einen Empfehlungsbrief an Stein gebracht und daß dieser ihn eingeladen habe, bei ihm zu wohnen. Bei dieser Mittheilung erschallte in der Gesellschaft ein großes Gelächter und man frug, was Madame Surgier dazu sagen werde."

Hannchen horchte neugierig hin, während Voluda, in großer Verlegenheit deswegen, die Aufmerksamkeit des Mädchens auf etwas Anderes zu lenken suchte; auch die Mutter winkte dem Banquier und er brach das Gespräch ab, indem er nur noch sagte: „Dergleichen thue dem Herrn Wurm doch großen Schaden beim Publikum, welches seine absonderlichen Neigungen nachgerade kenne und ihn verabscheue;" — eine Ansicht, welche im Uebrigen nicht richtig schien, indem das Schauspielhaus während der zwanzig Vorstellungen, welche er gab, immer bis auf das letzte Billet ausverkauft war, wodurch die Gesellschaft nach und nach zu ihrer ganzen rückständigen Gage kam, obschon Wurm für jede Gastrolle 50 Thaler erhielt, ein Honorar, wie es in Tilsit wohl noch nicht erhört worden war.

Nach vier Wochen verließ der große Mime das freundliche Städtchen, und zu nicht geringer Ueberraschung des Publikums verschwand Herr Stein mit ihm. Wurm erklärte brieflich dem Director: er nehme diesen jungen talentvollen Mann mit sich, um denselben zum Künstler auszubilden.

Da man Wurm's Neigungen kannte (seine Angelegenheit in dieser Sache war von Berlin aus auf eine schreckenerregende Weise ruchbar geworden), so wußte man wohl, was für eine Ausbildung hier gemeint war. Madame Surgier war des Verlustes wegen, der sie betroffen, schwer erkrankt; Herr Stein war ihr zärtlicher Freund gewesen; Andere gaben ihm noch höhere Befugnisse; man war gar nicht sparsam mit Titeln für ihn und sie, und nannte es ganz begreiflich, daß ein Scandal seinen Abschluß durch einen anderen gefunden. Dies hinderte aber Madame Surgier nicht, den Verlust sehr schwer zu empfinden und ernstlich krank zu werden, so daß sie bald hülflos sich selbst und der Pflege ihrer Wirthin überlassen war, und beinahe ohne ärztliche Hülfe geblieben wäre, wenn nicht der alte Doctor Franke, ein Mann von einigen 70 Jahren, sich ihrer angenommen hätte. Dieser aber versah sie mit so viel Chinapillen, deren sie stündlich achtundvierzig nehmen mußte, daß sie doch wenigstens das Glück hatte, nach einer alten, guten und anerkannten Methode zu sterben.

Nachdem Wurm den Ort verlassen, ward es wieder ganz still und schweigsam in dem Städtchen, und die Familien beschäftigten sich untereinander mit den üblichen Klatschereien — einer der wichtigsten Erholungen für das menschliche Geschlecht, überall, wo sonstige große Hülfsquellen der Unterhaltung nicht zu finden sind.

Ein Intermezzo führte der Schauspiel-Director noch herbei, indem er ein neues Abonnement einzuleiten suchte. Die drei schönsten Damen seiner Gesellschaft, angethan mit schönen, wohlgewaschenen Kattunkleidern, gingen in corpore mit einer großen Subscriptionsliste in Händen von Haus zu Haus. Sie sollten durch ihre süßen Reden und durch die verführerischen Reize ihres Anblicks die würdigen Tilsiter bewegen, noch einmal ihre Beutelein aufzuthun, um der Gesellschaft für ein halb Jahr das Leben zu fristen.

Die Unterschriften waren nicht sehr zahlreich; jedenfalls war es ein großer Fehlgriff, daß Damen gesendet wurden. Heckert hatte zwar auf die Herzensbeweglichkeit der Männer, nicht aber auf die Eifersucht der Hausfrauen gerechnet, und so kam es, daß in den mehrsten Fällen die Supplikantinnen gar nicht zu den Männern gelangten, sondern schon vor der Stubenthür abgewiesen wurden. Tilsit hat eigentlich nur zwei Straßen, alle dieselben durchschneidenden sind unbedeutend und enthalten keine Bewohner, denen man den Theaterbesuch zumuthen könne, daher kam es, daß die Subscribentensammlerinnen, wie sie von Haus zu Haus gingen, sehr bald erkannt und nun auch sofort von der lieben Jugend aus dem Krämerstande, von den Lehrlingen und Gehülfen aller derer, die offene Läden hielten,

gehöhnt und gefoppt wurden, so wie sie ein Haus verließen, in einer so kurzen Zeit, daß daraus zu schließen war, sie hätten keine glänzenden Geschäfte gemacht.

Im Ganzen kam doch so viel zusammen, daß man hoffen durfte, sich den Sommer über durchzuschlagen; während des Winters wollte dann Heckert nach Memel gehen; dann aber sollten durch Liebhaber in dem von Heckert verlassenen Theater wenigstens wöchentlich einmal Vorstellungen gegeben, namentlich auch Opern aufgeführt werden, und hiervon versprach man sich sehr viel Vergnügen, nicht sowohl, weil man glaubte, daß die Darstellungen selbst sehr glänzend werden, sondern weil man hoffte, daß dadurch in die etwas schläfrigen Gesellschaften ein munteres Leben und Treiben kommen würde. Da brachte das Glück, welches nicht immer bloß dem Kühnen, sondern mitunter auch dem Dummen hold ist, für das Städtchen neue Unterhaltung und neue Bewegung herbei.

Ein junges Mädchen vom Lande, die Tochter des Gutsbesitzers Schäfer, war schwer erkrankt und mußte nach Tilsit gebracht werden. Die Eltern waren zwar reich genug, um dem Arzte täglich ihre Equipage zu schicken und ihn glänzend zu honoriren, aber ein einmaliger Besuch schien doch nicht genug, und ein mehrmaliger hätte die übrige Praxis des jungen Arztes sehr gestört. So kam es denn, daß man vorzog, die Tochter zu einem Bekannten in Pension zu geben, damit sie dort der Arzt täglich dreimal sehen könne, wenn es nöthig wäre; und siehe, das ward nöthig. Der Doctor Schweizer war der Erste, welcher in Tilsit selbst als Magnetiseur auftrat; er wandte auch hier bei der jungen Dame die magnetische Kurmethode an und sie wurde sehr schnell hellsehend. Die Sache erregte Aufsehen. Neugierige strömten herbei, die Aerzte versammelten sich, es kamen Fremde von außerhalb, die junge Dame that einem Jeden den Gefallen zu schlafen, bald fing sie an wahrzusagen, und es war ganz erstaunend zu sehen, welche Lokalkenntniß sie besaß, wie sehr ihr Geist, ihr höheres Bewußtsein, ihr zweites geistiges Ich, sie mit der Chronique scandaleuse des Oertchens bekannt machte. Auf welche Art dieses Brautpaar aneinander, auf welche Art jenes Ehepaar auseinander gekommen, welches der Grund der Entfernung des Einen oder der schnellen Abreise der Andern, welches der Grund der Anstellung dieses und der Beförderung jenes Beamten gewesen, das Alles hatte die Hellsehende wie am Schnürchen. Es ging bald so weit, daß man sich vor ihr zu fürchten begann; in einigen Ehen waren durch ihre Reden ganz ernsthafte Zwistigkeiten hervorgerufen worden, und man war jetzt an der Untersuchung darüber, ob es denn möglich sei, daß ein Mädchen durch das Magnetisiren so allwissend werde.

Der Doctor Hugisch war der Ansicht, daß dieses allerdings möglich, und er führte aus der Vorzeit Beispiele an, welche, wenn nichts, so wenigstens dieses darthaten, daß er sehr belesen sei in der Literatur der Hexen, der Seherinnen und Seher, der Besessenen u. s. w. Allein in diesem Augenblick machte die Gegenwart ein bei weitem größeres Aufsehen als die Vergangenheit, und wohl nicht ohne Grund, denn es sah beinahe aus, als würden sämmtliche Geheimnisse der Stadt Tilsit auf die verderblichste Weise an das Licht gezogen.

XVIII.

Dr. Schweizers magnetische Salons. Eine Hellsehende. Einiger Skandal und wie der Generalchirurg demselben ein Ende macht.

Doctor Schweizer hatte in der Hohen Straße ein breites, zweistöckiges Haus ganz für sich in Beschlag genommen. Die Belle-Etage war, wenn man die damalige Zeit betrachtet, auf das Glänzendste meublirt: die Füße der Tische, Kommoden und Stühle waren geschnitzt und schwer vergoldet, die Spiegel, so viel als thunlich, alle aus einem Stück, hatten ähnliche Art von Verzierungen, die Gardinen waren meistens von dunkler Seide, doch von solcher Farbe, daß dadurch ein magischer Schimmer in den Räumen erzeugt wurde. Ueberaus lieblicher Duft durchströmte alle Zimmer; in einem der entfernteren stand jenes wunderbare Instrument, welches man Aeoli melodicon nennt, in einem anderen jene berühmte Glas-Harmonika, welche, von Franklin erfunden, einst fabelhaftes Aufsehen erregte.

Es waren ein Paar sehr geschickte Leute, welche mit der Ausführung der Musik beauftragt waren; sie wußten ihre Instrumente so zu behandeln, daß sie nicht störend eingriffen in die leise geführte Unterhaltung, und daß doch ein wunderbares zauberisches Klingen bald von dieser, bald von jener Seite durch die Räume erscholl. Man hörte nicht Concertstücke, Adagios, Andantes, man hörte nicht Sonaten, sondern nur wunderbar verschlungene Accorde, welche mitunter an einen Choral erinnerten, aber doch wieder so eigenthümlich frei, wechselvoll, fern von allem Kirchenstyl befunden wurden, daß man bei der Anhörung in eine so eigenthümliche, schwärmerische Begeisterung versank, daß es schon des ganzen Ernstes eines gereiften Mannes bedurfte, um sich frei zu halten von den mächtigen bestechenden Eindrücken.

Auf solchen Eindruck war sichtlich gerechnet; hierauf schien der ganze Calcul hinauszulaufen, und wer nicht eine solche Gewalt über sich hatte, unterlag dieser Täuschung, um so leichter, als er die eigentliche Absicht keineswegs durchschaute.

In einem der beiden mittleren größten Zimmer befanden sich mehrere Ruhebetten von bequemster Gestalt, mit dunklem Sammet überzogen, auf denen die schlanken Formen der jungen Damen, damals noch nicht entstellt durch die unsinnigste und schädlichste aller Trachten oder Moden, durch die bauschigen Stahlreifröcke, welche den Körper in der Entfernung einer Elle luftballonartig umgeben, ohne ihm den mindesten Schutz gegen Witterung zu gewähren, sich vortrefflich ausnahmen. Die leichte, anschmiegende Hülle, beinahe faltenlos, wenigstens nur auf der Rückseite Falten zeigend, ließ der Schönheit ihr vollkommenes Recht wiederfahren. Eine Mode, welche man jetzt unanständig nennen würde, welche es aber so wenig ist, wie die Galatracht, wie die Ballkleidung der Männer jetzt es ist, bei denen man ja auch den ganzen Körper sich auf das Genaueste abzeichnen sieht, ohne daß die frommste Kirchengängerin daran im Mindesten Anstoß nimmt, und man muß doch zugestehen, daß die Tracht der Damen dieses Maaß bei Weitem nicht erreichte.

Es war wohl merkwürdig, daß gerade die Schönsten von den jungen Damen, welche sich der Kurmethode des Doctor Schweizer unterzogen hatten, Somnambul wurden; es hatte dies zur Folge, daß die Männer mehr, als sonst vielleicht geschehen wäre, von dem wunderbar mystischen Schauspiel angelockt wurden; aber es war dem Doctor daran gelegen, Aufsehen zu machen, und dies gelang ihm vollständig.

Einer solchen Sitzung oder, wenn man lieber will, Schaustellung, wohnte auch Voluda in Gesellschaft des alten Generalchirurgus bei. Es war die junge Dame, von welcher vorhin die Rede, welche heute den pythischen Dreifuß bestiegen hatte, und wie gewöhnlich machte sie die Zuhörer bald lachen, bald schaudern.

Eine etwas verblühte Dame, die aber noch immer gerne schön sein wollte und die Jugendliche spielte, frug sie, wie alt sie sei. „Das kann ich nicht sehen," gab sie zur Antwort, „Du hast zu viel Bleiweiß auf dem Gesicht."

Die weiße Dame wurde plötzlich grün vor Aerger und wandte mit giftigem Blick der Verrätherin den Rücken.

„Oh! Oh! warte einen Augenblick," flüsterte die Hellsehende in dem sanften leisen Tone, in welchem sie alle ihre Aussprüche that, „ich kann jetzt an Deinen falschen Locken, die um Deinen Nacken spielen, erkennen, wie alt Du bist: Du zählst gerade 42 Jahre."

Die Dame war bereits entflohen, aber die junge Pythia that, als bemerke sie dieses nicht, sondern sagte zum Ergötzen der Uebrigen: „Erinnerst Du Dich noch? 2 Jahre eher, als mein Vater sich mit meiner Mutter verheirathete, das sind jetzt gerade 22 Jahre her, denn ich zähle jetzt 19, da warst Du sehr verliebt in meinen Vater und gabst ihm ein Rendezvous in der Waldschenke — warum entfernst Du Dich? Denkst Du, daß Du meinen inneren Augen so weit entfliehen kannst, als den Augen meines Körpers, die jetzt ohnedies geschlossen sind, und nicht wahrnehmen können, wie roth Du unter der Schminke wirst?"

„Brauche ich auch roth zu werden über das, was Du mir sagen wirst?" frug eine andere junge Dame, welche allerdings beträchtlich jünger war.

„O nein!" sprach die Seherin. Ein fröhliches Lächeln überflog die Züge der Fragenden. Aber die schöne Kranke setzte hinzu: „Ueber das Rothwerden bist Du glücklich hinaus, das geschieht Dir jetzt nicht mehr, seitdem Du mit Deinem Manne einen Accord geschlossen hast über —"

„Um Gotteswillen!" rief die junge Dame. Doctor Schweizer war aber schon zu der Kranken getreten und hatte ein Paar Striche mit den verkehrten Händen von unten nach oben geführt, um die Seherin zu beruhigen. Sie schwieg alsbald und machte einige Bewegungen, als ob sie aufwachen wolle. Dies verhinderte der Arzt jedoch, indem er seinen Blick auf sie richtete und beide Hände mit den ausgespreizten zehn Fingern nahe über ihrer Stirn hielt.

Die erschreckte junge Dame setzte sich auf eins der Ruhebetten und erholte sich nach und nach von der Bewegung, welche sie befallen hatte, als die Hellsehende über ihren Accord sprach. Die Herren hätten gar zu gerne gewußt, was für ein Accord das gewesen, hätten die einzelnen Punkte desselben gerne gekannt, doch hütete sich die Dame wohl, fernere Fragen zu thun. Sie verließ, sobald es möglich, d. h. als es nicht mehr einer Flucht ähnlich sah, das Haus.

Als der Arzt sich von der Kranken zurückzog, was ein Zeichen war, daß sie seiner nicht mehr bedurfte, sondern wieder in dem Zustande des Hellsehens sei, näherten sich ein Paar Herren derselben, um sie zu fragen. Um aber einer dem andern nicht in die Quere zu kommen, becomplimentirten sie sich des Vorranges wegen, den ein jeder dem anderen überlassen wollte. Nachdem dieses ein Paar Minuten lang gedauert, sagte plötzlich die Somnambule: „Ach Gott! wie langweilig ist es, diese beiden Narren anzuhören, welche sich jetzt becomplimentiren und doch, so wie sie sich umdrehen, die Zunge gegen einander ausstrecken."

Es verging ihnen plötzlich Beiden die Neigung, zu fragen, während die etwas malitiöse lächelnden Blicke der Anwesenden ihnen folgten.

Es war, als ob ein Jeder der Anwesenden und eine Jede ein besseres Glück hoffte, als die Vorgänger gehabt; wenigstens ließ Keiner sich warnen, immer neue Fragen wurden gestellt.

Ein junger, recht hübscher Mann, dem jedoch leider ein gewisser Ausdruck von ordinairem Wesen anhing, näherte sich der Schlafenden, wiewohl nur sehr zaghaft. Das schöne Fräulein wartete die Frage nicht ab, sondern sagte: „Aha! auch Du? Du hast noch nicht genug an Dem, was ich Dir im Wachen gesagt; Du willst auch noch aus dem Traumleben Etwas hören — nun, so sage ich Dir, bleibe weg, Dir blüht bei mir kein Glück, ich kann den Schnupftabaksgeruch nicht leiden, Du Schniefkenmüller!"

Der junge Mann zog sich wie vernichtet zurück, aber der Generalchirurgus flüsterte Voluda zu: „Das ist ein Tabaksfabrikant, der sich um die Hand des jungen Mädchens beworben hat, und den sie aus den angegebenen Gründen ausschlug. Der ziemlich plebeje Ausdruck Schniefkenmüller bezeichnet Jemanden, der Schnupftabak fabricirt, weil dieser, wenn ich nicht irre, auf einer Art Mühle gemahlen wird."

Es nahte sich der jungen Dame abermals ein Herr, ein Arzt, und er frug sie: „Werde ich Glück haben mit den Patienten, welche jetzt in meiner Behandlung sind?"

Die Gefragte erwiederte: „So wie die Pflasterer vor Deiner Thüre ihre schlechte Arbeit mit Erde bedecken, so machst Du es ja auch mit Deiner schlechten Arbeit."

Der arme Doctor mußte hier hören, was er selbst vor wenigen Tagen gesagt hatte: Er schalt die Leute und sagte: „Ihr deckt Eure schlechte Arbeit mit Erde zu!" „Ach Gott!" erwiederte der Altgeselle, „das thut mancher Andere auch." Die Anecdote war allerdings schnell genug von Mund zu Mund gegangen. Es frappirte ihn aber doch nicht wenig, dieselben Worte aus dem Munde der jungen Dame zu vernehmen.

Eine ältere Matrone näherte sich und that die leise Frage: „Werde ich mit meinem neuen Dienstmädchen mehr Glück haben, als mit meinem vorigen?"

„Wenn Du ihr nicht selbst die silbernen Löffel stiehlst, um ihr keinen Lohn geben zu dürfen — Ja!"

Der Generalchirurgus sagte zu Voluda: „Die Dienstboten erzählen dies von der Frau, und die Herrschaften erzählen es den Dienstboten nach. — Sie ist gut unterrichtet, ich muß aber doch dem Scandal ein Ende

machen," und der gute Mann erhob sich mühsam und ging auf den Magnetiseur zu, welcher sich in der Nähe der Hellsehenden befand, und sagte flüsternd, doch so, daß das Fräulein ihn wohl hören konnte: „Das sind höchst wunderbare Erscheinungen! Und diese ganze Thätigkeit wird von Ihnen auf das Mädchen übertragen?"

„Ja wohl," erwiederte der Magnetiseur; „ich streiche sie, ich mache die Bewegungen, welche Sie wiederholt gesehen haben, indem ich mit beiden Händen und den ausgespreizten Fingern von ihrem Kopf über Brust und Leib nach den Beinen hinabfahre, und dieses so lange wiederhole, bis der Zustand des Schlafwachens eintritt."

„So spricht das Mädchen eigentlich mit Ihrem Geiste, mit Ihren Kenntnissen?"

„Ja — o ja — eigentlich — nein! eigentlich doch wohl nicht."

„Ich verstehe Sie nicht recht," sprach der Generalchirurgus. „Ja? Nein? was meinen Sie denn nun?"

„Nun, Herr Generalchirurgus, es ist nicht meine Wissenschaft, welche aus ihr spricht, sondern meine Wissenschaft ist es, welche ihren Geist weckt, so daß derselbe in die Zukunft und die Vergangenheit sehen kann."

„Und dabei ist der Körper ganz unthätig?"

„Gewiß, wenigstens nur insofern thätig, als er das Gefäß ist, worin sich der Geist aufhält, als ihr Mund das Organ ist, mittelst dessen sie ihr Orakel verkündet."

„Sie ist also sonst ganz unempfindlich?" sprach der Generalchirurgus.

„Ja! Sie ist wie eine im Starrkrampf liegende Person; sie fühlt nichts von dem, was man mit ihr beginnt, sie empfindet keinen Schmerz, man kann sie schlagen, verwunden, sie weiß nicht das Mindeste davon."

„Ich muß sagen," fuhr der Greis fort, „daß gerade dieses mich im höchsten Grade interessirt; ich möchte wohl, wenn Sie erlauben, einen Versuch machen. Sehen Sie, in diesem Bleifläschchen habe ich ein klein Wenig Phosphor mit Schwefel gemischt; Sie wissen, diese Mischung entzündet sich, so wie sie an die Luft kommt und, irgend wo auf die Haut gebracht, verursacht der Brand einen gräulichen Schmerz, den die Hellsehende aber nicht fühlt, wie Sie sagen. Sollte sie aber dennoch, wider Ihr Erwarten, eine Empfindung haben, so ist hier in diesem Fläschchen ein so vollkommen schmerzstillender Liquor, daß die bloße Benetzung damit genügt, um jede unangenehme Empfindung augenblicklich zu beseitigen."

Der Arzt sagte: „Diese Probe wird sich wohl machen lassen."

Alsbald schritt der alte Mann auf die Somnambule zu, erhob das Fläschchen und schien im Begriff, einen Theil seines Inhalts auf die

Kranke auszugießen, als diese plötzlich mit gleichen Füßen vom Sopha sprang und rief: „Ein Dämon, ein böser Dämon verfolgt mich! Retten Sie mich!“ und mit diesen Worten entfloh. Doctor Schweizer fuchtelte ihr nach, mit beiden Händen durch die Luft fahrend, um sie zu beruhigen, und sagte dann zu Schumann: „Ein sonderbarer Zufall! Daß gerade jetzt, statt des guten Dämon, der sie begeistert, ein böser kommen muß, um sie zu ängstigen; ich weiß mir dies nicht zu erklären.“

„Aber ich!“ sprach der Generalchirurgus, verneigte sich gegen die Anwesenden und gab Voluda ein Zeichen, mit ihm zu gehen.

„Sehen Sie, Lieber,“ sagte er zu diesem, „sehen Sie, daß das lauter Betrug ist? Vielleicht ist der Arzt selbst der Betrogene, vielleicht auch nicht, das Mädchen aber ist jedenfalls eine raffinirte Spitzbübin. Ich kenne ihre Familie sehr gut und sehr genau. Sie gehört zu den angesehensten, vornehmsten, reichsten, wie Sie wollen, der Umgegend. Das Mädchen ist daher sehr wohl von allen Verhältnissen der Stadt, so weit es die Honoratioren betrifft, unterrichtet, kennt auch die Persönlichkeiten sämmtlich, da die Familie sehr oft das Theater besucht, kein Concert versäumt, vor allen Dingen aber sämmtliche Bälle während des Winters mitmacht. So ist ein Jeder, der vor sie hintritt, ihrer Gnade und Ungnade preisgegeben. Unter der Maske einer Hellsehenden wirft sie einem Jeden den Scandal, den sie von ihm weiß, ins Gesicht, und die guten Frager müssen sich das gefallen lassen, denn was, von einem Wachenden gesagt, eine schwere Beleidigung wäre, das ist hier, von der Somnambule vorgebracht, eine Offenbarung, und man kann dem schönen Kinde nicht böse sein; es ist ja ein Dämon, der aus ihr spricht.“

„Ohne Zweifel haben Sie recht,“ erwiederte Voluda. „So viel ich von Doctor Anders und einigen anderen Magnetiseurs gehört, so viel ich ferner aus Schriften über diesen Gegenstand weiß, so stehen wirklich die Hellsehenden nicht in Verbindung mit der Außenwelt, so sind ihre äußeren Sinne, gerade wie Doctor Schweizer sagte, gelähmt, als ob sie vom Starrkrampf befallen wären, sie schmecken, sie riechen nicht, sie hören und sehen nicht, und auch das Gefühl ihres Körpers scheint gänzlich erloschen zu sein.“

„Ja, ja, so sagt man, so soll es sein,“ äußerte Schumann, „ich glaube es aber nicht, bevor ich es nicht selbst untersucht habe; ich halte die ganze Geschichte für Wind, und zwar in solcher Art, daß so gut der Magnetiseur, wie die Magnetisirte es wissen, und daß sie Beide sich mithin einer strafbaren Täuschung schuldig machen.“

XIX.

Großes Aufsehen, welches die Offenbarungen der neuen Pythia machen. Eine wirklich Hellsehende, die aber kein Aufsehen macht.

Die Sitzung in dem Hause des Arztes, von welcher wir so eben erzählt, hatte noch größeres Aufsehen erregt, als alle früheren. Die schöne Hellsehende war noch nie in gleichem Grade malitiös gewesen, und hatte noch nie so sehr den Nagel auf den Kopf getroffen, als gerade dieses Mal; ihr Dämon mußte bei ganz besonders guter Laune gewesen sein. Die Verhältnisse, welche von diesem bösen Geiste berührt worden waren, hatten solche eigenthümliche Färbung, daß Manchem, der davon hörte, das Gewissen schlug. Hamlet hatte gut sagen: „Wen's juckt, der kratze sich; wir haben eine glatte Haut." Es hat nicht Jeder eine glatte Haut, und wer sie nicht hat, mag sich nicht gerne kratzen, um nicht zu verrathen, wo es ihm fehlt.

Daß eine Dame, weil ihre Haut der natürlichen Lilien und Rosen entbehrt, zum Bleiweiß und zur Pottschminke greift, das ist nichts so Schlimmes, und daß ein junger Mann einen Korb bekommt, ist auch schon dagewesen, aber der Accord — der Accord, den eine junge Dame mit ihrem Manne schließt — so etwas giebt böses Blut, besonders wenn man weiß, worin der Accord besteht. Die junge Dame wollte sich von ihrem Manne scheiden lassen, aus Gründen, welche der Mann nicht gerne vor dem grünen Tisch entwickelt sehen wollte. Wenn die Frau genöthigt ist, ihre Klage persönlich aufrecht zu erhalten, so pflegt sie selbst ein ehrenrühriges Aufsehen zu vermeiden; wenn aber der Advocat den Prozeß führt, der solche zärtlichen Rücksichten nicht zu nehmen braucht, dann wird der Scandal offenkundig, und um dieses zu verhindern, hatte der Mann mit der Gattin einen Accord geschlossen, sie in ihren Neigungen zu jungen Referendarien und Offizieren nicht zu stören. Er hatte sich nun zwar auch ausbedungen, nicht gestört zu werden; die Frau hatte aber lachend erwiedert, das dürfe sie wohl eingehen, denn sie könne gar nicht in die Gefahr kommen, ihrem Manne irgend eine Störung zu verursachen.

Die Frau war sehr hübsch, und hatte vielleicht von ihrer Berechtigung nicht übermäßigen Gebrauch gemacht. Man konnte ihr zwar eine gewisse Neigung zur Veränderlichkeit nachsagen, sie hatte sich aber nie so weit vergessen, zweien Anbetern zugleich Gehör zu schenken, und so mochte man sie wohl für sehr gemäßigt halten. Um so tiefer mußte es sie schmerzen, als

ihre stillen Neigungen so plötzlich und so ohne allen Rückhalt an's Tageslicht gezogen wurden. Aber auch Diejenigen, die heute und gestern nicht betroffen waren, fühlten sich unheimlich berührt, fühlten sich unsicher; was ihnen heute nicht begegnet war, konnte ihnen morgen begegnen. In einiger Weise würde man sich haben hüten können: man durfte ja nur wegbleiben von der schönen Behausung des bösen Dämons; aber das half durchaus nicht immer, denn sie zog auch die Abwesenden in den Kreis ihrer bösartigen Aeußerungen; sie sagte zu einer Fragenden: Du hast es gemacht wie Diese oder Jene, und so kam zu Tage, was man mit dem Schleier der Verborgenheit bedeckt wähnte.

Voluda nahm an allen diesen Dingen, d. h. so weit sie nicht die Klatscherei, sondern den Magnetismus betrafen, lebhaften Antheil. Er unterhielt sich sehr häufig mit Doctor Hugisch, Schweizer und Schumann darüber, er stand auch mit Anders in Königsberg in brieflicher Verbindung; vor allen Dingen aber hatte er in seiner nächsten Nähe ein Wesen, das er wie eine Heilige betrachten gelernt und das gerade, durch den Magnetismus mit ihm verwandt, mit ihm verschwistert war. Bei Hannchen sah er die Phänomene des thierischen Magnetismus in ihrer glänzendsten Entfaltung, und er sah sie frei von allem Schmutz der absichtlichen Täuschung, frei von jeder Nebenabsicht, rein, so wie die Götterkraft sich in dem reinen Menschen kundthun mußte.

Die Erscheinung des magnetischen Schlafes trat bei Hannchen immer genau zu der Zeit ein, zu welcher sie zuerst durch ihren Arzt in Schlaf gebracht worden war. Eine unüberwindliche Neigung, die Augen zu schließen, bemächtigte sich ihrer, sie setzte oder legte sich darnieder, und nach Verlauf von einer Stunde erwachte sie, gestärkt und erheitert; sie war fröhlicher als sonst, aufgeweckt und geneigt zu Scherz, in allen ihren Gesprächen aber geistiger erregt als sonst, wiewohl es ihr überhaupt an geistiger Regsamkeit durchaus nicht fehlte.

War es zufällig um die Zeit des Einschlafens, daß sie sich auf einem Spaziergange mit den Ihrigen verspätet, daß sie sich, als die Stunde des Schlafes eintrat, nicht zu Hause befand, so pflegte sie, scheinbar um sich die Müdigkeit zu vertreiben, irgend ein Lied zu beginnen. Aber während sie dieses mit ihrer an sich lieblichen Stimme sang, wurde dieselbe mit jedem Augenblick verklärter und kühner, und erreichte bei dem süßesten Schmelz eine solche Kraft, daß man glaubte, eine ganz fremde Person, wir wollen zum Mindesten sagen, die Stimme der mächtigsten Opernsängerin zu hören. So singend, ging sie dann weiter, während es schien, als koste ihr das Singen nicht die geringste Anstrengung.

Dann mußte man sich eng genug an sie schließen, um zu verhindern, daß sie nicht falle; denn es geschah mitunter, daß ihre Kräfte plötzlich nachließen und sie solchergestalt zusammensank, daß sie ohne Beistand wohl hätte zu Schaden kommen können; oft aber schlief sie im Gehen vollständig ein und blieb in dem Schritt, welchen sie angenommen hatte, wenn nicht irgend ein Hinderniß in ihrem Wege lag.

Geschah es im Garten der Wittwe Israel, so pflegte man sie nach dem bequemen Häuschen, welches derselbe enthielt, zu führen. Dieses war zum Empfang einer mäßigen Gesellschaft eingerichtet; man ließ sie dann auf eins der Sophas nieder und, sobald ihre Glieder dieses empfanden, trat der eigentliche magnetische Schlaf ein, der das Schlafwachen immer beschloß, und sie erwachte aus demselben nach einer halben Stunde oder etwas längerer Zeit fröhlich und neugestärkt, während dieses nicht so ganz der Fall war, wenn sie im Gehen schlafen mußte. Das Erstere war von einer sichtlichen Erhebung der geistigen wie der physischen Kräfte begleitet, im letzteren Falle unterschied sich ihr Zustand nach dem Erwachen nicht von dem gewöhnlichen. Die Freudigkeit, die innere, sichtlich nach Außen hinleuchtende Heiterkeit des Geistes war dann nicht wahrzunehmen. Aeußerst sonderbar waren ihre Träume während dieses magnetischen Schlafes: sie waren fast durchgängig biblischen Inhalts. Die Patriarchen des alten Testaments waren der Gegenstand derselben.

Eines Abends befand sich Voluda in ihrem Zimmer. Hannchen hatte sich, in dem Vorgefühl des nahenden Schlafes, auf ihr Ruhebett gelegt; die Mutter, durch die Wärme des Tages ermüdet, saß an der anderen Ecke desselben und hatte den Kopf an die hohe Seitenlehne gestützt, und war entschlummert; Voluda aber, nahe bei Hannchen sitzend, verhielt sich schweigend, weil er ihren Schlaf nicht stören wollte. Bald trat derselbe ein. Hannchen schloß die Augen und es wurde fast unheimlich still in dem großen, dämmerigen Zimmer.

Da öffnete Hannchen plötzlich die Augen und sprach leise, aber vollkommen verständlich: „O wie schön, wie wunderbar schön ist es hier — siehe das weite grüne Thal, auf zweien Seiten umgeben von Hügeln, hinter denen sich Berge erheben, die sich in der Ferne zu Gebirgen thürmen; sieh, wie viel tausend Schafe hier weiden und dort eine Heerde geduldiger Kameele, auch Pferde sehe ich frei umherlaufen, und dort liegen im Schatten des nahen Berges Rinder, wiederkäuend, und die Hirten sitzen zwischen ihnen und verzehren Datteln und Feigen und trinken süße Milch dazu."

„Wo bist Du, Hannchen?" frug Voluda.

„Ei, sieh doch um Dich! Siehst Du nicht die Palmen, siehst Du dort nicht die Wüste, welche an die Oase grenzt? Ich bin im gelobten Lande, im Lande meiner Väter, ich bin in dem reichen, fruchtbaren Mesopotamien, in dem Lande zwischen dem Phrat und dem Tigris. Siehst Du hier die Heerden Abrahams? Siehst Du dort an den Grenzen der Wüste die Heerden Bethuels, des Sohnes der Milca?"

„Wie siehst Du denn das?" frug Voluda.

„Wunderlicher Mensch! Mit meinen Augen seh' ich's. Siehst Du's denn nicht auch?"

„Erzähle weiter."

„Sieh, dort von den Bergen herab kommt ein alter Mann mit zwölf Kameelen und vier Knechten, welche sich dem Brunnen nahen, der draußen bei der Stätte Nahor liegt — — ei, siehe, das ist ja Eliezer, Abrahams Vogt. Was will er denn hier, daß er von Damascus kommt? — — Ach! er will für Abrahams Sohn ein Weib freien; richtig, ja er hat ihn geschickt nach Mesopotamien, um für Isaac eine Frau von seiner Freundschaft — — siehe, da kommt heraus Rebecca, Bethuels Tochter, sie hat einen Krug auf ihrer Schulter und geht zum Brunnen; jetzt wird sie Wasser schöpfen und Eliezer wird sie anreden — — siehe, siehe, wie schön sie ist: schlank wie die Rebe, die sich um den Granatbaum schlingt, hoch gewachsen, und doch kräftig alle Glieder, voll und blühend, wie nur der Aufenthalt in freier Luft es giebt — — o wäre ich Bethuels Tochter! — — warum wohne ich hier im düsteren Hause von schweren Steinen gemauert? da draußen unter wehenden Palmen des gelobten Landes, im Schatten der Zelte, im süßen Hauch der sommerlauen Nachtluft würde ich genesen, hier ist es ja nicht möglich — —

„Jetzt ist sie da, jetzt steigt sie herab zum Brunnen und füllt den Krug, sie hebt das hohe, schwere Thongefäß mit kräftiger Hand auf ihre Schulter und steigt herauf und Eliezer tritt zu ihr: »Laß mich ein Wenig Wassers aus Deinem Kruge trinken!« Und sie erwiedert: »Trinke, mein Herr!« und eilend läßt sie den Krug hernieder und läßt ihn trinken, und jetzt, da er getrunken hat, sagt sie: »Ich will Deinen Kameelen auch zu trinken geben, und ich will ihnen schöpfen, bis sie alle getrunken,« und sie eilt zu dem hölzernen Trog, welcher zur Tränke für die Thiere eingerichtet ist, leert den Krug da hinein und holt zum zweiten und zum dritten Male und so lange immer wieder Wasser, bis die Kameele nicht mehr trinken."

„Das Alles geht jetzt vor? Dies Alles siehst Du jetzt? Es ist ja schon mehr als 3000 Jahre her, daß dieses vorgegangen ist."

„Ei, nicht doch, es geschieht ja eben jetzt vor meinen Augen. Siehst Du's nicht auch?"

„Nein, mein holdes Kind, ich sehe es nicht."

„So komm," sprach Hannchen, „gieb mir die Hand, ich will Dich zu mir auf meinen Standpunkt heben — so — — jetzt stehen wir auf dem Stern Sir Adineha, er ist ja nur hundert und vierzigmal weiter von hier als der Stern Vega der Leyer. Das Licht der Erde, welches 28 Jahre braucht, um bis zur Vega zu kommen, gelangt erst in 3920 Jahren zum Sir Adineha, und so sehen wir in diesem Augenblick genau das, was auf der Erde vor 3920 Jahren geschah; — — siehst Du, jetzt hat sie die Kameele alle getränkt, und Eliezer nimmt eine goldene Spange und zween Armringe, 10 Säckel Gold schwer, und giebt sie ihr und fragt: »Wem gehörst Du an? Das sage mir! Haben wir auch Raum in Deines Vaters Hause zu herbergen?«

„O höre ihre süße Stimme! Sie antwortet: »Ich bin Bethuels Tochter, des Sohnes des Nahor und der Milca; siehe, es ist Raum bei uns und Essen für Dich und Deine Knechte und Futter für Deine Kameele.«

„Rebecca füllt den Krug noch einmal und schreitet nach dem Zelte des Vaters, und Eliezer neigt sich auf die Kniee und spricht: »Gelobet sei der Herr, der Gott Abrahams, der mich geführt hat zu meines Herrn Bruders Haus!«

„Siehe, jetzt zieht er mit seinen Knechten zur Stätte Nahor, des Bruders Abrahams, und Rebecca zeigt ihrer Mutter und ihren Brüdern die Spangen und die Armringe und Laban, der Bruder, eilt dem Knechte Abrahams entgegen und bewillkommt ihn.

„Laß uns dem Herrn eine Hymne singen, der Abrahams Knecht geführt hat in das Haus der Kinder seines Bruders." Und Hannchen sang einen jener Lob- und Dankpsalmen, welche den Namen David's tragen, mit einer so rührenden, süßen und doch so kräftigen Stimme, daß die Mutter darüber erwachte.

Die würdige Frau erkannte den heiligen Gesang und faltete die Hände und sprach denselben leise mit, und als er beendet war, schlossen sich Hannchen's begeisterte Augen und sie schlummerte unter ruhigen Athemzügen, welche ihre Brust langsam hoben und senkten, als ob sie auf die ganz gewöhnliche Weise in Schlummer gefallen wäre.

Da liegt etwas so wunderbar Göttliches verborgen, daß es wohl über die Begriffe von uns armen sterblichen Menschen weit hinausgeht. Wer hat diesem Kinde gesagt, daß das Licht der Vega 28 Jahre braucht, um zur Erde zu gelangen, und daß man folglich, auf der Vega stehend,

falls man ein Auge hätte, das diese Fernen zu durchdringen vermöchte, sehen würde, was vor 28 Jahren auf der Erde vorging, oder vor 4000 Jahren, wenn der Stern 140 Mal weiter entfernt ist — — wer giebt uns die Schlüssel zu diesem Räthsel?

XX.

Urtheile des Publikums über die Somnambule und Furcht vor derselben. Physikalische Experimente. Wohin Versuche führen.

Voluda sprach über diesen Gegenstand mit seinem würdigen Freunde. aber Beide konnten in ihren Gesprächen nicht zu einem Resultate kommen. Nur soviel war Beiden gewiß, daß hier keine Täuschung vorwalte, weil, ganz abgesehen von dem edlen, reinen Sinne des Mädchens, auch nicht der entfernteste Grund zu einer solchen absichtlichen Täuschung zu finden gewesen wäre. Verabredung mit einem Arzte, um das Publikum zu täuschen, war nicht denkbar, denn es war kein Arzt und es war kein Publikum mit im Spiele. Befriedigung eigener Eitelkeit, der Wunsch, die wundersüchtigen Leute zu blenden, konnte eben so wenig angenommen werden. — Für wen hätte sie eitel sein sollen? Für ihre schlafende Mutter? — Auf solche Weise fielen noch eine Menge anderer, sonst vorhandener Beweggründe, in Nichts zusammen, und man mußte sich das Wunderbare der Sache so gut wie das Unerklärliche derselben zugestehen. Die beiden Männer gaben auch den Versuch einer Erklärung unbedenklich auf und bestärkten sich einander nur gegenseitig in dem Vorhaben einer um so aufmerksameren Beobachtung.

Ueber die schöne Somnambule des Doctor Schweizer verbreiteten sich indessen allerlei neue wunderbare Gerüchte. Das Experiment, welches der Generalchirurgus mit dem Fräulein hatte machen wollen, wurde um so unzarter gefunden, als der Apotheker Wächter erklärte, Brandwunden, durch Phosphor erzeugt, hinterließen sehr entstellende Narben. Was war denn natürlicher, als daß ihr guter Genius die Somnambule gewarnt. Sie verlor demnach in den Augen des Publikums von ihrer Sehergabe um so weniger, als sie mit immer gleich treffender Malice von derselben Gebrauch machte und den Leuten in der Stadt viel Ursache gab, sowohl zu lachen als sich zu fürchten; gefürchtet machen aber wollte die kleine Hexe sich jedenfalls, und es erschien dem aufgeklärteren Theile unzweifelhaft, daß sie ein lustiges Spiel treibe; da dieses Spiel aber immer Glück und Ruhe

der Familien berührte, und Keiner sich rein genug fühlte, um nicht befürchten zu müssen, daß gelegentlich einmal auch an ihn die Reihe komme, so behielt ein Jeder seine Ansicht für sich, es sei denn, daß er einer Region der Gesellschaft angehörte, bis zu welcher die Kenntniß der schönen Hellsehenden nicht reichte, oder daß er sich nichts machte aus einem Skandal, welcher sich auf seine Kosten erhob. Zu diesen gehörte z. B. die ganze Schauspielergesellschaft, deren moralischer Werth so tief stand, daß sich Niemand um sie bekümmerte, oder daß deren einzelne Mitglieder es durchaus nur scherzhaft auffaßten, wenn man von ihnen gründlich schlecht sprach; denn daß man nicht gesprochen hatte, war nicht denkbar, um so viel weniger, als in einer kleinen Stadt so ganz allgemein bekannte Persönlichkeiten schon von selbst Aufsehen machten, ganz abgesehen davon, daß der Theaterfriseur, welcher nur Abends mit den Schauspielern zu thun hatte und die Proben lediglich besuchte, um Neuigkeiten von ihnen zu hören, während der Morgenstunden auf das Angelegentlichste beschäftigt war, diese Neuigkeiten von Haus zu Haus zu tragen.

Eine solche allgemein bekannte Neuigkeit war denn auch das zärtliche Verhältniß, welches Madame Karsten mit Herrn Hinrici, mit Herrn Hinze, Herrn Kamenz und Herrn Rettig hatte, ein solches öffentliches Geheimniß war die Liebschaft zwischen Madame Arnstein und dreien Herren, zwischen Madame Meißner und vier Herren, Madame Lauer und fünf Herren, das der Frau Stadträthin Maurer mit dem Schauspieler Beier, kurz es war eine schrecklich liederliche Wirthschaft in dem Städtchen als die Musen daselbst ihren Tempel geöffnet hatten; aber es wurde in den Kreisen, welche sich um die Schlafwachende versammelten, nicht von diesen Gegenständen gesprochen, als in das Reich der Götter niederen Ranges gehörig.

Wer sich um alle diese Dinge nicht bekümmerte, an welchem sie spurlos vorüberschwebten, das war Voluda, der in seiner stillen Häuslichkeit, fern von allem jenen wirbelnden Geräusch, das die aufgeregten Leidenschaften machten, sowohl in unbewußtem Glück, als in sehr bewußter gesteigerter Thätigkeit lebte.

Der Generalchirurgus, welcher den jungen Mann sehr lieb gewonnen hatte, lieh ihm nach und nach den größten Theil seiner werthvollen Instrumente, unter denen sich auch ein, von dem berühmten Borda verfertigtes Declinatorium befand: ein stählernes Lineal von Zollbreite und ¼ Zoll Dicke, gegen 1½ Fuß lang und in einem Glaskasten an ungesponnenen Seidenfäden hängend.

Dieses stellte Voluda auf einem möglichst festen Tisch mitten in

seinem Zimmer auf, um es zu beobachten. Da die Bewegungen desselben jedoch außerordentlich zart und geringfügig waren, da ferner die Erschütterung, welche der im Zimmer Schreitende dem Instrument mittheilte, wenn er sich dem Tische näherte, den Gang desselben störte, so erfand sich Voluda eine Vorrichtung, deren man sich späterhin fast allgemein bediente, wenn schon wahrscheinlich, ohne eine Ahnung zu haben, daß der Gedanke selbst schon viel früher, wenn auch unvollkommen, durch einen jungen Schauspieler in Ausführung gebracht worden sei.

Er rückte nämlich das Instrument ganz an das eine Ende des Zimmers, brachte an dem einen Pol des Stahlmagnets einen etwa zollgroßen Spiegel an und stellte, diesem gegenüber am entgegengesetzten Ende des Zimmers, ein Lineal auf, dessen eine breite Fläche mit weißem Papier beklebt und in Zolle, in Zwölftel-Zolle getheilt war. Neben diesem Lineal, welches sich in dem kleinen Spiegel wiederholte, stehend, betrachtete er durch ein Fernrohr das Spiegelbild des Lineals, fand freilich nur heraus, was damals bereits bekannt war, was ihm jedoch ganz neu, höchstlich interessirte, erstens, daß der magnetisirte Stahlstab in einer unaufhörlichen Bewegung war, nicht eine Secunde lang still stand, zweitens, daß er regelmäßige Schwingungen von beinahe ganz gleicher Größe machte, und daß dieselben vom Morgen bis zum Mittage und noch einige Stunden später, sich langsam, aber vollkommen deutlich sichtbar, immer mehr westwärts wendeten (die Abweichung der Nadel war überhaupt eine westliche, sie wurde aber während der warmen Tageszeit immer mehr westlich), daß dieselben Schwingungen aber sich von den späteren Nachmittagsstunden an immer weniger nach Westen gerichtet zeigten und nach und nach zurückkehrten zu dem Stande, welchen sie Morgens gehabt.

Er machte im Laufe desselben Sommers ferner die Bemerkung, daß, je weiter die Jahreszeit vorrückte, je weniger westlich die Abweichung wurde, und er schloß daraus, daß der Stand der Sonne von einem bedeutenden Einfluß auf die Magnetnadel sei, daß die höhere Erwärmung dieselbe westlich, die Abkühlung sie aber östlich oder, was besser ist, minder westlich lenke, denn bis zu einem Ausschlage nach Osten kam es natürlich nicht, da die westliche Abweichung gegen 20 Grad betrug, die tägliche Abweichung oder Variation in der Abweichung aber noch nicht $1/40$ Grad ausmachte.

Es freute ihn nicht wenig, zu diesem Resultat gelangt zu sein, und er fühlte, daß, wenn er der Erste gewesen sein sollte, der diese Thatsache aufgefunden, er eine große Entdeckung gemacht habe. Er war jedoch nicht eitel genug, sich eine solche Entdeckung zuzuschreiben und war schon

zufrieden damit, ein solches Gesetz gefunden zu haben, ohne daß er eine Ahnung von dessen Vorhandensein gehabt; auch Schumann belobte ihn deshalb nicht wenig und kam nicht selten zu ihm, um seine Beobachtungen zu theilen oder zu unterstützen. Die Anwendung des Instruments war ihm eigentlich selbst neu, denn, obschon seit einer Reihe von Jahren im Besitz desselben, hatte es doch immer in einem großen Glasschrank verborgen gestanden, und war nie zu dem benutzt worden, wozu es bestimmt war: zu Versuchen und Beobachtungen, und Schumann sagte deshalb zu seinem jungen Freunde, er käme ihm vor wie der Kaufmann in Fouqué's berühmtem Roman „Der Zauberring". Die früheren Besitzer dieses Kleinodes hätten sich damit begnügt, dasselbe zu besitzen, der Kaufherr aber habe versucht, was man damit beginnen könne, und sei dadurch auf die verborgenen Eigenschaften des zauberischen Ringes gekommen. So auch habe dieses theure Instrument lange gänzlich unbenutzt bei ihm gestanden und hätte so bis zu seinem Tode stehen können, wenn nicht er, Volnda, dasselbe in die Hände bekommen und ihm seine Geheimnisse abgelauscht hätte.

XXI.

Ein Soldat und zwei Schulmänner. Vorurtheile und wie schwer es wird, dieselben siegreich zu bekämpfen. Frommer Wunsch des alten Militairarztes.

Der Generalchirurgus versäumte nicht, die Beobachtungen seines Lieblings mehreren Personen von Bedeutung mitzutheilen. Unter diesen befand sich auch der Director des Gymnasiums und der Lehrer der Mathematik, Schwenzel. Der Erstere gestand seine Unkenntniß von der Sache ein, der Letztere aber sagte: „Dummes Zeug, wie kommt dieser Mensch dazu, dieser arrogante Bursche, wie kommt er dazu, eine solche Entdeckung zu machen, das paßt sich gar nicht, das schickt sich gar nicht, wofür wäre ich denn da? Wenn das so leicht wäre?! Wenn der erste beste daher gelaufene Comödiant dergleichen Entdeckungen machen könne, so würde ich mir mein Lehrgeld zurückgeben lassen und lieber Schuster oder Schneider werden."

Der Generalchirurgus erwiederte hierauf: „Der erste beste daher gelaufene Comödiant könne das freilich nicht, es gehöre ein bedeutender Grad von wissenschaftlicher Vorbildung dazu, und diesen habe Herr Volnda gehabt."

„Ach nennen Sie doch den erbärmlichen Menschen nicht immer Herr! — was Herr?! — Der Kerl ist ein Comödiant, ein Vagabonde, er wird vor Gericht per „Er“ titulirt, das ist kein Herr!“ so sagte ergrimmt der Schulmann, aber der wackere alte Arzt frug halb ärgerlich, halb lachend: „Was zum Teufel haben Sie denn gegen den jungen Mann? Es kann doch unmöglich noch der schreckliche Umstand sein, daß er neulich über den Magnetismus besser Bescheid wußte, als Sie?“

„Ja, Herr Doctor, das ist's! Er hat sich unterstanden, etwas besser wissen zu wollen, als ich, da ich es doch jedenfalls besser wissen sollte.“

„Sollte? Wenn Sie es aber nun nicht wußten?“ frug der Generalchirurgus.

„Was ich nicht weiß, das existirt nicht!“ sprach Schwenzel, „und was existirt, das weiß ich! Punktum!“

„Das ist außerordentlich kühn, und ich danke dem Himmel, daß Voluda noch nicht so weit ist, geehrter Herr Alleswisser,“ sprach Schumann. „Den Jungen sollte der Teufel holen, wenn er jemals so unverschämt würde.“

Der Lehrer machte ein grimmiges Gesicht, aber der alte Arzt sagte: „Verzeihen Sie, Herr Oberlehrer, ich wollte hiermit ja nicht sagen, daß Sie unverschämt seien; ich würde es nur sehr bedauern, wenn der bisher so bescheidene Mann es würde.“

„Diese Pille ist nicht viel besser vergoldet, als die vorige,“ sprach Schwenzel, aber der Generalchirurgus erwiederte: „Ich habe auch gar nicht die Absicht gehabt, zu vergolden, allein auch ebensowenig die Absicht, zu verletzen, und es fuhr mir nur so heraus, weil ich dachte, welchen unangenehmen Eindruck es auf mich machen würde, wenn der junge, liebenswürdige Mensch, auf einmal in thörichter Selbstüberschätzung von Wissenshochmuth aufgeblasen, so zu schwatzen anfangen wollte. Nichts für ungut, Herr Schwenzel, Sie müssen das schon einem alten groben Soldaten nicht übel nehmen.“

„Nun ja, das muß ich freilich dabei bedenken,“ sprach Schwenzel, auch eben nicht höflich, aber der Generalchirurgus hatte dies nicht gehört, oder hat es nicht hören wollen, denn er fuhr in seiner Rede fort: „Im Uebrigen muß er doch Recht haben, denn, wie er uns neulich sagte, so zeigt die Magnetnadel immer westlich oder östlich, im Laufe mehrer Jahrhunderte immer nur einmal und nur kurze Zeit gerade nach Norden. Nun kann aber unmöglich die westliche Abweichung in eine genau polare Richtung, nun kann auch ebensowenig die Süd- und Nordzeigung in eine östliche, sprungweise übergehen, sie muß also im Laufe der Jahrhunderte

sich langsam ändern, das unterliegt gar keinem Zweifel, wie er es ja auch Ihnen bereits bei Schwarz auseinander gesetzt hat."

„Immer Er! — er ist keine Autorität für mich."

„Wie aber, Herr Schwenzel, wenn es nun doch so wäre? Oder können Sie mir als Mathematiker die Versicherung geben, die Magnetnadel stehe jetzt 20 Grad westlich, stehe seit Jahrhunderten so, und werde plötzlich, wenn eine Aenderung eintrete, die Abweichung ganz verlassen, genau nach Norden zeigend, ein Paar Jahrhunderte so stehen bleiben und dann eben so plötzlich 19 oder 20 Grad weit nach Osten springen? Als Mathematiker müssen Sie das wissen, denn es handelt sich hier um eine Kraft und eine Größe, die Sie berechnen können."

Der Gefragte schwieg still und der Fragende wiederholte seine Frage. Nach längerer Zeit erwiederte der Lehrer in sehr ärgerlichem und gereiztem Tone: „Allerdings kann das nicht geschehen. Ist denn dieses aber eine Entdeckung des Herrn Voluda?"

„Zuerst bestritten Sie dieses, und jetzt scheint es Ihnen bekannt," sprach Schumann. „Voluda nimmt dies aber auch nicht als seine Entdeckungen an, sondern ich habe gesagt, daß die Verbindung, welche sich aus seinen Beobachtungen zu ergeben scheint, daß die Verbindung zwischen der wechselnden Tages- und Jahreswärme und dem wechselnden Stande der Magnetnadel ein Gegenstand von Wichtigkeit sei, und es will mich gleichfalls bedünken, als ob dieses nicht ganz unrichtig wäre."

Der Lehrer schwieg still, aber der alte Schumann frug nach einiger Zeit: „Haben Sie bereits eine solche Entdeckung gemacht?"

Die Verlegenheit des Lehrers wuchs immer mehr, und er gerieth zuletzt in einen ganz unziemlichen Zorn, welchem, heftige Worte zu geben, ihn nur die Achtung vor dem alten Manne hinderte; aber in diesem Aerger konnte er es nicht unterdrücken, zu sagen: „Es ist ein höchst widerwärtiges Gefühl, sich bei aller Gelehrsamkeit in einen nachtheiligen Vergleich mit einem solchen dahergelaufenen Menschen gestellt zu wissen. Der Bursche ist mir wegen seiner Vornehmthuerei und wegen seiner Halbgelehrsamkeit höchst widerwärtig, ich wollte, ich hätte ihn niemals gesehen, niemals etwas von ihm gehört, denn man nimmt sichtlich Partei für ihn und gegen mich." Hiermit verneigte er sich und beendete das Gespräch, indessen der alte Militairarzt ihm ein Paar Kreuzdonnerwetter nachschickte.

Minder heftig und, wenn auch nicht frei von den Vorurtheilen seines Standes, so doch nachsichtig, die Möglichkeit zugebend, daß auch ein Anderer als ein Lehrer eine wissenschaftliche Entdeckung machen könne, war der Director, und er frug mit einer gewissen Theilnahme den General-

chirurgus nach dem Bildungsgange des jungen Menschen. Es war ein Mitglied des Lehrercollegiums beleidigt worden, dadurch, daß ein Anderer etwas wußte, das der Lehrer nicht wußte, und das war jedenfalls ein Verbrechen; aber es war ja nur der Mathematikus, das Vergehen mithin nicht so groß. Als er nun aber erfuhr, daß Voluda der Sohn eines Konsistorialraths und Directors eines Gymnasii sei, da änderte sich die Sache allerdings um ein Bedeutendes, und er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß der Stand der Lehrer und der Geistlichen eigentlich eine Art von Verpflichtung habe, den jungen Mann von seiner sehr schlechten Laufbahn abzuwenden. Er frug, was der Generalchirurgus dazu meine, ob er nicht glaube, daß es möglich sei, durch ein Stipendium und durch anderweitige Unterstützungen die Carriere des jungen Mannes zu verändern, ihr eine andere Richtung zu geben.

Der Generalchirurgus sagte, daß er hieran gleichfalls schon gedacht, daß er aber nicht die beiden Corporationen im Auge habe, von denen der Director gesprochen, sondern daß er glaube, einige reiche Leute in das Interesse ziehen zu können. Er glaube nicht, daß Lehrer und Geistliche gut genug besoldet seien, um Stipendien stiften zu können; er wisse aber ein halbes Dutzend Leute hier in der Stadt, deren Jeder gerne 200 Thaler zahlen würde, um ein Capital zusammenzubringen, von welchem der junge Mann noch weitere zwei Jahre lang studiren und entweder seine medicinischen Studien beenden oder sich für das Universitätslehrfach vorbereiten könne, welches letztere ihm noch besser scheine als das medicinische, da er glaube zu bemerken, daß Voluda eine ungewöhnliche Fähigkeit für die mündliche belehrende Mittheilung sowohl als für das Experimentiren habe.

Borstel sah ihn sehr verwundert und groß an, glaubte weder an das Talent Voludas, noch an die Großmuth seiner Freunde, hielt es aber beistimmend für sehr gut, wenn der junge Mann von hier fortkomme, da es doch eigentlich eine Schande sei, daß der Sohn eines Geistlichen sich unter Comödianten herumtreibe.

„Bomben und Granaten! Ich kann diese verdammten Vorurtheile nicht leiden," rief ärgerlich der Generalchirurgus, „man kann auch unter den Comödianten ein ganz anständiger Mann bleiben, wie uns gerade Voluda beweis't, und man kann als Geistlicher seiner Würde so gut Schande machen, wie als Comödiant Ehre; das würde also niemals der Grund sein, weshalb ich ihm eine andere Stellung wünschte, wohl aber scheint er es zu verdienen, daß man ihn in eine Lage bringe, welche seinen Neigungen und seinen Fähigkeiten besser entspricht. Doch bitte ich Sie, Herr Director," so fuhr der würdige Mann fort, „über unser Gespräch

nichts verlauten zu lassen. Was ich thun will, soll geschehen, ohne daß der junge Mann etwas davon erfährt, es muß so eingekleidet werden, daß es seinem Ehrgefühl in keiner Weise zu nahe tritt."

„Mein Himmel, Sie sind ja sehr besorgt und sehr zartfühlend für den jungen Mann, wer weiß, ob er es im gleichen Grade ist. Leute dieses Gelichters pflegen es nicht so genau zu nehmen."

Etwas barsch fuhr der alte Arzt auf: „Sie brauchen sehr curiose Ausdrücke, mein guter Herr Director. Ich merke, daß der Standeshochmuth nicht blos dem Adel und der Geistlichkeit angehört! Der geistliche Hochmuth ist zwar sehr verrufen, aber der Hochmuth des Schulmannes kann, wie ich bemerke, sich jenem mit Ehren an die Seite stellen. Der junge Mensch hat eine Bildung, wie sie selbst hier unter unseren vornehmen Leuten nur ausnahmsweise gefunden wird; er ist von gutem Stande und, was mehr als dieses sagen will, er ist durch und durch ehrenwerth. Wenn Sie nun, mein guter Herr Director, vollends wissen, daß ich mich für denselben interessire, daß ich ihn schätze und achte, so wird ihr Ausdruck „Leute dieses Gelichters" für mich geradezu beleidigend!"

Der Schulmann wollte seine Grobheit wieder gut machen, indem er sagte: „Es thut mir sehr leid, mein geehrter Herr, daß wir uns entzweien sollen um eines solchen Menschen willen." — Dies war aber zu viel für den Generalchirurgus und er kehrte sich rasch um, Hut und Stock nehmend, und sagte, der Thür zuschreitend: „Hole Sie der Teufel mit Ihren unverschämten Redensarten," und er schlug die Thüre zu, daß das Haus zitterte, auf der Straße aber, heimwärts gehend, brummte er immer fort: „Hätte ich den Kerl beim zweiten Armeecorps gehabt, er hätte wohl nicht so grob werden sollen, ich hätte ihn Mores lehren wollen," und er fuchtelte mit dem Stocke tapfer umher, als habe er den Rücken eines Mannes vor sich, den er wirklich Mores lehren wolle.

XXII.

Tilsitter Berge. Wissenschaftliche Feststellung des Begriffes Picknick, Wurstpicknick ausgeschlossen. Rangordnung. Der größte Gleichmacher, das Geld. Der Leser lernt vier neue, liebenswürdige Personen kennen.

Während der schönen Sommerzeit wurden häufig Ausflüge nach den benachbarten Orten gemacht. War die Gegend auch nicht das, was man malerisch im Sinne der Künstler, der Landschafter nennt, so war ihr doch, namentlich in der Nähe des Stromes, ein gewisser Reiz nicht abzusprechen.

Berge gab es nur in östlicher Richtung: es waren die Höhenzüge, welche den Memelstrom begleiteten; sie endeten mit dem Rombinus, auf den sich die Tilsiter etwas zu Gute thun, indem sie behaupten, daß er das alte Romowe, den ehemaligen Göttersitz der alten Preußen, bezeichnet. Dort sollte jener große Eichbaum gestanden haben, welcher, immer grün durch das reichlich vergossene Menschenblut, einen ungeheuren Raum beschattete. In dem Stamme dieses Baumes waren drei Nischen eingehauen, oder sie waren durch abfallende Aeste entstanden und nur erweitert worden, denn eine Verletzung dieses Heiligthums mit der frevelnden Axt war immer ein Verbrechen, welches den Tod nach sich zog. In diesen drei Nischen oder Blenden standen die grotesken Statuen der drei mächtigsten Götter der alten heidnischen Preußen: des Perennos, Percullus und Potrimpos; dort, in dem Schatten dieses Baumes, sollte der Oberpriester, Grieve, gewohnt haben, und nur Priester sollten den Schatten dieses Baumes haben betreten dürfen; ein jeder Andere nur, um zur Schlachtbank geführt zu werden.

Ob wahr oder nicht, und ob die Verehrung, welche das Landvolk noch heutigen Tages diesem Göttersitz bezeigt — begründet ist, gleichviel — der ganze Berg mißt doch nur 200 Fuß, er würde mithin von Bewohnern des Harzes oder Thüringens oder Schlesiens gar nicht einmal ein Berg, sondern ein Maulwurfshügel genannt werden. Wenn dies aber schon der höchste Berg der Umgegend war, so kann man sich vorstellen, daß die anderen wohl nur ganz unbedeutende Hügel genannt werden konnten. Dennoch gaben sie der Gegend, die sich innerhalb des nächsten Umkreises von Tilsit zu Spaziergängen eignete, ein gewisses Relief, was nun aber ganz besonders gehoben wurde durch einen herrlichen Pflanzenwuchs. Der Boden, von der größten Kräftigkeit, meistens reines Waizenland, trug Getreide, so massenhaft und so stark wie Rohr; die Fruchtbäume, die Gartengewächse gediehen in der herrlichsten Fülle, und Eichen gab es dort, von einer Schönheit, wie man sie nur im Norden kennt. Dazu der breite Strom, so gab es doch immer einen Anblick, lieblich genug, um mit Freuden dabei zu verweilen, und es wurden der Parthien nach den kleinen Dörfchen, welche in ¼ oder ½ Meilen weiter Entfernung von Tilsit lagen, den Strom auf oder ab so manche gemacht, wodurch sich das Leben während der schönen Jahreszeit recht heiter gestaltete; es war aber nicht jene Art von Geselligkeit, welche sich in großen Städten an öffentlichen Orten von selbst macht, wo nämlich viele Menschen, ohne irgend eine Verabredung, einen beliebigen Ort besuchen, und sich so mitunter wohl auch Bekannte zusammenfinden, wennschon ganz zufällig. In

der kleinen Stadt ist dieses anders: Bekannte verabreden sich miteinander zu einem Spaziergange, den sie an diesem oder an jenem Tage nach einem vorher bestimmten Orte machen wollen; sie nehmen nunmehr das Haus des Dorfes, welches ihnen am besten geeignet scheint und den damit verbundenen Garten ganz für sich in Beschlag, dulden die Bewohner nur insofern, als dieselben mit Wassertragen, Feuermachen, Milch- und Obstanschaffen ꝛc. beschäftigt werden, dulden sie also nur als Bedienung. Die Leute lassen sich Vieles sehr gern gefallen, denn sie wissen, Alles wird gut bezahlt und sie erhalten die ganzen Reste der mitgebrachten Lebensmittel, und deren sind nicht wenig; denn obschon man in kleinen Städten Geldausgaben bei weitem mehr scheut, als in Residenzen, so ist man doch um so nachsichtiger hinsichtlich des Verbrauchs der Lebensmittel, welche man einmal im Hause hat. Ob ein dreißig Pfund schwerer Kalbsbraten, von welchem die Familie am Sonntage zu Mittag gegessen hat, am Montage bei solcher Landparthie völlig ein Ende nimmt, ist ganz gleichgültig. Im Wirthshause zwei Flaschen Wein für die Gesellschaft zu kaufen, würde der Hausherr für eine Verschwendung halten, aus dem eigenen Weinkeller aber zwanzig Flaschen mitzunehmen, um hinlänglichen Cardinal für die Gesellschaft zu machen, und den Zucker, die eingemachten Pfirsiche, Erdbeeren oder Ananas zur Würze dem Weine beizufügen, hält Niemand für Verschwendung — es kostet ja nichts. Wer wird denn darnach fragen, was es vor einem halben Jahre gekostet hat?

In solcher Art gestaltet sich das, was man einen Picknick nennt: eine gesellige Vereinigung von einigen Familien, deren jede etwas beiträgt zur Alimentirung der Gesellschaft; damit nicht Eins zweimal und das Andere gar nicht geliefert werde, so verabredet man sich ein Paar Tage vorher, wer Braten, Kuchen, Wein, Kaffee', Zucker ꝛc. liefern wird, und so geordnet, macht sich die ganze Sache äußerst bequem und angenehm. In der Mitte des deutschen Landes, wo die Kultur schon länger besteht, wo jede Stadt an einer stark besuchten Chaussee liegt, wo außerhalb der Städte Gärten und Wirthshäuser zur Aufnahme von Fremden in genügender Menge und mit allem Erforderlichen versehen, zu finden sind, da kennt man diese ganze Art der Versorgung einer Gesellschaft nicht, denn die Nothwendigkeit einer solchen liegt gar nicht vor. Wo man Alles, was man braucht, in jedem Wirthshause findet, da würde es thöricht sein, alles dieses mitzuschleppen. Nicht so weit im Norden und Osten, wo man sich nur auf solche Weise vereinigen kann; aber unbedenklich ist diese nordische die schönere Art, die gemüthlichere, wäre es auch nur deshalb, weil man immer unter den nächsten Bekannten ist, kein Fremder sich zu-

drängen kann, ja nicht einmal ein solcher als Beobachter zugegen ist, man also, frei von allem Zwang, sich seiner Lust hingeben kann.

Zu einem solchen Picknick hatten sich drei Familien, die des Rechnungs-Raths Krauske, des Kammerraths Mövius und des Kaufmann Iltiß vereinigt. Zwei derselben waren wohlhabend; der Beamte, wohl nicht durch seine Stellung, denn die Beamten werden selten so besoldet, daß sie davon reich werden können, wohl aber von den Eltern her, der Kaufmann war durch glückliche Speditionsgeschäfte nicht allein wohlhabend, sondern reich geworden. In Folge dieses Verhältnisses fand eine Art von Ebenbürtigkeit zwischen ihnen statt, was sonst nicht möglich gewesen wäre, denn Krauske, obschon Rath, obschon sogar in der süßen Hoffnung lebend, bald Geheimer Rath zu werden, konnte selbst in diesem letzten Falle von dem Kammerrath nicht anders betrachtet werden, wie als Subalternbeamter. Dem Assessor, gar dem Referendarius schwebt immer der Posten eines Ministers vor Augen; der Kanzlei- oder Rechnungsbeamte, selbst wenn er Geheimer Rath ist, befindet sich in seinem Dienstverhältniß nicht nur einem Präsidenten oder Rath, sondern dem jüngsten Referendarius untergeordnet, und er kann nie etwas anderes werden, als der Oberste von den Subalternbeamten. Nun, daß ein Kaufmann eine bloße Null ist gegenüber einem Staatsbeamten, versteht sich von selbst. Aber das Geld! das Geld! Welch ein zauberhafter Klang liegt in dem Worte Geld! Es ist ein wahres Wunder, daß es nicht gefürchtet wird von den Mächtigen, denn es ist eine Macht; es ist ein wahres Wunder, daß es nicht in alle Demagogen- und Demokraten-Prozesse verwickelt wird, denn es ist mehr wie die Guillotine zur Schreckenszeit der wahren Gleichmacher. Die Guillotine machte nur die Todten einander gleich, das Geld auch die Lebendigen. Es ist so schrecklich viel Republikanisches in dem Gelde, daß es wohl Besorgniß erregen kann. Nicht nur sah man hier einen Mann der großen Carriere im freundschaftlichen Umgange mit einem tief unter ihm Stehenden und einem Kaufmanne, welche Beide, wenn sie arm gewesen wären, der Erhabene nicht des Anblicks gewürdigt haben würde, sondern Herzöge und Großherzöge, Fürsten und Kurfürsten ziehen reiche Leute an ihre Tafel, und wie sonst alle Juden einen König hatten, so haben jetzt alle Könige einen Juden, und dieser Mann beschließt sicherer über Krieg und Frieden, als die regierenden Häupter und deren Minister. Wer will da noch zweifeln, daß Geld eine Macht sei?!

Vermöge dieser glücklichen Gleichmachung verstanden sich die drei Familien ganz vortrefflich, und waren sie sogar so ungezwungen mit einander, daß der Subalternbeamte den Vorgesetzten aufforderte, ihm noch

einmal einzuschenken, ihm noch einmal Butterbrod herzugeben, ihm den Braten zu reichen, was der alte Kammerrath auch bereitwilligst that. Von einer noch glücklicheren Unbefangenheit waren die jüngeren Personen: die Kinder. Krauske hatte einen hoffnungsvollen jungen Sohn, welcher Gutsbesitzer war, der Kammerrath hatte zwei schöne Töchter, der Kaufmann einen Sohn, der schon das zweite Examen gemacht hatte und Referendarius war.

Der junge Krauske galt überall für ein Genie; er hatte bei Thaer die Landwirthschaft studirt, hatte seinem Vater zwar viel Geld gekostet, war aber auch überaus gelehrt geworden, das man schon daraus sah, daß er, erst 26 Jahr alt, bereits einen ganzen kahlen Kopf hatte; denn in Mögelin bei Potsdam, woselbst sich das landwirthschaftliche Institut befand, hatte er sowohl Gelegenheit, mit den Offizieren der Garnison, als mit der Garnison der Offiziere in innigste Berührung zu kommen, welches seinem Kopf, seinem Herzen, seiner Gesundheit und dem Geldbeutel seines Vaters außerordentlich fühlbar geworden war. Sein Vater hatte für gut befunden, dem einzigen Sohne ein mächtiges Landgut im Werthe von 50,000 Thalern zu kaufen und es ihm schuldenfrei zu übergeben, während der Sohn, bei weitem gescheuter als der Vater, es vorzog, kurz nach dem Antritt seines Gutes beträchtliche Summen hypothekarisch darauf eintragen zu lassen. Dies ist ja auch bei weitem vernünftiger. Was man in solchem Falle verdient, verdient man ja mit fremdem Gelde, und man kann sein eigenes Geld ja lieber vortheilhaft in andere Gegenstände anlegen. So war es gekommen, daß neben den vernachlässigten Ackerpferden noch verschiedene Rosse edelster Zucht aus dem großen Landesgestüt Trakehmen vor seinem Wagen gingen oder ihn in die Stadt trugen, so war es gekommen, daß seine Kellereien nicht sowohl die sauer riechende Milch als den köstlich duftenden Wein enthielten, so war es auch gekommen, daß er eine sehr geschickte Haushälterin gewonnen, welche die Wirthschaft vortrefflich verstand, schon sehr früh Morgens, nicht selten schon vor neun, elegant gekleidet zum Vorschein kam, sich von einem sehr hübschen Kammermädchen frisiren und ankleiden ließ, dann einem sehr hübschen Stubenmädchen auswich, damit dasselbe ihr Schlafzimmer aufräumen konnte, dann sich mit einer sehr hübschen Schaffnerin berieth, was heute zu Mittag gegessen und wer zu morgen eingeladen werden sollte, und endlich einer sehr hübschen Köchin auftrug, was sie zu Mittag bereiten sollte.

So wirthschaftete Krauske sehr glücklich, und da hatte er es jetzt nach dreijährigem Besitz des Landgutes schon so weit gebracht, daß er zu mehr als der Hälfte des Preises seines Landgutes, mit fremdem Gelde wirthschaftete.

Der Referendarius Iltiß war ein äußerst gewandter junger Mann. Seine Studien auf der Universität waren nicht so erfolgreich gewesen als die des jungen Krauske. Er war nicht so vollständig gespensterhaft vergeistigt wie dieser; er hatte noch etwas mehr Körper übrig behalten, sonst aber sich gleichfalls bemüht, von allem Kenntniß zu nehmen, was einem jungen Manne ziemt, worunter einige Krankheiten, verschiedene Nachtwachen beim Pharao und noch viel mehr bei der Weinflasche nicht zu verachten waren.

Die beiden Jünglinge bemühten sich sichtlich um die Töchter des Kammerrathes, welcher wohl unter anderen Umständen nicht blos scheel dazu gesehen, sondern die Verwegenen in gebührender Weise auf ihren richtigen Standpunkt gestellt haben würde. Jetzt waren Beide reich, da bedurfte es des Umstandes, daß der Eine sogar schon Minister in spe war, gar nicht, um die Bewerbungen mit günstigem Auge zu betrachten.

In Spe? soll einmal der Kaufmann Iltiß gefragt haben, in Spe? wo liegt denn das? ich habe dies niemals herausbekommen können, und es muß doch ein bedeutender Ort sein, denn es sind sehr viele vornehme Leute da, man lies't sogar in den Zeitungen sehr oft von dem Ort, der oder Jener ist Oberst in Spe, ist Geheimrath in Spe, ist General-Lieutenant in Spe.

Wir wollen dieses nicht für eine Thatsache ausgeben, allein es wird ihm nacherzählt, und wäre die Sache wahr gewesen, was hätte das bei einem reichen Manne zu sagen?

Wie gesagt, es bemühten sich die beiden jungen Herren um die Töchter des Raths. Die Mädchen waren schön, dies ließ sich nicht in Abrede stellen; man hielt sie für die schönsten in ganz Tilsit, abgesehen von dreien Schwestern, den Töchtern des Kaufmanns Milbenstädt, denen Jeder doch auch vor diesen beiden Damen den Preis zuerkannte; aber in zweiter Reihe waren sie die ersten und dabei, wenn schon Beide schön, doch von der auffallendsten Verschiedenheit.

Galantine, die Aeltere, obschon erst 16 Jahr, war voll und kräftig und groß gebaut; sie hatte etwas Italienisches in ihrem Aeußeren; sie sah aus, wie eine stolze Römerin, ihr rabenschwarzes, prächtig gelocktes Haar und ihr südlich warmer Teint begünstigten diese Annahme. Das schwarze Buch von Tilsit will behaupten oder durch Rechnung herausbekommen haben, daß dieses Töchterchen ein Jahr nach der Zusammenkunft der drei Monarchen auf dem Niemen das Licht der Welt erblickte. Der Verfasser hatte nicht Gelegenheit, die Kirchenbücher einzusehen, kann also diese Sage weder bestätigen noch widerlegen.

Die zweite Tochter, nur ein Jahr jünger, Aline geheißen, war blond in jenem Grade, den man goldblond nennt; das Haar, dunkelgelb von Farbe, hat in der Sonne einen Schimmer, als wäre es vergoldet; es war jenes Blond, nach welchem die Maler laufen wie die Narren, jenes Blond, welches sie immer der Venus und welches nur Lucas Kranach und Albrecht Dürer ihrer Madonna gaben. Der Teint, von dem zartesten Rosenschimmer, entsprach ganz der hellen Farbe des Haares. Der Verfasser würde gern gesagt haben „so zart wie weiße Lilienblätter", wenn das nicht gar zu abgeschmackt wäre, wer könnte ein Gesicht an einem lebenden Wesen schön finden, wenn es so weiß wäre, wie frisch gefallener Schnee oder wie milchweißes Velinpapier oder wie Bielefelder Leinwand, aber doch wird dergleichen Zeug immer wieder vorgebracht und macht sich in Prosa und in Versen breit. Dies ist eine von den Redensarten, welche schon so lange gedient haben, daß sie längst pensionsberechtigt sind.

Fräulein Aline war bei Weitem zarter, schlanker und kleiner als Galantine, trotz dessen machte sie einen äußerst angenehmen Eindruck auf Jeden, der sie sah. Es fiel Niemandem ein, sie wie einen Backfisch zu behandeln; sie wurde, obschon nicht eingesegnet, wie eine große Dame behandelt und sie hatte vielleicht vollkommen Recht, Ansprüche hierauf zu machen, denn ihre äußere Erscheinung zeigte nichts Kindliches mehr, zeigte die fertig gebildete Dame, jeden Augenblick im Stande, als Frau vom Hause aufzutreten und, was ihren Geist betraf, so erinnerte nur ihr Muthwille noch an ihr jugendliches Alter; ihr Verstand, man konnte vielleicht mit Recht sagen, auch ihre Bildung war den Jahren voraus.

XXIII.

Eine kleine Wasserparthie verunglückt. Volnda wird der Retter. Was die Bauern von den Stadtleuten halten und was der Pfarrer von Kranske sagt.

Die drei Familien vergnügten sich nach Kräften. Nachdem man einen vortrefflichen Kaffee eingenommen, wurden zwei Spielparthien eingerichtet. Die drei Männer spielten l'Hombre, die Damen aber Whist, mit dem Strohmann, der den Vierten repräsentirte, und der sich beim Boston, welches man hier lieber spielt, nicht anbringen läßt.

Während die beiden Spielparthien sich emsig mit ihren Karten beschäftigten, spazierten die Jüngeren in der Gegend umher, im Garten Verstecken spielend, auf der Wiese wettlaufend, und endlich auf dem Flusse

wettfahrend. Die beiden Herren hatte eine gewisse Gewandtheit in Handhabung der Ruder, was man in solchen Städten, die an großen Flüssen liegen, nicht selten findet; es wurde also, ohne weiter zu fragen, ein Boot von seinem Seile losgemacht und „mit kühnem Muth in See gestochen."

Man wollte über den Fluß setzen. Beide Herren verstanden die Sache vollkommen; doch war ihre Kraft nicht ihren Kenntnissen gleich, und so geschah es, daß, nachdem sie die Mitte des Stromes erreicht hatten, die Arme ihnen zu müde waren, um den Strom durchschneiden zu können, und ihr leichter Kahn wurde ein Spiel der Wellen, welche hier durchaus nicht so unbedeutend erschienen, wie vom Ufer aus gesehen.

Nunmehr trat die Thorheit zu der Schwachheit, sagte ihr, sie solle sich schämen, daß sie nicht einmal solchen leichten Kahn regieren könne, und die Schwachheit schämte sich wirklich, arbeitete sich fürchterlich ab, ohne etwas auszurichten, und erschöpfte ihre Kräfte.

Hätten die jungen Herren, als sie fühlten, daß ihre Kräfte nachließen, den Versuch aufgegeben und durch Ruhe eine Viertelstunde wieder Kräfte gesammelt, so wäre die Rückkehr wenigstens ihnen ganz leicht gelungen, statt dessen müdeten sie sich auf eine schreckliche Weise ab, ohne etwas Weiteres zu gewinnen, als daß sie durch den Strom immer reißender abwärts getrieben wurden und nicht die mindeste Hoffnung auf glückliche Beendung ihrer Fahrt fassen konnten.

Anfangs hatten die Mädchen nicht wenig gelacht. Die Mühseligkeit, mit der die beiden Männer arbeiteten, machte ihnen sichtlich Spaß, als es ihnen jedoch unzweifelhaft geworden war, daß dieselben jede Gewalt über das Schifflein und den Strom verloren hatten, da fingen sie an zu weinen, die Hände zu ringen und zuletzt recht anständig zu schreien. Dieses schien gehört worden zu sein. Inwiefern das Schicksal hierbei seine Hand mit im Spiele hatte, oder wie weit die hellen Stimmen zur Rettung Veranlassung gegeben, wollen wir nicht weiter untersuchen. Dieses war aber faktisch, daß plötzlich ganz in ihrer Nähe ein Kahn auftauchte, der, von zwei Männern besetzt, auf sie zuruderte.

Hoffnung erwärmte wieder die jungen Herzen, welche schon nahe daran waren, in Todesangst zu erstarren. Die Kähne erreichten einander, und plötzlich legte sich der fremde Kahn unterhalb desjenigen, der die Gefährdeten trug, so scharf gegen denselben, daß sie Seite an Seite lagen, wie zusammengenagelt, und daß der Schnabel beider sich gegen das südwestliche Ufer kehrte.

„Um Gotteswillen!" rief Krauske, „auf diese Weise werden wir ja erst recht in den Strom getrieben."

„Nicht doch," sprach der Retter, in welchem die jungen Damen jetzt Voluda erkannten, „nicht doch, wenn wir nach Ihrem Ufer wollen, müssen wir den Kahn nicht stromabwärts, sondern stromaufwärts richten, so wird er durch den seitwärts treffenden Stoß von selbst und nur unter geringer Hülfe der Arme hinübergeleitet."

Auf diese Weise zeigte es sich auch; die beiden Herren konnten ihre Ruder friedlich bei Seite legen, Voluda und der Schiffer brachten ohne alle Anstrengung den Kahn an das Ufer.

Die Damen ergossen sich in vielem Dank, waren nun aber doch neugierig zu erfahren, wie es gekommen, daß Voluda sie gefunden, denn es war ihnen nicht denkbar, daß ihre Stimme bis an das Ufer erschallt sei.

„Dies war auch keineswegs der Fall," sprach Voluda; „ich war mit der Familie des Kaufmanns Hinze dort drüben in dem Dörfchen Winge. Ich stand mit unserem Hauswirth auf dem Dache seiner Scheune, wo ich mir ein leer gewordenes Storchnest besehen wollte; von hier aus hatte ich eine bequeme Uebersicht über den breiten Strom, und ich gewahrte dabei Ihren Kahn, gewahrte aber auch, daß die Herren durch die verkehrte Richtung desselben in der Mitte des Stromes festgehalten wurden, und ich gewahrte außer dieser Unkunde in der Führung, an den langsamen Ruderschlägen, welche immer unter Beihülfe des ganzen Körpers gegeben wurden, daß sie beinahe an Kräften erschöpft seien; ich forderte daher unseren Wirth auf, seinen Kahn loszumachen und Ihnen schleunigst zu Hülfe zu kommen. Als wir ganz nahe bei Ihnen waren, da hörten wir freilich Ihre Stimmen, um aber über den Strom zu tragen, müßten sie doch etwas stärker gewesen sein."

Als Voluda sich verabschieden wollte, sahen die beiden Herren sich ziemlich verzweifelt und verlegen an. Was war zu thun? Sie waren wenigstens eine Meile abwärts getrieben; so weit den Kahn wieder aufwärts zu schaffen, war jedenfalls sehr langweilig. Sie hätten wohl zu Fuß gehen und den Kahn seinem Schicksal überlassen können; dann aber hätte dieser bezahlt werden müssen, was den Herren auch wieder nicht einleuchten wollte. Sie hielten daher Voluda zurück und erbaten sich seinen Rath. Er wußte auch nichts viel Besseres, als einen der beiden gedachten Wege; es sei denn, daß Sie meinen Wirth für ein Geringes engagiren wollen, Sie hinauf zu rudern; ich für mein Theil würde dann allein zurückkehren, er aber findet von dem Dorfe, wo Sie sich aufhalten, schon eine Gelegenheit, um hinüber zu kommen.

Dieser Gedanke wurde mit Freuden aufgefaßt, und für einen Preußischen Gulden, d. h. ⅓ Thaler, war der Mann gerne bereit, das Ruder

des Einen in die Hand zu nehmen, während das des Anderen bei Seite gelegt wurde.

Diese Hände, o Himmel, wie sahen sie aus! Die innere Fläche derselben war feuerroth und an fünf oder sechs Stellen hatte ein Jeder große weiße Blasen, welche jetzt, wo sie zu sich selbst gekommen waren, schrecklich zu schmerzen begannen. Die Hände der jungen Herren waren sonst so schön gepflegt, sie gingen nie ohne Handschuhe aus, um die weiße Farbe nicht zu verlieren, sie trugen sogar mit Talg bestrichene Handschuhe während der Nacht — eine schöne weiße, feine Hand ist aristokratisch, ist ein Zeichen, daß man Nichts arbeitet, daß man also ein vornehmer Mann ist, denn Arbeiten ist gemein — nun — wie sahen sie aus? wie lange mußte das dauern, bevor die Blasen verschwunden, bevor die äußere Hand von den schrecklichen Angriffen der Sonne und des Wassers geheilt war? Dieses Mal, und nicht wieder, schien ein Jeder sich selbst zuzuschwören, aber die Damen, welche die Hände und die betrübten Gesichter ihrer Inhaber sahen, vermochten sich nicht des lautesten Lachens zu enthalten, und Voluda fiel das alte Sprichwort ein: „Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen."

Von den rüstigen Händen des Fischers geführt, schoß der Kahn stromaufwärts und, wie es schien, auch ohne Anstrengung des Mannes, der das Ruder als Schiebstange gebrauchte, in dem kaum drei Fuß tiefen Wasser rauschend dahin.

Eine Zeit lang blieb Voluda, sich mit den Abenteurern unterhaltend, in der Nähe ihres Kahnes, bis er ungefähr auf gleicher Höhe mit dem Dorfe Winge war; dann grüßte er die Geretteten leicht und anmuthig, gab dem Schnabel seines Kahnes eine leichte Richtung nach Osten und alsbald faßte ihn der Strom, so daß er in wenig Sekunden schon im tiefen Wasser war, und nun die breite Fläche des Ruders brauchend, nur in so weit dem Strome Terrain abzugewinnen suchte, daß er sich auf gleicher Höhe mit dem Dorfe erhielt, während die abwärts kommende Wassermasse, schräg auf sein Schiff treffend, dasselbe immer weiter ostwärts lenkte.

„Kicket a mol," sprach der Fischer, „de kannt, de verstait et, jnu sind man dumme Keerels — na so dämlich wie de Stadlüde nu een mol sind." (Sehet einmal, der kann's, der versteht es, Ihr seid nur dumme Kerls — na so dumm, wie die Stadtleute nun einmal sind).

Die Mädchen lachten sehr und äußerten sich dahin, daß sie jetzt mal wüßten, was man von ihnen denke: der dumme Bauer halte sich nach Allem für klüger, als sie seien.

Der dumme Bauer hatte das aber verstanden; denn, vermochte er auch nicht das sogenannte Hochdeutsch zu sprechen, so war das Verständniß desselben ihm doch keineswegs fremd. Er antwortete also: „Wat se nich weet, Mamsell Frölen. Wie siin dumm? Nee jü siin dumm! Könnt jü Acker pflügen? Könnt jü Korn saen? Könnt jü dreschen? Könnt jü Brod backen? Nix könnt jü! Jü müßt ja verhungern, wenn wie dumme Buren nich siin daehten." (Was Sie nicht wissen, Fräulein. Wir sind dumm? Nein Sie sind dumm! Können Sie Acker pflügen? Können Sie Korn säen? Können Sie dreschen? Können Sie Brod backen? Nichts können Sie! Sie müßten ja verhungern, wenn wir dumme Bauern nicht wären.)

„So, nun wissen wir doch, wozu wir gut sind," sprach Iltiß, „es scheint das Zweckmäßigste zu sein, wenn wir die Unterhaltung nicht mehr fortsetzen, wir könnten sonst noch Dinge erfahren, welche vielleicht minder ergötzlich wären."

„Von em weet ick nischt — adder de Grote da, dat mut en scheener Keerel siin, sehd us Pfarr. De hat so fille Fruenslüd in siin Huus, wie in uns janz Dorp nich siin." (Von ihm weiß ich nichts — aber der Große da, das muß ein schöner Kerl sein, sagt unser Pfarrer. Der hat so viele Frauensleute in seinem Hause, wie in unserem ganzen Dorfe nicht sind.) Die beiden Damen kicherten und die Herren fanden es gerathen, sich von dem Schiffer wenigstens auf die Länge des Kahnes zu entfernen. Dieses aber nahm der Bauer übel, und er rief ihnen in seinem Plattdeutsch zu, sie möchten nicht dumme Streiche machen, möchten sich nicht Alle auf einen Klumpen in dem Kahn setzen, die Last müsse gleich vertheilt bleiben, sonst schöpfe der Kahn mit der Spitze Wasser, auch könne er nicht rasch genug vorwärts und für den Gulden wolle er nicht den ganzen Tag d'ran wenden. So mußten die jungen Herren wohl oder übel sich ihm wieder nähern, allein er machte sehr gemäßigten Gebrauch von seinen Grobheiten. Es schien ihm, als habe er den Herren bereits genug gesagt oder als sei an ihnen doch Hopfen und Malz verloren, und so gelangten sie nach anderthalb Stunden in das Dörflein, wo man sie schon längst gesucht und dann mit großer Besorgniß vernommen hatte, daß sie auf einem sogenannten Seelenverkäufer ohne Hülfe eines kundigen Schiffers über den Strom gesetzt seien. Es war nun große Freude über ihre Ankunft, so wie groß Ergötzen über die erfahrenen Grobheiten, welche die jungen Damen natürlich sofort der Gesellschaft mittheilten und worüber dieselben so lange geneckt wurden, bis der reichlich fließende Cardinal eine andere Stimmung und ein anderes Gespräch herbeiführte.

Verlag v Theodor Thiele in Berlin

Druck v Liebr Dehn

Es schien gerathen sich möglichst weit von ihm zu entfernen

XXIV.

Noch ein Picknick. Erhebendes Bewußtsein überlegenen Reichthums und das Glück der unbewußten Dummheit. Gewalt des magnetischen Rapports.

Voluda war glücklich über den Strom gelangt und wurde über seine Kühnheit sowohl, als über die Rettung, sehr beglückwünscht. Es hatte sich hier, so wie in dem anderen Dorfe, eine Gesellschaft von Bekannten zu einem Picknick eingefunden. Es war der größte Theil der Familie Israel, die Familie des Kaufmanns Hinze und die Familie des Buchdrucker Post versammelt, und die Wittwe Israel hatte ihren Hausgenossen Voluda mitgenommen, wie derselbe in der Regel alle ihre kleinen Ausflüge theilte, wenn seine Zeit es ihm gestattete.

Hinze war ein gewaltig reicher Mann und er führte ein gutes Haus, daher bei einem Picknick er in der Regel es sich nicht nehmen ließ, außer einem ganz besonders guten und reichhaltigen Gericht, auch noch die Gesammtmasse der Getränke zu liefern: vom Thee und vom Kaffee das Feinste, was zu haben war, vom Wein die schwersten und theuersten Sorten, wobei er niemals vergaß, für die Damen süßen Ungar- und den feinsten Capwein mitzubringen. Er bildete sich was darauf ein, seine Gäste gut zu tractiren, und nahm die Form des Picknicks nur aus einer Art von Delicatesse an, denn er achtete das von den Anderen Gebotene doch eigentlich für Nichts und wollte in der Annahme nur die Gleichberechtigung Aller anerkannt wissen. Im Uebrigen war er nicht gerade delicat, denn er sagte einem Jeden, indem er ihn zum Essen und Trinken einlud: „Essen Sie nur zu, trinken Sie nur recht wacker, so was haben Sie doch nicht zu Hause," oder: „Lassen Sie sich's schmecken, dergleichen wächst doch nicht auf Ihrem Mist" und was solcher schönen, höflichen Redensarten mehr waren.

Voluda war Anfangs über solche Aeußerungen so frappirt, daß er etwas empfindlich antworten wollte. Hannchen aber winkte ihm und erklärte ihm leise, daß der Mann sich bei diesen groben Redensarten durchaus nichts Verletzendes denke. Es sei nur das Gefühl des eigenen Werthes — Geldwerthes nämlich — er wolle den Anderen gar nicht damit herabsetzen, sondern lediglich ermuntern, an seinem Ueberflusse sich gütlich zu thun.

An der Art, wie die Uebrigen diese wirklich unschicklichen Redensarten auffaßten, konnte übrigens Voluda sehen, daß Hannchen ganz Recht hatte. Es war gar nicht Voluda allein, den er so von oben herab

behandelte, ein jeder Andere hatte ganz genau das Gleiche zu erfahren, und es schien fast, als wäge der Mann mit Sorgfalt seine Reden ab, damit Keiner sich über eine Vernachlässigung beklagen könne.

Suchte der alte Hinze im Bewußtsein großen Reichthumes seines Gleichen, so suchte sein Sohn dasselbe in unbewußter Dummheit. Nicht leicht war auf Erden ein Mensch zu finden von einem gleichen Grade von Beschränktheit, sowohl im Wissen als in Begriffen, er konnte nicht die allereinfachsten Sachen fassen. Daß er in der Schule selbst gar nichts gelernt, wäre Niemandem aufgefallen, denn man hätte eigentlich sagen können, er sei niemals in die Schule gegangen. Vater und Mutter hatten sich nämlich ausdrücklich bei dem jedesmaligen Ordinarius der Klasse ausbedungen, ihr Söhnchen nicht mit zu vieler Arbeit zu belasten, auch ihn nicht zu strafen, wenn er die wenigen Aufgaben, die ihm gemacht wurden, nicht lös'te. Was er heute nicht lerne, könne er ja morgen lernen. So war er denn von seinem sechsten bis zum zehnten Jahre in der untersten Klasse gewesen, von seinem zehnten bis zum fünfzehnten in Quinta und vom fünfzehnten bis zum zwanzigsten in Quarta. Auf diesem Stadium angelangt, hatte der Vater geglaubt, für die Bildung seines Sohnes genug gethan zu haben. Wer nun aber geglaubt hätte, der junge Mensch könne Schreiben und Rechnen, könne Lateinisch, wenigstens so weit, um den Eutropius oder Cicero's Briefe zu übersetzen, der würde sich in einem großen Irrthum befunden haben. Von alle Diesem war nicht die Rede; er verstand von irgend einer Declination nicht so viel, als seines Vaters Hausknecht, er konnte schreiben zum Mindesten eben so gut wie dieser, was aber das Rechnen betraf, so hatte er es durch unabläßige Bemühung seiner Mutter wenigstens dahin gebracht, daß er eine kleine Rechnung zusammenaddiren konnte. Er war der einzige Sohn seines Vaters — wenigstens der einzige Sohn seiner Mutter — war von den Eltern zum Kaufmannsstande bestimmt und wurde nun von Beiden für so weit vorgebildet erachtet, als für einen tüchtigen Kaufmann irgend nöthig. Er konnte schreiben und rechnen, was brauchte er mehr!

Aber rührend und erfreulich war seine große Unschuld. Trotz Referendarien und Kavallerie-Offizieren hatte er sich vollkommen rein erhalten. Der Vater pflegte mit großer innerer Bewegung eine Geschichte zu erzählen, welche diese Unschuld auf das Unzweideutigste darthat.

Der Vater war Tuchhändler, und er stand mit seinem Sohne allein dem Laden vor. Wenn nun ein Stück Tuch von einer gewissen Höhe herabgeholt werden sollte, so stieg der Sohn auf eine Leiter, um dasselbe fassen zu können. Da er nun aber etwas faul war, so stieg er nur so

wenige Stufen als irgend möglich und suchte mit den hochgehobenen Händen und mit langgestrecktem Körper das bezeichnete Stück zu erreichen. So war es denn nach und nach gekommen, daß er sich durch das öftere ungeziemliche Strecken einen bedenklichen Schaden zugezogen. Die Leistengegend war ihm beiderseitig geschwollen, es hatte sich auf beiden Seiten eine Verlängerung gebildet, welche man im gewöhnlichen Leben einen Bruch — einen Doppelbruch — zu nennen pflegte.

Der junge Mensch hatte von der Gefahr keine Ahnung. Erst als die beiden Verlängerungen immer größer wurden und er sich über starke Schmerzen beklagte, wurde nach der Ursache geforscht, und ein Arzt erklärte zum nicht geringen Schrecken der Eltern, was dem Jünglinge fehlte.

Der Jüngling von 20 Jahren wurde von dem Vater erstaunt gefragt, warum er nichts über diesen schrecklichen Zustand gesagt habe.

Da erklärte derselbe in seiner himmlischen Unschuld — und der Vater konnte dieses nie ohne Rührung, ohne Thränen erzählen — er habe geglaubt, weil er an dieser Stelle etwas weiter unten doch schon — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gewöhnlich erzählte der Vater nur den vertrautesten Freunden, was der Sohn von dieser Erscheinung der beiden Verlängerungen gedacht habe, und da der Verfasser selbst nicht in das Vertrauen gezogen worden, so muß er dem Leser überlassen, das Weitere zu errathen.

Von der entzückenden Dummheit dieses Jünglings liefen in der Stadt eine Menge ganz allerliebster Anecdoten um. So erzählte man sich z. B., daß, als ihre Katze Junge geworfen, er mit großer Emsigkeit zu dem einen Loche in der Bodenthür, durch welches die Katze ein- und ausspazierte, noch neun kleinere geschnitten habe, damit die jungen Kätzchen auch hindurch könnten. Man erzählte ferner, daß, als er einmal verreist gewesen und an seine Mutter geschrieben habe, sie solle ihm statt des zurückgesendeten einen anderen Rock schicken, er den Begleitbrief in die linke Rocktasche gesteckt, aber in dem Briefe ausdrücklich bemerkt habe, daß er ihn in die linke Rocktasche stecke. Man erzählte sich ferner, daß er einst seine Strümpfe verkehrt angezogen und auf die Frage, warum er dieses thue, geantwortet habe, auf der rechten Seite hätten sie ein Loch.

Daß seine Kenntnisse nicht weit her sein konnten, haben wir bereits bemerkt, daß er aber von vielen, Jedermann geläufigen Dingen gar keine Begriffe habe, zeigte er bei einem Gespräche über Reisen, namentlich Seereisen und deren Gefahren, da es ihn vor allen Dingen in Verwunderung setzte, daß man auf dem Meere, welches, wie er sehr gut wußte, aus lauter Wasser bestand, an Wasser Mangel leiden könne, daß man da über-

haupt auf irgend eine Weise in Mangel gerathen könne. Die Seefahrer müßten doch viel dümmer sein, als die aus Polen und Rußland kommenden Holzflösser, welche sich sehr gut zu helfen wüßten, wenn ihnen etwas mangele, indem sie dann sofort an's Land gingen.

Der junge Mensch, welcher nie ein größeres Gewässer gesehen hatte, als den Memelstrom, konnte sich überhaupt nicht denken, daß es ein größeres Gewässer gäbe; er wußte sehr gut, daß die Schäfschuppe und die Juster und die Schaltona, selbst die Jura kleinere Gewässer sind als der Niemen, ihn konnte man also nicht so leicht dumm machen.

Hannchen bemitleidete den jungen Menschen, aber noch mehr die Eltern dieses, wie es schien, von der Natur jämmerlich vernachlässigten Wesens, und sie frug Voluda, ob er nicht glaube, daß durch vernünftigen Unterricht demselben noch etwas beizubringen wäre, und ob er dieses nicht versuchen wolle.

Er erwiederte, daß außer einem Cretin wohl Niemand so völlig verstandlos sei, daß er nicht etwas sollte lernen können, und daß er gar nicht bezweifele, ein geschickter Lehrer werde wohl im Stande sein, wenigstens die zur bürgerlichen Existenz unentbehrlichen Begriffe ihm beizubringen, allein er erklärte auch, daß er selbst sich solcher Aufgabe durchaus nicht gewachsen glaube, daß es ihm demnächst an der hierzu unerläßlichen Zeit fehle, denn solcher Mensch könne nicht durch Privatstunden, sondern lediglich durch Umgang unterrichtet werden. Da bliebe denn doch jeden Tag etwas haften, wenn es auch noch so wenig sei, aber das Stundengeben, das absichtliche, dauernde Beschäftigen mit irgend einer Wissenschaft, würde ihn wohl schwerlich auch nur um einen Schritt fördern.

Kaum war das Gespräch zwischen Hannchen und Voluda beendet, als auch eine plötzliche Schläfrigkeit Hannchen ankündigte, daß ihre Schlummerstunde nahe. Ihr Begleiter bemerkte dieses kaum, als er auch sich scheinbar absichtslos ihr gegenüber setzte und sie fest und unverwandt ansah. Hannchen machte einige vergebliche Versuche, sich diesem Blicke zu entziehen, dann aber ergab sie sich der siegenden Gewalt desselben und in wenigen Minuten oder vielmehr in weniger als einer Minute war ihre Neigung zum Schlummern besiegt und sie so munter, wie eine Viertelstunde zuvor. Sie sagte nun zu Voluda und ihrer Mutter: „Es ist doch merkwürdig, was unser Freund für eine Macht über mich hat, ich habe dies heute wieder recht deutlich gefühlt, ich hätte den Schlaf nicht besiegen können — er hat mich bloß fest angesehen mit dem Willen, mich munter zu erhalten, und siehe, es ist ihm gelungen; selbst wenn ich hätte gewollt, hätte ich nicht schlafen können, da mich

doch vorher der Schlaf mit einer beinahe unbesiegbaren Gewalt befallen wollte."

„Wir sind ja darüber einig," sprach Volnda, „daß zwischen Menschen, welche miteinander in Rapport stehen, eine solche geistige Verbindung stattfindet, daß sie einander nicht nur folgen können — denn das ist Sache des freien Willens — sondern folgen müssen. Es ist ein Trieb, ein Drang, ein Zwang da, welcher den Schwächeren nöthigt, dem Stärkeren nachzugeben. Dies ist das Wunderbare beim Magnetismus und das zugleich Erschreckende, weil dadurch gerade derjenige, der die geringere Willenskraft besitzt, in ein vollständig abhängiges Verhältniß von dem Anderen tritt." Die Mutter sagte: „Ja, ja, Herr Volnda, so ist's, meine Tochter hängt von Ihnen ab und ich und unser Aller Glück, Zufriedenheit und Wohlergehen hängen von Ihnen ab — will's Gott, nicht zu unserem Schaden."

Volnda gab der würdigen Frau ernst die Hand und sah ihr offen und ehrlich in das fromme Auge und sprach: „Ich verstehe Sie zwar nicht ganz, aber ich glaube, Sie dürfen meinetwegen ganz beruhigt sein." Die Mutter sagte: „Ich glaub's — ich will es glauben." Als sie späterhin einen Augenblick allein waren, sprach Hannchen: „Was wollen Sie denn immer von Ihnen mit ihrer Besorgniß — manchmal kann mich dieses Geschwätz recht peinigen."

„Möge Ihr vertrauensvolles Gemüth niemals so häßliche Erfahrungen machen, als diejenigen gewesen sein müssen, welche eine so würdige Frau, wie Ihre Mutter, zu solchem Mißtrauen bewegen könnten; ich kann Ihnen nur die Versicherung geben, daß Sie durch mich solche Erfahrungen nicht machen sollen."

XXV.

Belohnungen durch Geld, durch Angedenken und durch schöne Worte. Liebe an allen Ecken.

Beide Gesellschaften, diejenige sowohl vom linken als vom rechten Ufer, begaben sich nach Hause. Der Kammerrath und die Seinigen, etwas illuminirt zu Fuße, um sich abzukühlen in der heiteren Abendluft, der reiche Hinze in seinen Wagen, wegen der größeren Entfernung von Tilsit, welche das Zufußgehen eigentlich ausschloß. Es war auch schon spät in der Nacht, als die drei Chaisen, langsamen Schrittes, über die Schiffsbrücke rumpelten.

Daß Voluda den vier jungen Leuten mit seinem Kahn zu Hülfe geeilt war, hatte bei den Eltern einen sehr guten Eindruck zurückgelassen und es geschah von Seiten des Kammerrathes das Unerhörte: er machte dem Schauspieler Voluda einen Morgenbesuch. Sich der Schauspieler zu bedienen, um sich etwas vorsingen, vorlesen und deklamiren zu lassen bei einem ästhetischen Thee, das konnte Niemand unschicklich finden, besonders wenn man dafür bezahlte, und wenn die Leute, welche unterhalten sollten, bei Tafel ziemlich weit unten saßen — unten — d. h. fern von den Vornehmen, so hatte man gewiß nichts dawider. — Sie waren doch nun einmal gewissermaßen Menschen und sie trugen etwas zu der Unterhaltung bei; aber wenn ein Staatsbeamter, der die große Carrière vor sich hat, der sogar schon Kammerrath ist, einen Schauspieler besuchte, so mußten da schon gewichtige Gründe vorliegen. Nun, man konnte dies auch allenfalls anerkennen, zugestehen.

Der Kammerrath glaubte, daß seine beiden Töchter durch Voluda, wenn auch vielleicht nicht vom Tode, so doch jedenfalls aus großer Gefahr gerettet seien, und wenn schon das Herz eines Kammerrathes jedenfalls anders fühlen muß, als das eines gewöhnlichen bürgerlichen Menschen, so war doch Dankbarkeit eine nicht ganz ignoble Empfindung, und es sprach sich in den freundlichen Worten des Mannes mehr Wärme in der Empfindung aus, als man dem alten berechnenden Manne hätte zutrauen mögen.

Nach den erforderlichen einleitenden und den beabsichtigten Dankesworten, welche Voluda so bescheiden als möglich ablehnte, wurde er von dem Herrn Rath zum nächsten Abend eingeladen. Die beiden reichen Leute fühlten ihre Würde tiefer als der Beamte, sie machten den Dank schriftlich ab, aber auch ein Paar Einladungen wurden eben so schriftlich besorgt und von Voluda, der nicht im Mindesten ahnte oder fühlte, daß er wirklich die Personen so hoch verpflichtet, ohne zu große Aufopferung angenommen; nur dieses überraschte ihn, daß bei dem Abendessen, welches er im Hause des Rechnungsrathes einnahm, unter der Serviette seines Couverts 25 Thaler lagen. Sie waren sehr zierlich auf dem Teller ausgebreitet und mit der Serviette nur so weit bedeckt, daß sie auch von den Nachbaren sehr gut gesehen werden konnten.

Voluda fühlte sich recht eigentlich indignirt, und er gab den Teller mit seinem ganzen Inhalt dem nächsten Bedienten mit dem Bemerken, dies sei wahrscheinlich ein Trinkgeld für Einen von den Leuten des Hauses.

Der Wirth fühlte jedoch diesen Stich so wenig, daß er laut ausrief: „Nicht doch, Herr Voluda! das ist für Sie bestimmt!“

„Ich wüßte nicht, daß Sie mir etwas schuldig wären," sprach Voluda, „und ich bitte Sie dringend, die Angelegenheit hierbei ruhen zu lassen."

„Nun, wie Sie wollen," sprach ziemlich empfindlich der alte Krauske, aber der anwesende Sohn sah den Schauspieler mit einer unbeschreiblichen Miene tiefster Verachtung an und mochte wohl denken: „Mein Gott! wie dumm ist der Mensch!" Daß er nicht so dumm sei, bewies er dadurch, daß er die 25 Thaler dem Bedienten aus der Hand nahm und in die eigene Tasche fallen ließ.

Weniger langweilig, als dieser Abend, war Voluda der vorige verflossen, an welchem er bei dem Kammerrath gewesen. Dieser hatte sich anständig gezeigt; er hatte nicht versucht, einen mit eigener Gefahr geleisteten Dienst durch einige Thaler zu belohnen, wohl aber war er sehr zuvorkommend gegen den jungen Mann, und die Mutter sowohl, wie die beiden schönen Töchter, erschöpften sich fast in Aeußerungen der Dankbarkeit. Die beiden Mädchen wollten auch sichtbare Zeichen davon geben. Sie überreichten daher nach dem Abendessen dem Gaste ihr Stammbuch, etwas in jener Zeit sehr allgemein Verbreitetes, jetzt aber längst nicht mehr modern genug, um noch von der höheren Gesellschaft benutzt zu werden. Voluda übrigens konnte dieses als eine seltene Ehre betrachten, denn es waren nur junge Herren und Damen der höheren Stände — ihres Standes — darin vereinigt, und es mußte viel zu bedeuten haben, daß sich ein Schauspieler dahin wagen durfte. Aber wollten die jungen Damen ein Erinnerungszeichen an ihn haben, so wollten sie ihm doch eins von sich geben, und so überreichte ihm Galantine eine Busennadel, welche sie an dem Tage getragen, und Aline bat ihn, eine seidene Börse anzunehmen, welche sie selbst gehäkelt habe.

Voluda war überrascht und verwirrt über diese Zuvorkommenheit, und er wurde es noch mehr dadurch, daß er in der Börse ein Papier fühlte; er konnte natürlich nicht nachsehen, was dasselbe enthalte, fürchtete jedoch, es zu errathen. Was ihm am folgenden Tage wirklich begegnen sollte, befürchtete er schon hier, und er nahm sich vor, falls etwa der Kammerrath so unzart sein sollte, ihm ein Geldgeschenk zu machen, dasselbe sofort zurückzusenden. Doch wer malt sein Erstaunen, als er, zu Hause angekommen, den Inhalt derselben untersuchte. Statt einer Kassenanweisung fand er in einem zierlich zusammengelegten, goldgeränderten Briefblättchen eine Locke, deren goldgelbe Farbe ihm die Besitzerin verrathen hätte, wenn sie sich auch hätte verbergen wollen. Dies war aber so wenig der Fall, daß vielmehr das Briefchen die Worte enthielt:

„Dem edlen Retter ihres Lebens, widmet zum Zeichen ihrer innigen Neigung den Inhalt — seine dankbare Aline."

Voluda las und las und betrachtete die Locke und wiederholte sich die Worte: „Zum Zeichen ihrer innigen Neigung — — seine Aline."

„Was ist das? Was soll ich hiervon denken? — Soll ich Narr genug sein, mir einzubilden, daß mich das Mädchen liebt, oder ist das vielleicht eine von jenen Coquetterien, deren man die Damen aus den höheren Ständen so häufig anklagt?"

Er ging unruhig in seinem Zimmer auf und ab, plötzlich aber lachte er laut und sprach zu sich selbst: „Was willst Du denn, Du Narr, Du liebst sie ja nicht, was kümmert's Dich denn, in welcher Weise sie Dir dieses Erinnerungszeichen giebt — es ist immer sehr hübsch, es ist ein sehr artiger Scherz, aber weiter nichts — jetzt will ich mich schlafen legen, morgen aber will ich mit Hannchen darüber sprechen."

XXVI.

Klatschereien unter den Schauspielern. Hannchen wird um Rath gefragt. Das verlorne Paradies.

Der nächste Morgen brachte Voluda von Neuem die Ueberzeugung, mit welcher Geschicklichkeit Dienstmädchen und Friseure für die Verbreitung aller interessanten Nachrichten sorgen. Als Voluda auf das Theater trat, um eine Probe mitzumachen, kamen ihm beinahe alle Schauspieler und Schauspielerinnen glückwünschend entgegen. Nicht nur ward er als der Retter von vier Menschenleben gepriesen, sondern er wurde auch beglückwünscht als Empfänger so schöner Geschenke, und er wurde nun gefragt, welche die Königin seines Herzens werden solle, welcher er den Vorzug geben, der Rothen oder der Schwarzen.

Faßler rief, laut lachend: „Ho ho! er wird kein Narr sein, er nimmt sie alle Beide, ich hab's gesagt! Cornutu! Cornutu! Er nimmt sie alle Beide, dann hat er gewiß keine lange Weile, dann kann er immer rouge et noir spielen."

Die Schauspieler lachten, Voluda aber sagte ganz ruhig: „Spielen ist ein ganz schlechtes Vergnügen, nur der Banquier gewinnt sicher und die Ponteurs verlieren meistens, machen dann Schulden, und davon bin ich kein Freund."

„Was, keine Schulden!“ rief Faßler, „dummes Zeug, wo soll denn da der Respekt herkommen. Solche Gesinnungen, solche Grundsätze taugen nichts. Schulden machen, so viel wie möglich, da hat man Ansehen! Wer einem begegnet, sagt: »Aha, der ist mir auch einen Thaler schuldig, oder vier Ellen Tuch, oder fünf Flaschen Wein.« Aber wenn man keine Schulden hat, da sieht einen kein Mensch an, da gehen die Leute gleichgültig an einem vorüber, wie an Euch, Voluda. Nein, das ist ein schlechtes Prinzip, damit kommt man nicht weit. Seht mich an. Ich genieße überall des größten Ansehens, denn ich bin jedem Menschen in der ganzen Stadt etwas schuldig, viel oder wenig, ein Paar Groschen, ein Paar Schnäpse, ein Paar Thaler, gleichviel, die Leute sehen mich an und ich freue mich darüber.“

„Jedem Narren gefällt seine Kappe, laßt mir immerhin die meinige,“ erwiederte Voluda, „ich beneide Euch nicht um Eure Schulden, und da Ihr mich auch nicht wegen meines Mangels an Schulden beneidet, so werden wir hoffentlich ganz gut mit einander durchkommen.“

Die Damen konnten kaum erwarten, bis Voluda sein Gespräch beendet hatte, und sie frugen ihn beinahe alle zugleich, welche von Beiden er liebe oder welcher er den Vorzug gebe, und was denn Hannchen, seine bisherige Geliebte, dazu sagen werde.

„Meine geehrten Damen,“ erwiederte Voluda, „Mädchenehre ist geschliffener Stahl, ein Hauch und er erblindet.“

„Sagt Kotzebue!“ so rief Beier dazwischen.

„Nein, sagt nicht Kotzebue, sondern sagt der Hofmeister in dem Lustspiel »Der Wildfang«.“

„Ja, aber nicht vom Hauch der Liebe,“ sprachen einige der Damen.

„Gerade von dem am ersten,“ erwiederte Voluda mit den Worten des Hofmeisters. „Der Gegenstand unseres Gespräches sind drei unbescholtene, sehr junge Damen; ich könnte mir es in meinem Leben nicht verzeihen, wenn durch mich der Ruf einer derselben auch nur im Mindesten leiden sollte, daher ziehe ich es vor, über diesen Gegenstand nicht weiter zu sprechen. Es thut mir leid genug, daß ich die Veranlassung bin, die Namen dieser Mädchen hier genannt zu hören; bis jetzt glaube ich noch nicht bemerkt zu haben, daß irgend Jemand großen Nutzen davon gehabt hätte, wenn man sich hier in diesen Mauern von ihnen unterhalte.“

„Brrrr, welcher Sauertopf!“ rief Madame Meißner.

„Huuuu, welcher Tugendspiegel,“ sprach Madame Arnstein.

„Gott, welches Monstrum von Edelmuth!“ rief Madame Bachmann, die funfzigjährige erste Sängerin; nur Madame Dorsch klopfte ihn auf

die Schulter und sagte: „Hast Recht, mein Junge, mit solchen Sachen muß man auch nicht spaßen, mich hat's immer geärgert, wenn sie Dich mit dem Judenmädchen neckten, aber merkst Du denn nicht, warum sie's thun; sie sind neidisch, eine Jede möchte Dich haben, glaube mir, mir alten Frau, die Deine Großmutter sein könnte, es ist so!"

Die jungen Damen wendeten sich mit schnippischen Blicken von der älteren Frau und deren Beistimmung zu Voluda's Aeußerung, dieser aber verließ, sobald er konnte, die Probe und eilte nach Hause, um, seinem Vorsatze gemäß, mit Hannchen zu sprechen, denn er war wirklich innerlich im Zweifel, er wußte sich nicht recht zu rathen, hatte aber bei Hannchen in sehr verschiedenen Gelegenheiten einen so gesunden vernünftigen Sinn und so wahrhaft treffliche Grundsätze gefunden, daß er nicht glaubte, besser handeln zu können, als wenn er thue, was das liebenswürdige Mädchen für das Rechte hielt.

Es war kurz vor Mittag, die Mutter mit den letzten Vorbereitungen zum Mittagsessen beschäftigt und Hannchen daher allein.

Sie empfing ihren Hausgenossen mit der gewohnten ruhigen Freundlichkeit, war aber nicht wenig erstaunt über das, was er ihr sagte. Es verflossen wenige Minuten im vollkommenen Schweigen zwischen Beiden, da schloß Hannchen, welche, mit Stickerei beschäftigt, auf dem Sopha saß, die Augen und Voluda, welcher zu bemerken glaubte, daß der magnetische Schlaf sie, wenn schon zu einer ungewöhnlichen Stunde, befalle, wollte so eben das Zimmer verlassen, um die Mutter davon zu benachrichtigen, denn es schien ihm nicht gerathen und nicht nöthig, sie aus dem Schlummer zu wecken, da dieser in der Regel äußerst wohlthätig auf sie wirkte. Da erhob Hannchen ihre liebliche Stimme und sang in den weichsten, süßesten Tönen:

„Ich habe Dich verloren,
Doch bleibst Du ewig mein.
In kalten fremden Armen
Wird nimmer wohl Dir sein.

Ich mußte Dir entsagen,
Ich wich des Schicksals Stoß.
Doch keine Zeit und Sitte
Reißt Herz vom Herzen los.

Nimm meine letzten Worte,
Nimm meinen letzten Blick,
Fort eilen meine Schritte,
Dort bleib ich selbst zurück."

Lautlos hatte Voluda den Gesang angehört; es ging auf einmal etwas vor in seiner Seele, was ihm sagte: sie liebt Dich und Du liebst sie. Er war in tiefes Sinnen versunken; es schien ihm, als befände er sich in einem Labyrinth, welches keinen Ausweg darbot.

So im Zweifel, was er beginnen sollte, erklang Hannchens Stimme abermals:

„Dich umschlingen fremde Arme
Und ich seh' es ohne Klagen,
Was ich fühl' in bitterm Harme
Läßt sich nicht mit Worten sagen

Still gesunden, heiter schlagen
Mag Dein Herz an fremdem Herzen —
In die weite Ferne tragen
Will ich lautlos meine Schmerzen."

Voluda setzte sich zu Hannchen, nahm ihre Hand in die seine, und er wußte nicht, ob er sie wecken solle oder noch ferner den süßen Tönen lauschen, welche ihm ihr Herz aufschlossen. Da faßte Hannchens Hand die seine mit einem sanften Gegendrucke und sie sprach mit jener verklärten Stimme, welche den Hellsehenden eigen ist:

„Ich glaubte, Du liebtest mich und war in diesem Glauben so glücklich, ich empfand nichts, als die Wonne, Dein zu sein, Dein, auch ohne es Dir gesagt zu haben — ich wollte nichts weiter:

„Da kommt das Schicksal, rauh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt;
Und wirft ihn unterm Hufschlag seiner Pferde —
Das ist das Loos des Schönen auf der Erde."

Lächelnd drückte Voluda die kleine Hand an sein Herz und sagte: „Meine süße Thekla, das Schicksal verfährt mit mir gütiger als mit dem armen Max. Ich liebe Dich mit ganzer Seele und, wenn wir nichts weiter wollen, als einander angehören, wie bis jetzt, so werden wir glücklich sein."

„Nein," sprach Hannchen, „wir werden nicht mehr so glücklich sein, nicht mehr so rein, nicht mehr so schuldlos einander angehören. Wie unsere Eltern im Paradiese nur glücklich waren, so lange ihre Augen geschlossen, so auch wir — unsere Augen sind geöffnet, jetzt wird der Engel mit dem feurigen Schwert uns aus dem Paradiese vertreiben."

Voluda sah schweigend vor sich nieder, er fühlte die tiefe Wahrheit, welche in diesen Worten lag.

Bald begann Hannchen wieder:

„Du sagst, daß Du mich liebst, wie ist das möglich, wie kann das sein — — —. Wenn Du mich liebtest, so würdest Du nicht fragen, was Du thun sollst, da Dir ein schönes Mädchen so ein bedeutungsvolles Liebeszeichen gegeben."

Voluda dachte, ich liebe sie doch beim Himmel nicht, ich habe nie daran gedacht, daß es ein Mädchen dieses Namens hier auf Erden giebt, und sollte ich sie auch in Gesellschaft gesehen haben, so ist sie mir doch völlig fremd geblieben.

Nicht wenig erstaunt war Voluda, als Hannchen ihm auf diese seine Gedanken mit so klaren Worten antwortete, als habe er ihr auseinandergesetzt, was er sich selbst, ohne die Lippen zu bewegen, gesagt.

„Du hast sie nicht gesehen? — — O ja, erinnere Dich nur an die Gesellschaft bei Herzog. — Sie ist Dir nicht aufgefallen? O ja — — — erinnere Dich nur, was Du Deiner Nachbarin sagtest, als sie von den beiden Töchtern sprach und Dich frug, welche Du für die Schönste hieltest. — — Du liebst sie nicht? — — Kann sein, aber ach, was mich tiefer bekümmert, als wenn Du sie liebtest, ist, daß Du mich nicht liebest. Wir Menschen, wenn wir so im gewöhnlichen Leben mit einander sprechen, können sagen, was wir wollen, und können dann auch glauben, was wir wollen. Jetzt aber ist mir ein innerer Sinn erschlossen, der keine Täuschung zuläßt. Liebtest Du mich, so würdest Du nicht fragen, was Du thun sollst."

„Hannchen, mein süßes Hannchen, ich frug Dich nicht, weil irgend eine Neigung mich zu ihr zog; ich frug Dich nur deshalb, weil ich wußte, daß Dein reiner, heiliger Sinn das Richtige treffen würde. Ich frug Dich nach den Aeußerlichkeiten einer Handlung. Mit meinem Gemüthe hat diese Handlung nicht das Mindeste zu schaffen."

„Siehe," sprach Hannchen, „wie wahr der Gedanke ist, daß das Glück von unseren Eltern floh, als ihre Augen aufgeschlossen wurden. Wir waren glücklich, wie die Kinder, jetzt schon tritt Verdacht und Argwohn zwischen uns."

„Glaube mir nur, wie ich Dir, so wird kein Argwohn uns entzweien," sprach Voluda. Aber Hannchen sagte: „Wir können die geöffneten Augen nicht wieder schließen." Die Mutter trat ein, und Voluda, viel zu ehrlich, um ein Verhältniß hinter dem Rücken derselben einzufädeln und zu unterhalten, erzählte ihr in einfachen Worten, was eben zwischen ihm und Hannchen vorgefallen war.

Die Mutter war so bestürzt, daß sie sich nicht aufrecht erhalten konnte. Sie setzte sich an den Tisch und bedeckte mit beiden Händen ihr

Gesicht. Nach langem Schweigen sagte sie: „Ich fühle durch Ihr Geständniß, daß ich keinen Unwürdigen in mein Haus aufgenommen, daß ich einem edlen, braven Manne das Wohl meiner Tochter anvertraut habe; aber Herr Voluda, ich glaube doch, daß wir uns trennen müssen."

„Ich glaube es auch," erwiederte Voluda, aber in dem Augenblicke zuckte Hannchens Hand in der seinigen heftig zusammen; sie war noch im Rapport mit ihm, sie wußte, was er fühlte und dachte.

Auf die so stillschweigend an ihn gestellte Frage erwiederte er: „Ja, mein Hannchen, ich glaube es, nicht weil ich der Versuchung unterliegen würde, sondern weil die Menschen so leicht Uebles und das Uebelste denken."

„Uebleres werden sie denken, wenn Du das Haus verläßt, in welchem Du zwei Jahre lang gewohnt. Bleibe hier, mein Wilhelm! Denke, wie ich Deiner bedarf, denke, daß ich krank und hülflos bin ohne Deine Nähe, daß der Blick Deiner Augen mich aufrichtet, daß ich zusammensinke, wenn Du mich sinken läßt."

Voluda ward gerührt, aber die Mutter konnte sich der Thränen nicht enthalten. Nachdem sie sich etwas gefaßt, sagte sie: „Bleiben Sie doch, Herr Voluda, ich will Ihnen ganz vertrauen, Sie sind bescheiden gewesen bis jetzt, wo Sie nicht haben gewußt, daß Sie geliebt werden von dem Mädchen; Sie werden doch jetzt, wo Sie das wissen, wohl nicht verderben meine Tochter."

So blieb es, und es schien, als habe die Tochter das Rechte gewünscht, die Mutter das Rechte gewählt. Die Mutter war die Vertraute der Liebe ihrer Tochter, und kein Mensch hatte eine Ahnung davon, daß irgend Etwas vorgefallen, was das frühere Verhältniß geändert. Voluda's Besuche wurden sparsamer als sonst, und er vermied auf das Angelegentlichste, Hannchen allein zu sprechen; aber wenn die Mutter zugegen war, fühlte er sich weniger gezwungen als früher, und Hannchen kam ihm in ihrer lieblichen Reinheit offen entgegen; sie legte ihr Haupt an seine Brust, sie ruhte, neben ihm sitzend, in seinen Armen, auch flog wohl dann und wann ein leiser Hauch, ein Kuß, wie die Seele ihn giebt, von Lippe zu Lippe, und Alle waren glücklich, denn auch die Mutter schien frei von jeder Besorgniß zu sein, und um keine gefährliche Störung durch den härteren Sinn eines Mannes herbeizuführen, hatte sie ihren Söhnen nichts davon gesagt; nur Sorgen wegen der Zukunft vermochte sie nicht zu unterdrücken. Einst sprach sie mit Voluda hierüber.

„Ich kann," sagte sie, „mein Kind nicht unglücklich werden lassen, indem ich hart und strenge Eure Herzen trenne, aber ich kann auch nicht geben meine Einwilligung zu Eurer Verbindung. Ich liebe Sie, wie

einen Sohn, und ich wollte, Sie könnten sein mein Sohn, aber Sie wissen doch, daß dies nicht geht — sind wir Juden, so sind Sie ein Christ, Sie werden nicht verleugnen Ihre Religion, mein Kind wird nicht verleugnen die seinige, so seid Ihr doch getrennt für immer, und je näher Eure Herzen sich stehen, desto größere Sorgen muß mir doch machen Eure Zukunft."

„Ich habe dieses schon lange gefühlt, und ich würde gewiß meiner Religion nur entsagen, wenn es mit meiner Ueberzeugung vereinbar wäre. Nicht wegen eines Vorurtheiles, denn, wie Nathan der Weise sehr wahr sagt: »Was mich Dir zum Christen macht, das macht Dich mir zum Juden,« so ist ein Jeder berechtigt, seine Religion für die bessere, ja für die beste zu halten, bis seine innerste Ueberzeugung ihn eines Anderen belehrt; was könnten Sie für ein Vertrauen noch zu mir hegen, wenn ich Ihnen sagte, nicht aus Ueberzeugung, sondern weil ich Hannchens Besitz wünsche, will ich meine Religion verleugnen."

Die Mutter gab dieses zu und fühlte, daß auch ihre Tochter so denken müsse. „Um desto weniger aber," sprach sie, „ist dieser Zwiespalt zu lösen. Ich würde meine Tochter Ihnen zur Gattin geben, denn ich habe Sie lieben und achten gelernt; glauben Sie nicht, daß, weil ich reich bin, und Sie arm, glauben Sie nicht, daß hierin ein Hinderniß liege; wenn die Landesgesetze es gestatteten, daß ein Christ ein Judenmädchen heirathete — — Gott! es wäre vielleicht gut, es würde dann nach und nach das unglückliche Volk, welches jetzt vereinsamt, mit der ungestümen Sehnsucht nach seinem gelobten Lande, dasteht, es würde dann vielleicht mit dem Volke, bei welchem es wohnt, verschmelzen — — verzeih mir Gott, was ich gesagt habe, es mag doch wohl eine große Ketzerei sein, das auserwählte Volk Gottes sollte sich ja nicht mit anderen vermischen, und weil es das im gelobten Lande gethan hat, darum hat Gott es wiederholt gestraft — — wenn die Landesgesetze das gestatteten, so sollten Sie gewiß haben meine Tochter, denn so, wie es jetzt ist, könnt Ihr nicht glücklich sein, es wird immer bleiben zwischen Euch eine ungestillte Sehnsucht."

Voluda fühlte nur zu sehr die Wahrheit dieser Bemerkung, er bat aber die treffliche Frau, wenigstens vorläufig ihrem Kummer zu gebieten, indem unter allen Umständen doch jetzt von einer Heirath nicht die Rede sein könne, da er keine Frau zu ernähren vermöge, und sie nicht glauben werde, daß er Neigung habe, sich von seiner Gattin ernähren zu lassen, sie sich mithin um gar fern gelegene Dinge Sorgen mache.

Sie erklärte ihm, daß dieses ihre Achtung vor seinem Charakter keineswegs verringere, fügte aber doch kopfschüttelnd hinzu: „Was sind die

Männer doch gleichgültig, da grämt sich eine alte Mutter um sein und seiner Geliebten Glück, und er sagt, grämen Sie sich nicht — kommt Zeit, kommt Rath, so, als wenn er sagte, ich kann doch heute nicht in Ihre Abendgesellschaft kommen, aber vielleicht morgen."

Die gute Frau that Voluda allerdings Unrecht. In seinem Herzen sah es nicht so ruhig aus, doch fühlte er sich verpflichtet, der wackeren Frau die Last, welche sie sich auferlegt, so leicht als möglich zu machen.

Hannchens Besitz zu erstreben, war das Einzige, was ihn beschäftigte. Dahin richteten sich alle seine Gedanken, dahin seine ganze Thätigkeit.

XXVII.

Eine Verlobung. Ein sehr junges Mädchen mit sehr gereiften Lebensansichten.

Im Hause des Kammerraths hatte sich unterdessen Etwas begeben, was Voluda am wenigsten geglaubt. Das Mädchen, welches ihn ihren Lebensretter nannte, das Mädchen, welches ihm unaufgefordert eine reiche Locke ihres schönen Haares geschenkt, war wenige Tage nach diesem Ereignisse mit dem Gutsbesitzer Krauske verlobt worden. Als Voluda dies hörte, beschloß er, nun die Haarlocke selbst zurückzugeben; er wollte sehen, was das Mädchen dabei für ein Gesicht machen würde. Er machte mithin eine Gratulationsvisite, und als zufälliger Weise Fräulein Aline ihn empfing, um ihn zu unterhalten, bis die Mutter käme, übergab er derselben das mysteriöse Papier, als ihm jetzt nicht mehr gebührend.

Ohne eine Spur von Verlegenheit sagte sie lachend: „Wie liebenswürdig sind Sie, daß Sie mir die Locke wiedergeben, mein Bräutigam hat schon mehrere Tage um eine solche gebeten, ich wollte mir nur nicht mehr von meinen Haaren abschneiden, jetzt kann er diese bekommen; er ist zwar ein guter Jäger, aber ich hoffe doch, daß er's nicht herauswittern wird, daß dieselbe schon in eines Anderen Händen gewesen ist."

„Aber" — so fuhr sie nach kurzem Stillschweigen fort — „warum geben Sie mir denn eigentlich meine Locke zurück?"

Voluda war auf solche Frage nicht gefaßt, und das schöne Fräulein betrachtete ihn eine Zeit lang mit unverkennbarer Schadenfreude. Dann sagte sie: „Sind Sie eifersüchtig? — Das wäre sehr komisch! Sehen Sie, lieber Voluda, eigentlich dachte ich Ihnen mit dem Geschenk eine größere Freude zu machen, als Sie über das kleine Juwel aus der Hand meiner

Schwester haben konnten. Dieses war ein Stück Stein, die Locke ist ein Theil von mir — ein solches Geschenk hat immer Bedeutung. Ich war Ihnen, meinem Retter, sehr gewogen, und wollte Ihnen eine Freude machen; wenn Sie aber freilich darauf die Hoffnung gebaut haben, ich würde Sie heirathen, so war dieses allerdings voreilig. Das sehen Sie wohl selbst ein, daß dieses nicht möglich ist."

Voluda hatte sich über die wunderbar kecke Frage des fünfzehnjährigen Mädchens geradezu entsetzt. Dergleichen war ihm noch nicht vorgekommen in seiner Praxis. Er hatte sich jetzt, während sie mit ihm gesprochen, von seinem Erstaunen soweit erholt, um ihr antworten zu können, und er that dies mit dem Bemerken, daß ihm solch ein kühner Wunsch, wie der so eben von dem Fräulein ausgesprochene, allerdings nie in den Sinn gekommen wäre.

„Nun, aber doch haben Sie mir das Geschenk zurückgegeben, als Sie von meiner Verlobung hörten?" frug Fräulein Aline.

„Nicht also," erwiederte er, „ich höre von der Verlobung zuerst durch Sie."

„Und dann hat Sie der Teufel der Eifersucht gleich so gefaßt, daß Sie mir den Dienst aufkündigen? Hat denn meine Verlobung mit Ihrer Ritterlichkeit etwas zu thun? Würden Sie mich denn nicht gerettet haben, wenn ich damals schon mit Ihrer gütigen Erlaubniß verlobt gewesen wäre? Sie sind mir ein wirkliches Räthsel! Was hat denn meine Verlobung mit der geschenkten Locke gemein? Machen Sie sich dieses doch selbst einmal klar, wenn es geht nämlich, denn viele Leute sind so bornirt, daß ihnen Vieles unklar bleibt," so setzte sie lachend hinzu.

Voluda erwiederte, daß ihm diese Ansichten um so neuer und um so wunderbarer erschienen, als sie aus dem Munde einer sehr jungen und den vornehmsten Ständen angehörigen Dame kämen.

„Ich bemerke," erwiederte sie, „daß mein Vater ganz Recht hat, wenn er behauptet, daß Sie ein großes didaktisches Talent besäßen. Sie machen dasselbe sogar hier mir gegenüber mit Glück geltend. Sie belehren mich mit großer Feinheit über meinen Mangel an Feinheit, mit einem nicht hoch genug zu achtenden Zartgefühl über das mir abgehende Zartgefühl, ich zweifle nicht, Herr Voluda, daß Sie in der Welt Ihren Weg machen werden, besonders auf dem Gebiete der Zärtlichkeit, doch wir wollen jetzt davon schweigen, da ich eben meine Mutter nahen höre — wir wollen überhaupt nicht mehr und nie mehr davon reden, denn ich bemerke, daß Sie unter Männern Dasjenige sind, was man unter den Weibern eine Prüde nennt, etwas unter den Männern so Seltenes, daß selbst die galante

französische Sprache kein Wort dafür hat, falls Sie nicht das Wort bonhomme dafür gelten lassen wollen, was allerdings den häßlichen Nebenbegriff von Dummkopf, Schwachkopf einschließt."

Die Mutter erschien, bevor Volnda eine Silbe erwiedern konnte, was unzweifelhaft von dem liebenswürdigen Fräulein beabsichtigt worden war, welche, wie es den Anschein hatte, von der bonhommie weit entfernt war.

Das Gespräch, welches sich jetzt entspann, entbehrte alles Interesses, denn es drehte sich um die allergewöhnlichsten Gegenstände der Unterhaltung. Volnda hatte seine Visite gemacht, seinen eigentlichen Zweck erreicht, er wollte nichts weiter, und empfahl sich sehr bald, von der Frau Kammerräthin, welche den, ihren Töchtern erwiesenen Dienst, keineswegs vergessen hatte, auf das Freundlichste entlassen. Es hatte jedoch dieses Gespräch einen solchen Eindruck gemacht, ihm das Mädchen, welches er für einen Engel der Unschuld hielt, in einem so widerwärtigen Lichte gezeigt, daß er beinahe geneigt war, sie sittenlos zu nennen. Was ließen ihn die Aeußerungen vermuthen; mit welcher Frivolität sprach sie über ihre bevorstehende Verbindung, er mochte nicht weiter darüber denken, um sich nicht den Appetit an dem weiblichen Geschlecht überhaupt zu verderben. Gleich darauf aber siegte seine bessere Natur und er frug sich selbst: „Was kann das weibliche Geschlecht dafür, daß eins seiner Mitglieder entartet ist, und es war ihm jetzt doppelt lieb, daß er ihr gesagt hatte, ihre Verlobung sei ihm nicht bekannt gewesen, denn er wollte in ihren Augen doch lieber für einen bonhomme als für einen Eifersüchtigen gelten."

Die Stadt Tilsit nahm nicht geringen Antheil an der sich schnell verbreitenden Kunde; nur dieses konnte man nicht recht fassen, daß ein so wirklich schönes Mädchen einen Mann genommen, den bis jetzt noch Niemand auch nur wenigstens annähernd für hübsch, interessant gehalten; er galt bis jetzt für einen Wüstling, überaus rohen Menschen, und überdies körperlich zerrüttet. Dies hinderte nicht, daß die Verlobung durch die Eltern öffentlich angezeigt und durch ein sehr glänzendes Festmahl gefeiert wurde.

Sah man von diesen Mängeln des Bräutigams ab, so machte das Mädchen das, was man im gewöhnlichen Leben eine glänzende Parthie zu nennen pflegt, denn die Eltern des Herrn Krauske jun. waren als sehr reich bekannt, und von Mövius wußte man, daß er nichts hatte als seinen Gehalt und einige Schulden, und zwar gerade bei dem alten Krauske nicht die wenigsten, was eigentlich ein um so unangenehmeres Verhältniß war, als dieser Letztere ein Untergebener des Kammerathes, und

als es nach den Begriffen des Anstandes durchaus ungeeignet schien, bei einem solchen einen Borg anzulegen.

Dies Alles hinderte die Welt nicht, ihren Lauf fortzusetzen. Es wickelte sich ein Tag nach dem andern ab, gerade wie bisher, und wenn, was da geschieht, im Zusammenhang der Dinge nothwendig ist, damit die Welt bestehe, so war auch diese Verlobung ein Weltereigniß, denn nichts ging aus den Fugen, wie es ja geschehen müßte, nach der Annahme der Fatalisten, wenn es gegen die vorher bestimmte Ordnung geschieht.

XXVIII.

Vortheilhafte Anerbietungen für Voluda, welcher sein Glück weder zu schätzen, noch festzuhalten weiß. Des Theaterfriseurs Weltanschauung.

Voluda war nicht der Mann, vom Glücke Gebrauch zu machen; er verstand es nicht, die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, sonst hätte ihm hier ein großes, ein seltenes Glück erblühen können.

Wir wissen aus diesen Blättern, daß der Regisseur Stein mit dem Schauspieler Wurm gereist oder, wie sich der Director ausdrückte, daß er ihm durchgegangen sei. In der damaligen Zeit hatten die damaligen Schauspieler-Contracte doch nicht solchen großen Werth, wie jetzt. Stellen, wie Stein verlassen hatte, waren so leicht auszufüllen, daß keinem Director einfiel, einen Contractbrüchigen zu belangen. Der Schauspieler, welche ein Engagement suchten, waren so viele, daß ein Director nie in Verlegenheit kam, es sei denn, daß es die entgegengesetzte Verlegenheit wäre, die, eine zu reiche Auswahl zu haben. Seit den wenigen Tagen, daß Stein sich entfernt hatte, waren bereits von Gumbinnen, von Insterburg, von Memel Anfragen eingegangen. Der Director Heckert beabsichtigte jedoch nicht, die verminderte Zahl zu complettiren, sondern nur das Amt, welches Stein verwaltet hatte, das Amt des Regisseurs, in würdige Hände zu geben. Und wer konnte würdiger sein als Ruhl, dachte Ruhl, wer würdiger als Hesse, dachte Hesse. Es war ganz unmöglich, daß die Wahl auf einen Anderen fallen konnte, als auf Meißner, oder auf Beier, so calculirte Meißner und Beier, und siehe, die Wahl fiel auf keinen von allen diesen, sondern auf Voluda.

Nichts setzte die sämmtlichen Schauspieler in ein größeres Erstaunen, als die Ankündigung Heckerts, daß er Voluda zum Regisseur ersehen habe. Ohne daß er mit irgend Jemandem von der Sache gesprochen, hat

er bei einer Probe die Herren, einen Kreis um ihn zu schließen und ihm auf kurze Zeit geneigtes Gehör zu schenken. Er begann mit einer gewissen Jovialität, welche ihm zu Gebote stand, wenn er ein Glas Wein getrunken hatte: „Meine Herren, wir befinden uns in dem Zustande eines Bienenstockes ohne Weisel —"

„Ohne Weibel," sprach Faßler zu seinen Nachbarn, „denn der Stein, von welchem der Director offenbar redet, war ja doch ein Weibel, deshalb hat ihn ja Wurm mitgenommen."

Der Director sah sich, Aufmerksamkeit fordend, um, und der Friseur schlug sich mit der flachen Hand auf den Mund, daß es klatschte, und sagte dazu: „Es ist besser, sich selbst maulschelliren, als von Anderen maulschellirt werden."

Der Director fuhr fort: „Ein solcher Zustand muß baldigst geändert werden, es giebt in jedem Hause ein allgemein bekanntes Meuble, eine Bank, auf welche man setzt oder schiebt, was einem zunächst im Wege ist. Ich liebe dieses Meuble nicht, obwohl es im Besitz eines jeden Menschen ist, selbst wenn er sonst gar nichts hat und Chambre garni wohnt. Eine Bank, eine lange, lange Bank, auf welche er alles Mögliche schiebt, hat er doch, und von diesem Meuble kommt die schöne Redensart her: Etwas auf die lange Bank schieben. Da ich nun kein Freund von diesem Meuble bin, da ich nichts auf die lange Bank schiebe, so habe ich mich gleich, nachdem Stein mir durchgegangen war, darauf besonnen, wen ich zu seinem Nachfolger ernennen soll, und meine Wahl war auf Sie — — —" bei diesem Worte verneigten sich ganz gleichzeitig und mit den Mienen sichtlicher Bescheidenheit die Herren Ruhl, Meißner, Bachmann, Hesse und Beier — — als aber Heckert unbehindert in seiner Rede fortfuhr und an das abgeschnittene „Sie" die Worte „Herr Voluda gefallen" — hingen, da schnellten alle die gekrümmten Rücken so urplötzlich in die Höhe, als ob sie von einer Tarantel gestochen wären.

Voluda, der kerzengerade stehen geblieben war, weil ihm am allerwenigsten eingefallen, daß die Wahl des Directors ihn treffen würde, hatte mit nicht geringem Ergötzen die vielen gekrümmten Rücken beobachtet und mit nicht geringerem das plötzliche Emporschnellen Sämmtlicher bei Nennung seines Namens. Ihm war nicht in den Sinn gekommen, an eine solche Erhöhung seiner Stellung zu denken, und er glaubte daher auch Anfangs, der Director mache sich einen unzarten Scherz, sowohl mit ihm, als den Uebrigen. Allein der Director fuhr, zu ihm gewendet, ganz ernsthaft fort: „Sie sind ein Mann von mehr als gewöhnlicher Bildung. Sie haben in großen Städten Jahre lang gelebt, Sie haben das Theater häufig besucht

und so Vieles gesehen, endlich aber und hauptsächlich haben Sie, soviel mir bekannt ist, dieses Gesehene auch schon praktisch angewendet bei dem Liebhabertheater, dessen Mitglied Sie in Königsberg waren, und so erachte ich Sie für ganz geeignet, den Posten auszufüllen, dem bisher Herr Stein vorgestanden hatte. Ich selbst könnte wohl Ihr Vorsitzender sein, aber es will mir nicht recht scheinen, ich bin etwas zu bequem dazu. Viersitzig, das ginge eher, dazu bin ich breit genug, Platz hätte man bei mir, wie in einer guten Kutsche, aber vorsitzig — wenn ich auch den Raum dazu habe, so habe ich doch nicht das Zeug dazu."

Der Theaterfriseur flüsterte seinen Theaterkollegen zu: „Wenigstens ist das Zeug schon sehr fadenscheinig und überdies etwas grob." Der Director aber fuhr, zu Voluda gewendet, fort: „Da habe ich denn nun Sie mit Ihren jugendlichen Kräften dazu ausersehen, und ich biete Ihnen hiermit die Stellung an, welche keineswegs ohne pecuniäre Vortheile ist. Sie bekommen einen Thaler wöchentlich Zulage."

Der entschiedenste Grimm, gemischt mit hinlänglicher Verachtung, malte sich auf den Gesichtern aller Enttäuschten, und flüsternd von Munde zu Munde ging die Opposition: es erklärte Jeder seinem Nachbar rechts und seinem Nachbar links, das gebe er nicht zu, und solchem Laffen ordne er, der erfahrene Mann, sich nicht unter, eher wollte er von Thür zu Thür gehen, sein Brod erbetteln.

Voluda stand einen Augenblick an, ehe er antwortete. Er war, sobald er seinen Namen gehört und bemerkt hatte, daß Heckert's Aeußerungen ernsthaft gemeint seien, ganz ruhig zur Ablehnung entschlossen. Er wußte nur noch nicht, in welche Worte er dieses kleiden sollte. Die Anderen aber hielten dieses für Verlegenheit; sie glaubten, er sei so überrascht von der unerhörten Ehre, daß ihm das Wort im Munde ersterbe.

Voluda erwiederte jetzt dem Director, daß ihn sein Antrag in nicht geringem Maße befremde, da in der Gesellschaft jedenfalls viele ältere Mitglieder und auch wohl Erfahrenere seien; allein, wenn auch das Vertrauen, welches der Director in ihn setze, ihm schmeichelhaft sein könne, so sehe er doch mit Sicherheit voraus, daß diejenigen Bedingungen, vermöge deren allein ein solches Verhältniß bestehen könne — der gute Wille der Untergeordneten — hier nicht gegeben seien. Man wolle ihm nicht wohl, sondern übel, man habe keine Freundschaft für ihn, sondern man hasse ihn, und zwar gerade um der Eigenschaften willen, welche den Director bewogen hätten, ihm die Regie anzutragen. Die Herren glaubten, er überschätze seine Bildung, um dieselbe ihnen gegenüber geltend zu machen, die Herren glaubten, wenn er irgend etwas als so oder besser gesehen

bezeichne, er thue dieses aus Arroganz. Die Herren endlich hielten ihn nicht für talentvoll, sondern für talentlos, und sie würden überall, wo er seine Stimme erheben wolle, finden, daß seine Anordnungen unverständig, zweckwidrig, chikanirend seien.

Ein allgemeines Gemurmel erhob sich, und aus demselben ertönten vereinzelt die Worte:

„Oh, Herr Voluda, Sie thun uns sehr unrecht! Ein Mann von Ihrem Talent — eine so viel gereis'te Persönlichkeit — ein Mann von Ihrer Begabung — von Ihrer Bescheidenheit — von Ihrem Wohlwollen —" und die Herren Ruhl und Hesse, welche vorhin am drohendsten gesprochen hatten, waren jetzt die Allerhöflichsten und Schmiegsamsten.

Voluda aber, welcher sehr wohl wußte, wen er vor sich hatte, blieb bei seiner Ablehnung und lehnte auch die Bedenkzeit ab, welche ihm von Heckert angeboten wurde.

„Nun, so muß ich," sprach der Director, „denn allerdings eine andere Wahl treffen, und ich werde dann wohl" — hier verneigten sich wieder die fünf Competenten zu dem Posten und waren nicht wenig frappirt, als die Fortsetzung von Heckert's Rede sie abermals enttäuschte, denn sie lautete: „gar kein Mitglied meiner Gesellschaft zur Regie berufen, sondern mich nach Riga wenden, woselbst mir ein ausgezeichneter Mann, Herr Piefke, bekannt ist, der sich Dasjenige zu verschaffen wissen wird, was Herr Voluda in seiner Bescheidenheit (Bornirtheit, Dummheit, Albernheit, commentirten die Anderen) zu erlangen sich nicht getraut."

Das war wieder kalt Wasser auf die Hoffnungen der fünf Regisseure. Da wäre ihnen am Ende Voluda noch lieber gewesen, mit dem konnte man schon fertig werden; so dachten sie, wenn vielleicht auch mit Unrecht. Die ganze Probe wollte nicht recht klappen, Jeder war viel mehr mit seinen eigenen Gedanken, als mit seiner Rolle beschäftigt, und der Director hatte wiederholt Ursache einzusehen, daß ein Regisseur ihm sehr noth thue.

Der Theaterfriseur machte sich während der Probe an Voluda, um ihn auszuholen, weshalb er denn eigentlich die Regie nicht übernommen habe, und er stellte ihm Allerlei vor, was doch die Stellung eines Regisseurs Vortheilhaftes mit sich bringt. Voluda antwortete auf diese dringenden Fragen: er würde die Annahme geradezu für eine Dummheit gehalten haben; er halte von den Schauspielern wirklich das, was er über sie geäußert, und er müsse ihn dann fragen, ob das nicht eine wirkliche Dummheit sein würde, bei diesen Leuten den Regisseur spielen zu wollen.

„Ach was!" rief der Friseur, „Dummheit, ohne die geht es im Leben 'mal nicht ab, ohne Dummheiten und tolle Streiche ist das Leben bloßes

Wasser — lauwarmes Wasser — man möchte sich brechen, so fade ist es; die Dummheiten machen es doch wenigstens zu Zuckerwasser, aber tolle Streiche bringen erst die nöthige Säure hinzu, so daß es doch wenigstens Limonade wird; noch etwas Spiritus von verrückten Geschichten, und Ihr habt den schönsten herzen- und nierenerwärmenden, Leib und Seele stärkenden Punsch, ohne welchen das Leben fade und elend wäre wie Wasser, wie lauwarmes Wasser."

„Sie mögen nach Ihrer Art zu denken ganz Recht haben," erwiederte Voluda, „aber Jeder hat seine Ansichten für sich und ich glaube, es sei besser, in meiner Stellung verharren, als nach einer Herrschaft streben, welche mir gar nicht sitzen würde."

„Oho! Cornutu! Ihr seid kein Cäsar," rief der Friseur, „wißt Ihr, was der einmal in dem Dorfe Pommeranzia gesagt hat: »Lieber hier in diesem Dorfe der Erste, als in Romanzia der Zweite!«"

„Diese beiden Orte sind mir unbekannt," sprach Voluda. „Allerdings hat Cäsar so etwas gesagt; ich glaube aber, das spanische Oertchen hieß Numantia, und die andere Stadt hieß Rom."

„Numantia oder Pommeranzia, das ist mir gleich; der Erste zu sein, ist doch immer schön."

„Hier wäre ich aber gerade, was Cäsar nicht sein wollte, der Zweite."

„Das ist gleichviel, Ihr wäret immer der Erste von den Anderen, und dann bedenkt doch nur, zweiundfunfzig Thaler jährlich mehr, das ist kein Spaß, Ihr hättet heirathen können."

Voluda lachte. Aber der Friseur fuhr im Eifer fort: „Was ist da zu lachen? Ihr seid ein gesuchter Mann seit Eurer Heldenthat auf der Memel! Was habt Ihr auszusetzen an einer von den beiden Töchtern des Herrn Kammerraths? Sie würden Euch Beide nehmen."

„Ich habe Grund, dies zu bezweifeln; aber außer diesem — —"

„Nun, was bedeutet Euer Stillschweigen? Was habt Ihr an den Mädchen auszusetzen? So viel ich weiß, rauchen sie keinen Taback, sie sind nicht alle Morgen im Schnappsladen zu finden, sie gehen nicht alle Abend in liederliche Häuser, sie haben sich noch mit Niemandem duellirt, sie commerciren nicht mit allen Studenten, sie laufen nicht jeder Schürze nach, sie haben noch keinem Mädchen ein Kind gemacht, sie haben noch keinen Nachtwächter durchgeprügelt, sie haben noch keine Laternen entzweigeschlagen, wie ich, wenn ich besoffen nach Hause gehe, sie kauen Beide keinen Taback, sie haben noch keine Händel mit der Polizei gehabt, sie waren nicht auf dem Wartburgsfest und sind auch nicht Mitglieder der Burschenschaft — —"

„Mensch! sind Sie toll mit Ihren Reden?“ frug Voluda. „Das ist ja lauter Unsinn, das sind ja lauter Untugenden, welche ein Mädchen gar nicht haben kann. Gott bewahre übrigens einen Jeden vor Ihrer giftigen Zunge.“

„Ach Gift! Was ist Gift? Es kommt nur auf die Dosis an. Zuviel Blausäure und Ihr müßt rettungslos sterben; aber ein wenig Blausäure und Ihr habt Marzipan und bittere Makronen, oder Ihr habt Baseler Kirschwasser und Persiko. Was ist Gift? Kaffee ist Gift, aber ein langsames. Weingeist ist Gift, Essigsäure ist Gift, Opium und das Alles wird gebraucht. Die Menge macht allein die Sache gefährlich, und das Bischen Gift, was auf meiner Zunge ist — —“

„Nun ja, das ist wie aqua toffana, es kann so genau zugemessen werden, wie man will, und es wird gesagt, daß dieses Gift gleichfalls aus dem Munde von Menschen, aus dem Speichel von zu Tode Gemarterten gemacht werde, aber vergeßt nicht, daß aqua toffana nicht im Mindesten sicherer tödtet, als Eure böse Zunge. Ihr seid unter dem hier umherwandelnden bösen Gewürm die Klapperschlange.“

„Reizende Titel gebt Ihr mir, das muß wahr sein,“ sprach der Friseur, „aber es schadet nichts, ich liebe Euch doch, und darum möchte ich Euch so gerne verheirathen. Ja, wenn ich's wäre, das wäre Unsinn, ich möchte antworten, wie Beier einmal der Madame Hartmann geantwortet hat: »Man kann mir doch nicht zumuthen, daß ich eine Häßliche nehmen soll, wenn sie aber schön wäre, so wäre es ja desto schlimmer. Eine Schöne kann man nur genießen, d. h. vollständig genießen, so lange man sie nicht hat. Sobald man sie hat, ist der Genuß zum Teufel.« Wie sagt der große Wieland: »Auf Begierde folgt Genuß, auf Genuß folgt Sättigung, auf Sättigung Ueberdruß.« Mit Euch ist dies aber was anderes, Ihr seid noch nicht stumpf, wie der Beier oder ich.“

„Beier wird sich bedanken für den Vergleich zwischen Euch und ihm,“ sagte Voluda, aber der Andere erklärte ganz gemüthlich: „Beier könne ganz glücklich sein, wenn er einmal in seinem fünfzigsten Jahre so aussehen würde, wie der Theaterfriseur jetzt.“

„Lassen wir das Gespräch,“ meinte Voluda, „Ihr werdet mich nicht überzeugen, daß ich vernünftig handelte, wenn ich heirathen wollte, noch weniger aber, daß ich gerade um deswillen die Regie hätte annehmen sollen.“

In diesen Worten liegt die Rechtfertigung dessen, was wir oben gesagt, daß Voluda nicht der Mann sei, sein Glück zu machen, daß er nicht verstehe, die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen.

XXIX.

Ein wahrhaft edler Mann. Vermeinte Vorurtheile. Was Schumann für Voluda gethan hat und was er von den Comödianten hält.

Der würdige Schumann hat seinen Plan durchgeführt; er hatte mit einigen reichen Leuten die Möglichkeit besprochen, dem jungen Schauspieler zu seiner früheren Stellung, zur Fortsetzung seiner Studien zu verhelfen. Während weiter im Süden Deutschlands, wie z. B. bei den Oesterreichern, die lustige Seite des Lebens vorwaltet, so im Norden mehr das Gemüth. Wenn der Südländer in seiner vorwaltenden Neigung zum Genuß nur an den heutigen, nicht an den folgenden Tag denkt und sein ganzes Hab und Gut auf Vergnügungen verwendet, ist der Nordländer hierin vorsichtiger, sparsamer — vielleicht würde Mancher sagen, geizig. Wenn es aber darauf ankommt, etwas Gutes zu thun, so läßt sich der Nordländer nicht gar zu lange bitten, und wenn er mit dem Groschen geizt, wo es auf ein bloßes Amusement ankommt, so hat er manchen schönen Thaler bereit, um zu helfen, wo überhaupt mit Thalern geholfen werden kann.

Dies bewährte sich auch hier. Die Herren Herzog, Maurer, Schwarz, Wächter, Hinze waren Jeder bereit, 300 Thaler zu geben, um Voluda für zwei- bis dreijähriges Studium auf der Universität auszustatten, und Jeder derselben verpflichtete sich gegen den Herrn Generalchirurgus nach Ablauf von zwei oder drei Jahren zu einer gleichen Summe, um Voluda zu einer wissenschaftlichen Reise auszustatten.

Als dies geschehen war, sprach der würdige Greis mit Voluda über seine Zukunft; er stellte ihm die schreckliche Unsicherheit der Existenz eines Schauspielers vor, er machte ihn auf einige Mitglieder der Gesellschaft aufmerksam, welche nur noch dem Mitleid des Directors ihr Brod verdanken, wie z. B. Hesse und Ruhl, welche Beide alt, stumpf, unfähig, eine neue Rolle zu lernen, überhaupt aber talentlos, nicht einmal von der Erinnerung ihrer früheren Jahre zehren konnten, und dem größten Elend preisgegeben sein würden, sobald Heckert sie entließe.

Voluda erwiederte, daß er dieses Alles sehr wohl fühle, daß er auch recht gut wisse, was davon auf ihn passe, indem er es wohl niemals zu einiger Bedeutung als Schauspieler bringen werde, daß ihm also der Weg zu einem Hoftheater und mithin die Aussicht, sein Alter durch eine Pension sorgenfrei gestellt zu sehen, versperrt sei. Er fügte aber auch hinzu, daß

er, sein würdiger Freund, ja sehr wohl wisse, daß er keineswegs aus besonderer Neigung zu dem lustigen, ungebundenen Leben, Schauspieler geworden sei, sondern daß es der Wunsch gewesen, seiner Mutter die Bürde zu ersparen, welche er ihr hätte auflegen müssen, wenn er seine Studien fortgesetzt.

Der Generalchirurgus, welcher diese Motive kannte, vermochte denselben nichts gegenüber zu stellen und er gestand ihm zu, daß er sehr wohl begreife, wie er jetzt nicht mehr habe Handlanger bei einem Hausbau, oder Arbeiter bei einem Chausseebau werden können, daß es aber Wendepunkte im menschlichen Leben gebe, welche man benutzen müsse. Ein solcher Wendepunkt sei jetzt gekommen; er wisse, daß Volndä Hannchen liebe.

Der junge Mann wurde über und über roth und sagte: „Ich will zwar dieses heilige Gefühl nicht verläugnen, aber es thut mir im tiefsten Innern weh, dieses wahrhaft schuldlose und reine Verhältniß so schnöde profanirt zu sehen, daß es, während ich nie mit irgend einem Menschen davon gesprochen habe, doch schon in Jedermanns Munde ist."

„Ich bin Ihnen zu gut, um übel zu nehmen, was Sie eben gesagt," so äußerte sich der alte Mann. „Was ich jetzt gesprochen, geschah nicht in der gewöhnlichen Plauderhaftigkeit böswilliger Menschen, sondern nur in dem Wunsche, Ihnen bei Ihren etwaigen Absichten hülfreich beizustehen."

„Ich habe gar keine Absicht, verehrter Gönner."

„Wie! Sie haben nicht die Absicht, das Mädchen zu heirathen?"

„Nein, geehrter Freund, diese Absicht habe ich nicht."

„Wie! Sollte es wirklich möglich sein? Sollte ich mich in Ihnen getäuscht haben? Sollten Sie unredliche — —"

„Sprechen Sie nicht aus, was mein böses Verhängniß Ihnen auf die Zunge legen zu wollen schien," sagte Voluda. „Ich habe weder ehrliche noch unehrliche Absichten auf das Mädchen. Einem so trefflichen Manne, wie Sie, darf ich unbedenklich zugestehen, daß ich das holde reine Mädchen von ganzer Seele liebe, und daß ich weiß, daß auch sie mich liebt, aber zu ihrem und meinem Unglück, denn sie ist eine Jüdin, und ich bin ein Christ."

„Das ist eine neue Seite, welche ich bei Ihnen kennen lerne. Sind Sie so vorurtheilsvoll, so intolerant, daß Sie bei dem Gegenstande Ihrer Liebe fragen, ob derselbe des nämlichen Glaubens sei?"

„Ich bin nicht so intolerant, aber die Gesetze sind es; sie dulden keine Verbindung zwischen Juden und Christen, es kann also hier von der Absicht, das Mädchen zu heirathen, gar keine Rede sein, wiewohl ich fühle, daß mich ihr Besitz sehr beglücken würde, und daß das Mädchen aus einer

weltlichen Absicht, wenn auch aus Liebe, die Religion ihrer Väter verläugnete, würde ich nicht einmal wünschen."

„Ja, ja, das ist wahr," sagte der Alte freundlich und ganz versöhnt, „das ist wahr, das geht nicht — — schade, sehr schade! das kreuzt meinen ganzen Plan, ich wünschte wohl, sie wären desselben Glaubens, dann weiß ich, würde ich etwas für Sie thun können — für Sie Beide nämlich, denn was Sie persönlich betrifft, so braucht dieser Umstand mit Hannchens Glaubensverschiedenheit nicht einer weiteren Berücksichtigung."

Nach einiger Zeit fuhr der Greis fort: „Würde es Ihnen Freude machen, wenn Sie Ihre Studien weiter fortsetzen und dem Commödiantenwesen hier entsagen könnten?"

„Ob mir das Freude machen würde? Muß ich darauf wirklich Antwort geben?"

„Nun denn, so kündigen Sie Ihrem Director die Verbindung und beziehen Sie nach den Herbstferien wieder die Universität. Es sind 1500 Thaler für Sie zur Verfügung vorhanden, und dieselben können Ihnen jährlich mit 500 Thalern ausgezahlt werden, wodurch Sie drei Jahre lang den Studien obliegen können. Glauben Sie aber binnen zwei Jahren damit fertig zu sein, so würden Sie jährlich 750 Thaler beziehen können. Nach Beendigung Ihrer Studien wird Ihnen die gleiche Summe zu einer wissenschaftlichen Reise zugestellt werden, und falls Sie sich dem Universitätslehrfache widmen wollen, glaube ich versprechen zu dürfen, daß die ersten Paar Jahre, welche Sie als Privatdocent durchzumachen haben, Ihnen gleichfalls sorgenfrei vorübergehen würden."

Voluda war in dem höchsten Erstaunen über dieses Anerbieten. Er wünschte einiges Nähere darüber zu wissen, wünschte hauptsächlich zu erfahren, wem er eine solche Großmuth zu verdanken habe. Der Generalchirurgus weigerte sich jedoch entschieden, einen Namen zu sagen, damit Voluda ganz frei und ohne die mindeste Rücksicht auf Jemand vor seinen freundlichen Wohlthätern, dastehe. Er sagte, daß keiner derselben bekannt sein wolle, lediglich um Voluda ein Paar Dankesworte zu sparen und ihm die gesellschaftliche Freiheit und Unbefangenheit zu erhalten.

Das Anerbieten war so lockend, es entsprach so ganz und gar den Wünschen des jungen Mannes, daß er seine Freude nicht unterdrücken konnte, und dennoch kämpfte der Stolz in ihm mit einem besseren Gefühle einen harten Kampf. Er war im Begriff, eine ablehnende Antwort zu geben, als der Generalchirurgus ihm zuvorkam und ihm sagte: „Sein Sie kein Thor, stoßen Sie Ihr Glück nicht von sich, Sie können unbefangen Jedermann gegenüber treten, denn Jedermann weiß, daß Sie nichts

wissen, und wenn Sie einmal in Glück und Wohlstand leben, so hindert Sie Niemand, den edlen Männern, welche sich Ihrer angenommen haben, die Auslagen wieder zurückzuerstatten. Ein Mann von Ihren Kenntnissen und Fähigkeiten wird auf keiner niederen Stufe stehen bleiben. Hier schlagen Sie ein." Mit diesen Worten bot der Greis dem jungen Manne die Hand, welche dieser tiefgerührt ergriff und an seine Lippen drückte, indem eine heiße Thräne darauf niederfiel.

Schumann schob den Jüngling in seine Arme, gab ihm einen väterlichen Kuß und sagte: „Gott sei Dank, es ist mir, als ob ich eine Seele aus der Hölle gerettet hätte. Sie passen nicht an die Stelle, wo Sie sind, da kann man nicht ehrlich sein, da muß man hinterlistig, heuchlerisch, intrigant, da muß man falsch wie Galgenholz, aber nicht ehrlich und aufrichtig sein. Nun tapfer, mein Junge, schreiben Sie gleich hier den Absagebrief an Ihren Director."

„Ich werde es noch heute thun, aber jetzt muß ich mich sammeln, und muß mich mit denen, welche mir nächst Ihnen und meiner Mutter die Liebsten auf Erden sind, besprechen."

XXX.

Eine Frau sucht Rath und Trost.

Zwischen jenem Tage, an welchem Hannchen's Herz sich rein und unschuldsvoll gegen Voluda ausgesprochen, und dem heutigen Tage, waren mehrere Wochen verflossen, in denen die Mutter gesehen hatte, wie innig die Neigung der beiden jungen Leute zu einander war. Die alte Frau konnte Anfangs manchen schweren Seufzer nicht unterdrücken, nach und nach gewöhnte sie sich aber daran, in Voluda einen Sohn zu sehen und wünschte nichts weiter, als daß sie auch der äußeren Form genügen, die beiden Kinder verbinden könnte, da aber fehlte ihr aller Rath und sie wußte nicht, an wen sie sich wenden sollte, um einen solchen unparteiisch zu erlangen. Es fiel ihr allerdings als Nächster der Rabbiner ein, doch wußte sie, daß dieser ganz gewiß nicht nur nicht ganz unparteiisch, sondern ein Zelot, daß sie aus seinem Munde viel eher eine Verfluchung, als eine Berathung zu erwarten habe. Die Geistlichen des Ortes ließ sie nach der Reihe an sich vorübergehen, doch Keiner war Vertrauen erweckend genug, um ihr das zu sein, was sie jetzt brauchte. Da kam ihr ein guter

Gedanke. Draußen, ein Stunde vor der Stadt, befand sich die einzige katholische Kirche eines weiten Umfanges. In diesem Orte, Drangowski, wohnte der Pfarrer, ein Mann von so ausgezeichneter Herzensgüte, daß er nicht nur Jedem mit Rath und That beisprang, sondern daß er sich selbst des Nothwendigsten entkleidete, um zu helfen. Wenn der Geistliche in der Stadt einer armen Frau die Taufe ihres Kindes verweigerte, weil es ihr an Geld zur Bezahlung der Gebühren fehlte, „die er ihr natürlich gerne erlassen würde, denn er hänge nicht an den Gütern der Welt, die er ihr jedoch nicht erlassen dürfe, um seinem Nachfolger im Amte die Gerechtsame nicht zu vergeben;" wenn dann die arme Frau zu dem katholischen Pfarrer kam, um dort das Kind taufen zu lassen, so sagte er: ich darf das nicht thun, meine gute Frau, es würden mich die Pfarrer wegen eines Eingriffes in ihre Rechte belangen, aber hier sind die Gebühren, welche man von Ihr verlangt, nun gehe Sie hin und lasse Sie das Kind von dem Pfarrer taufen, zu dessen Kirchsprengel Sie gehört.

Wenn ein armer Mann in wirklicher oder scheinbarer Noth zu ihm kam, so entkleidete er sich eher des eigenen Bedarfes, als daß er den Nothleidenden hätte ohne Hülfe fortgehen lassen. Diesem Manne wollte sie ihre Noth mittheilen, diesem Manne ihre Zweifel eröffnen, ihn wollte sie um Rath fragen, er, dies wußte sie, er würde ihr keinen eigennützigen Rath geben, und so wie sie es beschlossen, so that sie, und zu solch einer Unterredung hatte sich der Geistliche eingefunden.

Frau Israel frug den Pfarrer, welche Religion die bessere sei, die christliche oder die jüdische.

„Ich bin über diese Frage im höchsten Grade verlegen," erwiederte der würdige Mann. „Soll ich Ihnen von meinem Standpunkte als christlicher Prediger antworten, so fordert meine Pflicht die unbedingte Verwerfung einer jeden anderen Lehre, als der christlichen! Nun so möchte ich doch nicht mit Ihnen sprechen, wahrscheinlich wollen Sie eine philosophische Auseinandersetzung."

„Nein, mein guter Herr Pfarrer, das ist etwas, was ich gar nicht verstehe; ich wünsche, Sie beantworteten meine Frage aus dem rein menschlichen Gesichtspunkt."

„Nun denn, wie schwer es mir wird, Ihnen etwas zu sagen, was Sie verletzt, da Sie sechszig Jahre lang in diesem Glauben glücklich gewesen sind, so muß ich bemerken, daß die mosaische Religion ein wahres Wunderwerk für jene ferne Zeit ist, daß sie aber viel weniger aus göttlichen Geboten, als auch kirchlichen, polizeilichen und Gesundheitsvorschriften besteht, welche alle aber in ein solches Gewand gekleidet sind, wie es die

damalige Zeit forderte, worin eben der Beweis liegt, daß der große Gesetzgeber Moses ein Mann von den seltensten Verstandesgaben war.

„Die Furcht vor der Strafe ist bei den mehrsten Menschen ein viel dringlicherer Beweggrund des Handelns, als die Vernunft; wenn Moses gesagt hätte, Du sollst nicht Thiere essen, welche gespaltene Klauen haben und nicht wiederkäuen, weil in den heißen Ländern, die wir bewohnen, der Genuß des Fleisches und Fettes derselben schädlich ist, so würde Niemand sich haben hindern lassen, von dieser schädlichen Speise zu essen; wenn er aber sagte, der Herr hat es verboten und der Herr ist ein zorniger Gott, er wird Dich strafen in seinem Zorne mit Aussatz und anderen schweren Krankheiten, so gehorchte das furchtsame Volk.

„Daß er einen Gott aufstellte mit einer Leidenschaft überhaupt — denn Gott hat keine Leidenschaften, das sind Untugenden des schwachen Menschen — daß er aber vollends einen Gott mit der schlimmsten Leidenschaft, mit dem Zorn, aufstellte, das fiel ihm nicht ein, eben so wie er nicht daran dachte, wie wenig göttlich es sei, im Zorne zu strafen.

„Wenn er ihnen gesagt hätte, es giebt nur ein höchstes Wesen, das euch Allen wohlwill, das euch Alle mit väterlicher Liebe umfaßt, so würde dieses zu der Zeit, wo man dem glühenden Moloch die Kinder in die Arme legte, wo man Menschenopfer zu Hunderten brachte, nicht der rechte Gott gewesen sein; er sagte daher: Unser Gott ist ein eifersüchtiger Gott, er will keinen Anderen neben sich dulden, er zerschmettert denjenigen, der sich neben ihn stellt, und er straft die Menschen, welche an einen zweiten Gott glauben, mit dem grausamsten Tode; so hat denn Moses seinen Anhängern zwar keinen göttlichen Gott, wohl aber einen solchen gegeben, wie sie ihn brauchen konnten, und so wird dieser Gewaltige, von dem Geiste Moses geschaffene, immerfort so leidenschaftlich, wie die Menschen damals selbst waren. Als David sein Volk zählen läßt, bestraft Gott den Hochmuth desselben, indem er die Pest über das Volk schickt, welches wahrlich an dieser Zählung unschuldig war. Diese Ungerechtigkeit, jene Eifersucht, jener Zorn, sind Eigenschaften, welche wir mit dem Begriffe Gott nicht vereinigen können, welche aber in jener Zeit demselben durchaus nicht widersprachen.

„Nunmehr kommt ein neuer Zeitabschnitt, eine neue Anschauungsweise, und die natürliche Folge davon ist: die christliche Religion!

„Glauben Sie, geehrte Frau, daß Christus ein Religionsstifter sei? Glauben Sie, er habe seinen Zeitgenossen eine neue Religion gegeben?

„Nein, die christliche Religion und die jüdische sind nur durch die

geläuterten Begriffe von einander unterschieden. Christus war vor 1800 Jahren das, was Luther vor 300 Jahren war: ein Reformator. Daß er den Tod der Schmach gestorben, ändert an der Sache nichts; denn falls Christus heute wieder aufträte, würde er noch heute gekreuzigt. Das Wahre ist, daß Christus die Krämer aus dem Tempel jagte, und die Gott geweihete Stätte nicht durch unwürdigen Schacher verunreinigt wissen wollte. Das Wahre ist, daß Christus aus dem eifersüchtigen, zornigen und ungerechten Gott einen allweisen, allwissenden und liebenden Gott machte, daß er den Menschen die Furcht vor dem entsetzlichen Machthaber benahm und ihnen einen liebenden Vater gab. Seine Gesetze, seine Lehren, seine Beispiele athmen die reinste Moral; nicht mehr die Furcht lenkt die Herzen der Menschen, sondern die Liebe zum Guten und Besseren. Insofern muß ich die christliche Lehre eine edlere, bessere nennen, aber es ist derselbe Gott, den die Juden Jehovah und die Türken Allah nennen; es ist ein Gott, ein liebender Vater, zu dem wir Alle beten, dessen Eigenschaften nur nach den Völkern, die ihn bekennen, verschieden sind, denn nicht Gott hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, sondern der Mensch stellt sich Gott vor immer so, wie er selbst ist. Nur eine Lehre ist neu in der christlichen Religion, ist nicht vorhanden in der jüdischen, das ist die Hoffnung auf ein Jenseits, das ist der Glaube an eine Vergeltung, vermöge deren wir den Lohn ernten werden für die guten Thaten, die wir hier begangen, und die Strafe für die bösen Thaten. Die jüdische Religion straft schon hier auf Erden; den rohen Völkern der Wüste eine Aussicht auf ein Jenseits zu geben, würde wohl nicht passend gewesen sein, darum läßt Moses auch dieses ganz fallen, so wie überhaupt sein Gesetzbuch keine Belohnungen kennt, dagegen die Strafen für begangene Sünden nicht nur an den Sündern, sondern auch an den Unschuldigen vollzieht, an den Kindern und Kindeskindern bis ins vierte Glied.

„So ist die christliche Religion vor allen Dingen die reformirte jüdische, sie ist aber ferner durch die Aussicht auf ein Jenseits veredelt, indem sie den Menschen nicht die unmittelbare Belohnung oder Bestrafung vorhält, sondern sie auf das Jenseits des Grabes und auf die Gnade Gottes, des liebevollen Vaters, verweis't."

Frau Israel neigte das Haupt bescheiden und frug: „Weiß ich denn jetzt, welche Religion die bessere ist?"

Der würdige Geistliche erwiederte: „Dies Ihnen zu sagen, wird wohl so wenig mir als irgend einem Anderen gelingen, wenn wir nicht von einem ganz bestimmten Standpunkte ausgehen wollen. Es ist einem so großen unsterblichen Manne, wie Lessing war, nicht gelungen, er hat die

Sache schwebend gelassen. Wie mögen Sie nun glauben, daß ein armes Pfäfflein, das nicht einmal die Universität besucht hat, wie die protestantischen Geistlichen, was nur im Seminar den gewöhnlichen und keineswegs gerade philosophischen Unterricht erhalten hat — wie mögen Sie glauben, daß ein solches armes Pfäfflein eine so hochwichtige Frage entscheiden könne? — Aber appelliren Sie doch an Ihr eigenes Gefühl."

„Mein Gefühl," erwiederte Frau Israel, „zieht mich zu meiner alten Sitte hin, und doch wird es von einem anderen Gefühl, das mit dieser Sitte gar nichts zu schaffen hat, so vielfältig gekreuzt und verwirrt, daß ich mir gar nicht zu helfen weiß, und gerade deshalb Sie frage, der Sie doch ein gelehrter Mann sein und mir dieses wohl auseinander setzen sollten."

Der Geistliche schwieg eine Zeit lang und dann erwiederte er: „Sie haben meinen eigenen Standpunkt verrückt, ich befinde mich nicht in der Lage eines Geistlichen, eines Seelenhirten, der Proselyten machen will, ich befinde mich auch nicht in der Lage eines Geistlichen, der ein verirrtes Kind auf den rechten Weg leiten will, denn Sie sind eines ganz anderen Glaubens, eines Glaubens, den man gewohnt ist, dem meinigen als Gegensatz gegenüber zu stellen; so fehlt mir eigentlich die ganze Basis, die Grundlage, von welcher ich meine Belehrung beginnen sollte, aber ich will Ihnen selbst einige Vergleichspunkte geben; urtheilen Sie dann von diesen auf das Weitere.

„Die mosaische Religion befiehlt, Gott zu fürchten, die christliche Religion lehrt, ihn lieben, lieben über Alles, und sie lehrt auch uns arme schwache Menschen unsern Nächsten lieben. Die mosaische Religion sagt: »Aug um Auge, Zahn um Zahn«, die christliche Religion sagt: »So Dir Jemand auf den rechten Backen schlägt, so halte ihm auch den linken hin«, sie sagt: »Liebet Eure Feinde, thut wohl denen, die Euch Uebles thun.« In der mosaischen Religion ist überall der strenge Befehl eines gewaltigen, zornigen Gottes, der so eifersüchtig auf seine Würde und Hoheit ist, daß er sogar verbietet, ihn bei seinen Namen zu nennen; man soll ihn nur denken, und wenn man ihn denkt, soll man sein Haupt neigen in stiller Verehrung. Die christliche Religion lehrt, Gott als liebenden Vater zu betrachten und seine Haupteigenschaft ist die reinste Liebe.

„Entsetzliche Mißbräuche hat sich das Pfaffenthum der christlichen Religion zu Schulden kommen lassen. Im mißverstandenen Eifer für die Ausbreitung der christlichen Religion sind Millionen Menschen erschossen und geschlachtet worden; sie haben sich nicht belehren lassen durch das

grausame Schicksal, welche durch anders Denkende über ihre Vorfahren verhängt worden ist; daß die römischen Kaiser die ersten frommen Christen im Circus den wilden Thieren vorwarfen, hat sie nicht gehindert, anders Denkende dem Flammentode zu übergeben; aber dies ist nicht Schuld der christlichen Religion; diese predigt nicht Haß und Verfolgung gegen anders Denkende, das ist ein Erbtheil aus den Zeiten der Herrschaft der Israeliten in Klein-Asien, welche eben so verfuhren gegen die Völker, die in ihrer Nähe wohnten, welche sie verfolgten und abschlachteten im blindesten Bekehrungseifer.

„Als Johannes, der Lieblingsjünger Christi, der seine Lehren am Tiefsten und Innigsten aufgefaßt hatte, in Ephesus, schon nahe an dem neunzigsten Jahre, von der kleinen Gemeinde gebeten wurde, ihr zu predigen, ihr seine frommen Lehren, die er aus dem Munde des Herrn, des Menschensohnes, erhalten hatte, wiederzugeben, da sprach er in der Versammlung zu ihnen: »Kindlein, liebet Euch unter einander«! und als er am nächsten Sabbath dieselben Worte sprach, und als der zitternde Greis nichts weiter, als immer nur dieses sprach, da fragten ihn seine Anhänger, warum er denn nur immer eins und dasselbe wiederhole und nie von den anderen, herrlichen Lehren seines Meisters etwas sage, da erwiederte er: »weil nur dieses und nichts anderes nöthig ist, weil hierin alle Lehren meines Herrn und Meisters vereinigt sind«".

Frau Israel war in tiefes Sinnen versunken, und bei der einfachen Erzählung von Johannes, dem Lieblingsjünger des Gesalbten, weinte sie herzlich in innigster, tiefster Rührung, und als sie sich ein wenig gefaßt hatte, sprach sie: „Ja, Herr Pfarrer, das ist eine schöne Lehre, das ist eine fromme, heilige Lehre, in der ein Mensch wohl glücklich sein, glücklich leben und in der Hoffnung eines liebenden Vaters, der seiner jenseits wartet, in Ruhe sein Haupt niederlegen kann!"

XXXI.

Voluda will von den Comödianten los, kann aber den Kontrakt nicht lösen, und ist dumm genug, ihn nicht brechen zu wollen. Entdeckung alter Thatsachen.

Als Voluda bei der würdigen Frau eintrat, hatte er keine Ahnung von dem, was kurz zuvor zwischen ihr und dem Geistlichen besprochen worden war; er fand aber die Mutter und die Tochter in einer eigenthümlichen Stimmung und fand sie besonders geneigt, seine Nachrichten freudig aufzunehmen. Sie lobten seinen Entschluß, dem Theater zu entsagen und beglückwünschten ihn wegen seiner schönen Aussichten von ganzem Herzen. Ueber das, was so eben vorgegangen, wurde kein Wort gesprochen, denn die Mutter pflegte nicht viel zu erzählen über das, was sie etwa thun wollte, sondern ruhig ihren Weg zu wandeln und nach bester innerer, aber auch stets eigener Ueberzeugung zu thun, und noch war von einem Entschluß irgend einer Art keine Rede, sie hatte nur Ansichten haben, sie hatte nur ein Fundament haben wollen, worauf sie weiter bauen konnte, sie wollte wissen, wie weit ihr Herz bei etwaigen Ereignissen nachgeben dürfe, ohne ihr Gewissen zu beläftigen.

Voluda schrieb sofort an den Director und bat denselben, ihn binnen sechs Wochen, der gewöhnlichen Kündigungsfrist, zu entlassen. Voluda war so voll glückseliger Hoffnungen, daß es ihm gar nicht einfiel, von dieser Seite könne ihm eine Störung entgegentreten; er war daher nicht wenig erstaunt, als die in schnellster Zeit eintreffende Antwort seine Bitte ganz einfach ablehnte, indem gesagt wurde, bei dem bevorstehenden Winteraufenthalt in Memel könne er kein brauchbares Mitglied der Gesellschaft entlassen.

Voluda betrachtete bestürzt seinen Kontrakt. Sechs Wochen lautete ja die Kündigungsfrist überall und auch bei ihm, allein er hatte übersehen, daß der Kontrakt auf drei Jahre geschlossen und daß erst nach Ablauf dieser Zeit eine sechswöchentliche Kündigung für einen Jeden eintreten könne. So hatte er noch ein volles Jahr das Glück, der Gesellschaft des Herrn Heckert anzugehören, Comödie spielen zu müssen ganz gegen Neigung und Willen. Er ging zu dem Director, um zu sehen, was ein gutes Wort vermöchte; er richtete jedoch nichts aus. Heckert sagte einfach: ich kann Ihrer nicht entbehren, Sie müssen aushalten; es hat eine Zeit gegeben, wo Ihnen mit Abschluß des Kontrakts sehr gedient war, jetzt kommt die Zeit, wo mir mit Abschluß des Kontrakts eben so gedient

ist; finden Sie sich in das Unvermeidliche gutwillig, das ist immer besser, als es böswillig thun zu müssen.

Voluda war zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß der Mann eigentlich Recht habe; er hoffte indessen noch durch Hülfe einiger einflußreicher Männer etwas zu erreichen. Aber auch die Vorstellungen dieser hatten keine besseren Folgen als die Bitten Voluda's; der Director sagte rund weg Nein, und wenn es sein Ernst ist, was zu lernen, so kann er es auch, während er Schauspieler ist, und er kann die Universität beziehen eben so gut im nächsten Frühjahr als in diesem Herbst.

Hiermit war die Sache abgemacht: Voluda war verurtheilt, seinen Kontrakt zu halten. Ihn zu brechen dadurch, daß er, wie Herr Stein, auf und davon ging, fiel ihm nicht ein; er war ein ehrlicher Mann und wollte seinen ehrlichen Namen behalten.

Schumann tröstete ihn so gut wie es ging, und sagte ihm, daß in gewisser Art der Director Recht habe. Nicht nur in soweit, als das Gesetz auf seiner Seite stehe, sondern vor allen Dingen darin, daß er auch als Schauspieler seine eigentlichen Studien fortsetzen könne; und so geschah es. Voluda's Zimmer verwandelte sich nach und nach in ein physikalisches Kabinet, wie er immer mehr Instrumente von dem wackeren Arzte erhielt, auch manches schöne Buch ging durch seine Hände, und nicht umsonst. Nach der Anleitung eines solchen machte er sich verschiedene Magnete. Er ließ sich Stahlstäbe schmieden, ließ sich Hufeisen schmieden von Stahl und versuchte dieselben zu streichen, in Magnete zu verwandeln, was ihm durch den schönen natürlichen Magnet, welchen der Generalchirurgus besaß, sehr wohl gelang. Derselbe hatte von seinen Reisen ein gewaltiges Stück des vortrefflichsten Magneteisensteines von der Insel Elba mitgebracht, hatte dasselbe auf seine Polarität untersucht und die beiden Seiten, welche die Pole enthielten, von einem Steinhauer ebnen, parallel bearbeiten und dann schleifen lassen, so daß er ein regelmäßiges Stück von der Größe zweier, auf einander gelegter Ziegelsteine, erhalten hatte.

An die beiden Flächen, welche die magnetischen Pole enthielten, wurden nun starke eiserne Platten gelegt, die sogenannten Panzer, welche beide, auf einer Seite unter dem Magnetsteine hervorragend, die sogenannten Schuhe bildeten. Der auf diese Weise armirte Magnetstein trug an dem quer vorgelegten Stück Eisen, welches man Anker nennt, das Gewicht von einigen achtzig Pfund; trug dieses, nachdem er eine ganze Reihe von Jahren vernachlässigt, vollständig unbeschäftigt gelegen hatte. Voluda konnte daraus schließen, daß die ursprüngliche Kraft eine noch viel größere gewesen sei, denn alle Magnete verlieren von ihrer Kraft, wenn sie nicht

von glashartem Stahl sind, was man wieder selten zu machen pflegt, da völlig gehärteter Stahl sich sehr schwer magnetisiren läßt und auch niemals so stark magnetisirt wird, als federhart angelassener.

Mit diesem natürlichen Magnet, dessen Tragkraft sehr bald bedeutend wuchs, bestrich Voluda seine Stahlstäbe und Hufeisen und erlangte auf diese Art äußerst kräftige Apparate; er vereinigte dann mehrere derselben zu einem sogenannten Magazin: fünf, sechs und mehr Hufeisen wurden mit ihren gleichnamigen Polen aufeinander gelegt, d. h. alle sechs oder sieben Nordpole lagen auf der einen Seite, die sämmtlichen Südpole auf der anderen; hierdurch erhielt er eine beträchtliche Verstärkung der magnetischen Kraft, denn die sämmtlichen einzelnen Tragekräfte jeden Hufeisens wurden hier zu einer gemeinschaftlichen Kraftäußerung vereinigt. Er hatte es dahin gebracht, daß jedes Hufeisen von etwa ein Fuß Länge und einem Zoll Breite des Stahlstabes bei ein Viertel Zoll Dicke fünfundzwanzig Pfund trug; solcher sechs vereinigt, hatten nun allerdings nicht die Tragekraft der ganzen Summe von hundertfunfzig Pfund, aber doch reichlich von hundert, und so war hierdurch schon der natürliche Magnet überboten.

Er machte dann auch denselben Versuch mit geraden Stahlstäben, fand jedoch, daß diese bei Weitem nicht die vortheilhafteste Form zur Darstellung guter Magnete hatten; ein magnetisches Magazin von sechs Hufeisen im Gesammtgewichte von zwölf Pfund trug eine Last von hundert Pfund, indessen zwölf Stahlstäbe, gleichfalls von zwölf Pfund Gewicht und in derselben Weise zusammengefügt, wie die Hufeisen, noch nicht sechs Pfund trugen.

Höchst merkwürdig war ihm aber die Entdeckung, daß dieses schwache Magazin aus Stahlstäben, zum Streichen von Hufeisen verwendet, eine bei Weitem größere Wirkung hatte, als das hufeisenförmige Magazin, obwohl dasselbe sechszehnmal mehr Gewicht zu tragen im Stande war, als das stabförmige Magazin.

Der Generalchirurgus wurde wieder jung mit dem jungen Manne; er schritt fort mit ihm in seinem Wissen und erinnerte sich dabei des in früherer Zeit selbst Gelernten. Er erinnerte sich, daß diese Entdeckung schon in den physikalischen Vorlesungen des Abbé Nollet vorkomme, welcher von einem Aimant vigoreux und einem Aimant génereux spricht und mit dem ersten Worte denjenigen von großer Tragekraft, mit dem anderen aber denjenigen von größerer Mittheilungsfähigkeit bezeichnete.

„Sie haben hier ohne Lehrer durch viele und kostbare Experimente etwas ganz Altes gefunden, welches Sie aus dem Munde des Lehrers durch wenige Worte hätten erfahren müssen," sagte der Alte zu Voluda.

„Das ist das Gefährliche und Beschwerliche des Weges eines Autodidakten. Er lernt etwas, es ist ihm ganz neu und er hält es um so werther, als es ihm mehr Mühe und Zeit gekostet hat; er glaubt, da es für ihn neu, so sei es überhaupt etwas Neues. Da kommt die Enttäuschung; es ist nicht so, wie er hofft, es ist nichts Neues, er hat mit Beschwerden und Kosten nichts erfunden, sondern nur gefunden, was er sehr viel wohlfeiler hätte haben können, wenn er einen Führer bei seinen Untersuchungen gehabt. Aber lassen Sie sich das nicht gereuen," so fuhr er fort, „wir sind Alle unmündig, wir brauchen, auch wenn wir siebenzig und achtzig Jahre alt sind, noch immer Führer, sonst verirrt man sich, und um so leichter, je enger die Wege sind. Auf der Chaussee verirrt man sich nicht, das ist eigentlich ein Zeichen, daß die Welt nicht für Fußgänger, sondern nur für reiche Leute gemacht ist; an solchem Corps, wie wir sind, ist auch nichts gelegen, ob das sich verirrt oder in Abgründe stürzt, ist ganz gleichgültig, wir füllen doch nur Raum aus, damit die Anderen drüber können," so schloß er lachend.

„Ja, ja, wir müssen demüthig sein," erwiederte Voluda, „denn wenn wir uns etwas einbilden auf unser Wissen und Können, so wird uns gewöhnlich häßlich auf die Finger geklopft."

XXXII.

Kleine Mädchen mit großen Herzen. Höchst unschuldige Gespräche zwischen zweien Jungfrauen. Ob Voluda noch herangebildet werden kann. Eine junge Rieke und eine alte Rieke. Erziehungsresultate.

Die Schritte, welche Voluda und der Generalchirurgus gethan, um den Kontrakt mit Heckert aufzulösen, waren so allgemein bekannt geworden, daß in allen Kreisen davon gesprochen wurde; namentlich in der besseren Gesellschaft schalt man den Director hart und grausam, denn man gönnte dem jungen Manne ein besseres Fortkommen als das bisherige. Um ihn ein wenig zu trösten, lud man ihn wiederholt zu den Gesellschaften ein, die wir als Picknicks bezeichnet haben, und die während der Sommermonate die Hauptsache des geselligen Verkehrs ausmachten. Zu einem solchen war er auch geladen worden, als eben jene Gesellschaft, von welcher er ein Paar Mitglieder aus einer großen Verlegenheit befreit, wieder vereinigt war. Außer den Personen, die wir schon kennen, war noch ein junger Offizier und Voluda gegenwärtig. Man hatte sich diesmal stromaufwärts gewendet und war nach dem Oertchen Raguit gewandert,

wo der Abend in sehr lustigem Treiben bei vortrefflich bereiteten Fischen und lieblichem Kardinal ziemlich schnell verfloß. Der Offizier schien sein Augenmerk vorzugsweise auf Galantine gerichtet zu haben, welche sehr glücklich die erfahrene Dame spielte und den jungen Herrn bald mit verwundender Kälte, bald mit mehr als gewöhnlicher Liebenswürdigkeit behandelte. Nicht spröde, sondern ganz Hingebung war Aline, aber zu Voluda's nicht geringem Erstaunen waren diese Liebenswürdigkeit und Hingebung ganz gleichmäßig getheilt zwischen ihrem Bräutigam Krauske und dem Referendarius Iltiß. „Was muß das kleine Mädchen für ein großes Herz haben," so dachte er, „einer der beiden Männer ist sichtlich nicht genug, um es auszufüllen."

Die kleine Coquette schien nicht im Mindesten verlegen, als sie bemerkte, daß Volnda sie beobachte; ja, als die beiden jungen Herren zu der Bowle getreten waren, um ihre Gläser zu füllen, war sie sogar keck genug, ihn zu fragen, ob es ihm nicht besser gefallen haben würde, mitzuspielen, als wie er jetzt thue, von ferne zuzusehen? Voluda erwiederte zwar, er habe von jeher nicht gerne getheiltes Herz gespielt; aber es war auch nur die Pflicht der Höflichkeit, welche ihn bewog zu antworten, denn das Benehmen des Mädchens schien ihm ganz unter der Würde einer gebildeten Dame, eine Ansicht, welche sie offenbar nicht theilte; denn, als die beiden Herren zurückkehrten, waren sie zu einem wie zum anderen gleich liebenswürdig und sie schien durchaus nicht zu bemerken, daß ihr eigentlicher Bräutigam Anlage zur Eifersucht habe, im Gegentheile war ersichtlich, daß es ihr Freude machte, seinen Empfindungen Hohn zu sprechen, denn je finsterer er wurde, desto heiterer zeigte sie sich.

Der Vater der beiden Mädchen schien das Possenspiel nicht zu bemerken, die Mutter aber machte Krauske selbst aufmerksam auf die Schelmerei ihrer Tochter, es schien als habe sie eine Freude daran, zu sehen, wie ihre Tochter so meisterhaft zu coquettiren verstehe; sichtlich hatte Madame Krauske hieran weniger Wohlgefallen, sie hatte jedoch entweder nicht die Neigung oder nicht den Muth, darüber zu sprechen; denn was ihre mütterliche Liebe auch sagen mochte, ihr Herr Sohn gehörte durchaus nicht zu den Tugendspiegeln, und es ist wohl möglich, daß die schöne Braut sich die Reden des Schiffers gemerkt hatte, der sich, wie wir wissen, ziemlich unverhohlen über die Wirthschaft des jungen Herrn geäußert hatte.

Allerdings war Fräulein Aline sehr liebenswürdig gegen ihren Bräutigam; es schien jedoch beinahe mehr aus Rücksicht auf die Wünsche ihres Vaters als aus Neigung zu dem Sohne des reichen Mannes. Als sie mit ihrer Schwester promenirte, indem die Herren Courmacher sich ein

wenig lebhafter beim Essen und Trinken betheiligten, sagte sie zu Galantinen: „Ich wünschte wohl, daß lieber Iltiß mein Bräutigam wäre, als Krauske. Der Mensch ist so schrecklich lappig, wo man ihn anfäßt, bekommt man welke Haut. Anfangs, wenn ich ihn beim Arm nahm, habe ich immer geglaubt, ich fasse nur den Rock, dann merkte ich, daß noch Etwas darunter sei; ich hielt das für eine Nachtjacke und wunderte mich, daß er sie im Sommer trüge; dann frug ich ihn danach, und hörte zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß er keine Nachtjacke trage. Mir fiel freilich ein, daß der Vater gleichfalls sehr mager sei; als ich jedoch mit Iltiß näher bekannt wurde, bemerkte ich wohl, daß die Männer nicht Alle so dürftig ausgestattet sind, wie mein Zukünftiger."

„Das wird ja Deinem Zukünftigen sehr interessant werden, wenn er erfährt, daß Du Dich mit Eifer auf die Anatomie wirfst, und zwar nicht an todten, sondern an lebenden Thieren," sagte Galantine.

„Nun, ich hoffe," erwiederte ihre Schwester, „Du wirst mich nicht verrathen; ich aber werde kein solcher Narr sein, es ihm zu sagen."

„Worin besteht denn der Unterschied zwischen Krauske und Iltiß?" frug Galantine.

„Mein Gott! das sieht man ja auf den ersten Blick; der Eine ist voll, gesund und kräftig, der Andere ist entschieden ein kränklicher Schwächling, er ist ein Waschlappen; wenn man dagegen Iltiß anfaßt, so hat man doch etwas in den Händen."

„Du bist ein netter Junge!" erwiederte die Schwester. „Hast Du ihn denn schon öfter angefaßt?"

„O wohl! Warum sollte ich nicht? Umfaßt er mich ja doch, so oft er kann, wenn wir allein sind, und da sehe ich nicht ein, warum ich das nicht erwiedern sollte."

„Wenn nun aber Krauske es erfährt?"

„O Gott! wie bist Du bornirt!" seufzte Aline; „ich werde mich doch nicht hinstellen und ihn embrassiren, wenn der Lappige dabei steht — — brrr! der Mensch muß schrecklich krank gewesen sein — Iltiß hat mir viel davon erzählt — ich habe eigentlich einen Ekel vor ihm."

„Und Du willst ihn doch heirathen?"

„Ja, es ist ja einmal so ausgemacht; ich glaube, Papachen will seine Schulden durch mich bezahlen lassen — anfangs, da machte ich mir nicht viel daraus; jetzt aber habe ich einen anderen Mann kennen gelernt und ich will ihn mir wenigstens zum Hausfreunde heranbilden."

„Ah ha! wie es die Mutter gemacht haben soll. Du niedliches Püppchen, man sieht doch, das Sprüchwort ist nicht ohne: „Der Apfel

fällt nicht weit vom Stamm". Darum hast Du auch solche rothe Haare, Du Spitzbube!"

„Das muß ich mir gänzlich verbitten; meine Haare sind nicht roth, sondern golden; solche schwarzen Haare, wie Du hast, kann jede Köchin haben, aber Haare, wie ich sie habe, machen den ganzen Menschen schön, machen aus einem Mann einen Apollo und aus einem Mädchen eine Venus, wie ich jedenfalls eine sein müßte, sagt Iltiß, er möchte mich gern als Venus malen, nur glaubt er, der Vater würde es nicht erlauben."

„Ja, das glaube ich auch," erwiederte Galantine, „so etwas muß man auch gar nicht mit den Verwandten besprechen; als die Mutter ihren Hausfreund hatte, dem Du so auffallend ähnlich sein sollst, hat sie den Vater auch nicht gefragt. Der Gedanke, sich rechtzeitig mit einem Hausfreunde zu versehen, ist übrigens gar nicht übel, doch möchte ich wohl wissen, warum Du nicht lieber Voluda gewählt hast, der ist doch noch hübscher als Iltiß, und scheint ein ganz gesunder Junge."

Aline erwiederte: „Ein moralischer Dummkopf ist's, ich hatte freilich mein Augenmerk auf ihn gerichtet und ich war dem blöden Schäfer sehr rasch entgegengekommen, da ich keine Freundin vom langen Hinhalten bin. Ich schenkte ihm eine Locke von meinen Haaren. Denke Dir, als unsere Verlobung angezeigt wurde, brachte der Esel sie mir zurück. — — Na, wenn nicht, denn nicht, lieber Mann! dachte ich und ließ ihn schießen und gab die Locke meinem Bräutigam. Iltiß war nicht so dumm, der hat mich besser verstanden."

„Wenn ich mich verloben sollte, so werde ich mir den Voluda heranzubilden suchen; ich denke, ich werde es klüger machen."

„Du wirst Dir vergeblich Mühe geben," erwiederte Aline, „der Mensch ist zu dumm, er hat kein geselliges Geschick, er hat sogar unter den Schauspielern noch nicht einmal Erfahrung gesammelt, da pflegt man es doch am besten zu verstehen."

Die beiden jungen Damen beendeten ihre Promenade, um sich dem mit Speisen und Getränken beladenen Tische zu nähern. Herr Krauske jun., welcher so eben seine Mahlzeit beendet hatte, fand es angemessen, sich ein wenig mit seiner Braut zu unterhalten. Er kam dabei in zärtliche Berührung mit ihr und neigte sich mehrmals zu ihr hinab, um sie zu küssen; dabei bemerkte Voluda zu seinem äußersten Erstaunen, daß sie nicht nur nach jedem Kusse sich an dem Rock des Bräutigams den Schnabel putzte, sondern daß sie sogar einmal, als Iltiß hinter ihrem Bräutigam stand, sie also den Ersteren ansehen konnte, die Zunge ausstreckte mit einer Miene, welche sehr unzweifelhaft Widerwillen und Abneigung ausdrückte. Um

des Herrn Referendarius Lippen spielte ein malitiöses Lächeln und er wandte sich verlegen ab, als er bemerken mußte, daß Volnda die sonderbare Pantomime gesehen habe.

Als das Abendessen vorüber war, leitete der Lieutenant v. Wange ein Gespräch mit dem alten Krauske ein; sie spazierten auf und nieder und der junge Mann äußerte seine Freude über das Glück des Sohnes seines würdigen Freundes.

„Ach!" erwiederte dieser, „das Glück ist nicht soweit her; ja, wenn er Referendarius wäre, dann ließe sich davon reden. Loves hat eine Schwester in Berlin, welche da Kammerjungfer bei einer Prinzessin ist. Nun wissen Sie, solche Leute können viel; sie warten den Zeitpunkt ab, in welchem ihre Herrschaft bei guter Laune ist, und dann wird eine Bitte zu Gunsten dieses oder jenes guten Freundes vorgebracht; ich sage Ihnen, der Kammerdiener des Königs vermag viel mehr als der Minister, versteht sich nicht in Rechtsangelegenheiten, wohl aber in Beförderungssachen. Wo es der Minister weit unter seiner Würde hält, einen Schritt zu Gunsten seines Neffen oder Vettern zu thun, da besorgt der Kammerdiener unbedenklich und stets mit Erfolg das Nöthige; gerade so ist es mit der Kammerjungfer. Sie hat immerfort das Ohr ihrer Herrschaft für sich geöffnet und sie benutzt es geschickt und wird keinen Fehlschritt thun. Bei meinem Sohn ist das nun ganz etwas Anderes; der will keine Stelle haben, der ist Gutsbesitzer, ich gebe ihm etwas Schönes mit und er ist einmal mein alleiniger Erbe, der hätte wohl die Tochter eines reichen Mannes bekommen können."

„Nun ich denke" so frug der Herr Lieutenant, „ich denke, der Kammer-Rath ist wohlhabend?"

„Gedanken kann sich hierüber ein Jeder machen, wie er will; wer aber etwas weiß von der Sache, der giebt sich mit solchen Gedanken nicht ab."

„Also sollte er wirklich nicht reich sein?"

„Nein, mein Herr, wirklich nicht. Ich begehe da vielleicht eine kleine Indiscretion, allein ich weiß es aus bester Quelle; ich befinde mich nämlich in der Lage, sehr genau von den Verhältnissen des Kammerrathes unterrichtet zu sein, da derselbe verschiedene Male auf meine Hülfe recurrirte."

„So, so," sprach bedenklich Herr v. Wange, „das ist freilich etwas anderes, da müssen die Mädchen allerdings danach sehen, reiche Männer zu bekommen."

„Ja, für einen Offizier, der von seiner Gage leben soll, ist ein solches Dämchen freilich nicht gemacht. Wenn Sie, Herr Lieutenant, Absichten

gehabt haben sollten und nicht selbst in glänzenden Vermögensumständen sind, so würde man Ihnen allerdings einen sehr schlechten Dienst thun, wenn man Ihnen riethe, etwas Weiteres als eine oberflächliche Bekanntschaft zu suchen."

Der Erfolg dieser Unterredung wurde von Fräulein Galantine sehr bald wahrgenommen. Der junge Offizier, welcher sich bis dahin äußerst angelegentlichst mit dem wirklich schönen Mädchen beschäftigt hatte, fühlte plötzlich eine bei weitem größere Neigung, den Käsekuchen der Frau Kammer-Räthin zu untersuchen. Derselbe war auch wirklich ausgezeichnet, schade nur, daß auch Madame Krauske einen Käsekuchen geliefert hatte. Diese frug daher die Kammerräthin, wie es komme, daß sie dasselbe Gebäck gemacht, da sie sich doch vorher über diesen Gegenstand besprochen.

„Ach, da hat sich die alte Rieke wieder einmal blamirt," rief Fräulein Aline etwas burschikos der Mutter zu, und sie lieferte einen schönen Beweis, wie nothwendig es sei, daß die Eltern einander stets mit Achtung begegneten. Die Mutter hieß Friederike, etwas abgekürzt Rieke, eine jüngere Verwandte war als Gesellschafterin im Hause, sie hieß eben so, und wurde vom Vater, zum Unterschiede von seiner Gattin, junge Rieke genannt, indessen die Frau Kammerräthin den Ehrentitel alte Rieke erhielt. Dieses benutzten die jungen Damen zu ihrem Ergötzen und um so lieber, als sie sahen, daß es der Mutter unangenehm war.

Voluda, der dieses anhörte, glaubte in seiner Moralität oder Dummheit, wie Fräulein Aline dies genannt haben würde, erstarren zu müssen, und suchte vergeblich in seinen Erinnerungen nach einem Beispiel von ähnlicher Respektswidrigkeit, indessen der Vater sehr lachen mußte über die Naivetät seines goldenen Kindes.

XXXIII.

Abermals Erziehungsresultate. David ein Mann nach dem Herzen Gottes. Zweifel! Zweifel!

Wenn Voluda das, was er so im gesellschaftlichen Leben erfuhr, mit dem verglich, was in seiner nächsten Nähe um ihn vorging, so steigerte sich seine Liebe und Verehrung sowohl zu Hannchen als zu deren Mutter mit jedem Tage mehr. Nie hatte er aus dem Munde dieses Mädchens ein Wort gehört, das nicht vor dem strengsten Richterstuhl eines Cato Gnade gefunden hätte. Hannchen war heiter, aber nicht frivol, Hannchen

konnte lustig sein, aber nie kam ein Wort über ihre Lippen, wie er deren aus dem Munde der jungen Damen so viele gehört hatte. Hannchen scherzte mit ihrer Mutter, der Ton aber, in dem dieses geschah, war so bescheiden und so fern von aller Frivolität, und schien doch dem lieblichen Kinde noch zu frei, so daß sie jedesmal nach irgend einem Scherz, der ihr entfloh, nach irgend einer spaßhaften Aeußerung gegen die Mutter diese immer umarmte und küßte, als ob sie sie um Verzeihung bitten wollte, und die Mutter selbst, gleich ihr von heiterer Gemüthsart, verstand sowohl auf Scherz einzugehen als Scherz zu machen; wo aber wäre je eine Aeußerung gehört worden, welche irgendwie hätte Anstoß geben können.

Hier fühlte Voluda sich wohl, hier fühlte er sich heimisch, und es erfüllte sein Herz mit nicht geringem Kummer, daß er sich selbst sagen mußte, jede Hoffnung sei eine Thorheit. Zwar hatte die würdige Mutter schon einige Male denselben Gegenstand besprochen, wegen wessen sie den katholischen Pfarrer zu sich gebeten hatte, allein auch dieses änderte seine Ansicht von der Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen Hannchen und ihm keineswegs. Gewiß gehörte die Mutter zu den freisinnigsten Frauen, aber etwas anderes war doch immer ein Zugeständniß, daß Dieses oder Jenes eine richtige Ansicht enthalte, und etwas anderes war der Entschluß, sein Kind die Religion wechseln zu lassen; er machte sich daher durchaus keine Illusionen, gab sich keiner Täuschung hin. Aber es war ihm immer, als suche die Mutter selbst Belehrung, als suche sie etwas heraus, was dazu dienen könne, um ihre vielleicht dennoch zu orthodoxen Ansichten zu berücksichtigen. So frug sie ihn einmal z. B.:

„Warum nennt man denn immer den David einen Mann nach dem Herzen Gottes?“

Voluda war über dergleichen in nicht geringer Verlegenheit, da ihm die Bibel nicht genau genug bekannt war, um dergleichen Fragen auch nur mit einem entfernten Anschein von Glück beantworten zu können. Er sagte daher nur im Allgemeinen: „Wahrscheinlich, weil er immer den Befehlen der Religion oder, was damals gleichbedeutend war, den unmittelbaren Befehlen Jehova's selbst, gehorcht habe.“

In ihrer frommen Weise bedeckte die alte Frau ihre Augen mit der rechten Hand und neigte das Haupt ehrfurchtsvoll bei Benennung des Namens Jehovah, welchen bekanntlich die Juden niemals laut aussprechen, um nicht in das Vergehen des Mißbrauchs dieses Namens zu verfallen. Dann aber sagte sie: „Der David ist zwar als Knabe und Jüngling ein frommer Knecht gewesen, dann aber, schon von dem Propheten zum Könige gesalbt hinter Sauls Rücken, hat er doch gehandelt

schlecht, wie wir würden sagen; hat er zwar den Goliath erschlagen, so hat er doch dafür auch ergriffen die Waffen gegen den König, seinen rechtmäßigen Herrn; er ist dann viel umhergezogen im Lande, hat geraubt Menschen und Schätze, hat geführt ein Leben, was wir würden nennen das eines Räubers, und hat auch später, als er geworden ist ein König, sich entsetzliche Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen, hat die Städte erobert und die Könige ermordet und hat die Männer legen lassen zwischen zwei Bretter und zerschneiden mit scharfen Sägen und zerspalten mit eisernen Keilen und hat sie werfen lassen in glühende Ziegelöfen — — das sind doch entsetzliche Thaten, für die er nicht kann heißen ein Mann Gottes."

Voluda äußerte: „Wie schrecklich dieses auch in der That sei, so dürfe man doch die Rohheit des Zeitalters nicht vergessen. Es waren Nomaden, umherziehende Hirten, deren König er war, und die Völker, gegen welche er kämpfte, waren dasselbe, und zu einer Zeit, wo die Söhne der Könige auf die Schaafschur gingen und die Könige selbst das Nämliche thaten, kann von einer Moralität, wie wir dieselbe jetzt kennen, wohl nicht die Rede gewesen sein."

„Aber was er gethan hat an Urias Weib und an ihrem Manne, das ist sehr schlecht zu allen Zeiten, und als er im eitlen Hochmuth läßt zählen seine Völker, was verboten ist, da will ihn der Herr strafen, und er fragt, welche Strafe er haben wolle an sich oder an seinem Volke; da wählt er die Pest, welche sein Volk hinwürgt. Siebentausend in dreien Tagen! Solcher kann nicht sein ein Mann Gottes."

„Sie müssen nicht vergessen, daß der Priester Samuel das Buch geschrieben hat. Die Priester nennen Jeden, der da handelt, wie sie es haben wollen, einen Mann Gottes," sprach Voluda.

„Sie werden haben ganz Recht, und das thut mir sehr leid. Wo soll ein Mensch finden Trost und Stärke, wo soll er finden Muth, Hoffnung, Glauben, wenn er sie nicht kann finden in den Büchern, die wir nennen das Wort Gottes. Es kann aber nicht sein, denn wie oft steht da: »Es reuete den Herrn, daß er also gethan,« wie auch hier, als er diese Pest schickte, und sie nahete sich der großen Stadt Jerusalem, wo es ihn reuete, das Uebel verhängt zu haben. Ist es möglich, daß Gott kann thun etwas, das ihn reuen wird; man bereuet nur ein gethanes Unrecht, wenn man einsieht, daß es unrecht war; kann Gott etwas Unrechtes thun, und kann er erst, nachdem es geschehen ist, wahrnehmen, daß es unrecht war? Wissen Sie, Herr Voluda, was ist das Schmerzlichste für eine alte Frau? Zweifel! Zweifel!!"

Voluda fühlte, daß in dem Herzen der Frau etwas vorgehen müsse,

wovon er sich nicht Rechenschaft zu geben vermochte. Er hütete sich wohl, ihre Zweifel zu vermehren, aber er vermochte eben so wenig, sie zu beruhigen, denn er war nicht bewandert in der schönen Kunst, Trugschlüsse zu machen und ein Buch bald bildlich, bald im eigentlichen Sinne des Wortes auszulegen; wie es ja gewöhnlich geschieht, um den vielen Widersprüchen zu begegnen, welche sich demjenigen darbieten, der jenes große erhabene Werk mit dem unbefangenen Auge des Laien ansieht.

Hannchen schien nur den Kummer der Mutter zu fühlen, aber keineswegs den Kummer, den sie selbst hatte, d. h. sie war betrübt, zu sehen, wie die Mutter nicht fertig werden konnte mit sich und ihren Zweifeln, aber sie selbst befand sich nicht in der Lage, gleichfalls zu zweifeln, denn jene Bilder aus einer fernen, barbarischen Zeit betrachtete sie als einfache historische Erzählungen, als Thatsachen im Gewande jener Zeit dargestellt, betrachtete dieselben aber nicht als Ausflüsse der göttlichen Eingebung, und sie beschwerten daher auch nicht ihr religiöses Bewußtsein; zudem hatte Hannchen von ihrem zwölften bis zum sechszehnten Jahre im Hause eines Landgeistlichen gelebt, dessen Art und Weise einen solchen Eindruck auf sie gemacht, daß ihre Anschauungen eigentlich durchaus christlich geworden waren. Sie hielt sich, wie ihre Mutter, allerdings an die Gesetze des Judenthums so strenge, als wie es unter orthodoxen Juden jener Gegend nur irgend zu geschehen pflegte; aber die ganze Masse der vorhandenen biblischen Gesetze galt ihr für das Werk des größten Propheten der Erde, für das Werk des Moses, nicht aber für ein Dictat Gottes, wofür Moses sein Werk sehr weislich ausgegeben hatte, wie eben so weislich ein Paar tausend Jahre später Mahomed dasselbe gethan; dagegen war, von diesen Ritualgesetzen abgesehen, der Gott, den sie anbetete, ein Gott der Liebe und Milde, ein weiser und allliebender Vater, und sie fand nirgends Widersprüche, weil sie dieselben nicht suchte, und in den Erzählungen, in denen sie vorkamen, das Werk der Menschenhand erblickte, das Unvollkommene, da doch das Werk Gottes ein vollkommenes hätte sein müssen. Mit Volnda sprach sie nie über diesen Gegenstand, weil sie glaubte, die Religion müsse aus dem Herzen eines Jeden kommen und weder abhängig noch zu erschüttern sein von den Reden eines Anderen, und wäre es der Geliebteste.

XXXIV.

Ein liebevoller Bräutigam macht eine Entdeckung. Die Somnambule erregt großen Schrecken. Eine rückgängige Heirath und eine neu beschlossene.

Während in dem stillen, heiligen Kreise das reine Leben in etwas getrübt wurde durch zu viele Liebe, machte sich ein desto bunteres und unheiligeres Treiben geltend in jenem größeren Kreise, welchen Doctor Schweitzer um sich und seine Hellsehende versammelt hatte. Waren bisher spöttische Neckereien mancher Art von der schönen Somnambule ausgegangen, so schien sie jetzt mit steigender Malice immer tiefer einzugreifen in die Familienverhältnisse der Stadt, und sie deckte schonungslos Dinge auf, welche jedenfalls besser unter dem Schleier der Nacht verhüllt geblieben wären. Ein Ereigniß besonders brachte die Stadt in stürmische Bewegung.

Es war Mode, es galt für feinen Ton, die Somnambule zu besuchen und sich dann in Gesellschaften entweder über deren Aeußerungen lustig zu machen oder das Wunderbare derselben anzustaunen, nach der Erklärung zu forschen, kurz den Gläubigen oder Ungläubigen zu spielen. Es verstand sich von selbst, daß die Töchter des Kammerraths unter den Besuchern der Hellsehenden nicht fehlen durften. Sie waren auch an einem schönen Morgen dort, kurz nach einer eigenthümlichen Scene zwischen Fräulein Aline und Herrn Krauske.

Wir wissen, daß dieser Letztere bei seiner Verlobung um eine Haarlocke Alinens gebeten hatte und daß er diejenige erhielt, welche Voluda ihr zurückgegeben hatte.

Der liebevolle Bräutigam war zufrieden mit der Erfüllung seiner Wünsche und besah das Geschenk gar nicht weiter. Was sollte er auch, es war ja doch nur eine Galanterie von ihm, daß er sich überhaupt die Locke erbat; das Erbitten derselben war eine Art von ritterlicher Pflicht; einmal im Besitz der Locke hatte sie weiter keinen Werth für ihn; das Papierchen, worin sie sich befand, lief lange Zeit umher: vom Nachttisch auf die Kommode, von der Kommode auf die Toilette, von der Toilette auf den Schreibtisch, bis er einmal dasselbe geöffnet liegen sah, wahrscheinlich durch die Hand einer seiner Mägde oder Haushälterinnen. Nun guckte er auch hinein und las die Zeilen:

„Dem edlen Retter ihres Lebens, widmet zum Zeichen ihrer innigen Neigung den Inhalt — seine dankbare Aline."

„Zum Teufel! das ist nicht übel," sprach etwas aufgeregt der Bräutigam, „darüber müssen wir uns doch Erklärung erbitten. Hat sie ein Verhältniß mit dem scheinheiligen Schleicher, mit dem Comödianten, der uns da zu Hülfe gekommen ist, so soll der Teufel ihm und ihr das Licht halten," und noch an demselben Abend, wo er diese Entdeckung gemacht, machte auch Fräulein Aline die Entdeckung, daß sie sehr unvorsichtig gewesen, indem sie nicht einmal das Papier vertauscht, worin sie die Locke weggeschenkt. Allerdings war es mehr Leichtsinn als Unvorsicht; denn als Voluda ihr das Geschenk zurückbrachte, hatte sie längst vergessen, daß sie etwas, und was sie ihm geschrieben; nun ihr aber das plötzlich und unerwartet vor Augen trat, fühlte sie ihre weibliche Würde vor sich selbst beeinträchtigt, falls sie sich nicht hätte aus der Verlegenheit zu ziehen gewußt. Sie erwiederte daher so unbefangen wie ein Schulkind: diese Zeilen habe nicht sie, sondern ihre Schwester geschrieben; der Inhalt des Blattes hätte aus vier Louisd'or bestehen sollen, es habe aber die Mutter dieses unzart befunden und so sei das Blättchen liegen geblieben auf ihrem Schreibtisch, bis sie sich entschlossen, ihres Bräutigams Bitte um eine Locke zu erfüllen, und da sei dann zufälliger Weise dieses Blatt als Hülle derselben benutzt worden.

In diesem Augenblick trat die Schwester ein, und damit der Bräutigam sie nicht fragen könnte, wie er wollte, so frug sie schnell unter bedeutungsvollem Augenwinken: „Nicht wahr, Du hast den Zettel an Voluda geschrieben, als der Vater ihm die vier Louisd'or schicken wollte, und Du hast nur Deinen Namen nicht mit darunter gesetzt, weil während des Schreibens noch beschlossen wurde, ihm nicht ein Geldgeschenk zu machen."

Die Schwester sagte natürlich auf alle diese Fragen Ja, und der Bräutigam war mit seiner eifersüchtigen Laune aus dem Felde geschlagen. Jetzt aber fing der kleine Satan zu weinen an. „Solche Kränkung muß man sich von dem Manne gefallen lassen, den man liebt, und ach! was ist diese Kränkung gegen die Schändlichkeit seines ganzen Benehmens? Jetzt erfahre ich erst, wie er mich liebt: Drei Monat hat er die Locke in seinem Besitz, drei Monat lang hat er sie nicht angesehen, drei Monat lang hat er das Papier, worin die Locke bewahrt gewesen ist, nicht einmal aufgemacht!"

Das gab natürlich Heulen und Zähnklappen, Zorn, Haß, Trennung, ewige Feindschaft, Zärtlichkeit und vollständige Versöhnung; das Alles folgte mit großer Schnelligkeit aufeinander. Vater und Mutter hatten sich dem süßen Zwist fern gehalten, nicht so war es aber mit den Dienstboten gewesen. Bei dem ersten lebhaften Worte des Herrn Krauske war gehorcht worden; dann hatte die Horcherin sich eine Assistentin geholt,

welche ihr horchen half, und so war eine halbe Stunde nach der Versöhnungsscene die Neuigkeit durch die eine Magd zum Seifensieder getragen worden, wo man ein Pfund Lichte holte, und zum Bäcker, wo Semmel zum Abendbrod entnommen wurde; die andere dagegen hatte ihre Neuigkeit zu dem Gewürzkrämer getragen, als sie Kaffee und Zucker, ferner aber auch zum Fleischer, als sie Carbonade zum Abendbrod, und zum Butterhändler, als sie Butter, um dieselbe zu braten, holte. Jeder nachfolgende Kunde wurde nebst der geforderten Waare auch mit der nicht geforderten Nachricht versehen, und so kam sie denn von dem Gewürzkrämer zum Mehlhändler und von dem Seifensieder zum Bierbrauer, vom Fleischer zum Tabackshändler u. s. w. u. s. w., bis sie am folgenden Morgen durch die Friseurs und Barbiere aufgenommen und deren respectiven Kunden unmittelbar zugetragen wurde. Selbstverständlich hatte diese Neuigkeit wie die Mißgeburt der Frau Orgon in Gellert's Fabel, in den verschiedenen Stadien ihrer Wanderung so auffallende Formen angenommen, daß sie von denjenigen, welche sie zuerst verbreitet hatten, wohl schwerlich wieder erkannt worden wäre. Was aber auch Wahres daran sein mochte, immer ergab sich daraus die äußerst heilsame Lehre: daß es sehr gefährlich sei, mit Schauspielern Umgang zu haben, und die Mütter, die wackeren, verabsäumten nicht, den Töchtern dies warnende Exempel vorzuhalten. Bis zu den Ohren Voluda's und der Familie, bei welcher er wohnte, waren die Schrecken dieser Nachricht allerdings nicht gedrungen; das somnambule Fräulein aber hatte davon Kenntniß genommen und wußte dieselben mit großer Umsicht zu benutzen. Als am gedachten Morgen die jungen Schwestern vor der modernen Pythia erschienen, war dieselbe malitiös genug, einige Andeutungen fallen zu lassen, welche das Blut mit ungewöhnlicher Heftigkeit nach den Wangen der jungen Mädchen trieb. Die grausame Hellsehende mußte aber noch ganz andere Dinge wissen, als diejenigen, welche bisher im Umlauf waren, denn auf die unvorsichtige Frage: „Wann wird meine Hochzeit sein?" lautete die Antwort: „Gar nicht, und doch früher, als Du denkst."

Aline schrak zwar sichtlich zusammen, versuchte jedoch in einem trockenen Lachen eine nicht geringe Verlegenheit zu verbergen. Die Somnambule sagte aber: „Lache nicht so keck, und thue nicht, als ob Du nicht wüßtest, was ich meine. Mag Dein Vater sich nur bald nach einem guten Bau für den Marder umsehen — ist's denn ein ordentlicher Baum- oder Steinmarder, oder ist's nur ein ordinairer Iltiß?"

Bestürzt faßte Aline ihre Mutter unter den Arm und entfloh. Die Prophetin aber sagte: „Jetzt ist das Lachen an mir."

Man kann sich wohl kaum vorstellen, welch ein erschreckendes Aufsehen diese neue Scene machte. Wäre es nicht gar so interessant gewesen, von dem Scandal zu hören, der sich bei Anderen zugetragen, man würde in der gegründeten Besorgniß, selbst Scandal zu bekommen, sich wohl gehütet haben, die Schwelle der Schrecklichen zu betreten. So aber überwog die süße Hoffnung auf ein großes Ergötzen meistentheils die eigene Furcht, und Doctor Schweitzer, welcher dem Scandal hätte steuern können, fand doch viel zu sehr seine Rechnung dabei, als daß er nicht viel eher das grausame Spiel hätte befördern sollen.

Die Mutter der schönen Braut war durch die Andeutungen, welche sie so eben anhören mußte, so erschreckt, daß sie kaum im Stande war, mit ihren Töchtern über den Vorfall zu reden. Nach und nach aber, als sich ihr eigenes Entsetzen in einiger Art gemildert hatte, stellte sie Aline zur Rede. Diese leugnete mit kecker Stirn und lehnte jeden Verdacht, als ihrer unwürdig, von sich ab. Späterhin nahm Galantine sie ins Gebet und sagte: „Was Du der Mutter ableugnen kannst, das wirst Du mir nicht ableugnen wollen, die ich so gut wie Zeugin Eurer Zärtlichkeit war; zwar habt Ihr Euch immer aus dem Zimmer entfernt, wo ich mich befand, aber natürlich doch nur, indem Ihr stillschweigend darauf rechnetet, daß ich großmüthig genug sein würde, zu schweigen und auch zugleich für Eure Sicherheit zu wachen. Nun beichte einmal. Daß Du Krauske nicht liebst, weiß ich schon lange, und mir würde Iltiß auch besser gefallen als er, aber wie weit Ihr gekommen seid, das ist die Frage, und wenn ich rathen und helfen soll, so muß ich ganz genau wissen, was vorgegangen ist."

Aline fand die Aeußerungen der Schwester vollkommen treffend und richtig, versuchte daher auch gar nicht in Abrede zu stellen, was ihre Schwester sehr wohl wissen konnte; sie zögerte allein noch mit dem Geständniß ihrer sehr großen Schuld, einer Schuld, die nicht größer gedacht werden konnte, denn der räuberische Iltiß hatte das Hühnchen gerupft und für seine Tafel zurecht gemacht, so daß für den zukünftigen Besitzer derselben wenig Erfreuliches mehr übrig blieb; sie konnte der Schwester sogar nicht ableugnen, daß nur Todesangst ihr die Frage abgepreßt habe: Wann sie sich verheirathen würde. Geschähe es nämlich nicht bald, so sei gar nichts mehr gut zu machen.

Die kluge Schwester äußerte sich sehr mißbilligend über diesen Vorfall. „Sieh," sagte sie, „wenn ich das gewesen wäre, die Aeltere, so würde man das nicht so schrecklich finden können; ich bin doch schon siebzehn Jahr, aber Du — funfzehn Jahr, Du bist ja noch ein wahres Kind."

Aline erwiderte, daß sie sich wenigstens darüber freuen müsse, daß

ihre Schwester genau dieselben Grundsätze habe, aber sie bat sie auch zugleich, nunmehr daran zu denken, wie ihr zu helfen sei. Dies forderte jedenfalls Ueberlegung, und die Mädchen nahmen einen Theil der Nacht zu Hülfe, um zu besprechen, was nun jetzt zu machen sein dürfte. Der nächste Morgen jedoch überhob sie der Ausführung aller ihrer abenteuerlichen Pläne, denn Herr Krauske der Aeltere erschien nebst seiner Frau Gemahlin im Hause des Kammerraths und es gab eine Scene, welche zu beschreiben wir nicht gewillt sind, da unsere Erzählung nicht in das Gebiet des Fischmarktes streifen soll; genug daß Alles was im Hause wohnte, hörte, wie die Eltern des Bräutigams der geängstigten Braut ihr Jawort und die kostbaren Geschenke zurückbrachten, welche in einer goldenen Locke, einer wollenen Schlummerrolle und einer auf dem Jahrmarkt gekauften, aber für eigene Arbeit ausgegebenen Cigarrentasche bestand. Sie sagte nachher zu ihrer Schwester: der Verlust des Bräutigams habe sie nicht gerade sehr gekränkt, aber daß die Mutter sogleich zu ihrem Schmuckkästchen gegangen und die schönen Ketten, Armbänder, Halsbänder, Ringe, Brustnadeln ꝛc. geholt und der abscheulichen alten Katze vor die Füße geworfen, das hätte ihr das Herz brechen wollen; denn dergleichen Sachen bekomme sie nicht wieder, weder der Vater noch der Räuber ihrer Ehre könne ihr solche Geschenke machen.

Fräulein Aline hatte im Hause der Eltern jetzt allerdings keine goldenen Tage. Sie verhielt sich verborgen wie ein Mäuschen, aber Herr Iltiß kam desto öfter, denn der Vater hatte nach ihm geschickt und ihm mit ernsten, trockenen Worten auseinander gesetzt, daß er die ganze Verführungsgeschichte kenne und daß er erwarte, er werde seinen schlechten Streich durch sofortige Heirath wieder gut machen. In diesem Falle wolle er dafür sorgen, daß er die erledigte Landrathsstelle bekomme, wo nicht, werde er eben so dafür sorgen, daß er auf dem Disciplinarwege seiner Würde entsetzt und aus der Zahl der Staatsdiener gestrichen werde.

Iltiß sagte unbedenklich seine Verbindung mit Alinen zu. Er erklärte, daß er wohl fühle, einen großen Fehltritt begangen zu haben, daß er denselben jedoch nicht bereuen könne, da er ihm den Besitz des schönsten Mädchens der Erde und eine Verbindung mit dem edelsten Manne, den er je kennen gelernt, zusichere.

Der Vater war durch diese Complimente vollständig versöhnt, die Mutter konnte sich aber nicht enthalten zu sagen, daß sie Galantine für eben so schön halte, als Aline, und daß sie den jungen Iltiß eigentlich für die ältere Schwester bestimmt hätte, nun sei zwar die Eine schon zum zweiten Male versorgt, die Andere aber noch gar nicht, und das sei ihr keine große Freude.

XXXV.

Versöhnende Schritte. Die projectirte Heirath muß sehr schnell geschlossen werden. Häusliche Zwistigkeiten.

In dem elterlichen Hause hatte der junge Referendarius allerdings einen härteren Kampf zu bestehen. Vater und Mutter hatten keineswegs Lust, dem Verlangen des Herrn Kammerraths nachzugeben; besonders frug der Vater ernstlich, ob sein Sieg über die junge Dame durch ein Heirathsversprechen errungen sei, was dieser allerdings nicht behaupten konnte, worauf denn nun wieder der Vater seine Einwilligung verweigern wollte. Die Mutter aber, menschlicher fühlend, sprach freundlich zum Guten und so lös'te der Wirrwar sich noch zur allgemeinen Zufriedenheit.

Als man sich einmal so weit entschlossen hatte, wurde auch den Anforderungen des Anstandes genügt. Der reiche Kaufmann vergaß nicht, was er seinem Range und seinem Wohlstande schuldig war. Er zog sich seinen Bratenrock an, besuchte den Herrn Kammerrath, als ob nicht das Mindeste vorgefallen war, und warb für seinen Sohn um die Hand des jungen Mädchens.

Der Kammerrath war nicht wenig überrascht durch dieses Zeichen eines nicht gewöhnlichen Zartgefühls, und um in demselben seinem Gaste nicht nachzustehen, erwähnte er mit keiner Silbe der eigentlichen Veranlassung, sondern erklärte, daß ihm die Bewerbung eine sehr schmeichelhafte sei, und daß, falls seine Tochter einverstanden, er mit Vergnügen seine Einwilligung gebe.

So spielten die beiden alten Leute noch ein Weilchen Comödie, und Alles rückte in das Stadium der allerhöchsten Anständigkeit, aber als am folgenden Tage der neue Bräutigam mit Geschenken anrückte, da war, wie begreiflich, die Freude sehr groß; der Referendarius hatte seinen Vater bewogen, wenigstens so viel Geld daran zu wenden wie der alte Krauske, und da er doch einmal in den sauren Apfel beißen mußte, so war es eine Art Ehrensache für ihn, sich von Krauske nicht ausstechen zu lassen, da derselbe, wenn schon reich, doch als Subalternbeamter weit unter dem Range des reichen Kaufmanns stand. Auf diese Weise war nun Allen geholfen; Aline bekam einen Mann und konnte wieder mit Ehren in der Gesellschaft auftreten; der Referendarius bekam einen Landrathsposten, was er früher wohl kaum erhofft hatte, des Kammerraths Wunsch, einen reichen Schwiegersohn zu haben, wurde, wenn auch nicht auf die eine, doch auf die andere Art erfüllt, und die Mutter des neuen Bräutigams konnte

zeigen, daß sie ihrem Sohne gleichfalls ein Landgut mitzugeben vermochte; das ganze mütterliche Vermögen wurde zum Ankauf eines solchen verwendet; nur in den Herzen der Familie Krauske kochte ein um so tieferer Grimm, als die untergeordnete Stellung dem Vater verbot, denselben zu zeigen. Am zufriedensten schien der abgesetzte Bräutigam; er zog sich für einige Zeit ganz aus der Stadt zurück und verbesserte seine Glücksumstände um ein Bedeutendes dadurch, daß er abermals eine hübsche Summe hypothekarisch auf sein Gut eintragen ließ; sein Ziel, es sei vortheilhafter, mit fremdem, als mit eigenem Gelde zu arbeiten, emsig und mit vielem Glück verfolgend.

Es machte sich ziemlich gebieterisch nothwendig, daß die Hochzeit beschleunigt wurde, und so wurde denn schon am nächsten Sonntage das erste Aufgebot, acht Tage darauf das zweite und dritte vollzogen, und am Montage die Hochzeit gefeiert, aber in einer so ungewöhnlichen Stille, daß selbst die Friseure und Barbiere nicht davon Kunde hatten, und die Gassenjungen die einzigen Wissenden waren, welche sich's denn aber auch manchen alten Topf kosten ließen, der am sogenannten Polterabend vor der Hausthür der Braut zerschmettert wurde. Von wessen Hand der Häcksel gestreut war, welcher in großer Menge das Trottoir des Hauses bedeckte, von wessen Hand der Strohkranz geflochten, welchen man an die Thürklinke gehängt, war nicht zu ermitteln, wenn auch die Vermuthung Aller sich auf eine einzige Person richtete: man behauptete, den Oekonomen herauszuerkennen.

Wenige Tage nach der Hochzeit traf die Ernennung des jungen Iltiß zum Landrathe ein, und bald darauf zog das neue Ehepaar auf das Gut, welches am Orte des Landrathssitzes erstanden war.

Zwischen dem Herrn Kammerrath und zwischen dem alten Krauske fand eine so ernste Mißstimmung statt, daß man davon zu munkeln begann. Der Rath konnte es nicht verzeihen, daß der junge Krauske so wenig Liebenswürdigkeit besessen, um sich nicht einmal während seines Brautstandes in seinem Rechte zu behaupten; der alte Krauske dagegen konnte es seinem Vorgesetzten nicht verzeihen, daß die Tochter nicht einmal so viel Sittlichkeit gehabt habe, um während des Brautstandes die Treue zu bewahren. Was hätte das für eine Zukunft gegeben!

Trotz dieser gegenseitigen Abneigung waren doch Beide wieder genöthigt, wenigstens scheinbar im guten Vernehmen zu bleiben. Der Kammerrath vermochte durch seine Schwester, die Kammerjungfer, sehr viel, und einem Subalternbeamten ist durch seinen Vorgesetzten bald ein häßlicher Prozeß angehängt. Umgekehrt befand sich der Kammerrath in der sehr

üblen Lage, der Schuldner seines Untergebenen zu sein, was den Ersteren nach den bestehenden, sehr strengen Gesetzen zur Kassation reif machte. So standen die beiden Herren einander gegenüber wie böse Hunde, welche einander gern gebissen hätten, aber doch nur knurren konnten, da sie Maulkörbe tragen mußten.

In den beiden Familien war durch die so veränderten Umstände auch nicht gerade gutes Blut erzeugt worden. Mama Kammerräthin warf dem Herrn Gemahl vor, daß er sie nie gegen die respectwidrigen Aeußerungen ihrer Töchter geschützt, daher es ihr leider immerfort an der mütterlichen Autorität gefehlt habe. Papa Kammerrath warf dagegen der Frau Mama vor, daß sie durch ihren schlechten Lebenswandel, daß sie durch ihre offenkundige Untreue den Kindern ein so schlechtes Beispiel gegeben habe, daß man sich gar nicht wundern könne, wenn die nöthige mütterliche Autorität nicht da sei, und er freue sich nur, daß das ihrer Tochter, und nicht seiner begegnet sei, worauf nun wieder die Frau Kammerräthin antwortete, er möge sich hierauf nicht unmäßig viel einbilden. Ein Geständniß oder eine Andeutung, welche den Herrn Kammerrath zu Aeußerungen so eigenthümlicher Form veranlaßten, daß man hätte annehmen mögen, sie seien viel eher einem Holzhauer als einem Königlichen Rath angemessen.

Bei der Familie des alten Krauske war auch nicht Alles in Ordnung. Die Frau sagte: „So geht es mit euch sinnlichen Männern; jedes Gesicht, was nur ein Bischen hübsch ist, findet bei Euch Beifall und Vorschub und Vertheidigung, ich war immer für Galantine, die hätte dergleichen Niederträchtigkeiten nicht begangen, aber freilich der Herr Gemahl, der hatte den rothhaarigen Racker immer im Kopfe, und mein Junge hat gerade diese schändliche Creatur auch nicht lassen können; jetzt haben wir's, jetzt sind wir glücklich fertig."

„Oh!" sagte der Herr Gemahl, „das Mädchen wäre schon gut —"

„O ja," unterbrach ihn seine Frau, „schon gut, sehr gut für einen Louisd'or, auch wohlfeiler, aber nicht gut zum Heirathen, dazu braucht man andere Leute. Eine Person, die sich an den ersten Besten wegschmeißt —"

„Sprich nicht so gemein, und verrathe nicht bei jedem Worte Deinen Stand."

„Wirf mir meinen Stand nicht vor!" schrie die Frau, hochroth vor Zorn, „was bist Du denn gewesen, ehe Du Rechnungsrath wurdest: ein elender Tageschreiber; hast Du nicht gerade so gut wie ich für Geld gearbeitet, als Du zweihundert Thaler jährlich verdientest? Da waren Dir die zweihundert Thaler, welche ich mir in meinem Dienste erspart, sehr willkommen, um Deine Wirthschaft einzurichten, indessen Du jetzt auf

Deinen Rathstitel Dir Wunder was einbildest und mir gerne Vorwürfe machen möchtest darüber, daß ich nicht die Tochter eines Geheimen Raths bin; ich war ein ehrliches Mädchen, und bin jetzt eine ehrliche Frau."

Auch nicht weniger zornig als Madame erwiederte der Herr Gemahl: „Wir wollen die große Ehrlichkeit nicht untersuchen; von achtzehn Thalern jährlich spart man nicht so leicht zweihundert Thaler in kaum zwei Jahren, aber freilich, wenn die Frau alt und das Dienstmädchen hübsch ist —!"

Die Frau Rechnungsräthin hatte allerdings dafür gesorgt, daß ihre Dienstmädchen nicht hübsch waren, aber taube hatte sie nicht finden können, deshalb hörten sie sehr deutlich einen klatschenden Schall, welcher auf das allertäuschendste demjenigen ähnlich war, welchen eine wohlgezielte Ohrfeige hervorbringt.

Da hiermit die Unterredung zwischen den beiden Eheleuten schloß, konnte man nichts weiter erfahren über die gegenseitigen Aeußerungen der Zärtlichkeit — über die beiderseitigen Jugenderinnerungen. Auf den Gang der Ereignisse in dem Städtchen hatte dieses Alles übrigens keinen Einfluß; es wickelten sich die sämmtlichen Angelegenheiten in vollkommenster Ruhe und Gemüthlichkeit ab, es wurde auch über alle diese Angelegenheiten durchaus nicht mehr gesprochen, als gerade der Pflicht getreuer Nachbaren und liebevoller Freunde angemessen war. Wenn irgend etwas Aufsehen machte, so war es vor allen Dingen wohl nur die auffallende Art, in welcher der jüngere Krauske auf seinem Gute wirthschaftete; man war doch nicht allgemein gewöhnt, die Leute so ins Zeug gehen zu sehen, wie es hier geschah, und es schien, als wolle sich die Ansicht geltend machen, es rase die Verzweiflung aus dem jungen Manne, wiewohl merkwürdiger Weise alle die Schulden, bis etwa auf das letzte Capital, welches er aufgenommen, sich aus einer Zeit herschrieben, in welcher er noch lange nicht an eine Verbindung mit einer Dame, d. h. an eine eheliche Verbindung mit einer anständigen Dame dachte. Wie es aber denn der Lauf der Welt mit sich bringt, so war es auch hier. Man suchte nicht die wahren Gründe, sondern man nahm sehr erfreut die sich darbietenden Scheingründe auf; fand die christliche Liebe doch ihre Rechnung in manchem Splitterchen, welches im Auge des Anderen zu entdecken war, indessen man den Balken im eigenen Auge nicht sehen konnte; fand sich doch manches niedliche Steinchen, das geworfen werden konnte bei dem Rufe: „Steiniget sie! steiniget sie!" wobei ein Jeder bereitwillig war, den ersten Stein zu erheben, weil ein Jeder sich frei von Sünde fühlte. Im Ganzen kam doch durch alles Dieses Bewegung in das sonst eintönige Treiben, und durch die heiteren Spielparthien in der Waldschenke kam auch Geld unter die Leute.

XXXVI.

Die Schauspielergesellschaft begiebt sich auf die Reise. Abentheuer auf derselben. Ein kleiner Sturm auf dem Haff.

Unterdessen war der Spätherbst herangerückt und mit ihm die Uebersiedelung der Heckertschen Gesellschaft nach dem nicht fernen Memel. Ein großer Kahn war gemiethet worden, mittelst dessen sowohl die Mitglieder der Gesellschaft als deren sämmtliche bewegliche Habe nach Memel transportirt werden sollte; noch wurde ein allgemeines Benefiz, eine große Vorstellung gegeben, deren Ertrag den sämmtlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu Gute kam. Schon am Abend vorher hatte ein Jeder seinen Koffer gepackt, und als der Morgen graute, begaben sich die sämmtlichen Mitglieder der Gesellschaft nach der Landungsstelle, und es wurde Alles möglichst gut, d. h. im Ganzen sehr schlecht untergebracht.

Der Generalchirurgus hatte Voluda die Erlaubniß gegeben, sämmtliche bisher von ihm entliehene Instrumente mitzunehmen, und hatte ihm sonst noch angeboten, was von seiner Sammlung irgend ein Interesse für ihn haben konnte. Dies gab nun allerdings Veranlassung zu Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Director, denn dieser hatte nur die Verpflichtung, für jedes Mitglied der Gesellschaft zwei Centner an Fracht zu bezahlen, indessen Voluda durch umfangreiche selbstgefertigte oder von dem geehrten Freunde entnommene Instrumente ein Uebergewicht von wenigstens vier Centnern, also überhaupt das Dreifache dessen bei sich hatte, was vertragsmäßig festgestellt war. Um aus dieser Unannehmlichkeit zu kommen, blieb Voluda weiter nichts übrig, als die Bezahlung seiner Ueberfracht, welche der Herr Director einzuziehen sich nicht schämte, obwohl der Schiffer erklärte: da einmal der ganze Kahn gemiethet sei, so komme es auf funfzig Centner mehr oder weniger gar nicht an.

Die Reise war voll der buntesten Abenteuer. Vor Allem drollig war eine improvisirte Vorstellung in dem Dorfe Heydekrug, welches unweit der Mündung des Niemen in das Kurische Haff liegt. Der Director hatte einige Tage vorher seinen Maschinisten mit den entbehrlichen Decorationen dahin geschickt und in einem großen, scheunenartigen Raume des Dorfwirthshauses ein Theater aufschlagen lassen; da wurde nun die ganze Nachbarschaft von den auf mehrere Meilen belegenen Landgütern herbeigeholt. Es waren lauter reiche Leute, welche etwas daran wenden konnten, und so war denn das Theater so reichlich besucht, wie die Gesellschaft es seit Wurm's Abwesenheit nicht mehr gesehen hatte. Kotzebue's Kreuzfahrer

war das herrliche Stück, womit die Anwesenden beglückt wurden; die verschiedenen Türken, die mit gebranntem Kork angestrichenen Neger, die Ritter in ihren Rüstungen von Pappe und ihren verbeulten Helmen von Weißblech machten großen Effect, erregten das unerhörteste Erstaunen; als nun aber Balduin von Eichenhorst und Bohemund von Schwarzeneck mit ihren breiten Kürassiersäbeln bald oben, bald unten aneinanderschlugen, daß Funken umherstoben, da erscholl ein so allgemeiner Jubel und der vielfältig wiederholte Ruf: „Hierbleiben!" „Nochmalspielen!" „Noch eine Vorstellung geben!" „Kosten gleich decken!" „Vorausbezahlen!", daß der Director sich bewogen fand, zu erklären, er wolle dieser durchaus schmeichelhaften Aufforderung mit Vergnügen nachkommen, und so wurde denn noch zweimal mit gleichem Glück und gleichem Erfolge gespielt, und der Director hätte unbedenklich noch ein halbes Dutzend Vorstellungen geben können, wenn man seiner nicht in Memel an einem bestimmten Tage gewartet hätte.

Der Memelstrom nimmt hier wunderbarer Weise den Namen Ruß an und ergießt sich als solcher in zwei Hauptarmen und mehr als zehn Nebenarmen in das Kurische Haff, ein recht eigentliches Delta bildend, so wie die Weichsel zwischen Marienburg und Danzig, nur daß dieses Letztere beträchtlich größer ist. Als die Gesellschaft auf ihrem Kahn mit flachem Boden, nur für die Flußschifffahrt bestimmt, den Strom verließ, und die große Wasserfläche sie aufnahm, da wurde den Mehrsten ganz entschieden unwohl. Zweifelsohne war es überaus thöricht, in solchem Kahne den Meerbusen zu befahren; denn obwohl derselbe jetzt blank wie ein Spiegel vor den Seefahrern lag, so konnte der Kahn, in welchem sie sich befanden, doch nicht dem geringsten Windstoße widerstehen, und wie unbedeutend die Wasserfläche dem Seemann auch erscheinen mußte, so ist sie doch groß genug, um ein seetüchtiges Schiff in Gefahr zu bringen. Da das Wasser nicht tief ist, in der Nähe des Ufers nur fünf oder sechs, in der Mitte nicht mehr als zwölf Fuß mißt, so wird bei Sturmwind das ganze Haff bis auf den Grund aufgerührt. Schiffe von mehr als sechs Fuß Tiefgang befahren dasselbe gar nicht, weil bei mäßigem Winde die Wellenthäler leicht so tief werden, daß im Hineinsinken das Schiff auf den Boden stößt, und ein Verdeck muß ein jedes haben, so wie ein runder Bau des Bauches, ein gewölbter Boden, eine unerläßliche Bedingung ist.

Alles Dieses unterliegt keinem Zweifel, aber an alles Dieses dachten die heldenmüthigen Reisenden nicht, sondern lediglich daran, daß sie auf dem Meere seien und folglich seekrank werden müßten, was nach reiflicher

Ueberlegung die Damen auch sämmtlich thaten, indessen die Herren durch mitgenommenen Rum, Kümmel oder ähnliche, den Geist beglückende Getränke diesen Feind sich fern hielten. Eine der Damen, Madame Arnstein, nachdem sie dem Neptun ein reichliches Opfer gebracht, sagte, um sich blickend und die Wasserfläche überschauend, deren gegenüber liegende Ufer man nicht sehen konnte: „O wie leer, wie weit, wie wüst ist das hier Alles; unser Schiff kommt mir vor wie ein gestickter Buchstaben in dem Zipfel eines großen Tischtuches."

„Eine erhabene, eine göttliche Idee!" rief Herr Meißner höchst gerührt aus, „sie ist so schön, daß sie eines Schillers würdig wäre, und sie würde gewiß auch in seine sämmtlichen Werke aufgenommen werden, wenn er so glücklich gewesen wäre, sich ihrer zu erfreuen; da dies aber nicht der Fall ist, so wird sie wohl im Laufe der Zeit untergehen, falls nicht Jemand unter uns aufsteht, welcher diese Reise, die ewig denkwürdige, beschreibt und den Gedanken der Vergessenheit entreißt."

Der Flußkahn lenkte aus dem Strome ganz nahe an das Land, und fuhr so dicht neben dem Ufer, daß nicht selten der flache Boden des Schiffes auf dem Sande streifte. Auf diese Weise glaubte der Schiffer jeder Gefahr zu entgehen; er hatte sich hierin jedoch gänzlich verrechnet, denn als man ungefähr drei Viertel des Weges von dem Ausfluß des Memel hin zurückgelegt hatte und das Dörfchen Prökuls an der Minge schon beträchtlich zurückgeblieben war, erhob sich ein immer stärker werdender Wind, welcher die Wellen solchergestalt erhob, daß Alles in Todesangst gerieth und namentlich die Damen haben wollten, daß man sie ans Land setze.

„Das ist bald gesagt," brummte der Schiffer, „ich wollte auch, ich wäre am Lande; aber an's Land gehen, das mag ich jetzt nicht, das könnte meinem Schiffe die Rippen kosten — wer Teufel hätte auch gedacht, daß nach solchem wunderschönen Tage noch solcher Windstoß kommen würde."

Gerade das Entgegengesetzte von dem, was die Damen für nöthig hielten, geschah; sämmtliche Arbeiter des Schiffes wurden auf die Landseite beordert, um mit ihren Stangen das Schiff vom Lande abzuhalten, um das Stranden zu verhindern; so kam der Flußkahn in etwas tieferes Wasser, und war nicht jeden Augenblick in Gefahr, mit dem flachen Boden auf den Sand zu stoßen; aber je mehr auf diese Weise der Gefahr begegnet wurde, desto mehr schrieen und jammerten Frauen und Mädchen, und die Männer ließen es auch nicht fehlen an genügenden Ausrufungszeichen. Es hatte sich ziemlich allgemein eine Muthlosigkeit verbreitet, welche um so mehr in Staunen setzte, als wenig Stunden früher die Gefahren einer Seereise über das Kurische Haff als höchst spaßhaft angesehen worden

waren. Madame Meißner umschlang ihren Mann unter lautem Schluchzen und rief: „Komm her, Heinrich, wir wollen uns mit unseren Strumpfbändern zusammenbinden, damit wir vereint in den Tod gehen, und damit, wenn man unsere Leichen findet, nachdem der böse Meergott sie weit weggeführt hat, wir Herz an Herz begraben werden, wie wir Herz an Herz gelebt haben."

Der Theaterfriseur, welcher dieses hörte, sagte zu seinen Nachbaren in Kummer und Noth: „Das ist das Einzige, was mich erheitern kann in diesem Jammer und Elend. Wie zärtlich die Frau jetzt thut, und sonst weiß sie doch so hübsch grob zu sein gegen ihren Mann, und schnodderige Redensarten zu führen, daß man sich wirklich ein ordentliches Exempel an ihr nehmen kann."

Der alte Hesse sagte: „Na, wir wollen mal sehen, ob sie sich aneinander binden."

„Sie denken nicht daran," erwiederte der Friseur, und so war es auch, denn der würdige Gatte sagte zu seiner zärtlichen Frau: „Mach' mir keine Wippchens vor! In solcher Gefahr muß ein Jeder sehen, wie er fertig wird; ich habe lange genug den Ballast mit mir herumgeschleppt, nun soll ich ihn auch noch mit in's Grab nehmen, das könnte mir gefallen."

Madame Meißner wandte sich verzweifelnd und händeringend ab und rief: „O Männer! Männer! falsche, heuchlerische Krokodillenbrut!"

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens unterbrach die Declamation. Die Wellen hatten das Schifflein auf eine flache Stelle geworfen, daß es in allen seinen Fugen krachte; alsbald wurde es von einer nachfolgenden Woge gehoben und gegen das Ufer gedrängt. Vergebens stemmten die rüstigen Männer, welche das Schiff bedienten, sich gegen den Anprall. Unter dem gewaltigen Seitendruck brachen die Schiebestangen und die Wellen, welche hier in dem sich sehr verengenden Haff doppelte Höhe erreichten, warfen das Schiff mit seiner ganzen breiten Seite gegen das Ufer.

Der Moment war mehr schrecklich als gefährlich; denn da Alles nach dem Lande zu über Bord sprang und Niemand weiter als bis an die Knie naß wurde, so hätte der Unfall wenig zu bedeuten gehabt, aber mit dem Kahn mochte es schlecht genug aussehen, denn der Besitzer jammerte entsetzlich, und die Ladung war auch keineswegs geborgen, sondern wurde durch die überschlagenden Wellen völlig unter Wasser gesetzt.

Das Herausspringen der ganzen Gesellschaft hatte den Kahn so erleichtert, daß eine nächste Welle ihn abermals hob und so weit aufs Ufer schob, daß er mit der Landungsseite ganz außerhalb des Wassers stand.

Dieser Umstand wurde benutzt, um zu bergen, was man bergen konnte. Kisten und Koffer wurden auf das Ufer gebracht und trocken gelegt; aber verdorben mochte wohl viel sein, wenigstens jammerte Heckert um den Verlust seiner Decorationen. Diese natürlich, mit Wasserfarben gemalt, können das Naßwerden nicht vertragen, und als der Maschinist dieselben aufrollte, erklärte er sie für gänzlich unbrauchbar; das sogenannte Spritzwasser hatte schon eine Stunde lang sie vorbereitet und eingeweicht, und die letzten groben Wellen, die das Schiff überschwemmten, fanden eine schon völlig durchweichte Masse und brauchten die Auflösung der Farben nur noch zu vollenden.

Der Director faßte einen heroischen Entschluß und sagte: „Meine Herrschaften! Zu verderben ist, wie ich mit Kummer sehe, an diesen herrlichen Gegenständen der Kunst nichts mehr; so wollen wir sie wenigstens benutzen, um unter Dach und Fach zu kommen. Wir wollen die zersplitterten Ruderstangen in den Sandboden graben, in der Höhe von sieben oder acht Fuß eine zusammengerollte Decoration befestigen und hierüber eine offene ausbreiten, so daß wir ein schönes geräumiges Zelt bekommen. Zum Glück regnet es ohnedies nicht, und so werden wir die Nacht wohl überstehen können, bis man uns von Memel her, das nicht weiter als eine Meile sein kann, Hülfe bringt."

„Sollte es nicht besser sein, wenn wir uns insgesammt aufmachten und einen Spaziergang nach Memel machten," so frug Voluda, „wenn das nicht weiter ist als eine Meile, so wird es uns besser thun, dahin zu wandern, als hier mit den nassen Kleidern unter der nassen Decoration und in dem kalten Herbstwinde liegen zu bleiben."

Mit allgemeiner Zustimmung wurde der Gedanke angenommen, aber der Director sagte: „Ihr habt gut reden, ich kann doch meine Decorationen und Ihr könnt doch Eure Sachen nicht hier dem Zufall überlassen." Voluda aber wandte ein, daß der Schiffer, ein in Tilsit ansässiger Mann und noch dazu ein wohlhabender Mann, ihnen für die Sicherheit ihrer Effecten eine bessere Bürgschaft gewähre als ihre persönliche Bewachung derselben.

Dies löst'e alle Zweifel. Der Director willigte in die Auswanderung, übergab seine Decorationen, seine Garderobe förmlich und vor Zeugen dem Schiffer, versprach am andern Morgen Leute heraufzusenden, um wo möglich den Kahn in's Wasser zu bringen, und nun setzte die Gesellschaft ihren Stab weiter, Alles zurücklassend bis auf die Rum-, Schnaps- und Weinflaschen, welche ein jedes Mitglied zu seinem Privatgebrauch führte.

XXXVII.

Die Gesellschaft langt in Memel an. Der Punsch des großmüthigen Directors. Gesellige Verhältnisse in Memel. Volnda wird bekannt und sehr bevorzugt.

Die Gesellschaft langte ziemlich spät in Memel an, doch war noch Licht genug in der Stadt, um ein Unterkommen zu finden. In einer Seestadt legt man sich nicht ganz so früh schlafen, als in einer Landstadt; daran war übrigens nicht zu denken, daß ein Jeder das für ihn bestimmte und zum Theil schon vorher gemiethete Quartier gefunden hätte. Alle zusammen kehrten daher in dem Gasthofe zum Adler in der Thorstraße ein, und der Director, wie es schien, soweit froh, mit heiler Haut davon gekommen zu sein, ließ einen mächtigen Kessel voll Weinpunsch machen. Der Stoff war gut und wurde reichlich vertilgt, und wahrscheinlich schliefen Alle ziemlich gut, obwohl Viele sich bei der ersten Versammlung in dem neuen Schauspielhause über Kopfschmerzen beklagten. Wie wurde aber den armen Leuten erst, als der wackere Director ihnen erklärte, es habe ein Jeder, Kopf für Kopf, 1½ Thaler zu zahlen für den gestrigen Weinpunsch. Gewaltig lange Gesichter zeigten Alle von der eben nicht angenehmen Ueberraschung, und Einer und der Andere sagte: hätte ich das gewußt, so hätte ich mein Geld anders angewendet. Alle hatten nämlich geglaubt, der Director wolle sie tractiren. Dieser aber, gegen dessen Charakter eine solche Verschwendung auf das Entschiedenste verstoßen hätte, war schlau genug gewesen, die Frage an seine Schauspieler so zu stellen, daß ein Jeder selbst sich mitschuldig fühlen mußte. Die Worte waren gewesen: „Wie wäre es, meine Herren, wenn wir uns eine gute Bowle machen ließen, um die kalte Nachtluft zu vertreiben, und dem Rheumatismus, der durch das Naßwerden in den Gliedern leicht erweckt werden könnte, mit Kraft und Würde entgegenzutreten.“ Alle hatten Ja gesagt, denn Keinem war eingefallen, daß er würde pro rata zahlen sollen. Jetzt stellte sich die Sache um so unangenehmer, als manche Familie für fünf Personen zu zahlen hatte, indem der Director die Kosten so repartirt hatte, daß jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft seinen Antheil zu tragen bekam.

Der Director, als er die verlegenen Gesichter sah, wandte sich ganz vergnügt an seinen Kassirer und sagte zu diesem: „Wenn die Herren nicht bei Gelde sind, so wollen wir die Kleinigkeit bei der nächsten Gage in Abrechnung bringen.“

Achselzuckend und stillschweigend gaben die Anwesenden ihre Zustimmung zu erkennen, nur Volnda holte sein nicht übermäßig gefülltes

Beutelein heraus und sagte: „Ich trinke nicht gerne auf Pump, bitte mir aber über die hiermit geleistete Zahlung eine Quittung aus.“

Der Director biß sich auf die Lippen, vermochte jedoch nichts darauf zu antworten, denn die Quittung war bei weitem mehr gerechtfertigt und in der Ordnung, als seine unverschämte Rechnung.

Als Heckert das Theater verlassen hatte, sagte der bis dahin ganz schweigsame Friseur: „Der Voluda hat's gescheidt gemacht, und ich werde seinem Beispiel folgen, und wenn noch ein Paar von uns das thun, so können wir den alten Dicken recht gehörig in die Dinte reiten. Wir wollen ihn nämlich bei der Polizei anzeigen als unbefugten Traiteur. Punschverschenken kann ihm Niemand verbieten, aber Punschverkaufen, dazu muß er einen Gewerbeschein haben. Warte, ich werde Dir schon Hörner aufsetzen, alter Junge! Cornutu! Oho Cornutu!“

Die Rechnungslegung hatte eine allgemeine Verstimmung hervorgebracht und die Probe wollte gar nicht so munter, so lustig verlaufen, als man gewohnt war, sie zu behandeln. Die Misere bei diesen Gesellschaften ist groß, das Gehalt ist klein, ein Verlust, wie der den Mitgliedern zugefügte, war nicht so leicht verschmerzt; doch endlich schien auch dieser Punkt vergessen, und in wenigen Tagen hatte man sich halb und halb getröstet, vorzugsweise deshalb, weil die sehr reichen Kaufleute die Bekanntschaft der Schauspieler und besonders der erträglich hübschen Schauspielerinnen suchten und kaum Einer oder der Andere der recht eigentlich uninteressanten Menschen ohne einen hülfreichen Freund blieb. Die Kaufleute bewohnten große Häuser, zu Miethe wohnen war kaum einmal Mode, überall fand sich ein Stübchen, fanden sich wohl ein Paar, wo man Jemanden aufnehmen konnte; die mehrsten Mitglieder der Gesellschaft bezogen solche Quartiere, die ihnen nichts kosteten, noch vor Ablauf des ersten Monats. Zudem war die Geselligkeit, wie sie überhaupt immer größer wird, je weiter man nach Osten rückt, so hier vorzugsweise dadurch ausgebildet, daß sich stets eine Menge fremder Leute am Orte befanden, denen man Gesellschaften geben mußte, zu welchen man denn natürlich wieder Fremde zog, als welche auch die Schauspieler betrachtet wurden, und da ferner die Ansprüche an diese als Künstler nicht übermäßig groß waren, so fand sich Alles bald in ganz behaglichem Zustande.

Das Abenteuer auf dem Kurischen Haff war ziemlich glücklich abgelaufen, offenbar den größten Schaden hatte der Director selbst erlitten, denn seine Decorationen waren stark mitgenommen, und es mußte der Sudler, welcher sie in Tilsit gemalt und welcher Cuno hieß, nach Memel berufen werden, um sie auszubessern. Die Garderobe und sonstigen

Effecten der Schauspieler waren durch die Decorationen selbst vor Beschädigung beschützt worden, denn die Koffer und Kisten standen alle in der Mitte des Schiffes, so daß von beiden Seiten ein Gang für die Ruderer, am Schnabel, und in der Nähe der Kajüte aber hinlänglicher Raum für die Reisenden blieb. Auf diesen Behältern, deren ungleiche Höhe durch darauf gepackte Coulissen ausgeglichen wurde, lagen nun erst die Decorationen; sie hatten mithin den ganzen Sprühregen der gegen das Schiff schlagenden Wellen, sie hatten das sogenannte Spritzwasser aufgenommen, und erst die später eintretenden Sturzwellen konnten einigen Schaden anrichten, der aber bei den gut verschlossenen Kasten immer mäßig war.

Voluda's Apparate waren glücklicherweise gar nicht beschädigt worden, und er breitete dieselben sehr bald in zweien Zimmern aus, welche er durch Vorausbestellung von seinen Tilsiter Freunden für sich vorbereitet fand.

Er gab mehrere Empfehlungen an ihre Adressen ab, und als er die Gegenbesuche erhielt, waren diese nicht wenig erstaunt über das, was sie sahen, und ein Jeder frug: „Mit wem wohnen Sie hier zusammen?" und das Erstaunen wuchs freilich immer höher, wenn er sagte, daß die Apparate ihm gehörten. So etwas hatte man noch nicht erlebt, und es erregte die allergrößte Theilnahme, unter den Schauspielern der Gesellschaft einen eigentlichen Gelehrten zu finden. Ein Paar Aerzte und ein Privatmann, ein großer Liebhaber der Naturwissenschaften, schlossen sich dem jungen Manne an, ein Gleiches geschah von einem Artillerie-Major, welcher, schon früh Invalide geworden, hier seine Pension verzehrte.

Die natürliche Folge hiervon war eine äußerst angenehme Situation für Voluda, welcher zum vollkommenen Glück nur noch Hannchens Gesellschaft — das Wort Besitz wagte er nicht auszusprechen — fehlte.

Unter den jüngeren Kaufleuten herrschte ein etwas roher, matrosenhafter Ton; sie Alle hatten mehr oder minder große Seereisen gemacht und hatten das lustige Leben, um nicht zu sagen von London und Amsterdam, so doch wenigstens das von Hamburg und verwandten Orten, gekostet. Es fanden sich auch hier auf einer nahe am Hafen gelegenen Vorstadt mancherlei Vergnügungshäuser, welche von den jungen Herren sehr ungenirt besucht wurden und wohin sie die Schauspieler häufig mitnahmen. Auch Voluda wurde von einem seiner Bekannten zu einem Spaziergange aufgefordert; er hatte aber schon in Tilsit den Namen dieser berüchtigten Vorstadt erfahren und sein Freund Schumann hatte ihn davor gewarnt; nun mochte zwar der junge kräftige Mann nicht gerade einen Abscheu vor dem weiblichen Geschlecht haben, wohl aber hatte er einen Abscheu vor

allen den Personen, welche mit den heiligsten Gefühlen sowohl, als mit ihrem eigenen Körper einen schändlichen Handel treiben. Als ihm daher der ganz freundschaftlich und wohlgemeinte Antrag gemacht wurde, erröthete er so heftig, daß es dem Fragesteller auffallen mußte, und er lehnte die Einladung ernsthaft ab.

Der junge Mann erzählte dieses einem Freunde, und der einem anderen Freunde, und dieser einem dritten Freunde, und so kam es schnell in der Stadt herum, und man durfte wohl sagen, daß gerade dieses Rothwerden einen bedeutenden Einfluß auf seine Stellung in den geselligen Kreisen hatte, denn was dem jungen Herrn und seinen nächst befreundeten Altersgenossen blos komisch vorkam, das erschien den älteren Herren sehr löblich und den Damen ehrenwerth und Achtung gebietend; so wurde denn Voluda auch außer dem Kreise, den ihm die Empfehlungsbriefe geöffnet hatten, bekannt, und sein bescheidenes, feines Wesen machte ihn bald überall beliebt.

Wie gefährlich das Leben eines Libertin werden konnte, erfuhr Voluda gerade an Demjenigen, der ihn zu jenem Spaziergange aufgefordert hatte.

Aus zweien Gründen war Heckert böse auf Voluda: er konnte es ihm nicht verzeihen, daß er ernste Studien dem Glücke vorzog, seiner Gesellschaft anzugehören, und er konnte ihm die geforderte Quittung für die Punschrechnung nicht vergessen. Da er ihn nicht gut anders chikaniren konnte als durch Entziehung der sonst ihm zugetheilten Rollen, so that er dieses, und Voluda hatte als Schauspieler sowohl mit Proben als mit der Aufführung sehr wenig zu thun, was ihm keinen übermäßigen Kummer machte.

Einen der vielen freien Abende, welche sich ihm auf diese Weise darboten, brachte er im Hause des Kaufmann Beck zu. Die Familie gehörte zu den Ersten der Stadt, nicht nur, was Achtung gebietenden Reichthum betraf, sondern auch insofern, als Herr Beck zu den sehr gebildeten Männern gehörte, seine Frau, wenn schon sechsunddreißig Jahre zählend, doch eine wahrhaft königliche Schönheit und zugleich eine geistreiche Dame war, endlich aber ihre einzige Tochter, eben in ihr achtzehntes Jahr getreten, versprach ein wahres Ebenbild der Mutter zu werden. Die Schönheit betreffend, so war bis auf die üppige Fülle der Letzteren schon Alles erreicht, was die kühnsten Wünsche eines Mädchens nur erstreben können. Daß der Geist nicht würde auf sich warten lassen, zeigte der sprudelnde Muthwillen, der Witz und die Schelmerei, mit welchem das junge Mädchen jede Begebenheit auffaßte, die irgend dazu geeignet war.

Es hatten sich vielleicht dreißig Personen zu einem sehr glänzenden Kreise versammelt, und die Gesellschaft wäre vollzählig gewesen, wenn Fräulein Sidonie, die Tochter vom Hause, nicht gefehlt hätte. Sie hatte eine Freundin besucht, welche durch ein geringes Unwohlsein abgehalten worden war, Theil an der Versammlung zu nehmen, und kehrte nunmehr zurück, vollkommen beruhigt, da vielleicht mehr Laune als Krankheit der Grund des Ausbleibens war. Die breite Thüre mit einem Flügel — man kannte damals noch nicht die nur in Schlössern gebräuchlichen Doppelthüren — öffnete sich und herein trat Fräulein Sidonie, strahlend vor innerer Lust, und an ihrer Seite ein junger Mann, in einem Ueberrock, der durchaus nicht die passende Kleidung für eine Gesellschaft war. Er befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit und wollte sich nach einer kurzen Verneigung zurückziehen; aber Sidonie stellte ihn der Gesellschaft, welcher er überdies sehr wohl bekannt war, vor und sagte: „Unser liebenswürdiger Engländer, Herr Leach (sprich Lietsch), der mir auf der Straße begegnete und so freundlich war, mir seine Begleitung anzubieten."

Herr Leach hatte damals über Voluda's Erröthen gelacht, jetzt war das Erröthen an ihm, denn der Sachverhalt, welchen der Kaufmann Beck später Voluda erzählte war folgender:

Leach war allerdings Sidonien begegnet und hatte ihr seine Begleitung angeboten, hatte sie aber keineswegs als Beck's Tochter erkannt, sondern glaubte in ihr eine gute Prise zu finden, so nennen ja wohl die Corsaren ein Schiff, welches sie aufbringen, und ein flottes Fahrzeug schien dasjenige zu sein, welches dem jungen Engländer begegnete.

Das muthwillige Mädchen hatte ihn am ersten Worte erkannt, das er an sie gerichtet, hatte sich deshalb fester in ihren Mantel gehüllt, hatte aber die Begleitung nicht abgelehnt, so ging der junge Mann plaudernd neben ihr her — er war schon lange genug in Memel, um der deutschen Sprache mächtig zu sein — und angezogen durch die schelmischen Bemerkungen des Mädchens, welche mit wohlverstellter Stimme theils auf seine Fragen antwortete, theils selbst die Unterhaltung leitete, hatte er gar nicht bemerkt, wohin sie ihn führte, und trat unbefangen in das Haus und ebenso in die plötzlich geöffnete Thür, welche ihm nicht gestattete, unerkannt zu bleiben.

Natürlich kam alles Dieses nicht unmittelbar zum Vorschein; doch nachdem Sidonie es einmal ihrer Mutter und diese es ihrem Gatten anvertraute, fand der Letztere keinen Grund, ein Geheimniß daraus zu machen, und Leach mußte viele Neckereien erdulden.

XXXVIII.

Ein magnetischer Cretin das Wunder der Stadt Memel. Lösung des großen Räthsels.

Aus Tilsit erhielt Voluda keine günstige Nachricht. Der alte Generalchirurgus, welcher mit der Familie Israel seit vielen Jahren gut bekannt war, schrieb an ihn, daß Hannchen sich durch seine Abwesenheit sichtlich gebeugt fühle, und Hannchens Bruder, Heinrich Israel, der Geachtetste von Allen und ein wahrhaft redlicher, der Achtung werther Mann, schrieb gleichfalls an Voluda, daß seit seiner Entfernung Hannchens Frohsinn auf eine beunruhigende Weise verschwunden sei, daß sie immer bleicher werde, daß trotz dessen, daß man keinen eigentlichen Krankheitszustand angeben könne, doch ihre Jugendfrische sichtlich schwinde.

Die Sache beunruhigte Voluda in einem hohen Grade, und als nun nach wenigen Tagen der erwartete Regisseur Pifko aus Riga bei der Gesellschaft eintraf, dieser eine vernünftige Ordnung einführte und, um den Schauspielern das Lernen zu erleichtern, ein vierzehntägiges Repertoire festsetzte, da machte es Voluda möglich, für acht Tage einen Urlaub zu erhalten.

Um diese Reise machen zu können, mußte Voluda einen Schlitten miethen, und er verfügte sich deshalb mit einem jungen Arzte, einem Bekannten von ihm, nach einem benachbarten Dorfe, welches von dem einheimischen Arzte vorgeschlagen war, weil sich mit dem eigentlichen Zwecke hier noch eine sehr interessante Untersuchung verbinden ließ. In diesem Dorfe befand sich nämlich ein magnetisches Kind, ein Knabe von sechs oder sieben Jahren, der eine Art Wunder für ganz Memel war.

Das Kind, im eigentlichen Sinne des Wortes stupide, ein von der Natur vernachlässigtes Geschöpf, eine Art Cretin, hatte keine Bedürfnisse als die gewöhnlichen des Thieres, und war noch nicht einmal soweit vorgerückt, daß es fordern konnte, was ihm nöthig. Durch Grunzen und Schreien gab es Hunger oder Durst zu erkennen, die Ausleerungen mußte man errathen, und da die Eltern, ganz arme Leute, wenig Zeit hatten, das Kind zu beobachten, so traf's sich nicht selten, daß die Erfüllung dieser Bedürfnisse wahrgenommen werden konnte, auch ohne daß man seinen Scharfsinn übermäßig anzustrengen nöthig gehabt hätte.

Das unglückliche Kind saß gewöhnlich auf einem Strohsack und spielte mit einem Schlüssel, und hier zeigte sich die wunderbar magnetische Gabe,

die dasselbe hatte. Der Schlüssel nämlich hing an seiner Fingerspitze, hing ganz frei daran, ja flog daran herum, wie eine in Schwingung gebrachte Magnetnadel. Dies war es, und manches höchst Wunderbare noch dazu, was Voluda von dem jungen Arzte über das Wunderkind erfahren.

Die beiden jungen Leute gelangten nach einer Viertelstunde in das Dorf, wobei auf dem ganzen Wege der Arzt sich ärgerte, daß Voluda sich gar nicht über diesen sonderbaren Casus aussprechen wollte. Voluda aber lehnte diese Zumuthung deshalb ab, weil sich doch unmöglich etwas Vernünftiges sagen lasse über einen Gegenstand, von welchem man so gut wie gar nichts wisse, denn was die Leute darüber erzählten, könne doch unmöglich für eine Kenntniß von der Sache, könne doch nicht für ein Wissen gelten; der Arzt aber behauptete, so sei es, wie er sage, und Voluda erwiederte: nun denn, wir werden's ja sehen.

Man war in dem Dorfe angelangt und fand das Kind, auf seinem Strohsacke sitzend und mit dem Schlüssel spielend. „Es muß eben gefressen haben," sagte der Arzt, „denn das kleine Thier scheint bei Laune — überzeugen Sie sich nun von der Richtigkeit meiner Aussage."

Allerdings schien auf dem ersten Anblick das, was Voluda zu sehen bekam, wunderbar genug. Der kleine Bengel hatte einen derben Stubenschlüssel von vielleicht ein Viertel Pfund Gewicht auf dem Zeigefinger und trillte ihn so, daß er immer im Kreise umherflog.

Das wäre nun nichts Besonderes gewesen, denn das kann ein Jeder, der einen Finger durch den Ring eines Schlüssels steckt, aber dieser Schlüssel drehte sich so nahe an der Spitze des Fingers und flog so behende daran umher, daß es wirklich in Erstaunen setzte. Voluda trat näher hinzu und sah sich das Spiel an, bemerkte dabei, daß immer die äußerste Spitze des Fingers in dem Ringe blieb und sagte dann:

„Wie vernünftig war es doch, daß ich trotz Ihres Unwillens Nichts über die Sache äußerte. Alles, was ich hätte sagen können, voraussetzend, daß hier wirklich Magnetismus thätig sei, wäre doch ganz zwecklos gewesen, denn offenbar ist hier von Magnetismus gar keine Rede. Das kleine Ungeheuer ist blos sehr geschickt, sehr geübt in der Kunst, einen Schlüssel auf dem Finger zu trillen."

„Nun, wenn das nicht Magnetismus ist," rief der Arzt aus, „so verstehe ich gar nichts davon! Sehen Sie doch, der Finger ist ja kaum in Berührung mit dem Schlüssel, sehen Sie nicht, wie er daran hängt, wie er frei in der Luft schwebt —"

Voluda schüttelte mit dem Kopfe, aber der Arzt fuhr beinahe ärgerlich fort: „Sie sind auch Einer von den Menschen, die Alles natürlich

finden und Alles natürlich erklären wollen; für mich ist der Magnetismus in diesem Knaben, in diesem Cretin so klar, daß es keines weiteren Beweises bedarf."

Voluda zog einen von Silber gemachten Schlüssel aus der Tasche; er hatte denselben von dem Auctions-Commissarius in Memel geliehen, lediglich zu dem Zwecke der Untersuchung dieses Phänomen. Bekanntlich ist das Instrument, mit welchem der Auctionator den Zuschlag ertheilt, immer ein Schlüssel, und mancher dieser Herren läßt sich einen solchen von Silber machen, um damit zu imponiren.

Voluda nahm dem Kleinen den eisernen Schlüssel, worauf derselbe gewaltig brüllte, sich aber gleich beruhigte, als ihm der silberne gegeben wurde. Er schwang ihn auf seinem Zeigefinger mit großer Lebhaftigkeit, und bald gelangte er so sehr auf die äußerste Spitze desselben, wie vorher der andere.

Voluda schwieg still, der Arzt aber frug: „Nun, was soll das beweisen?"

„Der Schlüssel ist von Silber, wie Sie sehen; ein Magnet wirkt aber nicht auf Silber. Wäre es eine Kraft, die dem Knaben innewohnt, so müßte der silberne Schlüssel ihm vom Finger fallen, und nur der eiserne daran haften. Wie Sie sehen, ist dies aber keineswegs der Fall; er setzt das Spiel mit einem wie mit dem andern Schlüssel in ganz gleicher Weise fort vermöge seiner Geschicklichkeit."

Der Arzt schwieg eine Zeit lang ganz verblüfft still, dann sprach er: „Es ist schade, daß Sie Comödiant sind; Sie könnten etwas Besseres sein; Sie müßten Professor der Physik sein; Sie haben einen wunderbar klaren Blick. Ich verstehe zwar jetzt selbst nicht, warum ich mich habe blenden lassen, warum ich diese Geschicklichkeit, welche der kleinen Bestie offenbar nur in der langen Weile gekommen ist, für Magnetismus gehalten habe; aber daß Sie es nicht dafür hielten und es gleich durchschauten, das beweis't eben, daß Sie zum Naturforscher geboren sind."

Voluda erwiederte: „Ich will nun zwar auch nicht Schauspieler bleiben, sondern mich gerade dem Fache widmen, von welchem Sie sprechen, was aber den außerordentlichen Scharfsinn betrifft, den ich hier bewiesen haben soll, so scheint mir Ihre Meinung doch zu günstig."

„Sprechen Sie nur nicht darüber," sagte der Doctor, „denn je weniger Scharfsinn, wie Sie behaupten, dazu gehört, ein desto größerer Esel muß ich sein."

„Nun denn," erwiederte lachend Voluda, „so will ich nur zugeben, daß ich über alle Begriffe scharfsinnig war, damit Sie sich trösten. Im

Uebrigen sehen Sie auch noch Etwas: Ich will dem Knaben den eisernen Schlüssel wiedergeben; ich halte denselben aber mit der äußeren Seite des Ringes an seinen Finger und Sie sehen, er haftet nicht daran. Hier habe ich auch noch ein ganz kleines Schlüsselchen, zu einer Zuckerdose gehörig; das Ding wiegt nicht ein Quentchen, und wie Sie sehen, haftet auch dieses nicht an dem magnetischen Finger dieses Kindes, auch nicht einmal an dem großen Schlüssel, während der Cretin ihn an seinem Finger hat; wenn das aber Magnetismus wäre, was hier spielt, so müßte der Schlüssel so gut magnetisch werden, wie das Kind ist, und der Schlüssel müßte dann ein Stück Eisen anziehen. Sie können sich hiervon leicht überzeugen, wenn Sie einen Magnetstab auf den Tisch legen, an das eine Ende desselben ein Stück Eisen bringen und an dieses ein kleines Stückchen desselben Metalls. Der Schlüssel, auch wenn er nicht in Berührung mit dem Magnet ist, wird doch so stark magnetisch werden, daß er ein halbes und ein ganzes Loth Eisen trägt, ja begreiflich noch viel mehr, wenn der Magnet, den man anwendet, stark ist."

„Sie haben mich vollkommen überzeugt, und Memel ist um ein Naturwunder ärmer; jetzt aber wollen wir an das Geschäft und dann wollen wir zurückkehren, damit uns die Nacht nicht überrasche." Das Geschäft war denn auch bald beendet; es wurde ein leichter Schlitten und ein junges, rasches Pferd gemiethet, welches Morgen, vor Tage, mit seinem Lenker in der Stadt sein sollte, und nachdem dieses abgemacht war, kehrten die beiden Freunde zurück.

XXXIX.

Reise nach Tilsit. Hannchens magnetischer Zustand. Noch einige orthodoxe Redensarten. Hannchen vollkommen glücklich und zufrieden.

Viel früher, als er gedacht, war der Schlitten vor Voluda's Thür; schon um sechs Uhr saß er darin und fort ging es. „Wohin? wohin?" frug Voluda erstaunt, als der Bauer sein Pferd nach dem Hafen lenkte, „ich will nach Tilsit." — „Na ja," erwiederte der Bauer, „da wolle wie ok hin."

„Da geht's aber zu jenem Thore hinaus."

„Na, he ward doch keen Nar sin un ower Land fahre? Wie wolle owert Haff. To Water geiht et beter."

„So, so, also nicht zu Lande, sondern zu Wasser und über das Haff wollen wir fahren; nun meinetwegen," so sprach Voluda, sich in seinen guten Mantel hüllend, und fort ging es im Scheine des niedersinkenden Vollmondes auf die spiegelblanke Eisfläche. Das Pferd war geschärft und es ging mit Pfeilgeschwindigkeit dahin, so spielend, wie es nur bei einer glatten Bahn möglich ist. Um zehn Uhr des Morgens erreichte man die Mündung des Memelstromes, und eine halbe Stunde später waren die Reisenden in dem Dorfe Ruß; dies galt für den halben Weg von Memel nach Tilsit; hier wurde gerastet, hier wurde das Pferd gefüttert, um zwölf Uhr wurde wieder aufgebrochen, und als die Sonne im Untergehen war, langte Voluda in Tilsit an. Dem lustigen Burschen ward ein gutes Unterkommen angewiesen und da er so prächtig gefahren hatte, so legte Voluda sogleich für die Rückreise Beschlag auf ihn und der Bursche versprach, am achten Tage von heute ab frühmorgens vor seiner Thüre zu stehen.

Voluda ging klopfenden Herzens zu Heinrich Israel, dem Aeltesten der Brüder, welcher ihm sehr gewogen war, und frug denselben nach Hannchens Befinden.

„Das arme Ding," sagte der Bruder, „seit drei Tagen ist sie wieder aufgelebt, aber sie hat viel gelitten; seit vorgestern aber weiß sie, daß Sie kommen werden und zwar, daß Sie heute kommen werden; sie hat gesagt, daß Sie von ihr hergezogen würden und daß Sie kämen, um sie zu trösten; wir wollen nun gleich hin. Wahrscheinlich liegt sie wieder im Schlafe; in diesem Zustande hat sie Ihr Kommen verkündigt und hat auch gesagt, daß Sie sie so finden würden."

„Hier ist doch mehr als bloße Ahnung," sagte Voluda, „hier ist doch ein wirkliches Vorgefühl. Welche wunderbare Kraft bietet dieser Magnetismus, was für Räthsel liegen da verborgen! — Wird der Mensch jemals dieselben lösen?"

Sie traten ein. Die Mutter winkte schweigend, kam aber freundlich Voluda entgegen. Ueber Hannchens schönes bleiches Angesicht flog ein so wunderbares, himmlisches Lächeln, daß der Geliebte und der Bruder gleich sehr erstaunten über die unbeschreibliche Schönheit, in welcher Hannchen jetzt leuchtete. Es war eine wirkliche Verklärung über sie herab gekommen, es war der Wiederschein des Himmels, in welchem sie schwebte.

Voluda setzte sich zu dem geliebten Mädchen und erfaßte sanft die Hand desselben. Hannchen zuckte nicht, die Berührung merkte sie nicht. Wohl fühlte Voluda, daß eine magische Kraft, von ihr ausgehend, sich

ihm mittheilte. Er fühlte einen mächtigen Strom seine Glieder durchwehen und sagte leise für sich: „Sie giebt mir einen Theil ihres Lebens, die Arme — sie hat selbst so Wenig und giebt doch so reichlich das Beste, was sie hat."

Er entzog ihr leise seine Hand, aber das vorher so glücklich lächelnde Gesicht wurde so ungemein ernst, daß er sich beeilte, ihre Hand wieder zu fassen, und augenblicklich kehrte jenes schwärmerische himmlische Lächeln wieder auf ihre Wangen zurück. Da Hannchen nicht sprach, wie sie wohl im magnetischen Schlafe zu thun pflegte, so sagte die Mutter: „Herr Voluda, ich weiß doch nicht, was ich soll sagen zu dieser ganzen Geschichte, das Mädchen liebt Sie und ist nur glücklich in dem Gedanken an Sie; wie wird das enden! Sie können doch nicht bleiben immer mit ihr zusammen, und wenn Sie nicht sind bei ihr, so ist sie doch krank. Will ich sie haben gesund, muß ich Sie, Herr Voluda, behalten hier am Orte."

„Liebe Mutter," sprach Heinrich, „ich sehe hier nur einen Ausweg."

„Ich weiß, was Du willst sagen. Kann es denn sein? Kann ich mich trennen von meinem Kinde? Kann ich sie lassen werden Christin um eines weltlichen Vortheils willen? Kann sie verleugnen den Gott ihrer Väter um eines weltlichen Vortheils willen? Werden wir uns wiederfinden jenseits des Grabes, wo wir doch hoffen Alle auf ein Wiedersehen?"

„Liebe Mutter," erwiederte Heinrich, „Du bist schon viel mehr eine Christin, als Du glaubst. Sieh, diese Lehre von einem Wiedersehen nach dem Tode, von einer Auferstehung ist ganz und gar christlich; in der mosaischen Religionslehre findet sich Nichts davon, und selbst in den Geboten, welche Moses unmittelbar von Gott empfangen hat, findet sich nicht die geringste Beziehung zu einem Jenseits. Nur ein einziges Gebot enthält eine Verheißung, und diese Verheißung bezieht sich auf irdisches Glück."

„Ehre Vater und Mutter, auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebest auf Erden", so sprach die fromme Frau, den Kopf neigend, und Heinrich wiederholte: „Auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebest auf Erden. Nicht jenseits, nicht, auf daß Dir's wohl gehe im Himmel und Du selig werdest. Das hat Christus gelehrt, der große Reformator, der unsere Lehre gereinigt hat."

„Du bist auch ein Goi! ein Ungläubiger!" sprach die Mutter. „Habe ich nicht gesprochen mit dem Herrn Consistorialrath über diesen Punkt? Hat er nicht gesagt, dieses Alles seien ketzerische Irrlehren? Alles, was der Pfarrer von Trangowsky so Erbauliches mit mir gesprochen, habe ich ihm wiederholen müssen, und er hat immer die Hände über dem Kopf

zusammengeschlagen über die verruchten Irrlehren des Papisten. Christus ist kein Reformator, sondern ein Religionsstifter, er ist nicht, wie Moses, ein großer Prophet, sondern er ist ein Sohn Gottes, er ist geschickt worden von seinem Vater, um den alten Sauerteig auszugießen und das Unkraut des Judenthums auszuräuthen. Wer Christ werden will, muß seinen früheren Glauben verfluchen und verabscheuen und muß sich frei von Allem machen, was irgend wie daran erinnern könnte."

„Ja, ja, Mutter, das Alles hat er freilich gesagt, und sogar vom Standpunkte eines orthodoxen Lutheraners, aber ist denn dieser Standpunkt der richtige, der wirklich christliche? An welchem Orte hat Christus solche Worte gesprochen? Er, der die Religion der Liebe gestiftet hat, er kann unmöglich Haß und Verachtung predigen, gegen wen es auch immer sei. Er hat zu seinen Jüngern gesagt: Gehet hin, und lehret die Heiden. Er hat aber nicht gesagt: Verabscheuet sie, verflucht sie. Das hat aber wohl Moses gesagt oder noch viel mehr, er hat es gethan! er hat alle die Völker, welche nicht glaubten wie er, zu vertilgen befohlen mit Feuer und Schwert, und indessen Christus Gerechtigkeit zu üben befiehlt, hat er grausames Unrecht geschehen lassen und befohlen, selbst gegen solche, welche unsere Glaubensgenossen wohl herzlich und liebevoll aufgenommen hatten."

„Was ist geschehen damals, das geschah nicht auf Moses Befehl, sondern weil die Welt war grausam und hart in jener schrecklichen finsteren Zeit."

„Nun, Mutter, als Christus lehrte, war die Zeit auch noch nicht milder. Denke, was unser Volk gelitten hat von den Römern; wie hart und grausam diese waren, welche Schandthaten sie vollbracht wo sie hin kamen! Aber gerade in dieser Zeit der abscheulichsten Grausamkeiten lehrte Christus die Menschen lieben, stiftete er seine Religion der Liebe."

„Sag' mir nur, wo hast Du denn her alle diese Lobpreisungen?" frug die Mutter. In diesem Augenblick aber sagte Hannchen: „Kindlein, liebet Euch untereinander, denn dieses allein thut Noth." Dann schlug sie, während Mutter und Sohn erstaunt nach ihr hinblickten, die Augen auf, und nicht, als ob sie eben aus dem Schlafe erwache, sondern als ob sie sich schon lange mit ihm unterhalten hätte, sagte sie zu Voluda: „Also Urlaub hat er Dir gegeben auf acht Tage? Sieh', er ist doch eigentlich besser als ich ihm zugetraut." Dann wandte sie sich mehr zu ihm und fuhr fort: „Nun so sei uns herzlich willkommen, ich habe schon lange, schon schmerzlich auf Dich gewartet."

„Das hat sie ja sonst nie gethan," sprach Heinrich zu seiner Mutter. Diese aber erwiederte: „Im Schlafe nennt sie ihn immer Du; wenn sie

aber aufgewacht ist, freilich nicht; aber sie ist vielleicht noch gar nicht ganz erwacht."

„Ja, mein liebes Mütterchen, ich bin wohl erwacht. Warum soll ich ihn nicht Du nennen? Er und ich, wir gehören ja zusammen, wir machen ja eine Person aus; er hat einen Theil meines Lebens und ich einen Theil des seinigen in mich aufgenommen; wir können nicht mehr getrennt werden; äußere Verhältnisse können wohl zwei Menschen, aber nicht zwei Seelen trennen."

In einer stillen heiligen Freude schloß Hannchen Voluda's Hand in die ihrige und sah ihn so bittend und so liebend an, daß das Herz der Mutter in Wehmuth verging. Sie sah ihren Sohn und dieser sah sie an; Beide fühlten wohl, was hier das einzig Rechte sei, Beide fühlten es, ohne es auszusprechen, aber Beiden fehlte der Muth, das Erforderliche zu thun. Dennoch verging in stiller und ungetrübter Heiterkeit der Abend; kein Wunsch wurde laut, keine Unzufriedenheit irgend einer Art wurde geäußert, Hannchen schien vollkommen glücklich, — nichts weiter zu wünschen als die Nähe des Geliebten; auch war unzweifelhaft ihrem reinen Herzen jeder Gedanke, der nicht hätte laut vor der ganzen Welt ausgesprochen werden dürfen, fremd. Auch in Voluda tauchten wohl keine unreinen Wünsche auf, wenn gleich er Hannchens Besitz anders auffaßte, als das Mädchen es thun mochte; rein mußten doch seine Wünsche sein, eben weil Hannchen mit so großer Liebe an ihm hing, denn unzweifelhaft hat sich erwiesen, daß wirklich Hellsehende reinere Geister beherbergen oder sind, als diejenigen, auf welche der Magnetismus noch keinen Einfluß geübt, und es zeigt sich bei ihnen die Wahrhaftigkeit des Somnambulismus gerade in dieser Reinheit der Gesinnung und in dem Erkennen des Verwandten, so daß einem Mädchen, welches durch den Magnetismus schlafwandelnd oder hellsehend ist, ein frivoler Mensch die unangenehmsten Empfindungen, sogar Krämpfe, verursacht. In dieser Neigung Hannchens zu Voluda lag also ein großes Lob für ihn, für seinen Charakter.

Am nächsten Tage besuchte Voluda den Generalchirurgus und ein Paar seiner Gönner, und wurde überall mit der herzlichsten Freundlichkeit bewillkommnet. Der Generalchirurgus sprach über seine Zukunft und rieth ihm sobald als möglich Memel zu verlassen, um die kurze Zeit, welche von dem Schluß seiner Verpflichtungen bis zu dem Beginne der Collegia in Königsberg übrig blieb, in Tilsit zu verweilen. Er gab ihm nochmals die Versicherung, daß für seine Existenz, für die Mittel zu seinen Studien und für sein übriges Fortkommen auf das Beste und Angelegentlichste gesorgt sei.

Die nächsten Tage verflossen dem liebenden Paare in jener süßen Selbstvergessenheit, welche der Jugend so eigen ist und dieselbe überaus glücklich macht. Hannchens Schönheit blühte mit jedem Tage frischer und voller auf, so daß Niemandem entgehen konnte, wie nothwendig hier Voluda sei. Sie, die immer bleicher und magerer geworden war, schien jetzt auf einmal mehr Fleisch und Blut bekommen zu haben; nicht nur waren ihre blassen Wangen geröthet, sondern auch ihre Haltung war stolzer, ihr Gang elastischer, ihr Auge etwa nicht nur bloß lebhafter, es war feurig, es glänzte, man sah die innere Glückseligkeit sich darin abspiegeln, und sie dachte nicht mehr an die Möglichkeit einer Trennung; ja selbst als der letzte Tag heranrückte und als am späten Abend sich der Rosselenker bereits gemeldet hatte, verlor sie ihren heiteren Muth nicht, sondern sagte: „Wir sehen uns bald, recht bald wieder. Die verflossenen drei Monate waren mir eine schwere Prüfung, die Zeit aber, die jetzt mir bevorsteht, ist keine Prüfung mehr; ich fühle, daß Du mein bist, daß ich Dein bin. Ein Paar Meilen und ein Paar Tage, was wollen sie bedeuten? Die Paar Meilen entfernen unsere Seelen nicht von einander, die Paar Tage trennen uns nicht, wo ein dauerndes Wiedersehen so gewiß ist."

Obwohl Voluda nun zwar nicht wußte, worauf sich seine Zuversicht gründete, so durchdrang ihn doch ein ganz ähnliches Gefühl und er glaubte dieses dem geistigen Einflusse Hannchens zu danken, denn er fühlte, daß auf ihn eine eben so mächtige Wirkung ausgeübt worden, als er jemals eine Wirkung auf Hannchen gehabt. Die jungen Leute trennten sich ohne Schmerz und mit freudiger Zuversicht so, als sei ihr Hochzeitstag bereits angesetzt, und diese Freudigkeit währte fort, so daß selbst der ihm bisher so lästige Zustand des gezwungenen Schauspielerlebens nicht mehr lästig war, sondern er die Rollen, welche ihm noch oblagen, mit so viel Liebe auffaßte wie sonst, wiewohl es ihm doch eine Beruhigung war zu wissen, daß nach einem Vierteljahre der ganze Comödiantenspaß ein Ende habe.

XL.

Voluda gewinnt an Achtung und Berühmtheit. Eine lustige Theaterscene, Ruhl als Wallenstein.

Indessen ging die Sache in Memel ruhig ihren Gang fort. Voluda hatte durch jenen Vorfall mit dem blödsinnigen Kinde eine Art Berühmtheit erlangt; er hatte mit einer ungewöhnlichen Sicherheit ein Problem auf-

gefaßt und gelöst, was bisher allen Fragen Widerstand geleistet hatte. Dies machte ihn gewissermaßen berühmt. Der junge Arzt, welcher Anfangs so ärgerlich über Voluda's Schweigsamkeit gewesen, konnte jetzt, ganz voll seines Ruhmes, nicht aufhören, seine Ruhe und Bescheidenheit, seine Sicherheit und Umsicht zu loben, und so kam es denn bald, daß er eine Art Orakel wurde für alle die Gesellschaften, in denen er sich bewegte. Er gehörte nun zwar nicht zu den sogenannten Vielwissern, deren vielseitige, aber doch ganz oberflächliche Bildung sie befähigt, viel zu plappern und, wenn sie auch nichts gründlich zu beleuchten im Stande sind, doch glauben zu machen suchen, sie seien ungeheuer gelehrt. Sobald Voluda über irgend einen Gegenstand nicht gehörig Bescheid wußte, lehnte er die Beantwortung der an ihn gerichteten Frage ab; wenn er aber mit der Sache vertraut war, so wurden seine Antworten, selbst nach wiederholter und reiflicher Prüfung von Fachmännern, richtig befunden.

So hatte er sich einen freundlichen Kreis ihm sehr gewogener Freunde gebildet, und es würde nicht viel gefehlt haben, so hätte man ihm in Memel eine so glänzende Unterstützung geboten, wie er sie von Tilsit aus zu erwarten hatte.

Je sicherer und je feiner das Benehmen Voluda's war, je mehr er sich als einen sehr gebildeten und zugleich gelehrten Mann zeigte, was keineswegs immer miteinander vereint, desto mehr stachen die anderen Schauspieler unvortheilhaft gegen ihn ab. Besonders auffallend war die Schlemmerei derselben und das unwürdige Prassen auf fremde Kosten. Keiner der guten Herren, als sie erst einmal ein wenig bekannt waren, verschmähte es, täglich ein oder das andere Weinhaus zu besuchen und sich dort von den anwesenden Gästen tractiren zu lassen. Sie hielten dies für eine Art von Tribut, den man ihrer Würde als Künstler schuldig sei und vergaßen, daß der Stolz des Künstlers in seiner Unabhängigkeit bestehe, vergaßen, daß derjenige zum traurigsten Subject auf der Erde, zum Schmarotzer herabsinkt, der seine Kunst, sie bestehe worin sie wolle, auf eine so schnöde Weise mißbraucht, daß er sich selbst zum Gegenstande der Unterhaltung für Andere hergiebt, und leider waren sie Alle hierin vollkommen. Der ganze Unterschied bestand darin, daß die Einen theure Wirthshäuser besuchten, in denen die Kaufleute bessere Weine tranken, indessen die Anderen in Weinkeller zweiten und dritten Ranges oder endlich gar in die Schnapsladen gingen, wo sich denn auch ein Publikum einfand, das zu tractiren verstand, nur mit etwas weniger Zartgefühl.

Die Folgen dieses lüderlichen Lebens waren häufig wiederkehrende Unordnungen auf den Proben oder wohl gar während der Vorstellung.

So war z. B. der Souffleur Heinrich gar nicht selten in einer Laune, welche ihn unfähig machte, seines Amtes zu warten. Dem Theater schräg gegenüber befand sich einer jener Schnapsladen, in denen man außer dem Getränk auch noch ein mittelmäßiges Abendessen an Würsten, Sauerkohl, Speck, Erbsen, Schweinebraten und dergleichen bekommen konnte. Diesen hatte sich Heinrich zum täglichen Aufenthalt erwählt; er und der Theaterfriseur waren die wenigstens Abends niemals fehlenden Gäste, obschon sie es nicht verschmähten, während der Vormittage, wenn man etwa Probe hatte, gleichfalls das Ihrige zu thun in der Untersuchung der Zuträglichkeit von Doppelkümmel oder Pomeranzen für den menschlichen Körper. Am Abend mußte Heinrich gewöhnlich aus diesem Hause geholt werden, um sein Amt als Souffleur anzutreten.

Die Gesellschaft ward keck genug, sich an die gewaltigsten dramatischen Meisterwerke zu wagen; auch Schiller wurde nicht verschont. Sein Don Carlos, seine Jungfrau von Orleans, seine Maria Stuart wurden gegeben, und weiß es der Himmel wie. An diesem Abend sollte Wallenstein über die Bretter, welche die Welt bedeuten, ziehen, und Ruhl, der kleine kugelrunde Mann, sollte den großen, hageren Wallenstein spielen. Immerfort mit dem Dichter in Zwist, selbst bei kotzebuescher, d. h. kinderleichter Prosa, war er es doch viel mehr, wenn er in Versen sprechen sollte, und nun gar Schillersche Verse — und nun gar Wallenstein!

Der alte Mann hatte, um den nöthigen Muth zu gewinnen, viel Grog getrunken. Bei alledem war ihm nicht wenig bange, und als nun endlich die Klingel ertönte und Heinrich aus dem Wirthshause geholt worden war, versprach Ruhl demselben nach jedem Act ein Glas Punsch, wenn er ihn nicht stecken lasse. Heinrich war vom Spiel geholt und war deshalb ärgerlich; er nickte kaum merklich gegen den Grausamen, der ihm als Störenfried erschien, und kroch durch den Keller in den Souffleurkasten, legte seine beiden Arme kreuzweise über das Buch und in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, legte er auf diese Arme sein sorgenschweres Haupt, und als nach einigen Minuten der Vorhang aufging, bemerkte der dicke Wallenstein mit nicht geringem Schreck, daß Heinrich sanft entschlafen war.

Selbst die ersten Worte der Rolle: „Laß es jetzt gut sein, Seni, es ist genug für heute!“ wußte er nicht, sondern, mit gravitätischen Schritten auf- und abschreitend, machte er eine Kunstpause — eine große Kunstpause — — eine sehr große Kunstpause.

Das Publikum glaubte, das gehöre zur Rolle, Herr Ruhl aber glaubte, er müsse verzweifeln. Er ging noch einmal sehr nahe an den

Souffleur und stieß demselben mit der Fußspitze sanftmüthig einen blauen Fleck.

Heinrich gab ein unverständliches Grunzen von sich. Man hörte im Parterre ganz deutlich, wie Ruhl rief: „Heinrich, wir spielen!" Heinrich antwortete durch abermaliges Grunzen. Noch ein Stoß, dies war mit der Breite des Fußes, traf den Kopf des Souffleurs und man hörte abermals die verhängnißvollen Worte: „Heinrich, wir spielen!"

Der wackere Souffleur mochte wohl eher sein Dreiblatt im Sinne haben als Schillers Wallenstein. Er sagte daher laut genug, um überall gehört zu werden: „Ich passe!"

Da trat der große Moment ein, welcher bewies, daß Ruhl eine wahre Künstlernatur sei. Er sagte: „Hochwohlgeborenes Publikum! Wenn **der** paßt, kann **ich** auch nicht spielen," verneigte sich und verließ die Bühne unter rauschendem Beifallgeklatsche.

Natürlich erregte dieses Intermezzo große Heiterkeit, und als nun die verschiedenen Schauspieler, welche gerade in den einzelnen Scenen nicht beschäftigt waren, abwechselnd die Souffleurstelle übernahmen, wurde doch das ganze Drama zum Possenspiel; denn so oft Ruhl auftrat, scholl ihm ein allgemeines Lachen entgegen.

Als Heinrich im Keller ausgeschlafen hatte und das Schauspiel sich seinem Ende nahete, kam er zum Vorschein und wurde von dem Director gehörig ausgehunzt. Reumüthig sagte er: „Das verdammte Spiel! ich bin so in Verzweiflung, daß ich mich dem Teufel verschreiben möchte." Aber Cornutu ließ ihn kaum ausreden: „Leute wie Sie kann er umsonst haben," rief er ihm zu; „wenn Einer sich dem Teufel verschreiben will, so muß er was werth sein; solche Leute, wie wir, bekommt er täglich dutzendweise ohne Kosten."

Auch Herr Ruhl ging nicht ohne Strafpredigt aus. Er bekam eine so gewaltige Nase, daß der Friseur von ihm sagte, er sei ein ganz sittenloser Mensch, denn er trüge jetzt den größten Theil des Körpers bloß, und wenn er einmal zum Thore hinaus wolle, so müsse er auf der Chaussee schon eine halbe Stunde früher den Schlagbaum aufziehen lassen, damit er sich nicht die Nase stoße.

Ruhl war hierüber höchst empfindlich und erklärte, das Traurigste im Stande eines Künstlers, eines Schauspielers sei, daß man sich von jedem Hanswurst müsse kritisiren lassen.

Der Friseur, welcher Niemand eine Antwort schuldig blieb, sagte: „Pah, Schauspieler — das ist immer eine Ehre, und die Könige und Fürsten, welche die größten Schauspieler sind, müssen sich ja nicht bloß

von einem Hanswurst, sondern überhaupt von einem Jeden auch von einem Kerl, wie Ihr seid, kritisiren lassen; ihr einziger Trost ist am Ende, daß sie sich die Rollen aussuchen können und eine gute Gage beziehen."

Wie es in Tilsit die Damen des Theaters gehalten hatten, so noch mehr in Memel. Sie waren sehr zugänglich und galten durchaus nicht für grausam; aber Eins und das Andere, die Art und Weise der Herren, so wie die der Damen, machte es unmöglich, das sie im Publikum einige Achtung genossen, und Volnda dankte dem Himmel, als der März seinem Ende nahete und damit seine Verpflichtungen gegen Heckert aufhörten.

XLI.

Eine getrennte Ehe und eine nicht geschlossene Ehe. Brüderliche und väterliche Demonstrationen. Noch eine Somnambule und plötzliche Heilung derselben.

Der Winter, welcher überall die Geselligkeit vermehrt, hatte auch in Tilsit die befreundeten Familien näher aneinander gedrängt; indessen man sich sonst zu kleinen Lustpartieen auf das Land zerstreute, gab man einander jetzt große Lustpartieen in den Sälen und Zimmern. Die gewöhnlichen Unterhaltungsmittel, Kartenspiel, ein wenig Dilettantismus im Gesang- und Klavierspiel und viel Tanz wechselten miteinander ab, wenn man nicht noch ein viertes Element der Unterhaltung bei guten Gesellschaften mitzählen will, die Klatschereien nämlich, welche sich auch hier in ihrem Recht behaupteten, und Hauptgegenstand derselben war Doctor Schweizer und seine Somnambule und Landrath Iltiß mit seiner Blondine, und zum äußersten Erstaunen Aller, welche die Familie kannten, war die Ehe des letztgenannten Paares getrennt worden, indem sich so auffallende Spuren einer mehr als gewöhnlichen Neigung zu den Männern im Herzen der jungen Dame gezeigt hatten, daß der junge Gatte, welcher nicht geneigt war, das bekannte Spiel „Kämmerchen vermiethen" in die Ehe zu übertragen, sich genöthigt sah, eine Scheidung zu veranlassen. Es wurde dabei der jungen Dame das Schrecklichste nachgesagt, was man überhaupt einer Frau nachsagen kann: sie sollte wirklich einen angemessenen Miethspreis gefordert und genommen haben. Nun verzeiht man allenfalls einer Frau einen gewissen Grad von Neigung für das stärkere Geschlecht. Verzeiht der Mann sich selbst, der doch so viel thut, alles Mögliche, warum sollte er dem Weibe nicht auch etwas verzeihen? Wenn aber die Sache sich so stellt, daß ein Weib sich seine Gunst bezahlen läßt, so erfüllt dieser Grad von Gemeinheit einen jeden,

auch den nachsichtigsten Mann, mit solch einer Verachtung, daß er es gerechtfertigt findet, wenn ein Jeder sich von ihr zurückzieht. So geschah es denn auch mit der jungen Frau, welche Anfangs die Dreistigkeit hatte, mit ihren Eltern, zu denen sie zurückgekehrt war, die Gesellschaften zu besuchen, jedoch mit so entschiedener, wenn auch stillschweigender Verachtung behandelt wurde, daß sie nach einigen Versuchen alle ferneren Schritte der Art aufgab.

In dem Hause des Doctor Schweizer hatte die schöne „Somnambule" gleichfalls ein nicht unbedeutendes Aufsehen erregt.

Eine Zeit lang waren die kühnen Streiche, welche sie mit unbarmherzigen Händen rechts und links ausgetheilt, der Gegenstand scherzhafter Besprechungen oder schmerzhaften Kummers gewesen; nach und nach wurde dieselbe aber immer zahmer und endlich war sie aus dem Hause verschwunden und der Herr Doctor war bettlägerig.

Niemand wußte sich das zu erklären; aber Jeder raunte dem Andern unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses und unter der Voraussetzung, man werde die vertrauliche Mittheilung nicht mißbrauchen, zu, wie die Sache gekommen.

Es hatte sich zwischen dem Arzt und der Patientin ein zärtliches Verhältniß entsponnen, ein Verhältniß, das nach und nach über die Grenzen der gewöhnlichen Freundschaftsbezeugungen hinausgegangen war. Natürlich hatte ein Jeder dies schon lange vermuthet; es konnte ja eigentlich nicht anders sein, konnte nicht anders kommen, das war auch der natürliche Grund, warum das Fräulein nach und nach so zahm wurde. Was nun alle Welt schon längst geahnt hatte, das erfuhr endlich auch die Mutter und durch diese unter heißen Thränen der Vater, und von diesem die beiden Söhne, ein Paar gewaltige Burschen von der echten lithauischen Race.

Nicht so klug wie der Herr Kammerrath, der schnell eine Heirath zwischen seiner Tochter und ihrem Geliebten veranlaßt hatte, fuhr der Vater mit seiner Gattin nach Tilsit, um die Tochter abzuholen; gleich hinterher fuhren auch die beiden Trakehner eben dahin, und als der Vater seine Tochter im Wagen sitzen hatte, stiegen die beiden Söhne aus, um mit dem Arzte ein Paar freundliche Worte zu sprechen. Dies Gespräch mußte eine sehr ernste Wendung genommen haben, denn der Herr Doctor Schweizer wurde bettlägerig und brauchte eine unendliche Menge Goulardisches Wasser.

Dies konnte freilich weder die Ehre der Tochter noch das Renommée des Arztes wiederherstellen. Als der Letztere einige Wochen im Bette und dann noch einige Wochen im Zimmer zugebracht hatte, sah man eines

schönen Morgens ein Paar große Wagen vor seiner Thüre halten, die sämmtlichen Meubles aufpacken und dann, um die Mittagsstunde, auf dem Wege nach Königsberg fortfahren. Um dieselbe Zeit sah man auch des Herrn Doctor Kutsche, mit zwei Extrapostpferden bespannt, aus seinem Thorwege kommend und ihn desselben Weges ziehen, den die beladenen Wagen genommen hatten.

Einen Monat später reis'te die Frau des Gutsbesitzers mit der Tochter, welche gleichfalls einige Zeit bettlägerig gewesen war, nach einem Seebade bei Danzig. Als sie im hohen Sommer zurückkam, sagte ein malitiöses Epigramm:

„Daß eine Kinderkrankheit es gewesen,
Die in das Bad zu reisen sie belehrt,
Davon kann man die Wahrheit darin lesen,
Daß sie mit einem Kind zurückgekehrt."

Es war aber eine abscheuliche Verleumdung, denn ihre Mutter, welche ja nur die drei erwachsenen Kinder hatte, war durch die Armuth einer Frau bewogen worden, deren nur wenige Wochen altes Söhnchen an Kindesstatt anzunehmen.

Dem Doctor Schumann gab dieses Ereigniß eine willkommene Veranlassung, mit Doctor Hugisch über den Magnetismus und dessen häufig verderbliche Folgen zu sprechen. Der Jüngere aber wollte nur zugestehen, daß ein abscheulicher Mißbrauch mit dieser heiligen und erhabenen Kraft getrieben werden könne, keineswegs aber gestand er zu, daß die häufig schlechten Erfolge in der Sache selbst lägen, und um den Generalchirurgus von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen, bat er ihn, einigen Experimenten beizuwohnen, die er mit einer Somnambule vornehmen wolle, die, den niederen Ständen angehörig, weder schlau genug, noch gebildet genug sei, um irgend eine Schelmerei zu spielen.

Der alte Mann erwiederte, daß es für ihn keiner Experimente bedürfe. Die Erscheinungen des Magnetismus in vollster Reinheit kennen zu lernen, böte sich ihm die Gelegenheit in einem der vortrefflichsten edelsten Wesen dar: in Hannchen Israel, wo er sowohl von der psychischen als von der physischen Gewalt dieser Kraft die merkwürdigsten und überzeugendsten Erscheinungen gesehen habe. Allein der jüngere Arzt ließ nicht nach, den älteren zu bitten, ihm einen Besuch zu schenken, bis dieser endlich einwilligte und eines schönen Tages mit noch ein Paar Bekannten bei Doctor Hugisch eintraf.

Die Kranke war ein Mädchen vom Lande, welches jedoch bereits seit mehreren Jahren in der Stadt diente. Ihr Aussehen war ziemlich simpel und man konnte kaum glauben, daß sie trügerische Angaben über ihren

Zustand machen würde. Der Doctor ließ sie auf einen Stuhl niedersetzen, warnte sie, nicht früher zu sprechen, als bis sie vollständig hellsehend sei, sagte zugleich zu den Zuschauern, daß dieses bei dem Mädchen sehr bald einträte, und begann nun zu magnetisiren. Er wendete den großen Strich an, indem er mit beiden ausgebreiteten Händen von ihrem Kopfe über das Gesicht nach der Brust und den Beinen zu hinabstrich, immer in einer Entfernung von einem bis zwei Zoll von ihr bleibend, dann wiederholte er den Strich, indem er über das Gesicht nach den Schultern und dann über die Arme bis zu den Händen hin niederfuhr; so ging das abwechselnd fort, bis etwa nach fünf- bis sechsmaliger Wiederholung das Mädchen die Augen schloß und nach abermals sechs Strichen er sie für vollkommen magnetisch eingeschlafen erklärte.

Nunmehr wandte der Doctor sich von ihr und überließ sie ruhig sich selbst, sprach aber mit den Anwesenden über die Leistungsfähigkeit des Mädchens, deren überaus heller Blick nicht gerade in die Zukunft, sondern in die Vergangenheit, Jedermann in Erstaunen setzen müsse. Prophezeihen könne ein Jeder, es käme dabei nur darauf an, daß die Prophezeihung eintreffe, was natürlich Niemand wissen könne, daher der Prophet auch nicht zu überführen sei, außer etwa nach Jahren, wo dann Niemand mehr daran denke. Aber der Blick in die Vergangenheit, das sei etwas anderes; dies könne sofort als wahr oder falsch festgestellt werden, und nun bäte er, die Herren möchten dem Mädchen beliebige Fragen, besonders über Personen, die gestorben seien, vorlegen, denn das Mädchen sähe mit wunderbarer Klarheit in das Jenseits.

Einer der Anwesenden, ein schöner Mann von einigen vierzig Jahren, eine sehr bekannte Persönlichkeit in Tilsit, Herr Mildenstein, frug das Mädchen: „Wie lange ist meine Frau todt?“ Sie antwortete nicht sogleich; da trat Doctor Hugisch zu ihr, strich sie noch einige Male und sagte dann: „Antworte nicht, wenn Du nicht deutlich siehst; die Bilder müssen klar und ohne irgend einen Zweifel vor Deiner Seele stehen.“ Dann strich er das Mädchen noch einige Male und sagte darauf zu Mildenstein: „Wiederholen Sie Ihre Frage noch einmal.“

Mildenstein sagte zu dem Mädchen nochmals: „Wie lange ist meine Frau todt?“

„Gerade seit drei Jahren, so lange wie ich hier bin,“ erwiederte das Mädchen.

Der Generalchirurgus, welcher in einiger Entfernung saß und sich von allem Fragen fern hielt, beobachtete das Mädchen sehr scharf und machte sich dabei einige Notizen in ein Taschenbuch. Herr Mildenstein frug aber weiter: „Wo ist meine Frau jetzt?“

„An einem guten Ort, wo Du niemals hinkommen wirst," war die Antwort.

„Warum denn nicht?" frug Mildenstein.

„Weil Du viel schlimmer bist als Loth, und der hatte doch nur zwei Töchter zu Frauen, Du aber drei."

Mildenstein wurde roth bis über die Schläfe. In der That ging in der Stadt ein Gerede über seine sonderbare Wirthschaft, und man nannte ihn den neuen Loth, gab aber nicht den schönen drei Töchtern Schuld, daß sie ihn berauscht hätten, um Nachkommen zu erzielen, sondern man sagte umgekehrt ihm nach, daß er so gehandelt habe wie Loths Töchter, wahrscheinlich eine jener Abscheulichkeiten, die leicht in kleinen Städten erfunden werden, wo Klatschereien bekanntlich an Stelle der großen Opern, des Ballets und der Concerte genossen werden. Trotz dessen war die Verlegenheit des armen Mannes sehr groß und sehr sichtlich, er wagte nicht weiter zu fragen. Nun aber erhob sich der Greis, dem zu Ehren dieses Fest veranstaltet worden war und ging auf das Mädchen zu und frug: „Seit wann ist meine Frau todt?" Nach kurzem Besinnen gab sie zur Antwort: „Seit zehn Jahren." — „Weißt Du Alles, meine Tochter, kannst Du auf Alles Antwort geben?" frug Schumann. Nach kurzem Bedenken erwiederte das Mädchen: „Alles."

„Dann weißt Du auch, wie lange ich verheirathet war?" — „Seit vierzig Jahren," erwiederte das Mädchen. „Du weißt auch, woran meine Frau gestorben ist?" — „Am Nervenfieber," war die Antwort.

„Du weißt auch wohl, wie sie mit Vornamen hieß?" — „Johanna," war die Antwort.

„Du weißt aber wohl nicht, daß ich die Hand erhebe, um Dir eine tüchtige Maulschelle zu geben, unvernünftige Lügnerin?"

Das Mädchen riß plötzlich die Augen weit auf und starrte den Generalchirurgus angstvoll an, indessen sie den Arm vor das Gesicht hielt.

„Nun, sehen Sie, Herr Doctor," sprach Schumann, „das sind nun die ganzen Kunststücke, die Sie uns zeigen können. Der Magnetismus ist überhaupt etwas, das sich nicht zur Schaustellung eignet, ich halte es für eine Entweihung desselben. Die Erscheinung dieser Wunderkraft eifrig zu studiren, ist gewiß die Pflicht eines jüngeren Arztes, dann muß es aber in der Krankenstube geschehen; sobald Sie die Sache so öffentlich treiben, wird es eine Comödie, und sehr leicht eine so schlechte, wie die eben hier gespielte." Jetzt schritt der würdige alte Mann voll Grimm auf das Mädchen zu und sagte: „Du nichtsnutziges Weibsbild, ich schicke

Dich ins Spinnhaus, wenn Du nicht sogleich sagst, woher Du weißt, daß die Frau des Herrn Mildenstein vor drei Jahren gestorben ist."

„Ach Gott!" erwiederte sie voll Angst, „ich war gerade hierher gezogen und diente neben dem Herrn Mildenstein, und zwei Tage nachher wurde die Hochjetfrau (Hochgeehrte Frau) begraben."

„Nun, und woher hast Du die andere Niederträchtigkeit, welche Du dem Herrn angehängt hast?"

„Ach, das sprechen wir Dienstmädchen so untereinander."

„Nun, sehen Sie, Herr Doctor," so fuhr der Generalchirurgus fort, „hier haben Sie den Schlüssel zu Ihrer tiefen Wissenschaft — was nun meine Frau betrifft, so ist diese nicht vor zehn Jahren gestorben, sondern sie lebt noch, ich bin auch nicht seit vierzig Jahren verheirathet, sondern seit mehr als funfzig, und sie heißt auch nicht Johanna, sondern Amalie. Sie sehen also, mit der Allwissenheit dieses Weibstückes ist es nicht weit her; wenn Sie also die Person nicht ins Spinnhaus schicken wollen, so lassen Sie ihr bei der Polizei ein halbes Dutzend oder mehr überziehen, und ich sage Ihnen, sie wird so hellsehend werden, daß sie immerfort ihr Schicksal vor Augen hat, und nicht ferner solche dumme Streiche macht."

XLII.

Orthodoxer Unterricht über die Eigenschaften Gottes und heterodoxe Antworten darauf.

In dem stillen Kreise, welchen Haunchens Familie bildete, gab es begreiflicher Weise dergleichen Scenen nicht; die edlen Menschen lebten in Ruhe und Frieden miteinander, waren sich selbst genug, und bedurften wenigstens nicht der Klatschereien, um sich zu unterhalten. Dennoch ging über den sonst wolkenlosen Himmel dieses Hauses etwas, wie Unheil Verkündendes, was nicht Alle zu der gewöhnlichen Heiterkeit kommen ließ. Ohne es sagen zu können, fühlte ein Jeder, daß irgend Etwas, wenn auch nicht Bedrohliches, so doch ihr Geschick Aenderndes nahe, und dieses wurde erklärlich dadurch, daß die alte, gute, hochgeehrte Mutter sich so häufig mit den geistlichen Würdenträgern der Stadt unterhielt. Leider wurden ihre vielen Zweifel nicht gelöst, sie suchte Beruhigung, und fand Unruhe, sie suchte irgend eine religiöse Grundlage, und das, was sie davon hatte, wurde ihr unter den Füßen weggezogen.

Hannchen nur blieb frei von all den Schmerzen, welche die Mutter erduldete, denn in ihrer Seele waltete ein nicht mehr zu trübender Friede und eine Zuversicht, welche sie über alle Zweifel hinweghob, mit denen die gute Mutter kämpfte.

Einer der würdigsten Geistlichen der Stadt hatte in einer langen Unterredung mit der Mutter nun die Begriffe derselben verwirrt, nicht aber geläutert, wie sie wünschte und hoffte, und beim Schluß des Gespräches sagte er: „Beten Sie zu Gott, Madame Israel, daß er Sie erleuchte und seinen heiligen Geist auf Ihr Haupt herabsende."

„Wie!" sprach die würdige Frau, „darf ich schwaches Geschöpf denn dem Herrn eine solche Bitte vortragen? Kann sich denn der Herr mit mir einzelnen Frau persönlich abgeben? Unsere Gebete zu Gott sind Lobpreisungen seiner Herrlichkeit und seiner Erhabenheit, aber nicht Bitten um ein und das andere Geschenk."

Der Geistliche erwiederte: „Ich sehe mit Erstaunen und Erschrecken, daß Ihnen noch die allerersten, die alleroberflächlichsten Begriffe des Glaubens fehlen. Wie wollen Sie denn, daß Gott Ihnen irgend Etwas gewähre, ohne daß Sie ihn darum bitten?"

„Mein, ich habe gedacht, Gott kennt meine Bedürfnisse in seiner Weisheit und wird mir gewähren, was für mich paßt, was mir gut ist, was mir genügt; er hat im Buche des Schicksals niedergeschrieben, was eines Jeden Bestimmung ist, das Haar auf meinem Haupte ist gezählt und kein Sperling fällt vom Dache ohne seinen Willen, aber was er beschlossen hat in seiner Weisheit seit sechs Jahrtausenden, das kann nicht umgestoßen werden durch die Bitten eines unbedeutenden Menschen."

Der Geistliche trat erstaunt einen Schritt zurück und frug: „So glauben Sie also nicht an die Kraft des Gebetes?"

„In der Art, wie Sie es aufzufassen scheinen, — Nein! Ich denke, Gott hat Etwas beschlossen und festgesetzt in seiner Weisheit. Wie er es festgesetzt hat, so muß es unzweifelhaft gut sein."

Der Geistliche nickte hierbei wohlgefällig mit dem Kopfe. Die Frau aber fuhr fort: „Was der Herr aber in seiner Weisheit angeordnet hat, kann er doch nach meinen Bitten nicht umstoßen. Ich bin krank; der Herr hat es so gewollt, er hat es so beschlossen in seiner Weisheit; ich weiß zwar nicht warum, denn ich bin zu klein, um seine Absichten zu durchschauen; nun kann mich doch der Herr nicht plötzlich gesunden lassen, bloß weil ich ihn darum bitte, er kann seinen Entschluß doch meinetwegen nicht ändern?"

„Warum sollte er das nicht können?" frug der Geistliche ganz er-

staunt. „Ist etwa des Herrn Macht nicht groß genug, um eine kranke Frau gesund zu machen?"

Die Frau erwiederte: „Ich habe doch vielleicht gewählt ein schlechtes Beispiel, ich will versuchen mich anders auszudrücken, werde ich in meiner Einfachheit Ihnen so verständlich? Sie wissen, mein Sohn Heinrich ist unglücklich gewesen, er hat gekauft fremde Staatspapiere, es droht ihm ein großer Verlust, denn die Staatspapiere, welche er besitzt, fallen um 10, um 20 und 30 Procent, sein Vermögen steht auf dem Spiel; ich werde hinfallen auf meine Knie und werde die Hände erheben und rufen: Gott, lasse die Staatspapiere wieder steigen, damit mein Sohn nicht erleidet einen Verlust!"

„Madame Israel, Sie fangen an zu lästern. Das sind nicht Beispiele, die uns ziemen, wenn wir von dem höchsten Wesen sprechen."

„Verzeihen Sie einer alten Frau, wenn sie unverständig spricht; gehen Sie mit mir nicht ins Gericht, wenn der Herr da oben mich geduldig anhört; ich frage nicht um zu lästern, ich frage um belehrt zu werden," so sprach die wackere alte Frau, „und um zum Schlusse meiner Fragen zu kommen, so bitte ich Sie, mir zu erklären, ob Gott mein Gebet erhören könne."

Ungeduldig sprach der Geistliche: „Sie wiederholen immer dasselbe. Warum soll denn Gott nicht erhören können? Allerdings kann er es, denn er ist allmächtig, wiewohl er sich gewiß um das Fallen und das Steigen von Staatspapieren nicht bekümmert."

„Mein! warum soll er sich nicht bekümmern um Staatspapiere so gut als um andere Dinge? Hängt doch das Geschick von vielen Millionen Menschen am Steigen oder am Fallen solcher Papiere, und der Herr, der die Schlachten lenkt, lenkt ja auch das Geschick der Menschen nicht bloß auf diese, sondern auf vielerlei Weise. Wenn aber nun der Herr meine Bitte erfüllt, wo bleibt denn da seine Weisheit? Er hat beschlossen, mein Sohn soll verlieren; da es der Herr beschlossen hat, so muß es weise geschehen sein. Beschließt nun der Herr auf meine Bitten, daß der Sohn gewinnen soll, so ist doch sein jetziger Beschluß mit seinem früheren in Widerspruch. Nur einer von den Beschlüssen kann weise sein, der Herr ist aber immer weise und so kann er, falls es weise war, daß mein Sohn Verluste erleiden sollte — vielleicht um seinen Hochmuth zu zügeln, um ihn durch Unglück zu bessern — unmöglich auf eines alten Weibes Bitten von seinen weisen Beschlüssen ablassen."

„Aber sagen Sie mir, Madame Israel, Sie, die Sie als eine fromme Frau bekannt sind, wie kommen Sie zu diesem erschrecklichen Zweifel?"

„Weil Sie mir gesagt haben, ich soll zu Gott beten, daß er mich erleuchte. Sie, Herr Pfarrer, sollen mich erleuchten, Sie sollen nicht zu träge sein im Dienste dessen, dem Sie sich gewidmet. Sie schieben die erbetene Erleuchtung von sich fort und wollen, ich soll Gott darum bitten. Das ist für Sie recht bequem; aber hat der Herr beschlossen, ich soll unweise sein, so kann er jetzt nicht seinen Beschluß zurücknehmen."

„Kann denn der Herr in seiner Weisheit nicht vorhergesehen haben, daß Sie in Ihrer Noth zu ihm flehen werden? Kann er nicht in dieser Voraussicht beschlossen haben, wenn Sie zu ihm flehen würden, so wolle er seinen früheren Beschluß ändern."

„Unmöglich kann ich mir Gott, den Allmächtigen, den Allwissenden, Allweisen, vorstellen, wie Sie mir denselben jetzt zu erkennen geben wollen. So würde vielleicht ein Mensch handeln, aber nicht Gott! Ich bin schuldig hundert Thaler, ich bezahle nicht, kann der Gläubiger mich verklagen. Wenn ich aber komme zu ihm und bitte: »Erlassen Sie mir jetzt meine Schuld, ich werde sie später entrichten,« so kann er die Klage zurücknehmen. Das ist menschlich, aber nicht göttlich — wenn? so; wenn nicht so? dann anders — was soll ich denken von solchem Gott, der handelt wie ein Mensch? Gott soll doch sein erhaben über alle Begriffe; Sie ziehen Gott herunter zu uns, statt mich zu erheben zu ihm. Wenn das der Christengott ist, so kann ich kein Vertrauen gewinnen."

Der Geistliche schüttelte sehr unwillig mit dem Kopfe und sagte: „Sie machen mir mein Amt sehr schwer und stellen meine Geduld auf eine harte Probe. Ist denn Gottes Voraussicht so gering, daß er nicht einmal eines einzelnen Menschen Wunsch vorher wissen könne? Und weiß er doch die Geschicke aller Menschen; — haben wir nicht überall die unwiderleglichsten Kennzeichen seiner weisen Voraussicht?" Er führte die wackere Frau an ein Schränkchen, worin allerlei Mineralien waren, und nahm ein Stückchen Steinkohle heraus und sprach: „Sehen Sie diesen schwarzen glänzenden Stein, ist er nicht ein Zeugniß von der unbeschreiblichen Güte, von der Weisheit und Voraussicht Gottes? Dieser Stein besteht aus Resten untergegangener Pflanzen tausendjähriger Wälder, von ganz eigenthümlichen Pflanzen, welche untergegangen und versteinert sind. Warum? — Wissen Sie, was dieses ist? — — Man nennt das Steinkohle, es ist ein vortreffliches Brennmaterial, es giebt viel mehr Hitze als Holz. Wenn unsere Wälder, von der Hand der übermüthigen Menschen verwüstet, immer mehr und mehr abnehmen werden, dann haben wir in diesen Steinkohlen ein vortreffliches Brennmaterial, welches für Jahrtausende ausreicht. Nun sehen Sie, liebe Frau, in seiner unendlichen Weisheit hat Gott voraus-

gesehen, daß sein von ihm erschaffenes thörichtes Menschengeschlecht die schönen Wälder verheeren und dadurch in drückende Noth kommen würde; da hat er in seiner weisen Vorsicht jene alten Wälder in Stein verwandelt und sie im Schooß der Erde aufbewahrt, damit der thörichte Mensch, wenn er mit seinen Wäldern zu Ende ist, hier in seiner Mutter Schooß Etwas finde, woran er sich wärmen, womit er seine Schmiedefeuer heizen könne."

„Schade um das schöne Holz, was untergegangen ist," sprach Frau Israel; „hätte Gott nicht können machen lieber den thörichten Menschen weise, als daß er zu Grunde gehen läßt tausendjährige Wälder, um die Thorheit der Menschen auszugleichen?"

Entrüstet sprach der Geistliche: „Ich habe mit Ihnen nichts mehr zu sprechen, wer so lästert, wie Sie, und Gottes weiser Anordnungen spottet, ist meines Unterrichts nichts würdig." Mit diesen Worten zog er sich zurück. — Die gute Frau ging kopfschüttelnd fort und sagte: „Um wie vieles ist doch dieser Gott besser als der meinige, der Eine hat menschliche Leidenschaften, der Andere hat menschliche Leidenschaften. Gott muß doch erhabener sein als diese Diener Gottes ihn mir schildern. Und nun vollends dieser Mann, der da sagt, ich lästere, wenn ich Gott höhere Eigenschaften beilege, als er ihm beilegt!"

XLIII.

Ein Geistlicher von nicht orthodoxer Richtung. Convertiten aus Ueberzeugung.

Die gute, liebe Frau war sehr sorgenvoll und wußte ihrem Herzen keinen Rath; sie fühlte, daß Etwas geschehen müsse, und die nicht wankende Zuversicht ihrer Tochter schien ihr gleichfalls darauf hinzudeuten, schien ihr zu sagen, daß sie überzeugt sei, es werde ihr Schicksal eine Wendung nehmen, welche sie beglücke, und doch wußte sie nicht, was sie beginnen, wie sie zu einem Entschluß gelangen solle. Sie fühlte wohl, daß sie noch harte Kämpfe zu bestehen haben würde, weil schon der Rabbiner des Orts ihr wiederholt harte Vorwürfe gemacht hatte über ihre Hinneigung zum Christenthum, aber sie fühlte auch, daß sie für ihre Tochter Etwas thun müsse, und daß ihre nächsten Angehörigen ihr nichts dabei in den Weg legen würden. So ging sie denn auf ihrer Bahn weiter fort, immer das Rechte suchend, immer suchend, ob sie nicht eine Belehrung fände, welche ihr den Schritt möglich mache, den sie vor hatte, den Schritt, der Religion

ihrer Väter zu entsagen und ihrer Tochter die Möglichkeit anzubahnen, Volnda zu besitzen. Aber sie wollte Ueberzeugung, sie wollte eine Religion, welche besser, sie wollte einen Gott, welcher erhabener sei als der ihrige, und diesen hatte sie bis jetzt noch nicht gefunden. Da besuchte sie einstmals jener katholische Pfarrer des Orts Drangowski, um sich nach ihrem körperlichen und geistigen Wohlbefinden zu erkundigen. Er war absichtlich während der ganzen langen Zeit nicht bei ihr gewesen, denn er war kein Proselytenmacher, er wollte nicht den Anschein haben, als bemühe er sich, Jemanden dem Katholicismus zu gewinnen; doch war ihm daran gelegen, daß die herzensgute, treffliche Frau, welche sich schon einmal mit ihm über solchen Gegenstand berathen, nicht in unrechte Hände komme. Deshalb hatte er sie nicht aus den Augen gelassen und jetzt, wo sie mit mehr als gewöhnlichem Eifer den Umgang der Geistlichen suchte, schien es ihm an der Zeit, mit seinem Rathe wieder aufzutreten. Er war ihr ein willkommener Gast; denn mit allen denjenigen Aeußerungen, welche sie bisher von Anderen vernommen, fühlte sie sich weder einverstanden, noch irgendwie beruhigt.

Es ist sonderbar, daß die christliche Kirche und daß die Secten derselben überall, wo sie die Herrschaft erlangen, hart, anmaßend auftreten: voll Eifersucht, gleich dem zornigen und eifrigen Gott der Israeliten, der keinen andern neben sich dulden will; indessen da, wo sie die unterdrückte ist, sich Milde, Nachsicht und Liebe ausspricht. Die Christen in China sind so sehr wahre Muster aller von der Religion gebotenen christlichen Tugenden, wie es die Protestanten in Oesterreich oder wie es die wenigen Katholiken in dem ganz protestantischen Ostpreußen sind; so war es auch mit dem katholischen Pfarrer. Fern von jedem geistigen Hochmuth, fern von aller Gleißnerei, eben so frei von dem absprechenden Verketzern orthodoxer Geistlichen, war er ein liebender Vater für alle seine Beichtkinder, war er ein freundlicher Lehrer für Jeden, der bei ihm Rath suchte, und in dieser Weise zeigte er sich auch hier. Er schmetterte nicht mit gewichtigen geistlichen Waffen die arme Zweiflerin nieder, er drohte ihr nicht mit der Hölle, er wollte sie nicht bestechen mit dem Himmel, er lehrte sie nicht die übersinnlichen Dogmen, noch das Attanasische Glaubensbekenntniß, er lehrte sie auch nicht die Beschlüsse der Concilien von Nicea oder Trient oder Costnitz, sondern er lehrte sie das, was Christus gesagt hatte. Nirgends hatte er den alten Gott abgesetzt und einen neuen eingesetzt, nirgends hatte er das Abendmahl zu einer Religionspflicht gemacht; er hatte nur dem Gotte, welchen die zornigen und eifersüchtigen Juden nach sich selbst gebildet jene Eigenschaften beigelegt, welche wir gewohnt sind, als die christlichen zu

bezeichnen; vor allen Dingen die reinste Liebe, Geduld und Nachsicht mit der Schwäche der Menschen. Christus wollte, daß man Gott liebe über Alles und seinen Nächsten wie sich selbst, Christus wollte, daß man seine Feinde liebe, daß man wohlthätig sei, daß man der Armen gedenke, und nachdem Christus alle seine schönen Lehren mit dem Tode zu besiegeln bereit war, da wählte er die Abendmahlzeit, welche er oft mit seinen Jüngern in heiligen Gesprächen begangen zum Erinnerungszeichen, und er sagte: So oft Ihr bei einander seid bei diesem Brot und diesem Wein, so gedenket meiner. Er hatte das Gefühl des Todes, er wußte, daß er sterben werde als Missethäter, denn er sagte zu seinen Jüngern: So wie ich dieses Brot zerbreche, so wird man meinen Leib zerbrechen, — er, des Menschen Sohn, wußte nicht voraus, daß solches nicht geschehen werde, er wußte nicht, daß eine wohlthätige Ohnmacht ihn umschatten und ihm das Zerschmettern der Glieder am Kreuze ersparen würde — und so wie ich diesen Wein vergieße, so wird man mein Blut vergießen! Aber selbst in diesem schrecklichen Augenblicke und in der Gewißheit, unter Martern am Kreuze zu enden, vergaß er doch seiner eigenen Lehren nicht und gab selbst dem Judas, welcher ihn verrieth, den Bruderkuß zurück.

So ist auch die Taufe, welche er empfangen hat, nur ein Zeichen der Reinigung von dem alten Schmutz. Eines wie das Andere, ein Symbol, wurde von Christus nicht als Zeichen einer veränderten, einer neuen Religion aufgestellt, dazu haben es erst die späteren Lehrer der Religion gemacht. Seine Religion war die der Liebe: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihnen ist das Himmelreich", so sprach er zu seinen Jüngern, welche die Kinder von ihm wiesen. Das ist auch ein Symbol. Rein und unschuldig, wie die Kinder, soll auch der erwachsene Mensch sein, wenn er des Himmels theilhaftig werden will. Als man die Ehebrecherin vor ihn führt und sie steinigen will, da sagte er: „Steiniget sie, und wer von Euch ohne Sünden ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Das ist auch ein Symbol; nachsichtig und milde soll der Mensch sein.

„So, meine liebe Frau, ist die christliche Religion, welche entstanden ist aus der jüdischen, nichts anderes, als eine Reihe von Geboten, Gott und die Menschen zu lieben, und der ist der beste Christ, der dieses am willigsten thut. Sie und Ihre Tochter und Ihre Söhne sind Alle Christen, Sie bedürfen der Taufe nicht, um der Segnungen unserer uns Beiden gemeinschaftlichen Religion theilhaft zu werden."

„Glauben Sie, daß ich mich für einen besseren Christen halte als Sie?

Sie sind wahrheitsliebend: »Euer Wort sei Ja! Ja! Nein! Nein!« Sie geben den Armen nach Ihren Kräften: »Und was Ihr Einem von diesen thut, das habt Ihr mir gethan!« Sie sind mild und nachsichtig: »Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet!« Sie sind nachsichtig und sind mild und hülfreich, selbst gegen die, welche man als Ihre Gegner zu betrachten pflegt: »Liebet Eure Feinde, thut wohl denen, die Euch Böses thun!« Sie sind demüthig: »So man Dich auf den rechten Backen schlägt, so halte auch den linken hin!« — Alles dieses weiß ich von Ihnen. Alles dieses sollte ich auch von mir rühmen dürfen; doch leider fühle ich mich weit unter Ihnen, — Sie sind eine bessere Christin als ich. Der Unterschied zwischen uns ist wohl nur der, daß ich besser darüber zu sprechen weiß, was die Erfüllung der erhabenen Lehren betrifft, welche der Gesalbte uns gegeben hat, so sind Sie mir um einen guten Schritt voraus."

Hannchen hatte kein Wort gesprochen, wiewohl mit jedem Worte des Geistlichen ihre Wangen sich höher färbten und ihre Augen leuchtender wurden. Die Mutter, gleich schweigend, aber in sich gekehrt, hatte auch kein Wort verloren und sagte nun: „Sie sind ein Mann Gottes, Sie trösten und erheben mich, statt daß die Anderen mich beugten und niederschmetterten. Ich danke Ihnen, denn ich weiß jetzt, daß ich keine Sünde begehe mit Dem, was ich vorhabe, keine Sünde vor dem Herrn, dem ich glaube zu dienen, seit ich selbst einen Gedanken zu fassen vermag. — Herr Pfarrer, unterrichten Sie mich und meine Tochter in den Grundsätzen der christlichen Kirche, wir wollen Beide Christen werden. — Habe ich Deine Meinung verstanden, meine liebe Tochter?"

Hannchen schlang die Arme um die geliebte Mutter und sank so vor ihr nieder auf die Kniee, indem sie das rührend schöne Antlitz in deren Schooß barg.

Der Geistliche aber sagte: „Sie bedürfen keines Unterrichts von mir, denn was ich Sie lehren kann, das üben Sie bereits aus, aber um mein Gewissen zu beruhigen, muß ich Sie fragen: »Was ist der Grund Ihres Uebertritts?« Bei so edlen Frauen, wie Sie es sind, wäre es überflüssig, Sie zu ermahnen, mir die Wahrheit zu sagen. Ich weiß, ich habe die Wahrheit zu erwarten auch ohne solche Ermahnung."

„Meine Tochter liebt einen sehr wackeren jungen Mann, einen jungen Mann, der seit zwei Jahren in unserem Hause wohnt und den ich geprüft und gut und edel befunden habe. Nur unsere Religion stand einer Verbindung im Wege, und da ich fühlte, daß wegen der Erfüllung eines irdischen Wunsches weder sie noch ich die Religion unserer Väter würde verleugnen können, so fühlte ich mich sehr unglücklich — ich alte Frau —

und ich fühlte, daß sie, meine geliebte Tochter, in einer nicht gewöhnlichen Selbstüberwindung schwieg, aber duldete, tief und schmerzlich duldete.

„Da suchte ich Belehrung, welche Religion die bessere sei, die christliche oder mosaische, da suchte ich Belehrung, welch ein Unterschied zwischen beiden sei. Statt der Belehrung bekam ich Verweise, statt des gehofften Unterrichts bekam ich zum Theil grobe, beleidigende Redensarten, zum Theil wurde ich verketzert, und mein Herz wurde immer mehr und mehr beklommen, bis ich Sie traf; Sie haben mich gestärkt und gekräftigt in meinem eigenen uralten Glauben, und haben mich belehrt über den christlichen Glauben, so daß ich nunmehr weiß, ich begehe keinen Abfall von dem Glauben meiner Väter, wenn ich mich zur christlichen Religion wende, so daß ich nunmehr weiß, die Gesetze, welche der Gesalbte gegeben, sind nur eine Erneuerung des Bundes, den der Herr mit meinen Vätern geschlossen, und daß ich die Ueberzeugung gewonnen habe, diese neuere Lehre, obschon in ihren Grundzügen dieselbe, als die von mir früher gekannte, sei doch die bessere, und diese Ueberzeugung lehrt mich den Wunsch, Christin zu werden."

Der Geistliche sprach: „Solch eine Art des Religionswechsels lobe ich. Hier ist kein Eigennutz, hier ist nicht die Absicht, irgend einen Zweck zu erreichen, vorliegend, und unter diesen Umständen will ich Sie gern und freudig in den Bund der Christen aufnehmen, und glauben Sie mir, die Religion des alten Testaments und die des neuen unterscheidet sich fast nur durch einige äußerliche Zeichen.

„Der Stifter des alten Bundes fordert ein Zeichen am Körper, der Stifter des neuen Bundes verlangt ein geistiges Zeichen; der Gott des alten Bundes, Jehova, ist auch der Gott des neuen Bundes, wir nennen ihn sowohl Gott als Jehova, als auch den Herrn, wie Sie, und wir haben ihn nur noch den milderen und erhabeneren Titel Vater beigelegt. Ihr Gott ist derselbe mächtige, allwissende Gott, wie der unsrige; Christus hat uns nur gelehrt, daß er nicht auch ein eifersüchtiger und ein zorniger Gott sei. Wir beten auch nicht Christus an, wir beten nur Gott an, aber wir verehren Christus und lieben ihn als den Verkündiger Gottes. Wir beten auch nicht die Heiligen an, aber eben so, wie wir Christus, den Verkündiger Gottes, verehren, so verehren wir die Heiligen, welche fromm und getreu nach den Gesetzen Gottes gelebt haben. Unser geistiges Zeichen, woran wir Christen einander erkennen, ist ein symbolisches: es ist die Taufe. Sie ist das Symbol der Reinigung. Ihr Religionszeichen ist ein äußerliches, ein körperliches, für jene Zeit vor mehr als dreitausend Jahren sowohl wichtig als nothwendig, und zwar weniger, weil Gott die

Seinen daran erkennen wollte, denn der Gott, vor dem Nichts verborgen ist, der Gott, welcher Herzen und Nieren prüft, bedarf nicht eines äußeren Zeichens, um die Seinigen daran zu erkennen, sondern wichtig als eine in jenen heißen Gegenden höchst heilsame Gesundheitsvorschrift. Wo es nöthig ist, halten auch die Christen diese Vorschrift; so besteht sie bei den Abyssiniern durchaus allgemein, obwohl dieselben so eifrige Christen sind, wie wir in unseren Ländern nur wenige finden.

„Aus allen diesen Gründen kann ich Sie getrost und ohne weiteren Unterricht in unseren Bund aufnehmen, und Sie dürfen nur den Tag bestimmen, an welchem dieses geschehen soll."

XLIV.

Zu viel Glückseligkeit für die kurze Spanne eines Lebens.

Die Mutter berieth mit ihren Söhnen den hochwichtigen Schritt, den sie vorhatte und erklärte ihnen, wie sie es gegen den Geistlichen gethan, daß sie mit der vollsten Ueberzeugung, die christliche Lehre, wie ihr der katholische Geistliche dieselbe vorgetragen, sei nur eine gereinigte mosaische, diese ältere verlassen und sich der neuen zuwenden wolle. Joachim und Georg Israel waren zu aufgeklärt, um schwere Bedenken geltend zu machen, Heinrich, der Aelteste, aber sagte: „Nun Mutter, so will ich mit Dir zugleich in den neuen Bund eintreten. Du hast mich zwar manchmal einen Ungläubigen genannt, damit ich aber niemals die Veranlassung haben könne, Aehnliches zu Dir zu sagen, so werde ich den Weg, welchen Du jetzt gehst, mit Dir gehen."

Und so geschah es. In der Osterwoche wurden Hannchen, deren Bruder und Beider Mutter in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen, und als wenige Tage darauf Voluda von Memel zurückkehrte, sagte die Mutter zu ihm, indem sie Hannchens Hand in die seine legte: „Mein lieber Sohn, das Mädchen, das Sie lieben und das Sie so herzlich wiederliebt, kann jetzt die Ihrige werden. Alle Hindernisse sind beseitigt, der Glaube trennt uns nicht mehr."

Eine Reihe glücklicher Tage verfloß nunmehr bis zu der nahe bevorstehenden Hochzeit. Voluda hatte nur einen Kummer, den nämlich, daß er nicht sofort, wie es einem Manne geziemte, für den neuen Haushalt sorgen konnte. Die Mutter aber sagte: „Hannchens Vermögen reicht

für Sie aus, es besteht in dreißigtausend Thalern väterlichen Erbes, und in ebensoviel nach meinem Tode. Daß Sie das Geld nicht brauchen werden, um müßig von Ihren Zinsen zu leben, weiß ich sehr gut, und brauche ich hierüber keine Zusicherung. Sie werden einmal ein großer Gelehrter, Sie werden ein Licht der Welt werden, aber bis zu dem Zeitpunkte, wo Sie es sind und wo Sie durch Rang und Würde mehr einnehmen werden, als das Vermögen an Zinsen trägt, bis zu diesem Zeitpunkte wird es Ihnen immer eine Hülfe sein, wird es Sie sorgenfrei stellen. Machen Sie sich nichts daraus — ich weiß, was Sie mir einwenden wollen, und ich sage Ihnen, es hat schon Mancher ein reiches Mädchen geheirathet, und er ist darum nicht schlechter gewesen als vorher."

Voluda hatte den ganzen Hergang als ein seltenes, von ihm nicht vorausgesehenes Glück betrachtet, und es kostete ihm schließlich nicht gerade unmäßige Mühe, sich darin zu finden. Keiner der Brüder und Keiner seiner Bekannten machte ihm einen Vorwurf daraus, angenommen zu haben, was sich ihm so glücklich bot; denn ein Jeder, der ihn genauer kannte, wußte, daß das nichts Erkünsteltes, nichts Gemachtes war, ein Jeder wußte, daß der brave junge Mann nicht nach dieser Verbindung gestrebt, daß im Gegentheil seine halbjährige Abwesenheit eher geeignet gewesen wäre, Alles, was sich jetzt so glücklich fügte, zu hintertreiben, als zu befördern.

Ohne Rücksicht auf alle die hier besprochenen Umstände lebte Hannchen in einer Fülle unbeschreiblichen Glücks. Alle frühere Schwäche war geschwunden, die Nähe des Geliebten, die Sicherheit seines Besitzes, das Bewußtsein, ihre Neigung werde von der geliebten Mutter und dem älteren Bruder, dem Haupte des Hauses, gebilligt, von dem anderen aber nicht getadelt, machte sie unbeschreiblich glücklich und goß einen solchen Glanz der reinsten Freudigkeit über sie, daß ein Jeder, der sie früher gekannt, erstaunt war ob der wunderbaren Veränderung. Gewiß galt sie immer für eine große Schönheit, wer sie aber jetzt sah, erkannte sie kaum wieder, so üppig und reizvoll entfaltete sie sich.

Es verging in den nöthigen Vorbereitungen der Monat April, und die ersten Tage des Monats Mai waren Zeuge der Verbindung zweier überaus glücklicher Menschen.

Am Morgen des Trauungstages ereignete sich ein sonderbarer Zufall. Hannchen hatte seit der letzten Anwesenheit ihres Geliebten des magnetischen Schlafes gänzlich entbehrt; sie schien so vollkommen genesen, daß die Natur dieses Hülfsmittels nicht mehr bedurfte; an diesem Hochzeitsmorgen aber, als sie schon das Brautkleid angelegt, fühlte sie sich eigen-

thümlich von jener magnetischen Strömung angeregt, mit welcher ihr somnambuler Zustand stets begann. Nur war dieses Strömen stärker und mächtiger als früher, und es schien auch einen erhöhten magnetischen Zustand einzuleiten. Sie sagte, daß es ihr vorkomme, als gehe von ihrem Innern ein heller Schein aus, durch welchen sie Alles umher bis zum fernsten und kleinsten Gegenstande in einem überaus klaren und doch nicht blendenden Lichte sehe; es kämen ihr Anschauungen aus fernen Zeiten oder aus der kaum entschwundenen Vergangenheit, sie sähe Personen, welche gestorben wären, sie sähe den Vater, welcher sie liebevoll anblicke und die Arme gegen sie ausbreite, als wolle er sie empfangen, die Hände erhebe, als wolle er sie segnen; nun aber hörte sie auf zu sprechen und entschlummerte, sie setzte sich auf das Sopha langsam nieder und neigte ihren Kopf auf die Lehne und schien zu schlafen, doch in solcher wunderbaren Art, daß die Anwesenden sich gar nicht in die eigenthümliche Erscheinung zu finden wußten und schnell Voluda herbeiriefen, der schon im Hause, nur noch nicht in Hannchens Zimmer war, weil man noch beschäftigt gewesen, sie zu schmücken.

Voluda setzte sich zu ihr und nahm ihre Hand, theils um seine magnetische Kraft in Wirkung zu setzen, theils aber auch, um ihren Puls zu fühlen. Es setzte ihn dabei in nicht geringes Erstaunen, daß er denselben nicht fühlen, nicht finden konnte. Die Circulation hatte nicht aufgehört, denn der Herzschlag war fühlbar, obwohl äußerst schwach, der Puls aber konnte, trotz aller Mühe, die er sich gab, denselben zu entdecken, nicht gefühlt werden; der Körper war dabei warm, es war also keine Ohnmacht vorhanden, auch zeigte die Farbe des Gesichts nicht ein gesunkenes, sondern ein erhöhtes Leben an, die Mienen drückten eine ungewöhnliche Freudigkeit, Lebendigkeit und zugleich einen so süßen Frieden aus, daß Voluda und die Umstehenden ihr Erstaunen nicht bergen konnten.

Wohl eine Stunde währte dieser Zustand, dann erwachte Hannchen in einer überschwenglich frohen Stimmung und sagte, es sei ihr, als sei sie im Himmel gewesen; sie könne sich genau dessen erinnern, was sie während des Schlafes gefühlt, was ihr sonst niemals geschehen, indem, sobald sie erwacht sei, die Erinnerung erloschen wäre, jetzt aber wisse sie, daß sie in einem unbeschreiblichen Wonnegefühl, in der Empfindung einer für sie nie dagewesenen Seligkeit geschwelgt habe, daß sie eine begeisternde Musik gehört, welche dort geklungen habe, wie das leise Säuseln einer erquickenden Himmelsluft, daß ein göttlicher Lichtstrahl ihr Gemüth leuchtend erwärmt und entzündet. Sie habe während dieser Zeit auch alle die Ihrigen um sich versammelt gesehen, aber Alle, wie schwebend in der Luft, von

gleichem Lichte umflossen, wie das, das sie durchdrungen habe, und wenn es möglich wäre, so sei es ihr als müsse sie dieselben jetzt noch mehr und inniger lieben als es bisher geschehen.

Der Zufall ging ohne irgend eine Folge vorüber. Sie fühlte sich nach dieser Extase nicht geschwächt, sondern gestärkt, und sie bat, daß man sie sofort zur Kirche geleite, damit sie vor Gottes Angesicht trete noch mit der ganzen Fülle von Seligkeit, in der sie jetzt schwebe.

Es geschah, wie sie gewünscht. Die Verwandten bestiegen ein Paar schon bereit stehende Kutschen, sie mit ihrer Mutter und Voluda nahmen eine derselben ein und rasch ging es nach dem kleinen Oertchen, in welchem der Geistliche, welcher sie in den Bund der Christen aufgenommen, sie nunmehr auch zu ihrem Ehebündniß einsegnete.

Die jungen Leute führten einige Tage lang ein überaus glückliches Leben; Hannchen schien noch nicht erwacht aus jener Extase, in welche sie am Hochzeitsmorgen versunken; wer von den Ihrigen im Hause ihr begegnete, wurde heiß und glühend umarmt, man sah, welch eines unbeschreiblichen Glückes sie genoß und man fühlte mit ihr, daß es zu groß sei, um in Worte gefaßt zu werden.

Unterdessen ging die Mutter zwar freundlich, aber doch schmerzlich bewegt von Zimmer zu Zimmer, um zu packen, zu ordnen, zusammenzustellen, denn in Kurzem sollte Voluda mit seiner jungen Gattin nach Königsberg reisen, um daselbst während des ersten Jahres seiner fortzusetzenden Studien zu bleiben.

Am Abend vor dem zur Abreise bestimmten Tage war die ganze Familie bei der Mutter versammelt, und Hannchen ging von Einem zum Andern, um das hohe Glück zu schildern, das sie fühlte und um zu danken, daß man es ihr bereitet und geschenkt. Erst um 11 Uhr trennte man sich und um 6 Uhr des nächsten Morgens war Voluda schon angezogen, denn man wollte eine Stunde später fort. Hannchen schlief noch, und man wollte sie nicht wecken, Hannchen schlief aber noch um Sieben und um Acht, Hannchen schlief noch um Mittag und Voluda wäre sehr besorgt geworden, wenn seine süße, junge Frau nicht fühlbar geathmet hätte und wenn nicht Lebenswärme da gewesen wäre, wiewohl der Puls sich nicht fühlen ließ. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte er den sonderbaren Zustand. Hannchen lag schlummernd auf ihrem Bette ohne ein anderes Lebenszeichen als eben jene natürliche Wärme — stundenlang stand Voluda an ihrem Lager — „Wie wunderbar! — welch langer Schlaf," sagte er, als am Abend Hannchen noch nicht erwachte, er glaubte sie wecken zu müssen, und er versuchte, was sein magnetischer Einfluß auf

sie vermochte, doch vergebens. Als es Schlafenszeit war, legte er sich zu ihr, um durch seine körperliche Wärme die ihrige zu erhöhen, welche bedeutend abzunehmen begann. Als er am Morgen erwachte, hatte er das wunderschöne, wonnevoll lächelnde Weib in seinem Arm, aber es war eine Leiche.

Welche Feder wäre im Stande, den Schmerz zu beschreiben, der ihn erfaßte, es war ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Er hatte alle Freuden eines heiteren, glücklichen Lebens vor sich, er befand sich auf dem Gipfel aller seiner Wünsche, er hatte ein überaus schönes, unbeschreiblich geliebtes Weib gewonnen, sein genannt, hatte die vollste Berechtigung auf eine heitere, glückliche Zukunft, da senkte sich ein schwarzer Vorhang vor ihm nieder und schnitt Alles ab, was in der Zukunft ihm gewinkt, und der Schlag war so furchtbar, daß er ihn nicht zu ertragen vermochte. Ein hitziges Nervenfieber warf ihn nieder und bedrohte sein Leben auf das Ernstlichste. Nur vermöge seiner ungeschwächten Jugendkraft konnte er dieser furchtbaren Krankheit widerstehen, sie überwinden; aber wenn auch sein Körper sich erholte, sein Geist blieb tief gebeugt. Aller Frohsinn, alle Heiterkeit war von ihm gewichen, ja es schien, daß der rechte Lebensmuth ganz gebrochen sei, denn es war ihm einerlei, was um ihn vorging, einerlei, was man mit ihm machte; er nahm an Nichts mehr Theil, er versuchte auch nicht einmal, selbst über sein ferneres Schicksal zu bestimmen, es war ihm Alles gleichgültig geworden. Man glaubte, er sei für die Welt abgestorben, man glaubte, er sei ein Trappist, er habe das Gelübde ewiger Schweigsamkeit abgelegt, man nahm von ihm, wie von einem gänzlich Verlorenen, Abschied.

Die unglückliche Mutter, obwohl sehr tief gebeugt, war doch seine einzige Stütze und suchte den gebeugten Geist wieder aufzurichten, was ihr zwar schwer wurde, aber doch endlich gelang, und als sie dieses Ziel erreicht hatte, schloß sie fromm und friedlich die Augen und legte sich schlafen neben ihrer Tochter.

Bevor dieser neue Schmerz ihn betraf, war Voluda auf einige Zeit zu seiner Mutter zurückgekehrt, und dort erst genas er völlig.

Magnetismus und Mesmerismus.

Zweiter Theil.

I.

Das Café Royal. Beiermann. Was dort geschah und wie es Beiermann erzählte. Der thierische Magnetismus in Berlin.

Zehn Jahre nach dem hier erzählten traurigen Ereignisse finden wir Voluda wieder. Er befand sich als Professor an der Universität zu Berlin, hatte die Stufen eines Privatdocenten und eines außerordentlichen Professors in wenigen Jahren durchschritten und hatte sich als Lehrer der Naturwissenschaften einen solchen Ruhm erworben, daß mehrere Universitäten ihn zu sich beriefen, Ehrenbezeugungen, welche er jedoch ablehnte, da nirgends so viel wissenschaftliche Hülfsmittel zu finden waren, als gerade in Berlin, der Stadt, welche man im Auslande gerne spottweise die Metropole der Intelligenz nennt, die es denn aber doch, trotz allen Gespöttes darüber, wirklich geworden ist.

An einem schönen Winterabend saßen in dem damals hochberühmten Café Royal unter den Linden einige Leute beisammen, theils um die große Menge von Journalen zu studiren, welche in reichster Auswahl auf dem übermäßig großen runden Tische des Parterre-Zimmers ausgebreitet lagen, theils um sich über politische Gegenstände zu unterhalten oder was sonst die Tagesneuigkeit bildete, zu besprechen, wobei gewöhnlich das Theater oben an stand.

Die Thür, welche nach dem Hausflur ging, wurde von Außen rasch aufgemacht, ein Mann trat in die halb geöffnete Thür, zog sich aber plötzlich mit einem lauten „Ha" zurück und schlug die Thür wieder zu. Die anwesenden Leser, Sprecher, Schachspieler sahen sich nicht wenig verwundert um, fanden jedoch keine Erklärung, und bald wäre die an sich höchst unbedeutende Begebenheit vergessen gewesen, wenn nicht der Besitzer des Hôtels lachend hineingetreten wäre und gesagt hätte, er wolle den Herren eine prächtige Anekdote erzählen. „Nun was denn, lieber Herr

Beiermann?" so frugen mehrere Stimmen. „Was giebt es denn Absonderliches?"

Beiermann zeigte auf das prächtige Oelgemälde, welches Diana und einige ihrer Nymphen in Lebensgröße, und da es eine neue Copie war, in frischen, sehr schönen Farben zeigte. Es mag wohl der Gedanke einer Störung dem Künstler vorgeschwebt haben, vielleicht die durch Aktäon, obwohl derselbe auf dem Gemälde nicht sichtbar war, denn die Hauptfigur der Göttin selbst wurde zur Hälfte durch ein Gewand bedeckt, welches die eine Nymphe ihr vorzuhalten oder überzuwerfen im Begriffe war. Eben diese Nymphe, halb mit dem Rücken gegen den Beschauer gewendet, sah sich auch besorgt um, als ob plötzlich ein Mensch etwa bemerkt würde. Alle älteren Bewohner Berlins, welche der vornehmeren Klasse, welche den Besuchern des Café Royal zuzuzählen sind, werden sich zweifelsohne dieses Bildes noch erinnern.

Was nun Beiermann erzählte, war Folgendes. Ein Engländer, welchen man nach diesem Kaffeehause, als dem vorzüglichsten und zugleich demjenigen, in welchem man viele englische Journale findet, gewiesen hatte, war hier eingetreten — es war derselbe, welcher vorhin die Thüre geöffnet und so rasch wieder geschlossen hatte.

Der Blick des Fremden war zuerst auf das in heller Beleuchtung hängende Bild gefallen. Diana und die ihr zunächst stehende Nymphe hatten sich nach ihm umgesehen, die Letztere hatte sogar ihre eigene Schönheit preisgegeben, und um die ihrer Herrin vor neugierigen Blicken zu schützen, hatte sie mit dem Gewande nicht sich, sondern diese verhüllt — der unglückliche Fremde war in ein Badezimmer getreten, gerade in dem Augenblick, als die Damen dasselbe verließen.

Trostlos, so sehr den Anstand verletzt zu haben, war er weiter in das Haus getreten, um den Besitzer aufzusuchen und sich zu entschuldigen, und Beiermann hatte diese Entschuldigung höflichst dankend entgegengenommen, zur Beruhigung des Fremden anerkennend, daß es von den Dienerinnen der Dame allerdings sehr unvorsichtig gewesen, die Vorderthüre zu dem Badezimmer nicht zu verschließen.

Es brach ein allgemeines schallendes Gelächter los und man machte sich sehr lustig über den kurzsichtigen Engländer, welcher nicht sofort seinen Irrthum erkannt allein und lediglich daran, daß ein halbes Dutzend Herren vor der sich badenden Schönen und ihren nackenden Dienerinnen bei der Lectüre oder Unterhaltung saßen.

„Sie lachen ja gar nicht," so sagte der Professor Franz, der Jovialste der ganzen Gesellschaft, zu einem der Journalleser, welcher nun-

mehr aufstand und den Frager so ernsthaft ansah, als habe er weder gehört noch verstanden, was dieser so eben geäußert. Derselbe empfahl sich dann der Gesellschaft und verließ das Zimmer.

„Wer mag der Herr sein?" frug ein Neuling in der Gesellschaft, „er ist mir schon sehr aufgefallen durch seine außerordentliche männliche Schönheit: er ist groß, er ist schlank und doch stattlich, so daß sich eine ungewöhnlich kräftige Natur in ihm ausspricht; er hat ein höchst ausdrucksvolles Gesicht, ein feuriges und doch zu Zeiten sehr schwärmerisch blickendes Auge, eine schöne hohe Stirn, auf welcher das Nachdenken thront; aber ich habe ihn noch nie lachen oder auch nur lächeln sehen, obschon ich ihn seit etwa acht Tagen beobachtet, und das Lachen mag doch bei ihm wohl noch nicht vorüber sein, denn er kann höchstens in der Mitte der Dreißiger stehen."

„Ich kann Ihnen halb und halb die Lebensgeschichte dieses ernsten Mannes erzählen. Er heißt Volnda und ist Professor an unserer Universität. Der Sohn eines vornehmen Geistlichen, hatte er sich für die Medicin bestimmt; als sein Vater starb, gab er in einem seltenen Edelmuth gegen seine Mutter, deren mäßiges Einkommen er nicht schmälern wollte, seine Studien auf und wurde Schauspieler. Als solcher in dem Hause einer reichen Judenfamilie wohnend, gewann er die Liebe der überaus schönen Tochter, und er hat sich selbst so tadellos benommen, daß die Eltern ihm die Hand derselben nicht verweigerten, ja daß, wenn ich nicht irre, Vater und Mutter und zwei Brüder gleichzeitig mit der jungen Braut zur reformirten Religion übertraten — oder war es die katholische, dies kann ich nicht mit Gewißheit sagen.

„Einige Wochen nach diesem Uebertritt fand die Vermählung Statt und das junge achtzehn- oder neunzehnjährige Mädchen gerieth vor der Trauung in eine magnetisch-somnambule Extase, aus welcher sie, wie es scheint, gar nicht wieder erwacht ist, obwohl man es glaubte, und obwohl sie getraut wurde in einem Zustande, welchen man allgemein für einen vollkommen wachen hielt.

„Nach fünf Tagen eines ununterbrochenen Glücksgenusses entschlief das reizende Weib in den Armen des Gatten und erwachte nicht wieder."

„Mein Gott, das ist ja entsetzlich!" sprachen Einige der Anwesenden, und ein alter Ehemann sagte: „Er würde sich leichter getröstet haben, wenn die Frau nach fünf Jahren, statt nach fünf Tagen gestorben wäre."

Professor Franz erwiederte: „Er hat sich noch nicht getröstet, obwohl indessen zehn Jahre vergangen sind und obwohl er sich in ungewöhnlichen Glücksumständen befindet, denn die Mutter, welche den armen Mann in

einer sehr schweren Krankheit Monate lang gepflegt, hat ihm das ganze Vermögen der Tochter, welches in dreißigtausend Thalern bestand, übergeben und hat in ihrem Testamente verordnet, daß er auch den zweiten Antheil, nämlich gleichfalls dreißigtausend Thaler, von dem auf die Mutter gefallenen Vermögen nach ihrem Tode noch erhalte.

„Dieser erfolgte sehr bald und die drei Brüder, welche vielleicht hätten Einspruch thun können, ehrten doch ihre Mutter zu sehr, waren auch ihrem Schwager, den die Schwester so überaus geliebt, und der wegen des Verlustes zum Sterben erkrankt, so gewogen, daß sie die ganzen sechszigtausend Thaler ihm vollkommen und unverkürzt ließen.

„Er nahm nun seine Mutter zu sich und führte mit dieser und seinen Schwestern ein sehr häusliches, stilles Leben. — Doch, seine Schwestern, fällt mir eben ein, sind nicht lange unter seinem Dache geblieben; ich glaube, sie haben sich Beide — oder Eine gewiß — schon vor mehreren Jahren verheirathet.

„Der junge Mann hätte schon längst wieder heirathen können, aber ich glaube, das Einzige, womit man ihn zum Lächeln bringen kann, ist ein neuer Heirathsantrag; aber dieses Lächeln ist so wehmüthig, ist so schmerzhaft, daß ich mir einen solchen Frevel nicht erlauben möchte. Er hätte übrigens die Wahl gehabt zwischen sechs oder acht der schönsten, gebildetsten und reichsten Mädchen, denn wie Sie ganz richtig bemerkten, so ist seine Erscheinung im hohen Grade imponirend. Nun lebt er hier ausschließlich seiner Wissenschaft. Durch seine Renten, sein Professorgehalt und das Honorar für seine Vorlesungen ist er in den Stand gesetzt, eine Bibliothek und ein physikalisches Kabinet zu haben und zu vermehren, wie Sie wohl schwerlich ein ähnliches selbst auf einer gut dotirten Universität finden werden. Aber durch sein Unglück ist er etwas einseitig geworden; er haßt und verabscheut den thierischen Magnetismus, welchen er für die Ursache seines Unglücks ansieht. Seine Braut nämlich war, bevor er sie kennen lernte, wegen zu reizbarer Nerven von einem Arzt in Königsberg magnetisirt worden und war dann mit ihm in magnetischen Rapport gesetzt, wodurch, wie es schien, die überaus innige Zuneigung des Mädchens zu dem Jüngling entstanden; er glaubt nun, daß dieser exaltirte Zustand, in welchem oder durch welchen sie gestorben, gar nicht eingetreten wäre, ohne daß sie magnetisirt worden, und möglicher Weise kann er darin Recht haben, jetzt aber haßt und verfolgt er mit dem ganzen Ernst der Wissenschaft oder mit der grimmigsten Satyre den Magnetismus und dessen Bekenner, und Sie können wohl denken, daß Wollfahrt einen schweren Stand hat mit dem eben so gelehrten als geistreichen Manne. Ich kann um

so mehr mit Recht sagen, er hat einen schweren Stand, als noch die größte Rechtlichkeit und Ehrlichkeit in dem Herzen Voluda's kämpft gegen die Liederlichkeit, mit welcher der Magnetismus hier betrieben wird."

„Ja," sagte der Fremde, der den Voluda erst seit acht Tagen kannte, „in der kurzen Zeit meines hiesigen Aufenthalts habe ich doch schon einige so scandalöse Geschichten gehört, daß ich nicht wenig erstaunt bin und kaum begreifen kann, daß sich die Gerichte nicht darein mischen."

„Ei, das haben sie auch gethan," erwiederte Professor Franz; „es sind wiederholte Untersuchungen gegen unseren Magnetiseur eingeleitet worden. Es ergab sich aus denselben, daß die magnetische Manipulation etwas ungemein Verführerisches sein müsse, und daß der gute Herr Doctor, obschon seine kleine Persönlichkeit eigentlich wenig Verführerisches hat, doch viele der schönsten Mädchen unserer Stadt, die schönsten Blüthenknospen, noch bevor sie recht aufgebrochen, sein genannt, gepflückt hat."

„Nun mein Gott, ist ihm denn dafür Nichts gethan worden?" so ließ der Fremde sich vernehmen.

„Nicht, daß ich wüßte," erwiederte der Professor; „es mochte auch nicht so leicht sein, ihn zur Strafe zu ziehen, denn obwohl in fünf oder sechs Fällen die Eltern sehr schwere Beschuldigungen gegen ihn vorgebracht, so hat sich bei dem Verhör, welches man unzarter Weise auch auf die jungen Mädchen ausdehnte, doch wohl herausgestellt, daß nirgends eine Gewaltthat verübt, ja daß nicht einmal ein Versprechen gegeben worden ist, welches zur Verführung hätte Anlaß geben können und welches ihn zu einem Wortbrüchigen gestempelt hätte. Es scheint, als sei überall eine vollkommen bewußte Einwilligung der jungen Damen dagewesen und als haben sie sich eben so gerne glücklich machen lassen, als er hinwiederum sie gerne beglückte. In allen gerichtlich ermittelten Fällen hat sich ergeben, daß es nicht einmalige Ueberraschung gewesen, sondern daß die Zärtlichkeit — wie ein Paar der jungen Damen aussagten — »ihnen nach und nach zur süßen Gewohnheit geworden.«"

„Ich bitte, sagen Sie mir, was wollen Sie da machen? Nach welchem Gesetz wollen Sie solchen Mann verurtheilen? Ein Jeder ist Herr über sich, und wenn eine junge Dame einem Manne irgend welche Erlaubniß giebt, und der Mann diese Erlaubniß benutzt, so kann Niemand etwas dagegen thun, von Seiten der Gerichte nämlich; die Eltern allerdings haben ein vollkommenes Recht, alle dergleichen Ausschreitungen zu verbieten, vielleicht auch sogar haben sie die Macht, sie zu verhindern, wenn sie die Tochter einsperren; das Gericht hat eine solche Macht nicht, und selbst die Berechtigung zu strafen steht den Eltern nur gegen das

eigene Kind zu, nicht gegen den fremden Sünder. In moralischer Hinsicht allerdings ist der Doctor schwer bestraft worden: alle anständigen Familien haben sich von ihm zurückgezogen, Niemand vertraut ihm die Seinigen mehr als Arzt an. Allein das hindert nicht, daß er doch viele Patienten hat."

II.

Das Baquet und dessen Füllung nach Wollfahrt's Angaben. Urtheile der Physiker darüber.

So ungefähr war der Stand der Dinge in jener Zeit. In jeder größeren Stadt befand sich ein magnetisirender Arzt und überall tauchte auch die neue Kurmethode wieder auf, und trotz dessen gab es doch noch immer eine Menge Personen, welche entweder an die Sache glaubten und sich der magnetischen Kur überließen, oder welche sich damit berühmt machen wollten, daß sie Versuche über das Hellsehen gestatteten.

In Berlin gab es mehrere Aerzte, und sie hatten soviel zu thun, daß sie zum fabrikmäßigen Magnetisiren ihre Zuflucht nehmen mußten, d. h. daß sie nicht mehr selbstthätig waren bei jedem einzelnen Kranken, sondern daß sie ein sogenanntes Baquet magnetisirten, aus welchem nun der Kranke den heilsamen Magnetismus selbst schöpfte.

Baquet, Was ist das? Wir thun wohl am besten, wenn wir dasselbe ganz so beschreiben, wie der einst so berühmte Wollfahrt es selbst gethan.

Das Baquet ist ein zwei Fuß hoher Kasten von Mahagoniholz, welcher, kubisch gestaltet, ein und einen halben Fuß Seite hat. Man macht diese Kasten auch größer und kleiner. Der Verfasser hat dergleichen von sechsfach größerem Durchmesser gesehen. In diesem Kasten steht ein denselben nahezu ganz ausfüllender Zuber von Eichenholz mit eisernen Reifen.

Diesen Zuber magnetisirte Wollfahrt mittelst eines Eisenstabes sowohl von Außen als von Innen auf das Kräftigste durch den magnetischen Kreisstrich; nachdem dieses geschehen, wurde die Magnetisirung durch Besprengen mit Wasser fortgesetzt bis zur höchsten Potenz. Auf den Boden dieses Zubers kam eine Lage wohlmagnetisirter Glastafeln und Glasstücke, hierauf nun wurde eine Menge Eisenschlacken eingelegt. Die Mitte des Zubers nahm die größte zu findende Eisenschlacke ein, in welche ein starker viereckiger Eisenstab, oben rechtwinklig umgebogen, eingesetzt wurde. Die sämmtlichen Schlacken waren magnetisirt und die nächst größten Stücke

derselben wurden im Kreise herumgelegt, und zwar immer so, daß ein mit der rechten Hand magnetisirtes Stück in Berührung kam mit einem von der linken Hand magnetisirten. Wenn so die zweite Schicht bis zu den Wänden des Zubers gelangt war, schüttete Wollfahrt abermals magnetisirte Glasstücke darauf und breitete dieselben eben aus. Nun wurde ein halbes Dutzend mit Wasser und Eisenfeilspähnen gefüllter Flaschen solcher Art um das Mittelstück gelegt, daß die offenen Hälse der Flaschen gegen die Stange gerichtet waren. Die Lage der Flaschen war im Uebrigen so schräg, daß ihr Inhalt nicht auslaufen konnte. Wenn dieses geschehen, so wurde der ganze übrige Raum mit kleinen Glasbrocken, Eisenschlacken und Hammerschlag gefüllt und nach und nach mit Wasser soweit übergossen, daß dasselbe beinahe dem oberen Rande des Zubers gleich stand. Die Füllung dauerte acht Tage und darüber, und während der ganzen Zeit sollte der Magnetiseur mit nichts anderem, als mit der Magnetisirung dieses Baquets beschäftigt sein.

Dasselbe wurde nun durch einen Deckel geschlossen, in welchem je nach der Größe ein halbes oder ein ganzes Dutzend Bohrlöcher befindlich waren, durch welche man zwei Ellen lange, rechtwinklig gebogene, gefeilte und geschliffene Eisenstangen steckte; dieselben liefen mit ihrem senkrechten Ende bis in die Masse des Baquets, mit welcher sie in unmittelbarer Berührung standen. Den horizontal-kegelförmig gefeilten Theil richtete der Patient gegen sich, und indem er abwechselnd die rechte und die linke Hand um diese Eisenstange legte und dieselbe gegen sich heranzog, schöpfte er aus dem Baquet den vorher hineingebrachten Magnetismus; daß er also den Eisenstab gegen sich herstrich, erfüllte ihn, den Kranken, mit dem wunderbaren Fluidum, welches in dem Baquet befindlich war. Dieses Instrument wurde mit der Erde und dem Magnetismus dieses Weltkörpers dadurch in Verbindung gesetzt, daß man dem vorhin beschriebenen Eisenstabe, der die Mitte des Baquets bildete, eine solche Richtung gab, daß seine horizontal gerichtete Abtheilung nach Norden zeigte. An diesem mittleren Stabe befanden sich soviel Hanfschnüre, als der Deckel des Instruments Löcher und polirte Eisenstangen hatte. Eine solche Schnur schlang sich der Patient um seinen Leib, oder falls ein einzelner Theil leidend war, um diesen, und die Schnur führte den aus den polirten Eisenkegeln gezogenen Magnetismus wieder zu dem Baquet zurück, daher die Kraft desselben sich nicht erschöpfte. Der Magnetismus durchströmte den Körper des Kranken und kehrte dann wieder zu seiner Quelle zurück.

Voluda hatte in seinen Vorlesungen diese ganze Einrichtung für unsinnig erklärt. Er sagte, hier sei Magnetismus und Electricität in den

Begriffen auf das Albernste verwechselt; einen Isolator des Magnetismus gäbe es nicht. Das Glas, welches man als Grundlage des Baquets brauche, isolire wohl Electricität, aber nicht Magnetismus. Wenn es aber, wie hier, mit den leitenden Eisenschlacken und mit dem ebenfalls leitenden Wasser in Berührung sei, so könne auch nicht einmal von Isolirung der Electricität die Rede sein, welche sich zwar durch Glas isoliren lasse, aber nicht durch nasses, sondern nur durch sehr sorgfältig getrocknetes. Ebenso äußerte er sich über das Herausziehen des Magnetismus aus den Schlacken, nassen Holz und Glasmassen, ebenso über die Hanfschnüre, welche den Magnetismus zurückleiten sollen, noch thörichter aber erschien ihm die Behauptung Wollfahrts: die in neuester Zeit von ihm angewendeten wollenen Schnüre statt der Hanfschnüre leiteten besser. Volunda behauptete, von einer Leitung in dem gewöhnlichen Sinne sei überhaupt keine Rede, dem Magnetismus gegenüber sei Alles gleichgültig, nichts setze demselben ein Hinderniß in den Weg, kein Gegenstand leite ihn besser, als ein beliebiger anderer; — die Electricität betreffend, so sei aber Wolle kein besserer Leiter als Hanf, sondern im Gegentheil ein schlechterer, ja beinahe ein Isolator.

Wollfahrt brachte zur Verstärkung des Baquets noch einen zweiten Kasten an, welcher mittelst fußhoher Säulenfüße auf dem Deckel des eigentlichen großen Kastens stand; derselbe enthielt magnetisirte Wolle und magnetisirte Kräuter und wurde um den mittelsten Stab her befestigt, so daß sein Inhalt diesen von allen Seiten berührte. Ueber dem Eisenstab wurde eine große Glaskugel, inwendig mit Spiegelmetall belegt, aufgehängt und mit der Eisenstange, welche die Achse des Baquets bildete, in leitende Verbindung gesetzt.

Hierdurch sollte sofort und schon beim ersten Versuch die Wirkung des Baquets auf eine an das Wunderbare grenzende Weise verstärkt worden sein.

Trotz des Scandals, welcher durch die gerichtlichen Erörterungen eine ungemeine Ausbreitung gewonnen hatte, war doch die Zahl der Kranken so groß geworden, daß Doctor Wollfahrt ein zweites Baquet errichten mußte, um nur allen Anforderungen zu genügen. Dieses Baquet wurde auf eine ganz andere Weise konstruirt.

Der äußere Kasten war von Mahagoniholz, derjenige aber, welcher die zu magnetisirenden Stoffe aufnahm und im Innern stand, war von Eisen. Der Boden desselben wurde mit dreifach übereinander gelegten Glastafeln bedeckt; hierauf wurde ein Glascylinder von fünfzehn Zoll Höhe gesetzt, welcher bestimmt war den Fuß des Eisenstabes aufzunehmen,

welcher das Centrum des Baquets bildete. Das Glas war mit Roggen- und Weizenkörnern und mit Feilspähnen von Stahl in abwechselnden Lagen gefüllt. Vier grüne Flaschen, mit Wolle reichlich magnetisirt, vollgestopft, wurden in die vier Ecken des Behälters gelegt, in solcher Art, daß die Hälse derselben gegen die Mitte gerichtet waren. Der Raum zwischen den Flaschen wurde mit ziemlich großen, vier bis fünf Zoll langen Eisenschlacken gefüllt; darauf wurden nun eine Menge zerstoßener Schlacken und Glasstücke geschüttet, bis Alles geebnet war, jetzt wurde der ganze Raum abermals mit mehreren und mehrfach übereinander liegenden Glastafeln bedeckt. Das Mittelglas, der Cylinder, welcher den Centralstab aufnehmen sollte, ragte aus dieser zweiten Bedeckung heraus und wurde nunmehr ganz mit großen Eisenschlacken umlegt, die Zwischenräume aber mit zerstoßenen Glasbrocken gefüllt.

Auf diese Glastafeln kamen noch vier große Glaskugeln, welche, gleich den Flaschen, in die Ecke gelegt und mit den Mündungen gegen die Mitte gerichtet waren. Die eine Glaskugel war mit Wolle, die zweite mit Roggen und aromatischen Kräutern, Wurzeln, Stengeln und Blüthen gefüllt, die dritte mit Eisenfeilspähnen, in der vierten endlich waren alle die bisher genannten Substanzen zusammengemischt und es war auch noch etwas Quecksilber darin enthalten.

Die Räume zwischen diesen Kugeln und dem mittleren Cylinder oder dem um denselben her aufgehäuften Schlackenberge waren gefüllt mit Eisenstücken, Glasstücken, Schlacken ꝛc., welche man auf der Glastafelschicht ausgebreitet hatte; über alles Dieses erstreckte sich noch eine zwei Zoll hohe Schicht von Stahlfeilspähnen. Nunmehr wurde soviel magnetisirtes Wasser über diese Zusammensetzung von Mineralien und Pflanzenstoffen gegossen, bis Alles damit bedeckt war.

In die Mitte, d. h. in den mit Weizen, Roggen und Stahlfeilspähnen gefüllten Cylinder, wurde nunmehr der Eisenstab senkrecht eingesetzt, ein großer Deckel schloß das Ganze. An der mittelsten Stange war ein Eisenring und an diesem waren halbfingerdicke Schnüre von farbiger Wolle befestigt. Ueber dem Mittelpunkt hing eine, ungefähr zwölf Zoll im Durchmesser haltende, inwendig belegte Spiegelkugel herab; sie war durch einen Eisendraht mit der im Mittelpunkt stehenden Stange verbunden. Ein Gleiches war mit den Glasflaschen und den Glaskugeln der Fall; sie waren sowohl unter sich als auch mit dem Cylinder, in welchem der Mittelleiter steckte, durch vielfach umschlungene Drähte in Verbindung gebracht.

Das hier nach Wollfahrt's eigener Anordnung zusammengesetzte

Baquet befand sich anfänglich in einem zweiten Zimmer, ganz von dem ersten getrennt; an beiden machte Wollfahrt, wie er behauptete, eine große Menge von vergleichenden Erfahrungen. Er fand, daß das alte Baquet viel stärker wirke, daß aber die Hellsehenden mehr nach dem neuen verlangten, weil bei diesem die Wirkung viel lebendiger und doch feiner und sanfter sei; es wurden auch bei dem neuen viel mehr Kranke schläfrig und schlafwachend, es wurde ferner die Wirksamkeit desselben von Monat zu Monat bedeutend erhöht. Hellsehende verglichen die Wirkungen beider miteinander; sie sagten, die aus dem ersten Behältnisse ausströmende Sphäre sei unendlich feiner und reiner, aber doch näher dem electrischen und galvanischen Strahle; aus dem zweiten Baquet dagegen verglichen sie jene Sphäre den milde gedämpften Sonnenstrahlen, fast wie Mondlicht, nur in allen prismatischen Farben funkelnd, wie das Blitzen der Edelsteine.

Späterhin vereinigte Wollfahrt beide Baquets in einem Saale, das nach seinen Behauptungen zu höchst wichtigen Erfahrungen Veranlassung gab. Fast alle Kranken empfingen eine bedeutend erhöhende Wirkung, aber keine Aufregung, auch mehr Neigung zum Schlafen. Für feiner fühlende Kranke blieb aber das Verhältniß, in welchem die einzelnen Baquets zu einander standen, sehr wohl bemerkbar.

Wenn Voluda in seinen Vorlesungen oder bei wissenschaftlicher Unterhaltung Gelegenheit hatte, diesen Gegenstand zu berühren, so erklärte er Alles, angeblich dadurch Geleistete, für Charlatanerie, für schnöde Betrügerei, sei es nun von Seiten des ruhmredigen Arztes oder von Seiten einer eitlen Närrin, die von sich reden machen wolle, und den Arzt sowohl als die Zuschauer belüge. Er sagte, die mitunter wunderbare Wirkung des Magnetismus unterliege für ihn nicht dem allermindesten Zweifel; sie sei vorhanden in einer Weise, von welcher die Charlatans, die sich für Magnetiseure ausgeben, gar keinen Begriff hätten, deswegen sie eben auch entweder so vielfältig betrogen würden, oder ebenso vielfältig und absichtlich dazu wirkten, das Publikum zu hintergehen und das eigentliche Wissen in einen nebelhaften, mitunter unentwirrbaren Schleier zu hüllen. Er behauptete, um zu magnetisiren, müsse ein Mensch mit einem anderen in physische Nähe und beinahe in physische Berührung treten, der Magnetiseur müsse ein tüchtiger, ehrlicher und überaus willenskräftiger Mensch, aber auch dabei zu gleicher Zeit nicht ein Laie in der Wissenschaft, sondern ein Arzt sein. Wie der Wille eines energischen Menschen auf den Willen eines Anderen wirke, eine rein geistige Thätigkeit, so sei es auch mit dem Magnetismus, wo die körperliche Kraft eines Menschen durch den festen Willen desselben auf einen anderen, nachgiebigen Menschen, auf eine passive

Natur übertragen werden könne. Leben müsse dem Leben gegenüber stehen; Unsinn sei es, beliebig zusammengewürfelte todte Körper mit seinem Willen und seiner Kraft versehen zu wollen; Betrügerei sei jede hier scheinbar erzielte Wirkung.

III.

Voluda und Schwenzel. Der Mathematikus ohne Accidentien. Traurige Lage durch den Wechsel des Wohnortes herbeigeführt.

Es war begreiflich, daß so hart absprechende Aeußerungen die Verehrer des Magnetismus gegen ihn aufbrachten. Zu seinem großen Kummer fehlte es Wollfahrt an allem Einfluß, sonst hätte er sich wahrscheinlich sehr empfindlich an Voluda gerächt; denn er sah sich durch so unumwunden ausgesprochene Behauptungen an seinem Lebensnerv, an dem nervus rerum gerendarum auf das Empfindlichste angegriffen, indessen ihm war aufgeschoben, noch keineswegs aufgehoben, und er hoffte gelegentlich Etwas zu finden, woran er ihn würde fassen können.

Voluda ging, unbekümmert um dergleichen Miserabilitäten, seinen Weg fort. Er beschäftigte sich mit seinen Studien, griff auch Wollfahrt, den berühmten Magnetiseur, keineswegs absichtlich an; er war eine viel zu edle Natur, um dieses zu vermögen, aber er hielt es für seine Pflicht, überall, wo es seine Stellung verlangte, wo er als Gelehrter um seine Meinung gefragt wurde, oder wo seine Pflicht als Lehrer es ihm auferlegte, diese ungefragt kundzugeben, der Wahrheit getreu zu äußern, was er von der Sache halte.

Wenn er, frei von seinen Geschäften, in seiner Häuslichkeit waltete, so war er der liebevollste Sohn, der liebevollste Bruder. Er wohnte, wie uns Franz bereits erzählte, mit seiner Mutter in einem ihm zugehörigen Hause, welches gerade räumlich genug für seine Bedürfnisse war, in welchem er also keine Miether hatte. Das Haus lag in einem der neueren Theile der Stadt, mitten in einem Garten, geräumig und schattig genug, um ein kleiner Park genannt zu werden, was durch den zufälligen Umstand, daß er an ein Paar noch größere Gärten stieß, die in gleichem Style behandelt waren, bis zur Täuschung erhöht wurde. Hier hatte er den größten Theil der Wohnung für seine Bibliothek und sein physikalisches Kabinet eingerichtet; drei der schönsten Zimmer gehörten der Mutter und Schwester ausschließlich. Die Aeltere war schon vor mehreren Jahren an einen Gutsbesitzer verheirathet.

Die drei Menschen, welche ein kleines Elisium um sich geschaffen hatten, waren einander selbst so vollkommen genug, daß sie keiner äußeren Hülfsmittel zur Unterhaltung gebrauchten. Mutter und Schwester folgten gerne seinen wissenschaftlichen Belehrungen, sowie er ihrer Unterhaltung über Gegenstände der schönen Literatur. Voluda hatte große Reisen gemacht und viel gesehen, und hatte es mit Verstand gesehen. Nachdem er sich von seiner Krankheit erholt, nachdem er unter der liebevollen Pflege der trefflichen Mutter wieder erstarkt war, hatte er während zweier Jahre drei verschiedene Universitäten besucht und sich auf das Angelegentlichste mit dem Studium der Natur vertraut gemacht. Die drei folgenden Jahre benutzte er, um ganz Europa vom Nordcap bis zu den Säulen des Hercules zu durchreisen und dann noch das nördliche Afrika, Aegypten, Arabien und Klein-Asien, endlich Persien und den Kaukasus zu besuchen. Dann habilitirte er sich in Berlin, woselbst er zu seinem nicht geringen Erstaunen auch den Lehrer Schwenzel in der Reihe der Privatdocenten fand, und zwar gerade seit der Zeit, seit welcher er auf Reisen war.

Während aber Voluda in einem Zeitraume von vier Jahren bis zum ordentlichen Professor vorrückte, war und blieb Schwenzel Docent; seine unglaubliche Pedanterie verscheuchte die Zuhörer aus seinem Collegium und er wurde spottweise der Prediger in der Wüste genannt; denn selten hatte er mehr als drei Zuhörer. Selbst wenn sich zu einem Collegium über ein besonderes interessantes Thema, z. B. über die physische Geographie, die Blüthe der Naturwissenschaften, der Gipfelpunkt alles dessen, was in Geologie, Hydrographie, Meteorologie, Naturgeschichte und Physik geleistet worden war, gegen zwanzig oder mehr Zuhörer gemeldet hatten, so wählte sich doch der bescheidene Mann dasjenige kleinste Auditorium, in welchem kaum die Hälfte der Gemeldeten Platz hatte, denn er wußte aus eigener trüber Erfahrung, daß seine Collegia, wie man sich scherzhaft darüber ausdrückte, unter fortlaufendem Beifall gehalten wurden, und daß schon nach wenig Tagen Raum genug war für die übrig Bleibenden, und eben dieser Raum schließlich das Sechsfache von dem fassen konnte, was an Zuhörern darin enthalten war. Er begann z. B. dieses Collegium mit einem ziemlich unwürdigen Kriege gegen alle die Schriftsteller, welche nicht seinen Beifall hatten; dann führte er unzählige Werke aus der französischen und englischen Sprache, aber wenige aus der deutschen auf, zeigte eine große Bekanntschaft mit der Literatur des Auslandes, vielleicht aber auch nur mit dem Journal, welches diesen Titel führt; dann war aber auch die Zeit so vollständig verflossen, dann waren die vier Monate oder im Winter fünf Monate so vollkommen ausgefüllt, daß er zu gar nichts

Weiterem gelangt, daß er nicht ein einziges Resultat aus dem Gelesenen aufstellte, sondern abbrechen mußte, vielleicht in der Mitte der Aufzählung all der Titel, welche seine Collegienhefte füllten.

Damals war der ältere Erman als der Geistreichste der Professoren berühmt, wie er unzweifelhaft auch der Gelehrteste war. In dem Kopfe dieses Mannes drängte sich eine solche Menge von Thatsachen, daß er oft während des Vortrages stockte, weil, indem er ein Beispiel anführte, ihm ein anderes treffenderes in den Sinn kam, was im nächsten Augenblicke durch ein drittes, noch schlagenderes verdrängt wurde.

Obwohl dieses nun mitunter kurze Unterbrechungen veranlaßte, auch viele angefangene Sätze nicht vollendet wurden, so sprudelte sein Vortrag doch von so viel Geist und Humor, verbunden mit dem überall hervorleuchtenden, glänzenden und tiefen Wissen, daß jeder einigermaßen Gebildete diese Vorträge mit einer nie ermüdenden Theilnahme hörte.

Der Privatdocent Schwenzel hatte von dem geistreichen Manne gehört und war ein- oder zweimal in seinen Vorlesungen gewesen, um sich nach ihm zu bilden. „Wie er sich räuspert und wie er spukt, das hatte er ihm wohl glücklich abgeguckt," und darum spielte er in seinen eigenen Vorträgen den Zerstreuten, den von der Fülle des Wissens in Verlegenheit Gesetzten; aber wenn er so gedruckst hatte, daß man hätte glauben sollen, es müsse doch nun endlich etwas Gescheidtes herauskommen, so kam nur heraus, daß er selbst nicht wußte, was er eigentlich hatte sagen wollen.

Bei dem Examen für den Lehrerstand ist die Mathematik immer ein wichtiger Punkt; bei dem Lehrer der Physik wird dies doppelt streng genommen, wie denn überhaupt die Physik auf Gymnasien nur nebensächlich betrieben, die Mathematik eigentlich allein als Lehrgegenstand betrachtet wird, so schmückte denn auch der neue Privatdocent seine physikalischen Vorträge immer mit genügender Mathematik aus; aber auch hier schien, sonderbar genug, ihn sein Stern zu verlassen, denn er machte so starke Schnitzer, daß seine Zuhörer nicht selten die Sache besser verstanden. Noch häufiger kam es aber, daß weder er noch irgend ein Zuhörer etwas von seiner Mathematik verstand, und er ein und dieselbe Rechnung an der schwarzen Tafel drei- oder viermal wiederholte, ohne zum richtigen Resultat zu gelangen, ohne sein lateinisches quod erat demonstrandum, welches er nun niemals fehlen ließ, wenn er etwas erwiesen hatte, aussprechen zu können.

Je weniger er nun bei den Zuhörern beliebt war, und je mehr dagegen Volnda die ganze Aufmerksamkeit derjenigen erregte, welche ein Interesse an den Naturwissenschaften nahmen, desto feindlicher ward er

gegen Voluda gesinnt, und er gab diese Gesinnung kund durch malitiöse Bemerkungen, welche nicht selten zu des Gekränkten Ohren kamen, wiewohl sie niemals die geringste Wirkung auf ihn machten, weil er den armen Mann mit wahrem Mitleiden betrachtete.

Schwenzel hatte an dem Gymnasium eine ziemlich angenehme Stellung. Zwar achtete man, nach der wunderlichen Richtung der damaligen Zeit, den Mathematikus nur sehr gering, doch wurde dieses ihm selbst wenig fühlbar. Die Philologen, die einzigen Gelehrten, empfanden auf das Innigste, daß sie weit erhabenere Wesen seien als er; aber sie ließen ihn doch wenigstens leben, sie gestatteten ihm, daß er Athem holte wie andere Menschen, sie kränkten ihn nicht. Von Seiten der Schüler war es ebenso; dieselben mußten seine Klasse besuchen, mußten sich examiniren lassen. Seine Klasse war also gefüllt gleich den anderen. In der Stadt aber stand er gewissermaßen höher als die anderen; er ließ nicht undeutlich merken, daß die Philologen sich bemühten, aus leerem Stroh noch einige Körnchen herauszudreschen, und daß der Mann der Naturwissenschaften der Einzige sei, von dem Heil für die Zukunft zu erwarten. Er vergaß niemals, darauf aufmerksam zu machen, daß bei allen Fragen, welche das menschliche Leben, welche die Gewerbe, die Künste und Wissenschaften, die Seefahrt, die Erd- und Himmelskunde betrafen, eben jene gelehrten Herren stillschweigen mußten, indessen er stets bereit sei, genügende Antwort zu geben.

So hatte sich in ihm die Ueberzeugung gebildet, daß man seine Stellung gänzlich verkannt habe, und daß er nicht ein Schulmeister, sondern ein Universitätslehrer sein müsse. Er bat daher um eine Versetzung nach Berlin, in der Eigenschaft eines Privatdocenten, doch mit Beibehaltung seines Oberlehrergehaltes von 600 Thalern. Da nun gerade ein junger Mann als Lehrer nach Tilsit zu kommen wünschte, dadurch also der Platz frei wurde, da ferner die Zahl der Docentenstellen nicht eben eine beschränkte ist, so ward dem Manne zu seinem Unglück gewährt. In Berlin lebt man mit einer Familie nicht so wohlfeil als in Tilsit; die Lebensmittel sind beinahe doppelt so theuer, mehr als doppelt so theuer die Wäsche und die gewöhnlichen Kleidungsstücke, dreimal so theuer die Wohnung, sechsmal so theuer das Holz; der Mann, der in Tilsit bequem auskommen konnte, mußte sich hier über alle Begriffe einschränken, um nur nicht in eine drückende Schuldenlast zu gerathen, aus welcher er doch niemals wieder zu erlösen gewesen wäre.

In Tilsit war er gerne gesehen in mehreren Familien und noch in mehreren, wenn auch nicht gerade seiner geistigen Vorzüge wegen, so doch

Ehren halber (oder, wie die Ostpreußen sagen, Schande halber — es wäre eine Schande, wenn man es nicht thäte) eingeladen, also in Familienverbindungen, wie sie denn in kleinen Städten sehr in der Regel sind. Es ersparte ihm dieses manches Mittags- und manches Abendessen. An Geburtstagen und zu Weihnachten verfehlte Keiner der Schüler, dem Herrn Mathematikus irgend ein Geschenk zu bringen, und zwar von Seiten des Kaufmanns- und Bürgerstandes immer etwas für die Haushaltung: eine Steinkruke voll Butter, einige Spickgänse, einen Hut Zucker, ein halbes Schwein oder auch ein Fäßchen Bier, ein Dutzend Flaschen Wein und was solcher Annehmlichkeiten mehr sind. Ein Sohn aus dem Beamtenstande oder sonstiger Honoratioren machte ein kleines Geschenk in Geld: ein Paar Dukaten, ein schlecht gerändeter Friedrichsd'or, und so gestaltete sich das häusliche Leben des Mannes ziemlich angenehm. Welch ein Abstand war zwischen jener Zeit und seiner jetzigen! Wo waren die Fleischtöpfe Aegyptens, wo der Wohlstand der ganzen Familie? Und nun das für ihn Traurigste, die gänzliche Nichtbeachtung seiner geehrten, seiner erhabenen Person. Er bereuete es bitter, jemals auf den Gedanken gekommen zu sein, das schöne Tilsit verlassen zu haben, die freundliche Stadt, in welcher alle mäßigen Wünsche, die eines Menschen Herz erfüllen dürften, sich in einer und derselben Straße befriedigen ließen. Oh, wie weitläuftig war dagegen Berlin — und die arme Frau und die armen Töchter, wie gingen sie in Tilsit so schön gekleidet, und wie stachen ihre Kleider gegen die der Dienstmädchen in Berlin ab, und dieser Schrecken der Hausfrau überhaupt, die Dienstmädchen, wie waren sie frech, ungehorsam, anspruchsvoll, widerspenstig!

Sie hatten geglaubt, eine ganz schöne häusliche Einrichtung zu haben. Um diese nicht zu verschleudern und in Berlin theuere Möbel zu kaufen, hatte man die ganze häusliche Einrichtung zusammengepackt und auf einen Frachtwagen geladen. Nun kommen diese Sachen in Berlin an, Himmel! wie stachen sie ab gegen die hier gebräuchlichen Möbel. Der Mann im Keller, von dem sie ihr Weißbier zur Suppe und ihren Sauerkohl zum Mittag holten, hatte schönere Möbel als die arme Frau, der nun nicht einmal mehr der Trost wurde, Frau Professorin genannt zu werden, wie in Tilsit. Man nannte sie Madame — Madame! Schauerlich! — Frau Privatdocentin konnte natürlich Niemand sagen, also Madame — das war zum Verzweifeln. Und wer war an all diesem Unglück Schuld? Nur der jämmerliche, dahergelaufene Comödiant, dieser elende Glückspilz, dem das Geld nur so zugeregnet war. Stand derselbe ihm nicht überall im Wege? War er nicht nach zwei Jahren schon außerordentlicher Professor geworden?

War er nicht nach abermals zwei Jahren ordentlicher Professor geworden? Und was hatte dieser Mensch für Verdienste? In der Welt war er umhergelaufen ohne Plan und Ziel — ein Landstreicher, und nun, wer weiß durch was für ein Schürzenstipendium ein Professor, gewissermaßen ein Vorgesetzter von ihm, an der Stelle sich unverschämt brüstend, die ihm eigentlich gebührte, und die er auch längst erhalten hätte, wenn man ihm nicht diesen jämmerlichen Menschen vorgezogen.

Ach wie oft seufzte er den bekannten lateinischen Vers: „Gäbe mir Jupiter die verlorenen Jahre wieder," allein das thut der eigensinnige Jupiter in der Regel nicht; verlorene Zeit bleibt verloren und kann nicht wieder eingeholt werden. Eine traurige Wahrheit, welche die wenigsten Menschen einsehen, deshalb so Vieles zu spät geschieht, weil man immer denkt, die Zeit warte auf uns, eine Gefälligkeit, die sie uns indessen niemals thut, indem sie, unbekümmert um uns, ihren Marsch fortsetzt.

IV.

Ein alter Bekannter. Nachrichten aus der Ferne.

Voluda hatte nicht die entfernteste Ahnung von jenem Zorn und Grimm, welcher das Herz des tiefgekränkten Schulmannes erfüllte. Er hatte keine Berührungspunkte mit ihm, hatte ihn daher auch nie aufgesucht, als er seine Anwesenheit hier erfuhr. Schwenzel's Wissen war das der Bücher, Voluda's Wissen war das des Forschens. Die Bücherweisheit war die Grundlage seiner Kenntnisse, die Anschauung der Natur das Experiment; die lebendige Unterhaltung hatte dieses Wissen auf den Punkt erhoben, auf welchem er jetzt stand, und überall hatte er versucht, dasselbe mit dem Leben in Berührung zu bringen, die Gesetze der Chemie und Physik auf die Industrie, auf die technischen Gewerbe, auf die mechanischen Gewerbe, wie Maschinenbau und dergleichen anzuwenden, und so war denn seine Wissenschaft keine todte, sondern eine lebendige, und um sich ihrer zu freuen, brauchte er sich nicht in sein Studirzimmer einzuschließen, sondern sie war überall bei ihm, auf dem Spaziergange oder in der Zuckersiederei, im erleuchteten Schauspielsaal und vor den effectvollsten Decorationen, oder in der Druckerei, in der Färberei ꝛc. Er selbst beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit Anfertigung der ihm nöthigen physikalischen Apparate, und er fand auf diesem Wege eine bedeutende Zahl nicht unwichtiger Ver-

besserungen an solchen Apparaten, und zugleich eine Menge von Thatsachen, welche Andere übersehen hatten, welche neu und überraschend waren, und ihm in der gelehrten Welt einen immer mehr steigenden Ruhm erwarben.

Dabei war sein Charakter so mild und so liebevoll, daß ein Jeder sich zu ihm hingezogen fühlte und seine Erscheinung in den wenigen Kreisen, die er besuchte, stets ein freudiges Aufsehen erregte, wiewohl er nicht das war, was man gewöhnlich unterhaltend nennt, denn er spielte nicht mehr wie sonst Stunden lang jungen Mädchen zum Tanze — sein Flügel war ihm ein schmerzerweckender und doch schmerzstillender Tröster geblieben, aber er konnte sich nicht entschließen, das schöne Saitenspiel zu entweihen, indem er ihm Töne entlockte, welche in seiner Seele keinen Wiederhall fanden, — er war auch kein Erzähler lustiger Anekdoten, konnte auch sonst die Leute nicht belustigen durch blitzschnelle epigrammatische Antworten, auch nicht einmal durch irgend einen guterzählten Scandal; aber wenn er von der Erhabenheit des gestirnten Himmels und von den ewigen und einfachen Gesetzen, die seine Bewegungen lenkten, von der Natur überhaupt, von seinen Reisen, Abenteuern und Erlebnissen sprach, dann waren seine Schilderungen so ergreifend, so tief in das Wesen der Sache eindringend, dann waren sie so erschütternd und zum Herzen gehend, daß ein Jeder sich zu ihm hingezogen fühlte, daß ein Jeder an seinem Munde hing und nie genug haben konnte dieser Art von Unterhaltung. Ja, sehr eigenthümlich war es, daß, wenn eine Gesellschaft von vielleicht zwanzig Personen in verschiedenen Gruppen vertheilt und in ganz verschiedenen Unterhaltungen beschäftigt war, und er dann von Einem oder Zweien über irgend Etwas um Belehrung gebeten wurde (denn niemals kramte er seine Weisheit aus, ohne dazu aufgefordert worden zu sein), sich Einer nach dem Andern von den übrigen Gruppen der Gesellschaft losmachte, sobald er seine, wenn schon gar nicht laute, so doch sehr klangvolle Stimme vernahm, immer war die Unterhaltung höchst belehrend, aber so außerordentlich klar und in so ungewöhnlichem Grade anziehend, wie gleichzeitig frei von all dem Apparat, welchen gewöhnlich gelehrte Herren um sich auszubreiten pflegen, wenn sie irgend etwas erklären wollen. Dieser Apparat besteht nämlich in langweiligen Citaten, welche der Fragende gar nicht kennen will, denn es kommt ihm nur darauf an, belehrt zu werden, keineswegs aber darauf, zu erfahren, auf was für Autoritäten sich die ertheilte Belehrung stützt.

Volnda's Gespräche, Erzählungen, Erläuterungen, waren gänzlich frei von diesem pedantischen Auspacken seiner Belesenheit, und doch war er so überzeugend als verständlich. Oft wurde ihm gesagt, daß er ein wahrhaft

populairer, ein allgemein verständlicher Lehrer sei, und er wurde aufgefordert, wissenschaftliche Werke in diesem Style zu schreiben, welcher der Ausbildung so sehr bedürftig, wie überhaupt die Verbreitung des Wissens unter der großen Menge nothwendig sei, und diese Nothwendigkeit auch allgemein genug anerkannt werde, daß in allen möglichen Zweigen der gesammten Naturwissenschaft Werke erschienen, welche den Titel der populairen führten, nur leider nicht populair seien, so daß man in der Regel sein Geld fortgeworfen habe.

Voluda erwiederte hierauf, er sehe die Nothwendigkeit solcher Werke wohl ein und er gehöre gar nicht zu denjenigen, welche die populairen Werke verdammten, weil man nichts aus ihnen lernen könnte. Ein populaires Werk sei ja nicht für einen Professor der Chemie oder Physik geschrieben, sondern für den Fabrikanten, oder den Handwerker oder den gebildeten Mann, der sich gern belehren möchte, ohne jedoch die Basis des ganzen naturwissenschaftlichen Studiums, die Mathematik, sich angeeignet zu haben; aber er fühle sich noch nicht reif, um solche Werke zu schreiben; dazu gehöre eine noch bei Weitem vielfältigere Erfahrung, als er besitze.

Der Hauptfehler der mehrsten populairen Bücher sei übrigens ihre Kürze. Der Verleger wolle sich nicht überzeugen lassen, daß eine Physik, geschrieben mit Hülfe der Mathematik, nur ein Viertel der Räumlichkeit brauche, welche für eine Physik nöthig sei, bei der man die Mathematik ausschließe. Ferner sagte er, die mehrsten Verfasser solcher Bücher verständen sehr wohl, was sie sagten, und glaubten daher, auch dem Leser vollkommen verständlich zu sein. Dieses sei nun aber ein sehr großer Irrthum, und er wisse nicht, ob er nicht in denselben verfallen würde, wenn er sich mit einem populairen Werke versuchen wolle.

Trotz dieser ernsten Richtung wäre doch Voluda gerne in jeder Gesellschaft zehnmal öfter gesehen worden, als er sich sehen ließ, und es kam daher Manchem vor, als thue er das, was die Leute „sich rar machen" nennen, obwohl er hiervon sehr entfernt war; er war und blieb am liebsten zu Hause, aber er war kein Einsiedler, sondern hatte es im Gegentheil sehr gerne, wenn man ihn fleißig besuchte.

Aber ein solcher Besuch war doch einmal ein höchst unerwarteter. Ein kleiner, beweglicher, weißköpfiger Mann ließ sich unter Verschweigung seines Namens als einen alten Bekannten melden. Voluda, welcher sehr zugänglich war, empfing denselben sofort und siehe, es war Faßler, der Theaterfriseur aus Tilsit. Voluda erkannte denselben, trotz seines gebleichten Haares, sofort, äußerte sich erfreut darüber, daß er sich seiner erinnert habe und frug, wie es ihm gehe.

„Die Kunst geht nach Brod," erwiederte der Friseur, „und der Künstler will sehen, ob er dieses hier findet. Die ganze Schauspielergesellschaft ist auseinander gestäubt, Cornutu hat Niemanden mehr zu frisiren, alle Zöpfe sind abgeschnitten, außer denen der großen Herren, die aber nichts dafür zahlen wollen, und die sich gar wohl ärgern, wenn sie erfahren, man habe ihnen einen Zopf gemacht."

„Glücklicherweise haben Sie sich Ihren Charakter bewahrt," sprach Voluda.

„Ei ja," erwiederte der Friseur, „den habe ich behalten. Als ich, Behufs der Erlangung eines Passes, meinen Charakter angeben sollte, sagte ich: »Lustig, Liederlich und † Fidel«, verstehen Sie mich recht, das habe ich gesagt, weil ich in Preußen reis'te oder reisen wollte; für Rußland hätte ich in den Paß setzen lassen »‡ Fidel«, denn das Russische Kreuz hat zwei Querstriche; ferner erklärte ich, ich sei offen, so lange ich Geld im Beutel hätte, verschlossen und mißtrauisch, wenn ich keins mehr hätte, malitöse gegen Mädchen und gute Freunde, unterthänig gegen jede Polizei-Behörde — nun sehen Sie, mehr kann kein Mensch von mir verlangen."

„Unterthänig?" frug Voluda; „es scheint mir im Gegentheil, Sie seien ein großer Schelm."

„Nein, wahrlich," erwiederte Cornutu; „nein, schelmisch bin ich nur gegen die Weibsbilder, besonders gegen die Dienstmädchen. Sehen Sie, da habe ich einmal in dem Gebetbuch einer niedlichen Litthauerin das Glaubensbekenntniß gefunden; darin stand unter Anderem: »Ich glaube, was im Concilium zu Trient erkannt und beschlossen worden!« Herr des Himmels! was habe ich Alles dem Mädchen und nachher noch hundert Anderen ihrer Glaubensgenossen weißgemacht, was in dem Concilium beschlossen worden ist; aber sonst bin ich ganz ernst und ehrbar."

„Nun, wenn Sie denn ehrbar sprechen können, so geben Sie mir einige Nachrichten über einige Mitglieder unserer Gesellschaft."

„Herr Voluda, was sind Sie für ein edler Mann!" so rief Cornutu aus. „Ich habe geglaubt, Sie würden sich des ehemaligen Künstlerstandes schämen, und ich sehe mit großer Freude, daß dem nicht so ist, daß Sie sich sogar meiner armen Person noch erinnern."

Voluda erwiederte: „Habe ich mich denn so schlecht benommen, daß ich mich dessen schämen müßte."

„Ach, Herr Professor, Sie wissen sehr wohl, was ich meine — Sie haben sich als ein wahres Monstrum von Musterhaftigkeit benommen, aber der Stand — der Stand! unser Stand! — das ist es ja, was einem

Schande macht, und wenn man einmal nicht mehr Künstler ist, so verbirgt man dieses sehr gern."

„Nun, sehen Sie, da weichen unsere Meinungen von einander ab, ein Jeder vermag seinem Stande Ehre zu machen und denselben zu Ehren zu bringen; an dem Stande selbst ist überhaupt nichts Schändliches, aber allerdings machen die Mitglieder, die ihm angehören, dem Stande nicht selten Schande, niemals der Stand ihnen. Ich habe nie geleugnet, daß ich Schauspieler war, und ich werde einen Jeden von Denjenigen, mit denen ich es war, so wohlwollend empfangen, wie ich Sie empfangen habe."

„Ach, Sie werden nicht Viele davon mehr zu sehen bekommen," sprach der Friseur. „Unseren Director hat das Zeitige gesegnet und der Reichthum, den er hinterlassen, hat nicht einmal genügt, ihm ein anständiges Begräbniß zu verschaffen. Ruhl und Hesse sind gleichfalls alle geworden, die schöne Bachmann, welche, wie Sie wissen, die Arie der Königin der Nacht stets mit vielem Ausdruck sprach — denn das Singen wollte ihr niemals recht gehen, jetzt aber, da sie sechszig Jahr alt war, gar nicht — ist in das Hospital gekommen; die Anderen — nun, die sind so zerstreut. Der junge Herr Hesse ist mit einer hübschen Russin durchgegangen und als er in das Vaterland derselben zurückkehrte, wo er viel Gold und wenig Arbeit erhoffte, ist es ihm zwar nicht ergangen, wie dem armen Mazeppa, aber schlimmer, der ehrwürdige Vater hat ihn todtkantschuen lassen. Ein Kantschu ist ein hübsches Instrument, und von guter Hand gespielt, macht derselbe einen tiefen Eindruck."

„Schauerlich!" sprach Voluda. „Entsetzlich! — der arme junge Mensch!"

„Na, Herr Professor, er hat es um Sie allein verdient."

„Nein, Herr Faßler, kein Mensch hat um meinetwillen das Todtprügeln verdient, ohnedies war der junge Mensch nie im Stande, mich zu beleidigen, weil er mir doch ein Bischen zu jung war, und seine Eitelkeit habe ich gern verziehen. Aber sagen Sie mir, ist denn die gräßliche Geschichte wirklich war? Ich kann mir das gar nicht denken."

„Ja, ja, Herr Professor, denken Sie sich's nur, denn es ist wirklich so. In Rußland fackelt man nicht lange; wenn da Jemand dem Herrn Papa mißfällt, so läßt er ihn überlegen und so lange schlagen, bis Einer oder der Andere genug hat."

Händeringend ging Voluda im Zimmer auf- und ab. Mit einem seltenen Stoismus aber fuhr der Friseur fort die Art zu schildern, wie man in solchen Fällen zu verfahren pflege, bis Voluda bat, endlich auf-

zuhören, da ihm diese Grausamkeiten höchst verabscheuungswürdig seien. „Was macht denn Beier?“ so frug er beinahe zaghaft, indem er befürchtete, auch hier schlechte Nachrichten zu erhalten. Aber Cornutu erwiederte: „Oho, Beier, mein Todtfeind — der Spitzbube, der mich von Allen immer am mehrsten geschoren hat — gut! sehr flott! — nach Königsberg engagirt zu Döbblin — großes Schauspielhaus, Nationaltheater — sitzt alle Abend in der deutschen Treue am Schloßteich und spielt Rabusche — interessanter junger Mann, hat Madame Moeser, Madame Hartmann, Madame Lehmann und deren Tochter, Fräulein Lehmann, gleichzeitig heirathen wollen, hat allen Vieren die Ehe versprochen, macht seinem Beruf als erster Liebhaber und jugendlicher Held alle Ehre, hat eine Gage von fünfundzwanzig Thalern wöchentlich — fragen Sie mich aber nach zehn Jahren wieder, so werde ich sagen, „er geht jetzt von einem Theater zum andern, Collecte sammeln.“ Schade um ihn — sehr schöner junger Mann — sehr schade um ihn, hätte auch in Tilsit sein Glück machen können — eine junge, schöne Dame, eine reiche Dame — hätte sehr glücklich werden können — Sie haben sie ja wohl gekannt, Fräulein Kußmaul?“

„Welch ein sonderbarer Name! — Hieß sie denn wirklich so?“ frug Voluda.

„Ja wohl,“ erwiederte der Friseur, „ihr Vater war ja der reiche Lohgerber Kußmaul, der immer den großen Handel mit seinen Fellen nach Memel trieb; sie war ein wahres Wunder von Schönheit, eine Naturseltenheit! man hätte sie können für Geld sehen lassen. Sie war zwar etwas bucklig, aber in einer ganz eigenthümlichen Art; sie hatte nämlich auf jeder Seite des Rückgrats eine solche Erhöhung, daß der Kopf ganz niedrig zwischen den Schultern saß, wie der Kopf eines Büffels zwischen seinen beiden Hörnern. Der Rückgrat lag zwischen diesen Schultern so eingebogen, als wäre er eigentlich mehr zum Trog einer Viehtränke eingerichtet; demnächst aber war auf der umgekehrten Seite, d. h. auf der Vorderseite, die Erhöhung so weit getrieben, daß sie hier aussah wie ein auf die hohe Kante gestelltes Violoncell, mit dem sie übrigens auch noch eine andere Aehnlichkeit hatte: sie hüpfte nämlich immer auf einem Bein, weil das andere ihr viel zu kurz war.“

„Sie geben ja ein schönes Bild von dieser Unglücklichen. Und diese wollte Beier wirklich nicht?“

„Nein, er schlug ihre Hand aus.“

Voluda sagte: „Die arme Person dauert mich wegen ihres Unglücks, aber sie wird lächerlich dadurch, daß sie einen solchen Wunsch hegt. Ein unschönes, unglückliches, von der Natur verwahrlos'tes Wesen einen so

rohen Menschen heirathen, wie dieser Beier war, der immer erstaunte, wenn ich eine Rolle lesen konnte, der immer glaubte, ich hätte sie bereits gespielt, weil er selbst nicht im Stande war, Geschriebenes — wie er sich ausdrückte: prima vista — zu lesen, was konnte der einem solchen Mädchen sein? Man bekommt doch schreckliche Verirrungen zu erfahren. — Nun, wo ist Herr und Madame Meißner?"

„Haben eine Kunstreise nach Riga gemacht und beabsichtigen auch in Petersburg Gastrollen zu geben."

„Wünsche ihnen viel Glück," sprach Voluda. — „Haben wir denn nicht noch Jemand vergessen? — Heinrich."

„Heinrich ist gestochen worden im Dreiblatt noch in Memel, kurz nachdem Sie abgereis't waren. Sie wissen, Dreiblatt war seine Leidenschaft, Dreiblatt und Doppelkümmel; da fand er denn Jemand, der beides besser konnte wie er, und der stach ihn.

„Und so saß er eine Leiche
Eines Abends da,
Nach dem Schnapsglas noch das bleiche
Blaue Antlitz sah."

„Und wir mußten damals spielen ohne Souffleur — nun das eigentlich nicht, denn ich habe soufflirt, aber ich sage Ihnen, es wäre den Leuten Alle besser gewesen, sie hätten mich nie gesehen, denn ich machte ihnen so viele tolle Streiche vor, daß aus dem schönen Trauerspiel „Wallensteins Tod", oder „Der Traum und das Erwachen", oder „Der Hufschlag" von einem gewissen Schiller zum wundervollsten Lustspiele wurde."

„Ich erkenne in diesen Titeln Heckert's Neigung zur Verdoppelung derselben; aber den letzten: „Der Hufschlag" kann ich mir doch nicht erklären."

„Cornutu! Nicht erklären? Sagt Thekla nicht:

„Und warf ihn unter Hufschlag seiner Pferde?"

„Nun, ich muß gestehen, darauf wäre ich allerdings nicht gekommen. Heckert hätte ja dann eben so sagen können: „Seid ihr nicht wie die Weiber", oder: „Ich denke einen langen Schlaf zu thun", oder: „Spät kommt ihr, doch ihr kommt", oder: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort" — — —

„Gewiß," erwiederte der Friseur, „gewiß, das wären lauter herrliche Titel gewesen; hätte der Director den Wallenstein so gut gekannt wie Sie, so wären ihm ein Paar von den Titeln wohl eingefallen. Aber schön war die Darstellung doch, und was zur Vermehrung der Rührung besonders beitrug, das war, daß Herr Arnstein den Max spielte und dabei so

riesige Courierstiefeln angezogen hatte, daß er darin beinahe ersoff, und daß sie beide, aufeinander gestellt, jedenfalls größer gewesen wären als er selbst. Ferner trug auch noch sehr zur Vermehrung der Rührung bei, daß seine Frau die Thekla spielte und sie nun durchaus zärtlich sein mußten, während doch die ganze Stadt Zeuge von ihrer häuslichen Zärtlichkeit war, ich sage die ganze Stadt, weil sie von Haus zu Haus verzogen sind, da sie Niemand länger als acht Tage bei sich behielt wegen des Geschreies, das die Frau täglich drei- bis viermal auf eine jämmerliche Weise erhob, angeblich deshalb, weil ihr Mann ihr die Rollen einstudirte."

„Wo sind die beiden Leutchen hingekommen?"

„Die beiden Leutchen bilden jetzt selbst eine Schauspielergesellschaft, wobei er Directeur, Souffleur, Friseur, Decorateur, Illuminateur ꝛc. ist. Sie macht auf keinen weiteren Titel als auf den der Frau Directorin Anspruch; was die Rollen aber betrifft, so spielt sie Pagen, junge Frauen, zärtliche Liebhaberinnen, komische Alte, unmündige Kinder und dergleichen Sachen mehr. Ich bin ihnen auf meiner Herreise zweimal begegnet, einmal in dem schönen Städtchen Flatow und einmal in Bernau, wo sie in den Wirthshäusern für zwei Silbergroschen Entrée den häuslichen Zwist und den verbrannten Amor mit einer seltenen Treue spielten."

„Sie meinen den verbannten Amor, ein Lustspiel von Kotzebue."

„Gleichviel, was ich meine; ich nenne den Kerl doch so und glaube, dies sei viel passender, da sich die mehrsten Menschen an ihm verbrannt haben — die Finger, den Mund und wer weiß, was sonst Alles noch."

Voluda dankte für die vielen Nachrichten, welche der Friseur ihm gegeben, und drückte ihm fünf Thaler in die Hand.

Höchst überrascht besah er sich das Geld und frug: „Haben sich Euer Wohlgeboren nicht geirrt? Ich kann das Geld zwar sehr gut gebrauchen, aber ich glaubte höchstens vier Groschen zu erhalten, aber nicht das Dreißigfache," und hiermit hielt er die offene Hand mit dem Gelde hin. Voluda aber sagte: „Möge es Ihnen wohl bekommen, es wird mich freuen, zu hören, daß es Ihnen gut geht; aber wenn Sie einmal wirklich wieder in Noth kommen sollten, so werde ich immer wieder ein Paar Thaler für Sie haben."

„Großmüthigster der Menschen!" rief entzückt der Friseur aus, „ja Sie sollen von mir hören, aus Dankbarkeit werde ich Ihnen alle die Schauspieler, die im Elend sind, über den Hals schicken. Oh, Sie sollen mich kennen lernen! Aber wenn ich Ihnen guten Rath, einen herzlich wohlgemeinten und wirksamen Rath geben soll, so schenken Sie Keinem Geld, das beleidigt den Künstlerstolz."

„Ich will nicht hoffen, daß ich Sie beleidigt habe," sprach Volnda.

„Nein, nicht im Mindesten," erwiederte der Friseur, schnell das Geld, das er noch in der Hand hatte, in die Tasche steckend, „nein, nicht im Mindesten, — aber Sie haben meinen Rath noch nicht gehört, das beleidigt den Künstlerstolz, und wenn das Geld zu Ende ist, ist auch das Gefühl der Beleidigung vorüber, und man kommt wieder zu Ihnen, um sich abermals auf eine solche süße Weise beleidigen zu lassen. — Nein, schenken Sie nicht, aber leihen Sie — leihen Sie zwei, drei, fünf Thaler, und der, dem Sie geliehen haben, zeigt sich nie wieder. Sie sind zwar das Geld los, aber ihn auch. Dieser Rath ist gewiß die mir geschenkten fünf Thaler werth, dennoch aber rechne ich Ihnen dies nicht an, sondern sage Ihnen meinen innigsten und aufrichtigsten Dank."

Mit diesen Worten schwenkte der Windbeutel sich zur Thür hinaus.

V.

Der Mysticismus beginnt sich breit zu machen. Vom Unsichtbarmachen und wie man das anfange.

In jener Zeit machte, wie wir bereits gesagt haben, der Magnetismus gewaltiges Aufsehen. Es war nicht bloß etwa unter den Aerzten und dessen Patienten die Rede davon, sondern das ganze Publikum beschäftigte sich damit; der Dilettantismus bemächtigte sich der Sache gleichfalls und es kam dahin, daß ein jeder junge kräftige Mann glaubte, magnetisiren und jede junge Dame glaubte hellsehend werden zu können. Es hatte sich, wie einige Jahrhunderte vorher, wie zur Zeit der Geißelbrüder und der Tanzwüthigen, eine Art von Manie Aller und vorzugsweise der gebildeten Klassen bemächtigt. Ein Jeder hatte Visionen oder behauptete dergleichen zu haben, ein Jeder hatte Dinge gesehen, welche man nicht controlliren konnte, daher man auch Wahrheit oder Unwahrheit der Angaben nicht festzustellen vermochte, und einem Jeden glauben mußte, was er sagte, wenn man nicht geneigt war, ihm ins Gesicht zu erklären, er habe gelogen, was denn doch mitunter gegen die Höflichkeit verstieß, wie es ebenso nicht Jedermanns Gabe war, gleich dem alten Generalchirurgus Schumann, durch eine gegebene oder angedrohte Ohrfeige auf den Grund der Sache zu kommen.

Wenn irgend Jemand an der Aussage zweifelte, so hielt man ihm alte Schriftsteller vor, welche genau dasselbe aussagten, was über denselben

Gegenstand von dem vorgeblichen Geisterseher gesehen worden war. Nicht Swedenborg oder Jung Stilling waren die Autoritäten, auf welche man sich berief, sondern die berühmtesten Gelehrten des Alterthums oder auch Leute, wie Luther oder Melanchthon, denen doch Keiner Lügen oder Betrügereien zutrauen konnte.

Wurde Einer in seinem Hause von Poltergeistern geplagt und schüttelte man ungläubig das Haupt, so sagte der Erzähler: „Es scheint mir, als trauten Sie mir nicht recht. Ist denn aber dieses etwas so Neues? Hat nicht Luther ganz ähnliche Erfahrungen gemacht?"

Und alsbald wurde ein altes Buch hervorgeholt, darin stand deutlich zu lesen, wie ein Pfarrherr, zu Siptitz bei Torgau wohnend, zu Luther gekommen wäre, heftig klagend, wie der Teufel des Nachts ein Poltern, Stürmen und Schlagen in seinem Hause halte, daß es kaum mehr zu dulden sei, wie der Teufel ihm auch ferner wirklichen Schaden bringe, indem er ihm alle seine Töpfe und Schüsseln oben an den Kopf werfe, daß sie zerbrächen, und dabei noch laut auflache.

In demselben Buche erzählte Luther (in seinen Tischreden) von dem Superintendenten Simon zu Börn, welcher zu ihm gekommen und ihm den Jammer einer Frau mitgetheilt, welche der Teufel mit Gepolter und Getümmel zu Nachts im Hause vexire und plage.

Aber wenn man trotz dieses Zeugnisses noch zweifelt und etwa sagen will, alle diese Narrheiten sind dem guten Luther eben so erzählt, wie Sie Ihre Spukgeschichte mir erzählen, so platzt die Bombe, denn Luther erzählt nunmehr von sich: „Am Anfange meiner Lehre, da das Evangelium anging, da legte sich der Teufel selbst darein und ließ nicht gern ab vom Poltern, denn er hätte zu Magdeburg das Purgatorium und den Discursum animarum gern erhalten. Nun war allda ein Bürger, dem starb ein Kind, dem ließ er nicht Vigilien und Seelenmeß singen. Da fing der Teufel ein Spiel an und kam alle Nacht um acht Uhr in die Kammer und winselte wie ein Kind.

„Dem guten Manne war darüber leid, wußt nicht, wie er thun sollte. Da schrieen die Pfaffen: »Ei, da sehet Ihr, wie es geht, wenn man nicht Vigilien hält! Wie thut nun das arme Seelchen?«

„Drauf schickt der arme Bürger an mich und ließ mich um Rath fragen. Da schrieb ich ihm wieder, er solle keine Vigilien und Nichts halten lassen, denn er solle gewiß glauben, daß es der Teufel wäre, der Solches anrichtet. Das thaten die Kinder und das Gesinde und verachteten den Teufel. Da war er kein Kind mehr und wurde ein Polterer, stürmte, warf und schlug und that scheußlich und ließ sich oft sehen wie

ein Wolf, der da heulet. Da er nun aber gänzlich verachtet war, blieb er endlich aus." Ist dies nun auch Phantasie und lügt Luther hier gleichfalls wie ich! Oder lügt er, wenn er von sich selbst erzählt: „Ich habe auf der Wartburg einen Sack mit Haselnüssen verschlossen; als ich nun Abends zu Bette ging, zog ich mich in der Stube zuvor aus, löschte das Licht und ging in die Kammer und legte mich zu Bett. Da kommt mir ein Poltergeist über die Nüsse und quitzt eine um die andere an die Betten mächtig hart, rumpelt mir am Bett — aber ich frage nichts danach. Wie ich nun ein Wenig einschlief, da hebt's an der Treppe ein solches Poltern an, als würfe man ein Schock Fässer die Stiegen herab, so ich doch wohl wußte, daß die Treppe mit Ketten und Eisen wohl verwahrt war, daß Niemand herauf konnte, und dennoch fielen so zahlreiche Fässer hinunter. Ich gehe auf die Treppe, will sehen, was da sei, da war die Treppe zu und Nichts zu sehen noch zu hören."

Gegen solche Autoritäten war nun allerdings nichts zu machen, man mußte denn schon glauben, was erzählt wurde, wenn man nicht den großen Reformator für einen Windbeutel erklären wollte; denn die Einwendung, daß er im Aberglauben seines Zeitalters Sinnestäuschungen unterlegen, würde nicht stichhaltig gewesen sein.

Als das berühmte klassische Buch von Chamisso: „Peter Schlemiehl", erschien, war der Teufel wieder los mit Unsichtbarem. Bekanntlich läßt der Teufel den Peter Schlemiehl unsichtbar werden auf die einfachste und natürlichste Weise, allein dadurch daß er um ihn und sich so viel Luft verdichtete, daß das Auge nicht mehr hindurchzudringen vermag. Wenn dieses möglich ist, warum soll es denn nicht auch auf andere Art möglich sein? Alsbald kommt uns die Literatur zu Hülfe. Simon, der Magier, hat sich selbst unsichtbar machen können. Marcus und Irenäus, von den Kirchenvätern als große Zauberer verschrieen, konnten sich gleichfalls unsichtbar machen, sowie ihre Anhänger es auch vermochten. Hoffitius berichtet von einem Mönche, der dieselbe Kunst kannte. Nun, daß die Elfen sich durch Hut und Kappe unsichtbar machen, weiß ein Jeder, wenn auch gerade nicht Jeder weiß, was Elfen sind. Unsichtbar machende Dinge kommen in allen Sagen vor, und zur Zeit des Mittelalters machte man sich unsichtbar durch Anrufung Christi; viele solcher Zaubersprüche sind uns erhalten worden:

„Grüß Euch Gott, seid Ihr wohlgemuth?
Habt Ihr getrunken des Herrn Christi Blut?
Gesegne Euch Gott, ich bin wohlgemuth,
Ich habe getrunken des Herrn Christi Blut.

Christus ist mein Mantel, Rock, Stock und Fuß. Seine heiligen fünf Wunden mich verbergen thun. Amen.

Gesegne Euch Gott, ich bin wohlgemuth,
Ich habe getrunken des Herrn Christi Blut.

Christus, der die Blinden sehend gemacht und die Sehenden blind machen kann, wolle Euch Eure Augen ganz verdunkeln und verblenden, daß Ihr mich gar nicht sehet, noch merket, sondern Eure Augen stets von mir abwenden müßt. Amen.

Gesegne Euch Gott, ich bin wohlgemuth,
Ich habe getrunken des Herrn Christi Blut.
Nun in Gottes Namen, ich bin in Christo reich,
Und was ich bet' und will und greif,
Drin bin ich in Christo gleich,
Als der Heilige im Himmelreich."

Alle solche Argumente sind so schlagend, die Beweise so klar und unwiderleglich, daß sie eigentlich gar keine Einwendungen gestatten, so ist's denn kein Wunder, wenn viele Personen sich der herrlichen Kunst, sich unsichtbar zu machen, ergeben, und es ist nun ziemlich einfach erklärt, wodurch so Vieles unsichtbar wird: Menschen, Gelder u. s. w. Von einem Schuldner ist „er hat sich unsichtbar gemacht" eine noch jetzt allgemein gebräuchliche Redensart.

Die Erscheinungen von Bäumen, Häusern, von ganzen Schaaren vierfüßiger Thiere, von Kindern oder erwachsenen Menschen kamen eben so häufig vor, und bei dem leisesten Zweifel halfen auch hier die Autoritäten der Schriftgelehrten aus, und es wurde Wagener, Fincelius, Melanchton ꝛc. citirt, um zu beweisen, was schon vor Jahrhunderten ganz öffentlich geschehen, was jetzt einem Einzelnen im Geheimen begegnet. Schon im alten Testament erscheint im Kampfe des Judas Maccabäus gegen Lysias ein Reiter hoch zu Roß im weißen Gewande mit goldenem Harnisch und zog vor den Juden her, sie zum Kampfe führend. In den Schlachten der Deutschen gegen die Römer erschienen gefallene Helden, bei den Kreuzzügen, wie bei der Eroberung von Amerika zeigten sich die Heiligen als Vorkämpfer der Heere. Manche Menschen hatten dergleichen Erscheinungen in ihrer Gewalt, vermochten dieselben willkürlich heraufzubeschwören; so Manuel Commenus, welcher auf solche Weise seine Feinde in großen Schrecken setzte, und als er einstmals in einem Bade in Streit gerieth, ließ er aus denjenigen Röhren, welche das heiße Wasser in die Badewannen führten, schwarze Männer hervorspringen, welche seine Gegner und die Streitenden bekämpften. Ein Herr Wiedemann erzählt, daß der Famulus des Doctor Faust ganze Heere von Reitern ins Feld stellen konnte; in Paris ließ ein Zauberer ganze Berge von Wagen und Pferden

und ein ganzes Heer erscheinen. Ein reicher wendischer Gutsbesitzer, ein Herr von Haenchen, stellte ganze Regimenter auf die Beine, indem er Gerste kochte, da denn aus jedem Korn ein geharnischter Mann entstand; zu Regimentern geschaart, ließ er diese Männer auf seinem Hofe exerciren.

Dergleichen ist aber von vielen Personen gleichzeitig gesehen worden. So erzählt Jobus Fincelius, daß Anno 1555 ein wunderlich Gesicht im Braunschweiger Land gesehen worden, in einem Flecken des Abends, zwei Meilen von Blumenau, zum Gehren genannt: da ist ein Bauer in das Holz gefahren, Holz zu laden, und als er hinauskommt zwischen dem Gehren und einem Dorf Bevessen, an einen Berg vor dem Wald, wird er etlicher schwarzer Reiter gewahr in voller schwarzer Rüstung. Davor erschrickt er und fährt bald zurück und sagt's im Dorfe, und darauf sind die Aeltesten mit ihrem Pfarrherrn und Andere so nachgefolgt, hinausgegangen an die hundert Personen an Mann und Weib, haben die Reiter gesehen und ihrer an die vierzehn Schwadronen gezählt, welche sich alsbald in zween Haufen getheilt und gegen einander in Schlachtordnung gehalten, da letzlich aus jedem Haufen ein langer schwarzer Mann hervorgegangen und abgestiegen, welcher lange, weiße Hahnenfedern auf dem Hute gehabt. Diese Männer seien vor dem Haufen und innerhalb derselben auf- und abgezogen und hätten Alles wohl besichtigt, sind endlich wieder aufgesessen und haben also beide Haufen in der Schlachtordnung gegen einander hergeführt, haben das ganze Feld erfüllt und sind dann gegen den Kletten-See gezogen, wo man ihnen zugesehen hat, bis es dunkle Nacht geworden.

Es unterliegt nun gar keinem Zweifel, daß alles Dieses vollkommen wahr ist und daß man folglich auch den modernen Geistersehern glauben müsse; warum sollte man auch nicht dem Teufel dergleichen Spitzbübereien zutrauen, da ja, wie wir aus der Bibel wissen, die Engel zu ähnlichen Dingen aufgelegt sind, mit Gläubigen sowohl als mit Ungläubigen allerlei Spuk treiben, den Himmel öffnen, ihren Angehörigen phantastische Reiterschaaren zu Hülfe, ihren Feinden solche entgegenschicken.

VI.

Die Wundergeschichten des Fräuleins von Mörl, ihre Teufelsversuchungen und ihre Engelsgesichte.

Es gab eine Zeit, welche wir die Nacht des Mittelalters zu nennen pflegen in unserer Freude, der Zeit anzugehören, welche Licht verbreitete:

der Zeit der Reformation. Es ist indessen ein wunderlicher Irrthum, zu glauben, die Reformation habe an den damals herrschenden Ansichten irgend etwas geändert und Luther sei solchem Aberglauben entgegengetreten. Er hat den Teufelsglauben nicht beschränkt, sondern er hat ihn so recht eigentlich auf die Spitze getrieben. Die Versöhnungslehre ist der Hauptsatz seines Unterrichts. Durch die Gnade Christi und um seines Verdienstes willen können die Verehrer derselben von Sünde, Tod, Hölle und Teufel erlös't werden, ohne daß sie durch ihre Verdienste etwas dazu beitragen. Nicht ihre guten Werke, sondern Christi Tod erlös't sie. Diese Lehre aber steht im innigsten Zusammenhange mit der Lehre von der Existenz des Teufels, denn Christus ist ja ganz allein deshalb in die Welt gekommen, um das durch die Erbsünde weitverbreitete Reich des Teufels durch seinen Opfertod zu stürzen. Luther glaubte deshalb nicht nur an die fortdauernde directe Wirksamkeit des Teufels auf die Menschen, sondern auch an alle damit zusammenhängende Zauberei und Hexerei, an das Besessensein, an das Bündniß mit dem Teufel, ja, an die leibhafte Erscheinung des Höllenfürsten. Er war von dieser Lehre so sehr überzeugt wie die jetzigen orthodoxen Pfaffen sich davon überzeugt anstellen. In dieser Ueberzeugung geräth er sogar in Widersprüche mit sich selbst, in Behauptungen, denen alle Folgerichtigkeit fehlt. So z. B. gestattet er keine Wunder mehr, welche, wie auch der heilige Augustin sagt, mit der Apostelzeit aufgehört haben. Er leugnet die Einwirkung Gottes auf die Heiligen, er leugnet die Wunderkraft der Reliquien, leugnet die Verwandlung des Brotes und Weines durch den Priester, bezeichnet die Fürbitten bei den Heiligen, das Bekreuzigen durch die Priester, das Berühren mit dem Priestergewande als Aberglauben, beschränkt also die directe Einwirkung Gottes auf die Menschen, erhebt dagegen die unumschränkte Herrschaft des Teufels zu einer unumstößlichen Glaubenslehre, an welcher nichts gemildert wird dadurch, daß er sagt, der Teufel wirke nur unter Gottes Zulassung, und so kommt es, daß sehr bald das Volk mehr an den Teufel als an Gott glaubt, denn der Teufel wankt in tausend Gestalten auf der Erde umher. Ganz Europa ist eine große Hölle, in welcher der Teufel unumschränkte Herrschaft übt, alle Verstandeskräfte dunkelt, jeden Fortschritt hemmt. Es traten niemals die Neigungen des verderbten Menschengeschlechts greller hervor als im sechszehnten Jahrhundert, wofür wir ein sprechendes Zeugniß in einem dicken Folianten finden, welcher, Theatrum diabolorum genannt, von Geistlichen verfaßt, uns auf eine schauderhafte Weise die Verderbtheit der Zeit zeigt.

Wie sich nun Alles wiederholt, wie es nichts Neues auf Erden giebt,

eine Klage, welche schon Horaz vor beinahe zweitausend Jahren ausspricht, wie sich Alles wiederholt, so auch der Teufelsglaube, der nach einer kurzen Zeit der Aufklärung, der, nach dem kurzen Lichtblick der durch die Rationalisten verbreiteten Religionslehre, mit erneuerter Macht, mit siegreicher Gewalt heraufbeschworen wurde. Einen vernünftigen Glauben nannten die damaligen Theologen sowie die jetzigen: „Unglauben", und wer die Persönlichkeit, wer das Dasein, wer das leibhafte Auftreten des Teufels leugnete, wurde ein Unchrist, ein Heide, ein Ketzer genannt, und die evangelischen Priester waren darin schlimmer als die katholischen. Sie zogen das Gebiet des thierischen Magnetismus in ihren Bereich und machten aus einer epileptisch Kranken eine Heilige, eine Wunderthäterin.

Zu diesen hochberühmt gewordenen Personen gehörte ein Fräulein von Mörl, welche, im Jahre 1812 geboren, den Namen Maria erhielt und so fromm war, daß sie ein Liebling Aller wurde, welche sie kannten. Mit ihrem neunzehnten Lebensjahre fingen wunderbare Erscheinungen bei ihr an, welche ihr Leben zu bedrohen schienen, sie aber bald zum Gegenstande der frommen Aufmerksamkeit aller Gläubigen machte. Damals, als Volnda nach seinen Reisen sich in Berlin niedergelassen hatte, begann das Aufsehen, welches sie erregte, durch die Zeitungen so verallgemeinert zu werden, daß man keine Zeitschrift in die Hand nehmen konnte, ohne darin einen Artikel über die Unglückliche oder die Heilige, wie ein Jeder sie nach seiner persönlichen Ansicht nannte, zu finden; aber es wurden auch eigene Werke über sie geschrieben: ein Paar von Italienischen Priestern, eins von einem Deutschen, ihrem Beichtvater.

Derselbe sagt: „Meine Feder ist zu schwach, alle die Arten von Krämpfen zu beschreiben, welche sich an ihr zeigen. Bald ras'te sie wie ein Bär, bald grollte und stöhnte sie wie ein Hund, jetzt krümmte sie sich in Bogen, jetzt wieder sichelförmig, die Augen zogen sich wie bei einem Sterbenden in den Kopf zurück, in ihren Krämpfen mußten drei auch vier Personen sie halten. Starr- und Lungenkrämpfe waren die gewöhnliche Erscheinung, den Mund hielt sie vier Tage offen, daß ihr Lippen und Zunge verdorrten. Oft warfen die Krämpfe sie Stundenlang in die Höhe, oft schwoll sie hoch an, und dann krachte und knallte es Stundenlang in ihren Eingeweiden, als schösse man Pistolen ab.

„Der erste Anfall dieser Krämpfe dauerte achtundzwanzig Tage, wonach sie durch äußere Mittel das Augenlicht und dann die Sprache wieder erhielt, und dann auch etwas mehr Nahrung zu sich nehmen konnte.

„Sie wurde nun auch homöopathisch behandelt, da alle anderen Mittel ihren Zustand nur verschlimmerten.

„Mehrere Monate vergingen, als sie plötzlich wieder ohne Empfindung, ohne Sprache und ohne sehen zu können da lag, von Krämpfen befallen, weder essen noch trinken konnte, bis sie plötzlich wieder ganz gesund war, die Kleider anzog, in die Kirche ging und betete.

„Als man sie frug, wie ihre Besserung so plötzlich gekommen, erwiederte sie: »Ich betete zur göttlichen Mutter am Abend eines ihrer Feste, dann rief ich zum heiligen Vater Franziscus und zum heiligen Rometius, auch betete ich für Ihren Bruder, für den eben die Sterbeglocke geläutet wurde das Miserere, rief dann auch ihn an, und mir schien auf einmal, ich könnte reden und gehen, und so war es auch.«

„Die Fragende war die Mutter gewesen, deren Bruder war an eben diesem Abend gestorben, was sie unmöglich durch irgend eine ihr äußerlich zugekommene Nachricht erfahren haben konnte, was ihr mithin nur durch Maria und die Heiligen mitgetheilt worden war.

„Sie versicherte oft, daß in jenen schmerzhaft scheinenden Zuständen ihr mitunter sehr wohl sei; sie sehe dann ein schönes Kind mit einem Blumenkranz oder einem Strauß oder einer Rose in der Hand, auf ihrem Bette sitzend, wodurch ihr dann immer sehr leicht werde. Wenn aber in ihren Krämpfen dieses schöne Kind sie verließ, so wurde ihr Körper- und ihr Seelenleiden sehr groß. Durch die Nähe der Geistlichen erhielt sie meistentheils große Erleichterung, doch nicht bei allen auf gleiche Weise.

„Mitunter hatte sie entsetzliche Visionen; es erschienen ihr schwarze, gräßlich aussehende Männer, welche sie fortzuschleppen drohten und sagten, sie solle nur den Geistlichen Nichts glauben, es sei ja doch mit ihr aus; sie solle ihren Glauben verleugnen, solle fluchen und lästern, dadurch könne sie allein gesund werden.

„Im Februar 1832, also in ihrem zwanzigsten Jahre, erhielt sie nach einer Communion die erste Extase, welche zwölf Stunden dauerte. Solche Entzückungen wiederholten sich an jedem Communionstage; sie verfiel in einen Starrkrampf, in welchem alle Empfindungen aufhörten; sie mußte stets durch einen geistlichen Befehl in das Leben zurückgerufen werden; ohne diesen wäre sie darin gestorben.

„Ihr Zustand war abwechselnd, so daß sie Monate lang im Bette liegen bleiben mußte, ebenso aber auch Monate und halbe Jahre lang auf sein und ausgehen konnte. Ein Jahr später wurde sie plötzlich ganz unnatürlich lustig, machte Scherze der tollsten Art, kannte aber Niemand; eben so plötzlich ereignete sich ein neues Schreckniß. Sie hatte nämlich eine Menge Stecknadeln im Munde, auf welche sie zubiß, als ob es Brotrinden wären, ohne daß der Mund verletzt gewesen wäre. Dies erneuerte

sich von da an drei- bis vier Mal mit allerlei gefährlichen Gegenständen; bald hatte sie Glasscherben, bald Nähnadeln und ein ander Mal Stecknadeln im Munde, dann kamen wieder einmal zerbrochene Stricknadeln zum Vorschein, wieder ein ander Mal hatte sie ein halbes Dutzend scharfer Knochensplitter im Munde und Einiges davon saß fest im Zahnfleisch, so daß es ihr Beichtvater nur mit großer Mühe herausziehen konnte; auch kamen ihr Nadeln und andere spitze Gegenstände aus anderen Theilen des Körpers, wobei es höchst verwunderlich war, daß sich keine Blutungen, keine Narben zeigten. Die unglückliche Maria sagte, es ständen immer vor ihr ein Paar sehr bös aussehende schwarze Männer, welche sie mit Gewalt nöthigten, diese verschiedenen Dinge zu sich zu nehmen. Sie steckten ihr die Nadeln oder Splitter in die Augen, Ohren, in die Nase, ohne daß es ihr eigentlich wehe thäte, deshalb sie sich auch nicht immer weigere, sie anzunehmen, weil sie ohnedies durch die Männer arg genug in Schreck gesetzt werde; zu ihrer äußersten Verwunderung fühle sie einige Minuten darauf, wie sich die Nadeln durch das Gehirn den Weg bahnten und in den Mund gelangten.

„Nach jedem solchen Anfall wurde sie wieder etwas wohler, stand auf und ging zur Kirche, was sie täglich zwei- bis dreimal that.

„Nachdem diese schreckliche Art der Verwundung sich Monate lang wiederholt hatte, ward sie plötzlich gelähmt, konnte auf den linken Fuß nicht mehr auftreten und mußte daher das Bett hüten, was ihr um so schmerzhafter war, als sie dadurch behindert wurde, ihrer frommen Gewohnheit zu folgen. Sie blieb an das Bett gefesselt, doch zur Freude aller Verwandten und ihres Beichtigers wenigstens nicht mehr durch die Nadeln und sonstige gefährliche Körper geplagt. Da kam zum großen Erstaunen ihres Beichtvaters die Spitze eines mehrere Zoll langen Nagels aus ihrem linken Fuß hervor. Als derselbe nun unter großen Schmerzen durch den Beichtvater entfernt worden war, konnte sie auch wieder aufstehen und zur Kirche gehen, sie lahmte nun nicht mehr; aber die frühere Plage trat auch alsbald wieder ein, und zwar in viel größerem Maße als vorher. Nach jedem Kirchgange mußte sie sich niederlegen, und alsbald zeigten sich auch wieder die Stecknadeln und Nähnadeln, deren auf dem Bette ganze Hände voll gefunden wurden; kleine Nägel, Glassplitter kamen dazu und die arme Maria, welche bald hier, bald dort gestochen wurde, schrie mit verzerrtem Gesichte und mit funkelnden Augen: die bösen Männer wollten sie hindern in die Kirche zu gehen, und plagten sie so schrecklich nach jedem Kirchgange. Sie raufte sich Hände voll Haare aus, welche aber immer sogleich verschwunden waren, wahrscheinlich von den bösen

Männern ihr entwunden; sie wollte zum Fenster hinausspringen, sie schrie, daß sie in Ewigkeit verdammt sei; nur die Gegenwart des Beichtvaters hatte einigen Einfluß auf sie, sowie auch hauptsächlich in seiner Gegenwart die Stecknadeln, Nähnadeln, Nägel ꝛc. zum Vorschein kamen und nicht gefunden wurden, wenn derselbe nicht anwesend war.

„Da alle ärztlichen Mittel, auch die homöopathischen und die magnetischen, vergeblich waren, wandte man sich an das Gebet, und dieses beruhigte sie in wunderbarer Weise, so daß sie flehentlich bat, man möchte so fortfahren. Sie verfiel dann in eine Verzückung, in einen heiligen, hellsehenden Schlaf und erklärte in demselben, daß ihr nichts helfen könne, als ein allgemeines Kirchengebet. Es wurde die oberhirtliche Erlaubniß hierzu eingeholt und mit Vollziehung der von dem Geistlichen vor dem Altar gesprochenen Gebete verlor sich der entsetzliche Zustand. Die bösen Gestalten verließen sie, Nadeln, Splitter und Wirthschaft kamen nicht mehr zum Vorschein, sie war körperlich genesen. Aber die Gebete hatten eine Entzückung über sie gebracht, so daß sie mit den Heiligen, ja mit Gott selbst sprechen konnte. Sie hatte die vollständigsten und deutlichsten Anschauungen von den Heiligen und vermochte in alle Geheimnisse einzudringen. Sie betete viel, bald knieend, bald mit ausgestreckten Armen auf dem Angesicht liegend. Als nun Ostern kam, am grünen Donnerstage, sah sie Abends Christum mit den Jüngern ganz lebendig im Garten am Oelberge, ihr Gesicht drückte den tiefsten Kummer über den Verrath an dem Herrn aus. Noch schmerzlicher wurde ihr Angesicht am Freitag, und am Nachmittag ging es in tödtliche Trauer über, so daß sie selbst einer Sterbenden glich, zu röcheln begann, kalten Schweiß auf der Stirn zeigte, sich ausstreckte und wirklich zu sterben schien. In diesem Augenblick stellte sich der Heiland, am Kreuze hängend, mit geneigtem Haupte dar. Er hatte zu leben aufgehört, die Spötter hatten nichts mehr an ihm zu verspotten, sie wandten sich mit Grauen von ihm ab, da er ganz mit Blut überronnen war."

Diese Geschichten, wie sie durch alle Zeitungen gingen, machten sehr verschiedenen Eindruck auf das Publikum. Einige sahen darin weiter nichts, als religiösen Wahnsinn, Andere fanden darin jene wiederholt sich zeigende Manie der Selbstquälung, lediglich in der Absicht, Aufsehen zu erregen; noch Andere fanden darin die abscheulichste und sichtlichste Betrügerei, welche von Seiten der erfinderischen Verfertiger von neuen Kalenderheiligen gemacht worden war. Für Alles gab es Beläge, Alles war schon dagewesen, eben so gut der religiöse Wahnsinn wie die Betrügerei, um Aufsehen zu erregen oder um einen neuen Heiligen zu schaffen."

VII.

Maria von Mörl erhält die Wundenmaale und wird eine Heilige. Urtheile der Geistlichen über diese Erscheinungen.

„Das Schauspiel war übrigens noch lange nicht beendet, es trat jetzt nur in ein neues Stadium. Die Passionsgeschichte beschäftigte sie fortwährend; sie sprach von jetzt ab mit Niemandem mehr als mit ihrem Beichtvater und dem Ortsgeistlichen, welche sie abwechselnd besuchten. Aber jeden Donnerstag erneuerte sich in ihr die Anschauung Christi von der Erscheinung desselben am Oelberg bis zur Auferstehung in der Sonntagnacht, wo sie dann den Heiland und die Apostel im Speisesaal versammelt sieht.

„In dieser Zeit der Schweigsamkeit ging sie immerfort, von ihrem Schutzgeiste geleitet, zur Kirche und hörte nicht selten an einem Tage vier bis sechs Messen. Das Geheimniß der Verwandlung des Brotes in das Fleisch Christi beschäftigte sie immerfort; sie sah Christus in der Hostie von Weihnachten bis Lichtmeß als Knabe, dann bis zu den Fasten als Jüngling. Während der Fastenzeit sah sie ihn stets am Kreuze, von Ostern aber bis Himmelfahrt erschien ihr Christus mit Wunden bezeichnet und wie zum Aufschweben gegen Himmel verklärt. Von dieser Zeit an sah sie Christus immer von zahlreichen Engelschaaren umgeben, welche oft zu vielen Tausenden um ihn her auf den Knieen lagen und ihn anbeteten. Die Engel hatten alle sehr schöne Gesichter, waren durchweg blond und blauäugig, hatten Kronen auf den Häuptern, hatten sechs Flügel mit den prachtvollen Federn auf den Schultern, aber sie hatten Ochsenklauen an den Füßen. Sehr häufig hatte sie diese Visionen während ihrer Anwesenheit in der Kirche; dann konnte sie jedesmal wahrnehmen, wie die Engel voll Ehrfurcht dem Priester auswichen, woraus ihr die Erhabenheit des Priesterstandes klar wurde. Dann sah sie, wie die Engel Gebete Christi vor den Thron des Höchsten bringen, welcher dieselben sogleich den Heiligen zur Vollstreckung befahl, woraus ihr nun wieder hervorging, daß die Heiligen, vorzugsweise aber diejenigen, welche bei ihrem Leben dem Priesterstande angehört hatten, höher ständen in der Erhabenheit als die Engel, eine Eröffnung, welche sie mit großer Freude ihrem Beichtlehrer machte.

„Während der Zeit ihrer Visionen, welche sie ein volles Jahr beschäftigten, betete sie sehr viel, und während dieser Zeit merkte sie, daß die Vorstellung von den Leiden Christi ihr einen empfindlichen körperlichen Schmerz verursachten.

„Es war am 5. Februar 1834, daß ihr Beichtvater von ungefähr an ihrer Hand frisches Blut sah. Er frug sie, woher dasselbe komme, und sie sagte, sie habe sich gestochen, und öffnete dabei die andere Hand, in welcher der Geistliche zu seinem nicht geringen Erstaunen gleichfalls Blut sah; da schloß sie diese Hand plötzlich, als bereue sie, was sie gezeigt oder gethan, und fing an bitterlich zu weinen, verbarg die Hände unter der Decke und rief unter heftigem Schluchzen: »O mein Heiland, was habe ich verrathen, ich bin unwerth Deiner Gnade, die über mich gekommen, ich habe Dein Gebot übertreten, ich habe nicht geschwiegen; jetzt wird man mich betasten und untersuchen, wird sagen, ich sei betrogen oder betrüge selbst!« und der Geistliche hatte alle erdenkliche Mühe, sie zu beruhigen. Dann zeigte sie dem Geistlichen freiwillig die Wundenmaale an den Händen und auch an den Füßen. Der geistliche Herr konnte nicht umhin, dieses seinen Mitgenossen zu erzählen, und es verbreitete sich die Nachricht von der neuen Heiligen mit unglaublicher Schnelligkeit über die Stadt und über die Umgegend. Von weit her kamen Leute, um das Wunder anzustaunen; manchen Tag mögen dreihundert Menschen sie besucht, sie auf den Knieen liegend und betend gesehen haben. Gewöhnlich hatte sie dabei die Strümpfe ausgezogen, so daß man auch die Wundenmaale an den Füßen sehen konnte. Dieselben sahen frisch geröthet und ungefähr so aus, wie eine klaffend gewesene Fleischwunde, wenn dieselbe von selbst verharrscht, ohne sich zu schließen; täglich floß mehrere Male Blut aus diesen Wunden, welche sich immer gleich blieben und nicht in Vereiterung und Verderbniß übergingen.

„Das Wunder zog von Tage zu Tage mehr Fremde nach dem Orte Kaltern; die Gasthöfe waren von vornehmen Personen überfüllt, denn man wollte sie nicht blos sehen, man verlangte ihre Fürbitte bei den Heiligen und bei Christus zur Abhülfe der verschiedensten Leiden. Das Städtchen hatte noch nie eine solche Zahl von Fremden gesehen, und es segnete die Heilige, welche ihren Segen über die Stadt brachte.

„Es fehlte nicht an Leuten, welche ungläubig waren; da trat aber ein neues Wunder ein, welches plötzlich allem Unglauben ein Ende machte.

„Maria von Mörl, die Heilige, betete gewöhnlich knieend oder stehend mit gerade ausgestreckten Armen, ein Kreuz bildend. Ein junger Mann, mit anderen lustigen Brüdern übers Feld spazieren gehend, sprach sehr spöttisch über die wunderbare Erscheinung und sagte unter Anderm, er könne mit ausgebreiteten Armen stehen und beten eben so gut wie die Heilige. Mit diesen Worten stellte er sich aufrecht hin, breitete beide Arme aus und begann unsinnige Worte zu schwatzen; seine Freunde lachten und er lachte

auch, bis Alle des Spaßes genug hatten. Nun wollte der Frevler weiter gehen aber sein Fuß war an den Boden gewurzelt, nun wollte er die Arme sinken lassen, aber sie standen ihm starr und steif und er vermochte sie und sich nicht zu regen. Er bat seine Freunde, die Arme herabzubeugen, aber das ging nicht, er bat sie, ihn umzustoßen oder hinzulegen, es war jedoch gänzlich unmöglich; weder er noch ein Anderer vermochte etwas über seine Stellung, welche er unter den grausamsten Schmerzen beibehalten mußte bis lange nach Mitternacht, wo einige seiner Begleiter zu der Heiligen gingen, und sie eben in derselben Stellung, wie ihr Freund draußen, betend antrafen.

„Die fromme Maria hörte von der vorgetragenen Bitte natürlich nichts, bis der Beichtvater ihr den schrecklichen Fall vorgetragen und durch ihn Fräulein von Mörl aus ihrer Entzückung geweckt wurde.

„Als dieses geschah, und sie die Arme sinken ließ, da sanken auch die des Verzauberten draußen vor dem Thore und er war erlöst von seiner Marter; aber er war auch für immer geheilt von seiner frevlichen Spottsucht.

„Das gnädige Fräulein bat nunmehr um Aufnahme in den Orden der Franziskanerinnen, jedoch mit dem Vorbehalt, nicht in das Kloster gehen zu dürfen, welches ihr gewährt wurde. So legte sie das Gelübde der Keuschheit ab und so lebte sie in diesem Zustande wie eine Heilige, und zwar fast ohne Nahrung, denn nur an zwei Tagen in der Woche und nur auf ausdrückliches Geheiß ihres Beichtvaters nahm sie etwas getrocknetes Obst oder ein Paar frische Früchte und etwas Wasser zu sich, nur sehr selten Brot, Fleisch aber niemals. Wie der Geist durch die himmlische Betrachtung genährt wird, so erhält auch der Körper einen Theil davon; er bedürfte der irdischen Nahrung wahrscheinlich gar nicht, und wenn der Geistliche eine gleiche Heiligkeit hätte wie Maria, so würde er ihr wahrscheinlich auch gar nicht irdische Speise verordnen."

Ein Italienischer Geistlicher, Riccardi, welcher ein ganzes Werk über sie geschrieben hat, erzählt, er habe nie eine so wunderbare und schöne Erscheinung gesehen, als dieses Engelsbild, welches gekniet habe, in heiliger Verzückung aussehend wie ein bleiches Wachsbild. Er erzählt, was wir bereits angeführt, daß während des Jahres 1833 über 40,000 Menschen nach Kaltern gekommen seien, und daß ein Jeder durch ihren Anblick erbaut, durch ihre Weisheit befriedigt worden sei. Sie vermochte in die Seele Anderer zu schauen und war nicht selten sehr unzufrieden mit den Besuchen, deren viele sie, aus bloßer Neugierde herrührend, bezeichnete. Von ihrer Allwissenheit giebt er nur ein Beispiel, aber er sagt: „Die

außerordentlichen Gaben, welche Gott jener herrlichen Seele ertheilte, wie das Vorhersagen künftiger Dinge und das Lesen der Gedanken und Gesinnungen Anderer, werden zum Heile der Kirche gesammelt und beglaubigt werden."

Das eine Beispiel lautet aber: „Ein Geistlicher empfahl sich ihrem Gebete und wurde unvermuthet von einem Gebrechen benachrichtigt, welches er selbst gar nicht beachtet hatte. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie den Psalter unter ihrem Kissen hervor, öffnete ihn und zeigte mit dem Finger auf einen Vers, welcher vollkommen den Fehler ausdrückte, an welchem der Geistliche litt. Dieser las erstaunt die bezeichneten Worte, schlug an seine Brust, schluchzte und zerfloß in Thränen."

Es war wohl begreiflich, daß bei solchen Dingen die Behörden aufmerksam wurden und Untersuchungen anordneten. Es wurde ein genauer Krankenbericht gefordert, der natürlich sehr unvollständig ausfallen mußte, weil der Geistliche erst die Jungfrau aus ihrer Extase ermuntern mußte, sie aber ihre Leiden nicht mit Worten angeben und, um sie zu lindern, auch keine Medicin nehmen konnte; auch die Wundenmaale wurden untersucht, und hier wurde zum ersten Male von einem Manne gesehen, was bis jetzt nur Frauen erblickt hatten: die breite Wunde auf der Brust, wodurch die Aehnlichkeit mit der Bezeichnung des Heilandes vollkommen wurde.

Da keine Betrügerei nachgewiesen werden konnte, so mußte man etwaige Schritte gegen sie unterlassen. Jedenfalls würde Alles, was man gegen sie gethan hätte, nur zum Vortheile der neuen Heiligen ausgeschlagen sein.*)

---

*) Der Unfug dauerte noch sehr lange, denn im Jahre 1841 sah sie der bekannte und als Schriftsteller berühmte Arzt Eunemoser, und er erzählt: „Jener Zulauf ist jetzt (1841) zwar nicht mehr so groß, es kommen aber noch immer viele Menschen nach Kaltern; als ich sie sah, waren an funfzig Menschen gegenwärtig, mit denen ich gleichzeitig zu je zwanzig Personen nach zwölf Uhr Mittags eingelassen wurde. Der erste Eintritt in das Zimmer war überraschend; auf dem Bette, knieend mit an das Kinn gehaltenen Händen einer Betenden, in einem weißen Kleide und mit herabhängenden langen schwarzen Haaren, die Augen unbeweglich nach dem Himmel geheftet, erschien sie mir wie eine schöne Marmorstatue, nicht wie dem Riccardi, come una statua di cera, denn eine Wachsfigur macht auf mich einen widrigen Eindruck. Es herrschte in dem geräumigen, mit einem Altärchen und vielen Heiligenbildern geschmückten Zimmer eine allgemeine Stille und Unbeweglichkeit. Nach einigen Minuten näherte ich mich, der Einzige, allmählich dem Bette; die Ueberraschung ließ aber bei mir nach, sei es der kalten Forschbegierde wegen, oder weil mir solche Erscheinungen nicht neu waren, oder vielmehr da-

VIII.

Ein neuer Magnetiseur tritt auf. Bekanntschaft desselben mit Volnda. Dieser Letztere lernt jetzt erst den Galvanismus kennen.

Zu der Zeit, wo diese Geschichten am Tollsten spukten und sich auch mehrere Mädchen zeigten, welche Wundenmaale an Händen und Füßen bekamen, ließ sich ein neues Licht unter den magnetisirenden Aerzten, ein Doctor Neufeld, in der Residenz nieder, welcher alle die hier erzählten Wunder und noch viele andere selbst mit angesehen hatte, also aus eigener Anschauung, nicht nur aus dem Sagenhören davon sprechen konnte. Er hatte nicht allein das merkwürdige edle Fräulein, sondern auch die Domenica Lazzari, die Tochter eines Müllers zu Capriana, gesehen, welche in ihrem neunzehnten Jahre gleichfalls die sämmtlichen Wundenmaale und auch die der Dornenkrone und der Geißelung trug; er hatte auch Sophie Emmerich in gleichen Verhältnissen gesehen, sowie auch die Friederike Reinhold zu Johanngeorgenstadt, welche gleichfalls Visionen von der Leidensgeschichte Jesus, sowie die Wundenmaale desselben an sich trug, und er verglich die Erscheinungen, welche er an diesen beobachtet haben wollte, unter einander, und erklärte dieselben sämmtlich als Erscheinungen eines freiwilligen Hellsehens, eines Somnambulismus ohne Zuthun eines Dritten. Neufeld hielt Vorträge über diese Gegenstände vor einem sehr zahlreichen Publikum, vor Herren und Damen aus den vornehmsten Ständen, und er brachte einen allgemeinen Enthusiasmus für die neue Lehre unter das leicht exaltirte Publikum. Der Mann hatte etwas höchst Interessantes: ein lebendiges, sprechendes Auge gab dem Gesicht noch mehr Feuer und Ausdruck als der etwas zu militairisch gehaltene Schnurrbart und Knebelbart. Er hatte die Campagne von 1813 bis 1815 mit großem Ruhme mitgemacht, war mehrfach decorirt und erzählte sowohl gern als geläufig manche Einzelheiten aus jener Zeit, welche damals noch den Mehrsten um die Hälfte ihrer Lebenszeit näher lag, als den Lesern dieser Zeilen.

---

durch, weil ich nicht nur keinen Glanz, sondern auch den Ausdruck des Gesichtes und der Augen, welches mir ganz blaß und etwas aufgedunsen vorkam, nicht fand, wie ich es sonst bei Entzückungen gleichsam verklärt gesehen hatte. Mehrere Fragen wurden mir von dem daneben stehenden Pater Kapistran, ihrem geistlichen Führer, gefällig beantwortet. Da nach Versicherung ein langes Verharren in dieser knieenden Stellung mit etwas vorgebogenem Leibe in Krämpfe übergehen konnte, so entfernte ich mich nach einem kurzen Besuche, um noch andern Harrenden Platz zu machen."

Neufeld war auf seinen Zügen durch Frankreich auch nach Dom Remy gekommen, war, angeregt durch die Heiligkeit, mit welcher Jeanne d'Arc (deren Haus daselbst noch jetzt gezeigt wird) im Munde des Volkes noch heute lebt, bewogen worden, sehr specielle Studien über dieselbe zu machen. So hatte er auf der Bibliothek in Paris sowohl als auch in Rouen, woselbst sie verbrannt worden ist, Nachrichten von ihr aufgesucht, Prozeßacten gefunden und überhaupt Nachrichten mancher Art gesammelt, welche nicht leicht zugänglich waren.

Mit dieser begeisterten Jungfrau, mit dieser reinen und durch und durch christlichen Gestalt verglich er nun das Fräulein Mörl, die Domenica Lazzari und die Friederike Reinhold. Sie Alle waren, nach seiner vollsten Ueberzeugung, im Zustande des Hellsehens durch den Magnetismus, aber durch den selbst erzeugten, nicht durch von anderen auf sie übertragenen.

Es gab auch einige Ungläubige, welche sehr mit dem Kopfe schüttelten, als sie sowohl von dieser Zusammenstellung, wie auch von der Erklärungsart hörten. Diesen Wenigen war das Ganze, die Wundenmaale und die übrige Leidensgeschichte Betreffende eine unwürdige Comödie, eine abscheuliche Betrügerei, wie sie leider nicht vereinzelt, sondern in vielen Beispielen sich wiederholend, vorkomme. Diese Wenigen fanden auch in Stecknadeln und Nägeln, in den Nähnadeln und zerbrochenen Stricknadeln der Maria von Mörl keineswegs Krankheitserscheinungen oder Wunder oder satanische Versuchungen, sondern einen grob gespielten Betrug, entweder von Seiten des vom religiösen Wahnsinn befangenen Mädchens, oder von Seiten des Geistlichen, der sie in diesen Wahnsinn versetzt.

Dieses waren aber Stimmen in der Wüste, denn die Menschen sind durchweg bei weitem mehr geneigt Wunder zu glauben, als Erscheinungen sonderbarer Art natürlich erklärt zu sehen.

So fand denn der neue Prophet großen Anklang, sein Krankenzimmer großen Zulauf und seine Börse einen reichlichen Gewinn.

Er hatte seine Wohnung unmittelbar neben der des Professors Voluda aufgeschlagen, und er konnte denselben aus seinen Fenstern im Garten sehen. Da nun auch die Gärten der beiden Häuser so aneinander stießen, wie die Häuser selbst benachbart waren, so machte sich eine Bekanntschaft sehr bald, und um so leichter, als Neufeld sichtlich danach suchte, Voluda aber, wenn auch nicht begierig nach neuen Bekanntschaften, dieselben doch keineswegs grundsätzlich vermied.

Die beiden Männer fanden umsomehr mancherlei Anknüpfungspunkte, als Beide die Feldzüge mitgemacht hatten und Beide in demselben Corps

gewesen waren, ohne einander jedoch zu kennen, wiewohl Neufeld behauptete, Voluda sehr oft gesehen und immer mit großer Theilnahme betrachtet zu haben.

Der Neuangekommene erbat sich sehr häufig den Rath des schon länger in der Residenz Eingebürgerten, und so entstand nach und nach ein gewissermaßen freundschaftliches Verhältniß, das zwar von Seiten Voluda's ziemlich kühl, dagegen von Seiten Neufeld's, wie es schien, mit doppelter Wärme aufgefaßt wurde.

Daß Voluda und dessen Schwester die Vorlesungen des neuen Propheten besuchten, verstand sich gewissermaßen von selbst; nicht nur waren sie ja Nachbarn, Kameraden, Männer von gleichem Beruf, sondern noch über dieses Alles hatte Neufeld es sich als eine Gunst erbeten und die erforderlichen Karten zum Geschenk gemacht. So blieb denn nichts übrig, als die Vorträge zu besuchen, so wenig sie Anziehendes für Voluda hatten, welcher, was die Auffassung des thierischen Magnetismus betraf, auf einem durchaus anderen Standpunkt als Neufeld stand.

Anders war es mit den beiden Damen, welche gern eingeweiht worden wären in die Geheimnisse des Magnetismus, der eine so erschütternde Rolle in dem Leben des Sohnes und Bruders spielte, welcher indeß nicht geneigt war, den Schleier zu lüften, der ein ihm selbst unheimliches Gebiet verbarg.

Unter den Schätzen, welche Doctor Neufeld seinen Nachbarn zeigte, war ein neues Baquet und eine neue Art, mehrere Kranke gleichzeitig zu magnetisiren.

Die Aeußerlichkeiten des Baquets waren dieselben wie immer; die Füllung des eisernen Kastens aber bestand aus abwechselnden Lagen von Eisenhammerschlag und von Glas. Die Lagen waren regelmäßig auf dem Boden des Behälters ausgebreitet, waren alle von gleicher Dicke und reichten bis zum oberen Rande des Behälters.

Der Mittelleiter stand auf dem Boden des eisernen Gefäßes fest geschraubt und die einzelnen Glas- und Eisenschichten berührten ihn in regelmäßiger Abwechselung. Der ganze Kasten war übrigens mit Wasser vollgegossen.

Neufeld erklärte dieses seinem Nachbar mit ziemlich geheimnißvoller Miene und bat ihn gleichzeitig, nicht gegen Andere von dieser seiner Erfindung zu sprechen, indem die Wirkung, welche er damit erziele, so wunderbar und so energisch sei, daß er nicht beabsichtige, diese hochwichtige Entdeckung dem Publikum Preis zu geben.

Voluda frug: Worin denn die besondere Eigenthümlichkeit dieses Baquets bestehe?

Neufeld sah lange und höchst verwundert den Frager an; endlich sprach er: „Wenn dies wirklich Ihr Ernst ist, so verstehe, so begreife ich Sie gar nicht. Sie als ein gelehrter Physiker, als eine so sehr berühmte Autorität in diesem Fache, sollten doch auf den ersten Blick einsehen, daß ich nur Ihnen anvertraue, (was aber dem Physiker gar nicht entgehen kann): daß hier Galvanismus die Triebfeder ist. Sie sehen hier in diesem Kasten eine galvanische Batterie mächtigster Art; Eisen und Glas in vierquadratfußgroßen Platten, vierzigmal übereinander geschichtet und durch das Wasser in Thätigkeit gesetzt, giebt eine so gewaltige Batterie, wie sie wohl schwerlich ein Physiker auf Erden aufzuweisen hat."

„Bilden Sie sich das nicht ein," erwiederte Voluda, „die jetzigen Batterien von Kupfer und Zink, wie sie in den Königlichen Instituten zu Paris und zu London, wie sie ferner hier und in Petersburg zu haben sind, erreichen viel größere Dimensionen, und wenigstens schon vor funfzehn Jahren hatte Seebeck hier in Berlin eine Batterie von mehreren Hundert Quadratfuß Kupfer und Zink; allein ich gestehe Ihrem Apparat gar nicht zu, daß er ein galvanischer sei. Was Sie hier Platten oder Tafeln nennen, sind gar keine Tafeln, sondern Schutt. Eine Schicht Hammerschlag ist ja keine Eisentafel, eine Schicht Glassplitter ist ja keine Glastafel; aber überhaupt sind auch diese beiden Körper — Glas und Hammerschlag — gar nicht geeignet, eine electrische Wirkung hervorzubringen."

„Dies gebe ich Ihnen unbedenklich zu," erwiederte Neufeld, „ich habe auch gar nicht an eine electrische Wirkung gedacht. Der thierische Magnetismus ist für die mehrsten Menschen ein zu feines, ein zu zartes Fluidum; da habe ich mich denn nach einer gröberen Materie umsehen müssen, wiewohl ich die Leute immer in dem Glauben erhalten will, es sei der Magnetismus, den ich hier anwende. Ich habe mich nicht an die Electricität, sondern an den Galvanismus gewendet, und dies hier ist nicht eine electrische, sondern eine galvanische Batterie."

„Ah! So! Sie machen einen Unterschied zwischen Electricität und Galvanismus?"

„Gewiß, mein werther Herr Professor, und welch einen Unterschied! — Eine galvanische Batterie besteht aus Platten, eine electrische aus Flaschen; eine galvanische Batterie ist naß, eine electrische trocken; eine galvanische steht in einem eisernen Kasten, eine electrische in einem hölzernen. Wenn Sie noch mehr Unterschiede wollen, so kann ich noch mit einem halben Dutzend dienen."

„Oh nein!" sprach Voluda, mit einem eigenthümlich sarkastischen Zug um den Mund. „Ich bin vollkommen überzeugt und sollte eigentlich

mit einem Gelehrten, wie Sie, kein Wort mehr über diesen Gegenstand sprechen, denn Sie haben den Gegenstand sehr tief und sehr gründlich aufgefaßt."

Höflich verneigte sich Neufeld, aber Voluda fuhr unbeirrt fort: „Nur Eins ist mir bei Ihrer Anordnung aufgefallen. Alle galvanischen Batterien bestehen aus zweierlei Metallen, oder aus Kohle und einem Metall."

„Ich habe statt dessen Glas und ein Metall gewählt," sprach Neufeld.

„Ich hätte mich präciser ausdrücken, ich hätte sagen sollen: eine galvanische Batterie besteht aus zwei Leitern verschiedener Art, das Glas aber ist ein Isolator."

„Das Glas ist benetzt, ist also durch das Wasser zum Leiter geworden."

„Ah, richtig, das Glas ist allerdings naß. Nun pflegt man aber die beiden Leiter aufeinander zu legen und dann durch eine Schicht Flüssigkeit von dem nächsten Paare zu trennen, darauf wieder zwei Leiter zu legen und diese durch eine Schicht Flüssigkeit von dem dritten Paare zu trennen; bei Ihnen habe ich dieses nicht bemerkt."

„Nein, ich habe es vorgezogen, Alles zusammen mit Wasser zu begießen; da sind so viel feuchter Leiter, als irgend erforderlich und mehr," sprach Neufeld.

„Und mehr, allerdings!" sagte Voluda. „Nun noch zum Schluß: man pflegt sonst die Batterien so aufzubauen, daß die Platten rund um freistehen, unter allen Umständen aber nicht von einem leitenden Körper, wie hier von einem eisernen Kasten, eingeschlossen sind; denn darin liegt eben die Hauptwirkung, daß man durch seinen Körper oder dasjenige Ding, welches den galvanischen Strom aufnehmen soll, die oberste und die unterste Platte verbindet und auf diese Art die Electricität —"

„Den Galvanismus," so unterbrach ihn Neufeld.

„Richtig, ich wollte sagen, den Galvanismus durch sich hindurchleitet."

„Ich gebe es zu, daß man es sonst so macht," sprach der fremde Arzt, „aber ich ziehe es vor, Alles in einen eisernen Kasten zu bringen, weil ein gläserner durch die Benetzung doch auch leitend werden würde und dabei theurer wäre; aber ferner und hauptsächlich liegt gerade in dieser allseitigen Verbindung der einzelnen wirksamen galvanischen Theile untereinander die Eigenthümlichkeit meines Apparats, sowie die außerordentliche Mächtigkeit seiner Wirkung ebenfalls darin ihren Grund hat."

Staunend betrachtete Voluda den Sprecher und dachte: „Ist es möglich, daß ein solcher Mann — so ganz kenntnißlos — sich für einen Physiker hält?" Aber Neufeld betrachtete mit einem ähnlichen Erstaunen

Voluda und dachte bei sich: „Dieser Esel, der noch nicht einmal die ersten Anfangsgründe des Galvanismus kennt, dieser melancholische Dummkopf ist Professor an der Königlichen Universität? Ei, ei, ich fürchte, wenn sie Alle solche Tölpel sind wie er, so wird es mir gehen wie dem Gellertschen Tanzbären."

Mit der Miene eines Protectors sagte nun Neufeld laut: „Da diese Anordnung Sie schon als neu so sehr interessirte, so wird die andere mit dem magnetischen Baume Ihnen noch auffallender erscheinen und Sie noch mehr mit den Tiefen der geheimnißvollen Wissenschaft, welcher ich mich ergeben habe, vertraut machen."

IX.

Neue Ansichten über den Magnetismus. Voluda examinirt Neufeld und dieser ihn. Vegetabilische Baquets.

Der neue Mesmer führte Voluda in den Garten und zeigte ihm ein Paar von einander entfernt stehende Bäume, einen Nußbaum und eine Rüster, welche einen sehr bunten Bänderschmuck trugen. Er erklärte darüber Folgendes:

„Die Polarität ist in der ganzen Welt das Herrschende, das Gebietende, ist Dasjenige, wodurch Alles, was da ist, besteht, und Alles, was da wird, entsteht. Diese Polarität spricht sich ganz besonders im männlichen und im weiblichen Geschlechte aus."

„Ja, ja," sagte Voluda, „denn ohne Verbindung von Mann und Weib kann ein drittes Wesen freilich nicht entstehen, und wenn Sie die Geschlechtsverhältnisse Polar nennen, so haben Sie hierin allerdings vollkommen Recht."

„Nicht wahr?" so sagte, ohne auf das Wenn zu hören, der Doctor sehr befriedigt. Dann fuhr er fort: „Wenn daher ein Mann magnetisirt werden soll, so muß es eine Dame thun, und wenn eine Dame magnetisirt werden soll, so muß sich ein Mann mit ihr beschäftigen. In Folge dieser Anordnung der Natur, der sich der denkende Arzt immer fügen muß, habe ich auch männliche und weibliche Bäume gewählt, um das Magnetisiren zu bewerkstelligen. Der Nußbaum ist ein männlicher Baum, mittelst seiner magnetisire ich die Damen, die Rüster ist ein weiblicher Baum, ihrer bediene ich mich, um Männer zu magnetisiren."

„Dieser Unterschied wird mir schon gleich höchst interessant," sprach Voluda. „Wodurch haben Sie herausbekommen, daß der Wallnußbaum männlich ist und die Rüster weiblich?"

Höchst verwundert und wie über eine wirklich kindische Frage verwundert erwiederte Neufeld beinahe lächelnd: „Mein Gott, Herr Professor, besinnen Sie sich doch. Der ist ja der männliche Artikel und die der weibliche."

„Dieser Unterschied ist allerdings überraschend fein," sprach Voluda, „und noch fällt es auf, wenn man die nöthigen Folgerungen daraus zieht. So z. B. ist der Stier und die Kuh offenbar männlich und weiblich, und das Kalb, welches doch keins von beiden ist, wird sehr richtig mit dem Artikel des Neutrums bezeichnet; mitunter nur begeht die Sprache Inconsequenzen, so bei den Bäumen mit den getheilten Geschlechtern. Die Deutsche Sprache sagt die Palme für beide, statt daß sie etwa für den befruchtenden männlichen Baum sagen sollte: der Palmerich, und für die fruchttragende weibliche: die Palmerine."

„O bitte, Herr Professor," sprach Neufeld mit großer Würde; „ziehen wir nicht etwas so Ernsthaftes, etwas so tief Wissenschaftliches in die Sphäre des Trivalen herab durch unsern Spott. Die Palme ist weiblich und wird es bleiben trotz Ihrer Heiterkeit. Aber wenn der Gegenstand Ihnen vielleicht nicht angenehm, nicht würdig genug vorkommt, so wollen wir ihn fallen lassen."

„Nicht doch," bat Voluda, „ich lasse mich gerne belehren; fahren Sie nur weiter fort."

„Nun denn, so sehen Sie, wie ich hier die Polarität zu meinen Zwecken ausgebeutet habe." Und er erklärte nunmehr die ganze Zusammenstellung.

Ein jeder der Bäume bot den Anblick einer ihn ganz umgebenden, beinahe zwei Fuß hohen Rasenbank dar; ferner war rundum im Kreise nahezu ein Dutzend Stühle gesetzt, welche der Rasenbank so gegenüber standen, daß man hätte glauben sollen, man beabsichtige hier eine Conversationsstunde oder vielleicht ein Gesellschaftsspiel zu halten; dies war aber nicht so, denn die Anwesenden sollten einander nicht gegenüber sitzen, wie man das z. B. in den Salons vornehmer Leute findet, sondern nur die Stühle waren zum Sitzen bestimmt; was den Baum umgab, hatte nur zufällig die Form einer Rasenbank, es war das Instrument, es war der physikalische, der magnetische Apparat. Um den Nußbaum her war eine zwei Fuß breite Schicht von Hammerschlag, darauf eine zweite von Kies, darauf wieder eine von Hammerschlag, und dann wieder eine von Kies

geschüttet, bis sich dadurch eine zwei Fuß hohe Bank gebildet, worauf nun eine Rasendecke lag, welche fortwährend mit Wasser begossen und dadurch frisch erhalten wurde.

Um die Rüster her hatte man eine ganz gleiche Erhöhung gebildet, nur waren die Substanzen andere. Der Herr Doctor hatte hier Eisenfeilspähne und Glassplitter abwechselnd übereinander geschichtet; das Ganze war gleichfalls mit Rasen belegt. An jedem Baum befanden sich mehrere Ellen lange farbige Bänder: an dem Nußbaum welche von Flachs, an der Rüster welche von Seide.

Der Arzt fing nun an, die Zusammenstellung zu erklären und sagte: „Sehen Sie, wie harmonisch hier Alles angeordnet ist; an dem männlichen wie an dem weiblichen Baum befindet sich ein Baquet und befinden sich auch die erforderlichen Leiter. Das Baquet an dem männlichen Baume, dem Nußbaume, besteht allein aus männlichen Substanzen: der Hammerschlag und der Kies; das Baquet an der Rüster aus weiblichen: die Eisenfeile und die Glassplitter. Die Leiter sind ebenso von männlichen oder weiblichen Substanzen: der Lein oder der Flachs dient dazu bei dem Nußbaum, die Seide bei der Rüster."

„Ich erstaune," sprach Voluda, „über diese Feinheit; mir fällt jedoch in dem Augenblick ein, daß es vielleicht noch feiner wäre, wenn Sie das männliche Baquet und die männlichen Leiter an den weiblichen Baum, das weibliche Baquet aber an den männlichen Baum gebracht hätten. Ich glaube, dadurch würden Sie eine doppelpaarige Polarität erreicht haben."

Wie frappirt von einem glänzenden Gedanken sah der Mesmeride den satyrischen Professor an; es fiel ihm nicht im Entferntesten ein, daß dieser mit ihm Scherz treibe, sich über ihn lustig mache. Er erkannte die außerordentliche Wahrheit, die große Tiefe der Bemerkung und sagte: „Ich muß mich glücklich preisen, daß ich noch zur rechten Zeit mit Ihnen über diesen Gegenstand gesprochen habe; ich bitte Sie, erklären Sie Ihren tiefen Gedanken näher."

Voluda erwiederte lächelnd und halb verlegen, denn es that ihm schon wieder leid, daß er den Thoren gegeißelt: „Ich meine, wenn Sie die Damen mit den männlichen Leitern und dem männlichen Baquet verbinden, zwischen diesen aber der weibliche Baum steht, so haben Sie ein vierfach abwechselndes polares Wirken."

„Männlich, weiblich, männlich, weiblich, ja, vierfache Abwechselung, o das ist groß!" so rief voll innerer Reue der Mann der Wunder aus. „Ich habe Sie verkannt, Herr Professor, ich habe Ihnen nicht solche

Gründlichkeit zugetraut, aber ich sehe jetzt, daß Sie die Tiefe der Wissenschaft erforscht haben. Ja, so werde ich's machen, und wenn Ihnen daran liegt, so will ich in meinen Vorträgen Ihrer rühmend erwähnen, den Antheil, welchen Sie an der Erfindung haben, zur allgemeinsten Kenntniß bringen, denn ich brauche mich nicht mit fremden Federn zu schmücken."

Erschreckt rief Voluda und abwehrend: „Nicht doch, nicht doch, mein Bester! Sie würden mich nur in Verlegenheit setzen, wenn Sie das thäten; aber verbinden werden Sie mich, wenn Sie mir einige nähere Angaben über die Wirkung der so behandelten Bäume dieser vegetabilischen Baquets machen wollen."

Verbindlich neigte sich der Magnetiseur, beeilte sich aber das Wort „vegetabilische Baquets" in seine Schreibtafel zu notiren, bevor er antwortete; dann sagte er: „Besonders junge und kraftvolle Bäume sind zur Aufnahme des thierischen Magnetismus geeignet; der Magnetiseur muß äußerst willenskräftig sein, denn er hat ein ganz passives Individium vor sich, welches ohne die von mir stets aufgesuchte Polarität gar nicht empfänglich wäre für den Magnetismus, indem es mir nicht mit Neigung entgegenkommt, mit Neigung und Wohlwollen, dies ist bei allem Magnetisiren ein unerläßliches Erforderniß. Sie, Herr Professor, z. B. würden ein vortrefflicher Magnetiseur sein, denn Sie haben das ganze Zeug dazu und noch ein Paar Ellen darüber. Sie haben ein so gewinnendes Aeußere, daß man sich zu Ihnen hingezogen fühlt —"

„Besonders schmeichelhaft, wenn es bei Leuten, wie Sie, stattfindet," erwiederte Voluda. — Aber der Andere fuhr mit einer leichten Verneigung des Kopfes fort: „So magnetisire ich auch nicht den Nußbaum, sondern nur die Rüster. Der Nußbaum wird von einer Dame magnetisirt; die Manipulation geschieht ganz auf dieselbe Weise, wie bei dem Magnetisiren —"

Voluda unterbrach ihn, da er sich eine Secunde lang besann, indem er seine abgebrochene Rede durch die Worte „des thierischen Körpers" ergänzte. Aber der Magnetiseur sagte, wie erschrocken: „Nein, ich muß bitten! des menschlichen Körpers, ich habe mich niemals mit thierischen Körpern abgegeben. — Es ist zum Erstaunen, wie manchmal Sie mich in der vollsten Tiefe meines Gedankenganges auffassen und dann doch manchmal wieder auf Etwas kommen, was mir anzudeuten scheint, daß unsere Geister sich nicht ganz verstehen, daß wir nicht so vollkommen geistig verwandt sind, wie ich manchmal zu glauben Ursache habe."

Verlegen blickte Voluda vor sich nieder; es that dem durchaus edlen Manne jetzt leid, sich über den Anderen lustig gemacht zu haben, da er sich so arglos sicher auf seinem hohen Rosse glaubte; allein der Andere

bemerkte hiervon nichts, ihm waren diese Empfindungen zu fein, um aufgefaßt zu werden, und er fuhr nun in seinen Erklärungen fort: „Ich streiche also den Baum, wie ich einen menschlichen Körper streichen würde, ich fange von oben an und gebe meinen Händen die Richtung abwärts, dann aber streiche ich auch die langen Aeste und zwar mittelst einer langen Stange, welche ich von der Spitze des Astes niederwärts bis zu seiner Berührung mit dem Baume führe. Nachdem dieses geschehen, umarme ich den Baum und schließlich begieße ich ihn von oben bis unten mit magnetisirtem Wasser. Der Nußbaum wird von einer Dame magnetisirt, natürlich unter meiner Leitung, aber im Uebrigen ganz auf dieselbe Weise, wie ich es selbst mit dem weiblichen mache, und Sie können sich gar nicht vorstellen, welche mächtige Wirkung aus dieser Behandlung hervorgeht; hier ist eine Naturheilkraft, welche völlig wunderbarlich ist, ich habe mit solchen — wie nannten Sie doch — vegetabilischen Baquets gastrische Fieber, Krämpfe, Geschwülste, Wassersucht, Gicht, Nervenfieber, örtliche Mißbildungen, Klumpfüße und andere Verunstaltungen, Buckel ꝛc., ich habe die Fallsucht, die Schwindsucht, die Tobsucht und andere Suchten, ich habe die Cholera und die Pest geheilt."

Groß sah er Voluda bei diesen Worten an, um zu beobachten, welchen Eindruck diese Behauptung auf ihn machen möchte. Voluda aber verlor auf einmal wieder das eben erwachte Mitleid wegen der wirklich ganz unverschämten Prahlerei, aber er dachte, der Mann wird hier großes Glück machen, denn je unverschämter man mit solchen Dingen auftritt, je größeren Zulauf von Narren hat man, und dieses sind doch immer die besten Kunden solcher Leute. Das Schweigen und die neigende Bewegung des Hauptes, mit welcher Voluda seine Gedanken begleitete, nahm der Wunderdoctor für unbedenkliche Zustimmung, und so schloß er ihn mit großer Liebe in sein Herz und machte ihn bald zum Vertrauten seiner übrigen Angelegenheiten, was Voluda nicht im Mindesten angenehm war.

X.

Neufeld dringt in Feindesland. Große Kraft und Gewandtheit. Wer sonst noch so etwas kann. Ein militairisches Abenteuer.

Voluda versuchte es, sich fern von Neufeld zu halten; dies war aber durchaus nicht so leicht, denn je weniger er ihn besuchte, desto häufiger kam Neufeld, und da Voluda sehr gastfrei war, so wurden aus

den als ganz kurz angekündigten Besuchen immer stundenlange Unterhaltungen, welche Voluda möglichst allgemein zu machen suchte, indem er die Gesellschaft seiner Mutter und seiner Schwester herbeizog, denn er für sich wußte mit dem Doctor nichts anzufangen, den er, soweit es die Naturwissenschaften und die Medicin betraf, als völlig unwissend befunden hatte, während derselbe eine gesellschaftliche Bildung, eine Gewandtheit und eine anmuthige Art zu reden besaß, wohl geeignet, einen größeren Kreis lange Zeit zu unterhalten.

An einem schönen Abende sah Neufeld die benachbarte Familie im Garten, und von seinem Garten aus hinüberrufend bat er um die Erlaubniß, sich ihnen anschließen zu dürfen. Auf die natürlich bejahende Antwort durchbrach er plötzlich die lebendige Hecke von Hainbuchen, welche die beiden Gärten mehr vereinigte als schied.

Voluda wurde diese Gemeinschaft sehr unangenehm, da er jedoch Mutter und Schwester nicht zürnen, sondern nur lächeln sah, so bekämpfte er seinen Unwillen, und der Fremde setzte sich in den kleinen Kreis, während die Mutter lächelnd sagte: „Man sieht Ihnen an, daß Sie gewohnt sind, in Feindes Land zu fouragiren; Sie durchbrechen oder überspringen die kleinlichen Schranken, wie Sie's wohl öfter in den Feldzügen gemacht haben mögen."

„Gewiß," sprach Neufeld, „so habe ich es gemacht, und dazu haben mir Vater Jahn und Vater Blücher die schönsten Beispiele gegeben. Vater Blücher war immer voran und ich blieb nicht zu Hause — Jahn aber hat mich klettern gelehrt wie eine Katze," und mit diesen Worten stand er auf, ging auf einen schlanken, dünnen Mastbaum zu, welcher unfern der Laube stand und dazu diente, um eine Flagge daran aufzuziehen, umspannte ihn mit beiden Händen und hob sich daran empor, ohne gleichzeitig der Füße dazu zu bedürfen; diese hingen an der Stange hernieder, indeß seine Hände immerfort übereinander griffen, bis er beinahe ganz oben war. Dann hielt er die Stange mit einer Hand, nahm mit der anderen seinen Hut ab, grüßte damit, setzte ihn wieder auf und stieg nunmehr ganz auf dieselbe Weise, d. h. ohne sich der Füße dabei zu bedienen, an der Stange herab, und als er dieses ausgeführt, stand er so ruhig und ohne im Mindesten den Athem verloren zu haben, vor den Damen, als hätte er einmal den Garten durchschritten.

Die Damen versagten diesem Turnerkunststückchen ihre Bewunderung nicht, aber Neufeld erklärte ihnen, wie wenig schwierig und doch wie nützlich es sei. „Unten, wo die Stange zu dick ist, um von einer Hand mehr als zur Hälfte umfaßt zu werden, braucht man beide, zieht sich in

die Höhe, bis die Schultern mit den Händen gleich hoch sind; dann macht man mit diesen gewissermaßen einen Sprung und greift einen Fuß weiter als die Hände früher waren, die Stange wieder fest an, bevor der Körper gesunken ist. Hat man sich etwa fünf Ellen weit emporgeschwungen, so braucht man nur noch eine Hand und steigt dann ganz bequem empor."

„Das heißt, wenn man sehr gewandt und sehr stark ist," sagte die Mutter.

„Nun ja," erwiederte Neufeld, „stark muß man allerdings sein; aber wer nicht stark ist, soll sich überhaupt nicht für einen Mann ausgeben, das hat der Turnvater Jahn auch gesagt, und ich habe es mir wohl gemerkt."

„Und zwar sehr wohl, wie ich sehe," sagte Marie, Voluda's Schwester, „denn mir ist dergleichen allerdings noch nicht vorgekommen."

„O doch," erwiederte die Mutter hierauf; „denke nur an die Bajazzo's bei Chiarini und bei Loisset, bei denen ist dieselbe Gewandtheit und Kraft nicht zu verkennen." Voluda war eigentlich im Begriff gewesen, dasselbe zu sagen, freute sich aber jetzt, daß es von der Mutter gesagt worden war, nicht sowohl, weil er glaubte, daß dergleichen Uebungen einem Manne nicht anstünden; er fand im Gegentheil dieselben so nützlich, daß er sie wohl auch betrieb, aber er fand es nicht gerade geeignet, damit vor einem Paar Damen zu prahlen, und Neufeld ließ denn auch, ein wenig beschämt, ein ferneres Schaustellen seiner Künste sein; aber, als ob sonst nichts vorgefallen wäre, bemächtigte er sich der Unterhaltung, indem er ein Paar Abenteuer aus seiner militairischen Laufbahn zum Besten gab. Eins derselben war nicht uninteressant und darf vielleicht hier eine Stelle finden.

„Bevor der Waffenstillstand geschlossen worden war, und also bevor noch ganz Deutschland mit Oesterreich und Rußland vereint gegen den Corsen, war es das neugeschaffene Heer, welches den Kampf zu unterhalten hatte. In jener Zeit standen die Truppen mitunter so sehr zerstreut und durcheinander, daß es der allergrößten Umsicht der Offiziere bedurfte, um nicht in Feindes Hand zu gerathen. Noch übler war der Umstand, daß in dem französischen Heere so viele deutsche Truppentheile kämpften. Man kannte zum Theil die verschiedenen Uniformen nicht recht, anderntheils geschah es nicht selten, daß Deutsche sich begegneten, die sich der Sprache nach für Landsleute halten mußten, bis sich herausstellte, daß es Badener oder Baiern oder Württemberger, daß es Hessen oder Westphalen seien, mit denen man zu thun hatte, daß man also mitten unter Feinden gewesen. Zum Glück zeigten sich die Preußen stets als die Intelligenteren, so daß

diese sich noch leicht aus der Schlinge zogen, indem sie dem Feinde irgend etwas weiß machten, während in der Regel die dem französischen Heerführer folgenden Deutschen, von etwas beschränkteren Verstandeskräften, sich nicht so leicht herauszuwickeln wußten.

„Vandamme war in den Gebirgen von Böhmen, in der Schlacht von Culm geschlagen worden, er selbst war gefangen; seine Truppen, so ziemlich demoralisirt, befanden sich im vollsten Rückzuge auf Sachsen und vorzugsweise auf Dresden zu. Die Preußen eilten ihnen Schritt für Schritt nach, um wo möglich ihre Vereinigung mit dem großen Heere gänzlich zu verhindern oder wenigstens nach Möglichkeit zu erschweren.

„So war es denn gekommen, daß wir Preußen auf zwanzig verschiedenen Wegen ziemlich gleichzeitig mit den Franzosen nach Sachsen rückten, sehr häufig in der Nacht marschirten, um unsere Bewegungen zu verbergen, dadurch aber auch wieder oft genug in die unangenehme Verlegenheit kamen, zwischen zwei feindliche Truppenabtheilungen zu gerathen. Wir sahen dann rechts und links die Wachtfeuer der Franzosen und befanden uns in der unangenehmen Nothwendigkeit, unser Nachtlager zwischen denselben zu nehmen. So geschah es am dritten Tage unseres Marsches auf Dresden, daß wir in der Gegend zwischen Peterswalde und Gottlaube eine ganz ähnliche Weise der Lagerung hätten vornehmen müssen, wenn der Zufall uns nicht etwas ganz Anderes vorbehalten hätte.

„Sie wissen, meine Damen, oder Sie wissen vielleicht auch nicht, daß beim Marschiren zwischen feindlichen Truppen oder während eines Feldzuges und dem Feinde gegenüber nach einem Uebereinkommen, welches auch bei Nacht die Erkennung des Freundes ermöglicht, ein Wort ausgegeben wird, welches man Feldgeschrei, und ein anderes, welches man Parole nennt. Wenn zwei Personen, die sich nicht kennen, einander begegnen und auch aus den Uniformen oder aus der Sprache nicht ersichtlich ist, ob sie dem Freunde oder dem Feinde angehören, so frägt man nach Parole und Feldgeschrei. Wenn Ungarn und Oesterreicher, wenn Oesterreicher und Italiener, wenn Deutsche und Franzosen im Kriege miteinander begriffen sind, so kann man allenfalls an der bloßen Sprache wissen, woran man ist; wenn aber, wie damals, unter 100,000 Französischen, d. h. einem Französischen General gehorchenden Truppen, 60—70,000 Deutsche sind und diese nur von Deutschen Truppen bekämpft werden, so ist ein solches Erkennungszeichen ganz unerläßlich. In der späteren Zeit, vom Herbste des Jahres 1813 bis zur Eroberung von Paris, 1814, hatte man ein schon von ferne sichtbares Erkennungszeichen eingeführt: das war die weiße Armbinde, allerdings bei Nacht auch nicht erkennbar.

„Damals, im August 1813, fehlte dieses Kennzeichen noch; Parole und Feldgeschrei waren das Einzige.

„Auf dieses reducirt, zogen wir weiter, und wir Führer waren vor allen Dingen und waren früher mit den Erkennungsworten bekannt gemacht, welche aber schließlich jedem einzelnen Soldaten mitgetheilt wurden.

„Sie wissen ferner wahrscheinlich, in welcher Weise man in Feindesland marschirt. Die Haupttruppenmasse bildet einen Körper (Kolonne), welcher möglichst geschlossen einherzieht; damit sie aber nicht von den Seiten her beunruhigt werde, schickt diese sogenannte Vedetten aus, welche zu beobachten haben, was sich etwa Verdächtiges nahet. Dasselbe gilt auf der vorderen und auf der Rückseite; man nennt diese beobachtenden Truppentheile Avantgarde und Arrieregarde. Die Avantgarde geht eine viertel Meile, eine halbe Meile, je nach der Gefährlichkeit der Lage, voran; sie selbst, etwa 10 bis 20 und mehr Mann stark, sendet wieder eine Avantgarde von 3 und 4 Mann aus, welche ihr um einige hundert, vielleicht um tausend Schritt voranzieht, und endlich ist ganz vorne ein einzelner Mann, ein verlorener Posten, den man „die Spitze" nennt, nicht nur mit der äußersten Wachsamkeit für die ganze Kolonne betraut, sondern auch mit seinem Leben dafür verpflichtet. So wie derselbe etwas Verdächtiges bemerkt, muß er sich auf die erste Hut und mit dieser auf die größere, als Vorhut dienende Truppenabtheilung zurückziehen und durch irgend ein Allarmzeichen das Hauptcorps von der Gefahr benachrichtigen.

„Wird der erste Mann, wird die sogenannte Spitze plötzlich und so unerwartet überfallen, daß der Rückzug nicht mehr möglich ist, so muß er sein Gewehr abschießen, gleichviel, ob er einen trifft oder nicht. Der bloße Knall ist dann das Zeichen der Gefahr, und die Nachfolgenden wissen sehr gut, was das zu bedeuten hat.

„Auf dem Nachtmarsch, von welchem hier die Rede ist, gehörte ich zur Avantgarde und war mit dem gefährlichsten Posten, mit dem der äußersten Vorhut, betraut worden. Ich hatte mich während des Tages möglichst zu orientiren gesucht und wußte sehr gut, wo unsere und wo die feindlichen Truppen standen; auch verließ ich mich seit einiger Zeit auf den Böhmischen Bauer, welcher uns zum Führer durch die Engpässe und aus dem Böhmischen nach Sachsen laufenden Gebirgen diente. Ich wußte oder glaubte zu wissen, daß in Gottlaube preußische Truppen standen, und auf diese hoffte ich zu stoßen. Behutsam weiter ziehend, den Bauer an meiner Seite, gelangte ich in die Nähe des Oertchens und sah schon von weitem eine große Menge von Wachtfeuern, welches die Lagerung einer nicht unbedeutenden Truppenmasse vermuthen ließ. Im Monat August ist

es ohnedies lieblicher im Freien zu schlafen, als sich zu Hunderten in einer niederen Bauernstube eingepökelt zu sehen. Es lag mir daher nichts näher als der Gedanke, hier unter befreundeten Truppen angelangt zu sein. Ich wartete nun, bis die mir nachfolgenden Mann herangekommen waren, theilte ihnen meine Muthmaßungen mit und schritt dann mit denselben — hoch zu Roß wie wir waren, da wir der Cavallerie angehörten — auf die nächsten Wachtfeuer los. Kaum waren wir noch tausend Schritt weiter gezogen, als wir plötzlich ein lautes qui vive! hörten.

„Der Spaß war nicht übel; wir glaubten im Preußischen Lager zu sein, und befanden uns mitten unter Franzosen.

„Ich muß sagen mitten unter Franzosen; denn alsbald, nachdem kaum der erste Ruf erschollen war, hörten wir sowohl rechts als links auf große Entfernungen hin denselben Laut sich immer wiederholen. Wir hatten zufällig uns zwischen die feindlichen Vedetten verirrt und befanden uns so von beiden Seiten eingeschlossen, daß nach dem, was ich wahrnahm, ein Rückzug nicht mehr möglich war. Es hieß also vorwärts, wie der alte Blücher sagt, und das ist für einen Preußen auch immer das Beste und Sicherste.

„Um jedoch die Truppe, deren Vorhut wir waren, nicht in Verlegenheit zu setzen, beorderte ich sofort einen der drei Mann auf die eigentliche Avantgarde zurück, mit dem Auftrage, dem Wachtmeister zu erzählen, was hier geschehen sei, und mit dem ferneren Auftrage, auch zu dem Regiment zu stoßen und den Obersten desselben in gleicher Weise davon in Kenntniß zu setzen.

„Was ich Ihnen hier erzähle, war in einer hundertmal kürzeren Zeit geschehen, als die Worte einnahmen, welche ich zur Erzählung gebraucht habe; die in etwas verzögerte Antwort auf das qui vive des Franzosen kam daher noch zeitig genug, um kein Aufsehen zu veranlassen. Ein lautes »ami!« beruhigte den Frager, und als ich dicht bei ihm stand und er sich zu mir emporhob, um die Parole zu empfangen, wie ich mich zu ihm herabbog, um sie ihm zu geben, machte mein ziemlich scharfer Säbel seinem Leben so lautlos ein Ende, daß er nicht einmal Zeit zum Aufschreien hatte; der Hals war ihm so vollständig durchgeschnitten, daß er kaum noch an den gleichfalls gespaltenen Halswirbel hing."

„Barmherziger Gott!" riefen die beiden Damen aus und hielten beide Hände vor die Gesichter. „Barmherziger Gott, das ist ja entsetzlich! Wie war Ihnen das möglich — ein einzelner Mann, hoffend, das Sie ein Befreundeter, ein Kamerad seien — wie war Ihnen das möglich? Das ist ja ein Mord!"

„Meine verehrten Damen, den Mord unter Soldaten haben immer die Könige zu verantworten; hier hieß es nicht bloß er oder ich, sondern er oder das ganze mir nachfolgende und auf meine Treue und Tapferkeit rechnende Regiment, und da war doch von einem Zweifel, was etwa zu thun, gar keine Rede."

„Sie haben allerdings Recht," sprach Marie, „aber es ist doch entsetzlich und ich begreife nicht, wie man nach solcher Handlung noch eine Minute lang ruhig schlafen kann."

„Nie ist mir eingefallen, mich hierüber zu beunruhigen," sprach Neufeld; „ich hielt im Gegentheil dies für eine der glorreichsten Thaten meines Lebens; auch haben meine Vorgesetzten so gedacht, denn ich erhielt dafür das eiserne Kreuz, welches, wie Sie sehen, meine Brust schmückt.

„Der Erfolg lehrte, daß ich wohl gethan hatte. Wir befanden uns im Lager des Generals Marmont, und wir waren durch einen wunderbaren Fall, vielleicht auch durch die Verrätherei des Böhmen, dessen Ehrlichkeit mir stets verdächtig, zwischen die beiden Flanken des Corps gerathen und standen jetzt vor dem Centrum desselben. Der Bauer war verschwunden, was mich eben in meinem Verdachte bestärkte.

„Es hieß nun ruhig weiter ziehen und sehen, wieweit Tollkühnheit führen könne, und so ritten wir die schlechte und verfahrene Straße entlang auf das nächste Wachtfeuer los.

„Die Franzosen sind, wie wir wissen, über alle Begriffe leichtsinnig. Wir hatten die Vorpostenkette passirt, und so fiel denn keinem Menschen ein, uns nochmals nach dem Losungswort zu fragen. Viele von uns konnten Französisch; unsere Offiziere sämmtlich verstanden es und ebenso die mehrsten Volontairs, so daß mir nicht bange war, wir würden im Stande sein, uns durchzuschleichen.

„Es geschah auch so, und in wenig Minuten befanden wir uns von bärtigen, schwarzhaarigen Gesichtern umgeben; dieselben starrten uns verwundert an und da und dort wurde der Laut vernehmbar: »bon soir camerades! d'où venez vous?« — »de la maudite bataille de Coulm!« war meine Antwort. »Sacré c'est loin!«

„So ging es fort, bald hier, bald da gefragt. War ein mächtiger Französischer Fluch ein »Foutre!« oder ein »Sacre nom de Dieu!« mit einer kurzen Auskunft von da — von dort die genügende Antwort.

„Es gesellte sich ein Offizier zu mir, dem ich weiß machte, wir sind Baiern; dies war eigentlich ein sehr unglücklicher Einfall, denn Baiern waren in dieser Schlacht nicht gewesen. Dies hatte ich natürlich nicht gewußt, der Französische Offizier aber glücklicher Weise auch nicht.

„Kurze Zeit darauf kam ein zweiter Offizier mit gleicher Frage zu uns. Ich gab ihm natürlich die nämliche Antwort; der war aber schon nicht so dumm, denn er sagte verwundert: »des Bavarois? c'est drôle! Ich habe nicht gewußt, daß Baiern mit uns gekämpft haben.«

„Ich bekam keinen geringen Schreck, faßte mich aber schnell und sagte: »Kein großes Corps, sondern nur ein einzelnes Regiment, und zwar das von Arco.«

„Unser Marsch war etwas verlangsamert worden, denn ich hatte mich auf die eigentliche Vorhut gestützt, und leise mich umkehrend zu dem nächsten Kameraden, sagte ich zu diesem, er möge mit möglichst wenig Aufsehen zum Regiment zurückkehren und dem Commandeur meine unvorsichtigen Aeußerungen hinterbringen, ihm aber auch sagen, daß ich die beiden Offiziere unter allen Umständen festhalten würde, daß ich aber, um nicht weiteren Fragen ausgesetzt zu sein, im Trabe fortmachen und mich nöthigenfalls durchschlagen werde.

„Als dieses besorgt war, ritt ich mit den Meinigen ein wenig schneller, unterhielt aber die beiden Offiziere so lustig und so lachend, daß sie mich eine Strecke begleiteten, ohne daß ich Gewalt nöthig gehabt hätte.

„Nun fing die Lage an mißlich zu werden, denn wir befanden uns jetzt so mitten im Lager, daß es schwer oder unmöglich war, zu erkennen, wohin wir zu gehen hatten, und daß wir nur auf gut Glück weiter zogen.

„Ein dritter, ein vierter Französischer Offizier gesellte sich zu uns; auf dieselben Fragen wurden immer die nämlichen Antworten gegeben, aber da der Feinde mitten unter uns doch mehrere waren und bei der nächsten Gelegenheit ein unvorsichtiges Wort uns verrathen konnte, so gab ich möglichst unbemerkt dem nächsten Kameraden den Auftrag, sich an einen der fremden Offiziere zu schließen, vorher aber einen anderen Kameraden in gleicher Weise zu beauftragen, um auch diesem das Weitergeben der Parole zur Pflicht zu machen; ich sagte ferner, daß, sobald man meinen Säbel blinken sähe, ein Jeder seinen Mann bei der Halsbinde ergreifen und ihm den Säbel so fühlbar auf die Brust setzen sollte, daß er Ernst merke, wobei denn die Drohung des augenblicklichen Todes beim ersten Laut das Weitere thun könne.

„Alles dieses geschah in kurzen Worten und ohne Aufsehen, und ebenso wurde bis zum Ausbruch der Feindseligkeit verzogen, ohne den mindesten Verdacht zu erwecken.

„Es hatten sich zu unserer kleinen Schaar nach und nach zehn Offiziere eingefunden, bevor es einem derselben einfiel, daß wir eigentlich planlos

dahinritten und wir ohne Führer seien. Ich erwiederte ihm, daß der spitzbübische Böhme, der coquin bohémien uns verlassen hätte."

„Ah, vous avez eu un Bohémien (Bohémien in diesem Sinne heißt Zigeuner), c'est une autre chose! Das sind Alles Spitzbuben, wir sind durch dieselben auch oft genug irre geführt worden. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Boten ersetze; ich werde einen sicheren Führer herbeiholen. Wohin ist Ihr Marsch bestimmt?"

„Alsbald rasselte mein Säbel aus der Scheide und im gleichen Moment blitzten die Waffen meiner Kameraden. Jeder hatte seinen Mann gefaßt. Trab! Trab! rief ich und vorwärts ging es durch die feindlichen Feuer, deren nur noch wenige vor uns waren, weil wir die Breite des Lagers schon durchritten hatten. Die Offiziere der Franzosen, welche zu Pferde waren, mußten mit uns traben; diejenigen, die zu Fuß nebenbei gegangen waren, wurden bei der Halsbinde festgehalten und sie liefen gerne mit, da es sich um ihr Leben handelte, nicht im tapfern Streiten, sondern in ruhmloser Ueberlistung, und in zwei Minuten waren die letzten Wachtfeuer hinter uns.

„Jetzt war unser Regiment mitten drin und wir waren glücklich außerhalb derselben; stillgehalten durfte nicht werden, denn möglicher Weise hatte man noch gar nicht entdeckt, welch ein Streich gespielt worden war. Also vorwärts! und siehe, der ganze Spaß hatte sich prächtig bewährt, es fiel kein Schuß, zum sicheren Zeichen, daß der sowohl listige als doch auch tollkühne Streich vollkommen gelungen sei.

„Eine halbe Stunde später war die ganze Affaire vorüber und wir eine Meile weit von dem Feinde entfernt. Der Oberst ließ mich nunmehr zu sich kommen und frug mich über die ganze Geschichte aus, wobei ich ihm alles Das mittheilte, was ich Ihnen so eben erzählte.

„»Sehr vernünftig,« sagte der Oberst, »war es, daß Sie denjenigen, der Ihnen einen Führer verschaffen wollte, sofort festhielten. Sie hätten auf ihn und diesen Führer warten müssen, es wäre zu Erklärungen, zu Erörterungen gekommen, die Sie nicht hätten bestehen können und welche vielleicht die Gefangennahme des ganzen Regiments zur Folge gehabt hätten; denn offenbar sind die hier lagernden Truppen an Stärke uns zehnfach überlegen. Die Hälfte von uns hätte sich vielleicht gerettet, durchgeschlagen, wäre doch aber nach allen Seiten hin versprengt und als Regiment verloren gewesen. — Drum sage ich Ihnen im Namen des Königs Dank, und ich hoffe, es wird eine fernere Belohnung nicht ausbleiben.«

„Auch der Oberst hatte sich mit einigen Offizieren des Lagers unter-

halten und hatte gleichfalls und ganz auf dieselbe Weise wie ich Gefangene gemacht, so daß wir deren jetzt vierzehn zählten.

„Wir gelangten am folgenden Morgen und zwar nach einem ziemlich angestrengten Marsch nach Pyrna, waren aber einen Tag lang von näher und ferner gelegenen Feinden umringt, daß wir den Marsch nicht weiter fortsetzen konnten, sondern uns dergestalt verborgen hielten, daß wir selbst einige Abtheilungen der auf dem Rückwege begriffenen Franzosen passiren lassen mußten, bis wir am Abende weiter zogen und dabei dasjenige Bataillon, welches in Pyrna Nachtlager halten sollte, mit Waffen und Gepäck gefangen nahmen.

„Wir hatten hier erfahren, wo die Preußen standen, und wendeten uns deshalb beinahe des eigenen Weges zurück nach Hohenstein, woselbst wir nach einem abermaligen Nachtmarsch mit unseren Gefangenen ankamen zur nicht geringen Verwunderung des Generals Kleist von Nollendorf, der daselbst sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Den ehrenvollen Beinamen führte er natürlich damals noch nicht; unser König ertheilte ihm denselben aber gerade für die eben vollbrachte Waffenthat, indem er durch sein kühnes und rechtzeitiges Auftreten bei Nollendorf die Schlacht bei Culm gewonnen hatte."

XI.

Fortschreitender Beifall, mit welchem Renfeld's Curen aufgenommen werden. Vorträge über Magnetismus und Experimente mit Menschen.

„Sie haben mich ordentlich in Angst gesetzt," sprach Marie; „die Schilderung Ihres Zuges durch das feindliche Heer war ja etwas Entsetzliches. Was gehört dazu für Muth!"

„Je nun, mein Fräulein, wenn man nicht Muth hat, muß man überhaupt nicht Soldat werden; Muth ist bei einem Soldaten eine unerläßliche Forderung. Ein Soldat, der Muth nicht hat, kann überhaupt nicht gerechnet werden als Soldat; aber ein wenig Schlauheit ist in vielen Fällen noch mehr werth als der Muth, welcher dem Soldaten ein Bedürfniß ist."

Die Erzählung Renfeld's hatte das Interesse der Damen im hohen Grade erregt; sichtbar war es aber, daß Marie eine mehr als gewöhnliche Theilnahme an dem Erzähler nahm, was jedoch weder der Mutter noch dem Bruder auffiel, diesem Letzteren vielleicht deshalb um so weniger,

als er eine Art von Widerwillen gegen Neufeld hegte und wohl glauben mochte, daß Jeder, der ihn näher kenne, diesen Widerwillen theilen müsse. Dies war jedoch keineswegs der Fall, im Gegentheil machte Neufeld bei den Damen viel Glück, sowohl durch seine äußeren Vorzüge — denn er war unzweifelhaft ein schöner Mann — als durch seine glückliche Gabe, gut und lebendig zu erzählen.

Seine magnetischen Kuren machten einiges Aufsehen, besonders verstand er sich auf Augenkrankheiten. Patienten dieser Art versammelten sich alle Vormittag zu einer bestimmten Stunde bei ihm; dann stellten sie sich, sobald er erschien, nach seiner Anordnung in eine Reihe, hierauf ging er zu einem Jeden, strich ihm mit dem vorgestreckten Daumen ein Paar Mal über die Augen, begab sich dann zu dem Nachbarn und so fort, bis die Reihe zu Ende war; und wenn er am nächsten und dritten Tage diese Manipulation wiederholt hatte, so pflegte der Patient von seinem Augenübel genesen zu sein.

Die Sache machte Aufsehen, zog mehr und mehr Patienten herbei und verbreite seinen Ruhm sehr bald über die ganze Stadt.

Bei einer solchen Operation war auch ein Offizier gegenwärtig, welcher zu bemerken glaubte, daß die Augenlider der Patienten, welche fast sämmtlich entzündet waren, fett glänzten, so, als ob sie leicht mit einer Salbe überstrichen worden wären.

Der Offizier machte seine Bemerkung darüber und that die Frage, ob die angewendete Salbe etwa die bekannte rothe Mercurialsalbe sei?

Neufeld wies dieses mit einer wahren Entrüstung von sich und erklärte, daß er sich keines anderen Mittels als seiner außerordentlichen unüberwindlichen physischen Kraft bediene.

„Aber ich sehe ja doch die Augenlider der Herren und Damen von dem aufgestrichenen Fett glänzen," sprach der Offizier.

„Entweder Sie täuschen sich," erwiederte Neufeld, „oder was Sie hier sehen, ist der Abglanz meiner magnetischen Thätigkeit."

„Das wäre merkwürdig; machen Sie das doch einmal mit mir."

„Ei," erwiederte der Magnetiseur, „ich werde mich wohl hüten, Sie sind ja nicht augenkrank, und Ihr gelähmtes Bein muß auf eine andere Weise behandelt werden. Wollte ich ein Paar Striche gegen Sie richten und mit dem Kopfe beginnen, so würden Sie von der magnetischen Erschütterung sofort zu Boden fallen."

„Hören Sie," erwiederte der Major, „das muß ich sehen. Ich stehe gesund zwar nur auf einem Bein, aber auf diesem doch so fest, daß ich nicht glaube, Sie werden mich mit den Fingerspitzen umwerfen."

„Mit den Fingerspitzen vielleicht nicht, aber vermöge des Magnetismus ganz gewiß."

„Nun, so machen Sie doch den Versuch."

„Geehrter Herr Major, ich bin zu fest davon überzeugt, um dessen zu bedürfen."

„Aber ich nicht, Herr Doctor, und Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie den Versuch machen."

„Daraus würde jedenfalls ein Unglück entstehen."

„Nun, wenn ich Sie von jeder Schuld freispreche und wenn ich Sie auffordere, das Experiment an mir zu machen, so haben Sie doch nichts zu riskiren."

„Diese Ansicht ist keineswegs richtig," erwiederte der Doctor; „wenn Sie mich auffordern, Sie zu erschießen und Sie auch vor Zeugen Ihre Absicht, durch mich zu sterben und mich gegen alle Folgen zu schützen, kundgeben, so bleibe ich dennoch für das Unglück verantwortlich. Aber abgesehen hiervon, Sie stehen mir viel zu hoch, als daß ich Ihre Persönlichkeit zu einem Versuch mißbrauchen sollte."

Der Major lachte. „Sie reden sich gut heraus, aber Sie werden mich nicht überzeugen, daß Ihre Versicherung, mich durch Magnetismus niederwerfen zu können, etwas Anderes als eine Windbeutelei gewesen ist. Sie bleiben mir mithin den Beweis schuldig; bis er geliefert ist, müssen Sie sich schon gefallen lassen, in meinen Augen für gerade nicht übermäßig glaubwürdig zu gelten."

Mit diesen Worten nahm der Major seinen Hut und entfernte sich. Neufeld aber brummte ihm nach: „Verdammter Grobian! Nur noch ein wahres Glück, daß diese schlechten Bemerkungen erst gemacht wurden, nachdem meine Augenkranken fort waren. Wie zum Teufel soll man denn die Augenliderentzündung curiren als durch diese unschädliche Salbe; natürlich dürfen es die Patienten nicht wissen, sonst könnte ich meinen Ruhm als Magnetiseur leicht verlieren. — Aber mein guter Herr Major, wenn ich Sie einmal zwischen meine Finger bekomme, so wäre Ihnen allerdings besser, Sie hätten nie etwas von Karl Neufeld erfahren, denn der faßt ziemlich derbe zu."

In dieser Zeit begann ein gewisser Ruf der Unfehlbarkeit, der Sicherheit in magnetischer Behandlung, ein Ruf großer magnetischer Kraft sich weit zu verbreiten und die Zahl der Patienten, welche ihn zu Rathe zogen und sich von ihm wollten behandeln lassen, nahm täglich zu. Auch er hatte, wie alle Magnetiseurs, eine oder ein Paar Hellsehende, welche mitunter interessante und merkwürdige Aussagen machten, wennschon nicht

in dem Grade Aufsehen erregend, wie die junge Dame in Tilsit. Allein durch die Vorlesungen, welche er hielt, wurde die Aufmerksamkeit des Publikums jedenfalls am stärksten gefesselt, indem er dieselben mit Experimenten belegte und durch Magnetisiren verschiedener Personen des Auditoriums erläuterte. War irgend ein Satz zu beweisen, so bat er den ersten besten Herrn oder auch eine Dame aus den ersten Reihen seiner Zuhörer, sich gefälligst zu ihm auf seine Tribüne zu bemühen und dann wurde der bestätigende Versuch gemacht.

So erklärte er z. B., ein recht thätiger magnetischer Strom vermöge die einzelnen Gliedmaßen eines Menschen nach Belieben zu regieren, zu fesseln, wie durch einen Zauber zu binden. Der Versuch lehrte, daß dieses allerdings wahr sei. Er forderte irgend einen der anwesenden Herren auf, sich zu ihm zu bemühen, und nun ergab sich die wunderbare Erscheinung eines vom Starrkrampf Befallenen, denn ein sehr fein gekleideter Herr hatte sich sofort erhoben, war auf die Bühne getreten und war durch den festen, ernsten Blick des Magnetiseurs mitten in seiner Bewegung gehemmt worden.

Die Tribüne bestand aus einer Erhöhung von drei Stufen, welche einen ziemlich großen Raum einnahm. Im Hintergrunde an der Wand stand eine elegante, mit grünem Sammet überzogene Bergère, ziemlich weit von derselben und ganz im Vordergrunde stand ein kleines Tischchen, hinter welchem der Vortragende saß. Wenn er nun ein bestätigendes Experiment machen wollte, so erhob er sich, ging nach der rechten oder linken Seite hin und lud irgend Jemand ein, der dann die Stufen hinaufstieg, welche über die ganze Länge der Tribüne hinliefen und gleich dieser selbst mit einem großen Plüschteppich bedeckt waren.

In dem gegenwärtigen Falle war auf seinen Wink ein feingekleideter junger Mann heraufgetreten und war im Begriff, noch ein Paar Schritte zu machen, um sich dem Magnetiseur zu nähern, als sein Blick ihn festzauberte und er auf dem linken Fuße mit weit zurückgestrecktem rechten in einer Stellung stehen blieb, als wolle er eben diesen rechten Fuß zum neuen Schritte aufheben; so stand er regungslos, ohne vor oder zurück zu können. Nachdem dieses einige Minuten gedauert, näherte sich ihm der Magnetiseur und hielt seine rechte Hand an die linke des ihm Gegenüberstehenden, doch ohne dieselbe zu berühren, und etwa zwei Zoll weit davon entfernt bleibend.

Nunmehr hob er seine Hand langsam auf, bis sie horizontal stand, und siehe, eben so langsam folgte ihm die Hand des Fremden, welche nun in der Richtung stehen blieb, die ihr gegeben worden.

Dasselbe Experiment wiederholte der Magnetiseur mit der anderen Hand und mit demselben Erfolge; dann machte er es ebenso mit dem rechten Fuß des Patienten, der nunmehr frei auf einem Fuße stand und beide Arme ausstreckte.

Nachdem dieses Schauspiel ein Paar Minuten gedauert hatte und ein Paar Damen leise den Ruf hören ließen: „Das ist schauerlich!" — „Das ist entsetzlich!" — „Das ist grauenvoll!" — bließ er den cataleptischen jungen Mann an und augenblicklich fielen beide Arme herab und der rechte Fuß nahm die ihm beim Stehen natürliche Stellung ein.

Der junge Mann seufzte tief auf, holte ein Paar Mal schmerzlich Athem und sagte: „Das war ein wunderbarer Zustand, wie ist es möglich, daß man so alle Gewalt über sich selbst verliert und ein Anderer sie — —" bei diesen Worten hatte der Magnetiseur den jungen Mann sehr ernsthaft angesehen und er war genöthigt zu schweigen. Mit stets starr auf ihn gerichtetem Blick ging der Arzt um ihn herum und wie in Todesangst folgten ihm die Augen des plötzlich Stummgewordenen; dann drehte sich der Kopf und dann der Körper ihm nach, bis er mit feststehenden Füßen einen Halbkreis um seine eigene Achse, eine halbe Umdrehung beschrieben hatte, und mit dem Kopf nach seinem eigenen Rücken gewendet stillstand, bis der Magnetiseur ihn durch seinen Zauberblick wieder zurück, dann aber eben so weit nach der anderen Seite leitete.

Endlich lös'te er auch diesen Zauber, und der junge Mann sprang über Hals und Kopf die Stufen hinunter, setzte sich aber nicht mehr auf seinen Platz, sondern entfloh mit dem Ausruf: „Gott bewahre, hierher bringt mich kein Mensch wieder!" aber allgemeines Lachen brach nun plötzlich bei der scheinbar sehr ernst gestimmten Gesellschaft aus, als der junge Mann mitten im Laufe wieder mit aufgehobenem rechten Fuße auf dem linken Bein stehen blieb, wie vorhin, nur in einer gespannteren und auffallenderen Stellung, indem er vorher im Schreiten, jetzt aber im Laufen begriffen gewesen war.

„Ruhig," sagte der Magnetiseur, „so entläuft man mir nicht; wen ich nicht aus meinen Fesseln entlassen will, der bleibt mir wohl gefesselt. Ich will jedoch meine Macht nicht mißbrauchen, sondern gestatte Ihnen —"

Der Magnetiseur hielt einige Secunden inne, ohne seine Rede zu vollenden, während welcher Zeit der Flüchtling wie angewurzelt stehen blieb. Dann fuhr er fort: „nachdem ich Ihnen meinen Dank für Ihre Beihülfe bei dem Experimente gesagt habe, weiter zu gehen." Mit diesen Worten machte der Magnetiseur eine rasche Bewegung mit dem Rücken der rechten Hand

schnell abwärts fahrend gegen den Gefesselten hin und alsbald setzte dieser, zum großen Ergötzen der anwesenden jüngeren Personen, seine Reise fort.

XII.

Ein Kraftexperiment. Der arme Magnetiseur wird verdächtigt. Getheilte Ansichten.

Der Magnetiseur war mit diesem Beweise seiner Uebergewalt keineswegs zufrieden; er bat daher noch mehrere der Herren um eine gleiche Gunst. Zwei Personen aus der vordersten Reihe erhoben sich und wollten auf die Tribüne zuschreiten; höflich verneigte sich der Magnetiseur gegen einen derselben und sprach: „Sie verzeihen mir vielleicht, wenn ich in diesem Augenblick nur einen der Herren magnetisire, für zwei gleichzeitig würde meine Kraft wohl nicht ausreichen."

Der Abgewiesene setzte sich und der Andere schritt auf die Bühne zu.

Der Magnetiseur frug ihn, ob er bereit sei, sich Etwas gefallen zu lassen, einen kleinen Schreck zu ertragen.

„Je nun," erwiederte der Andere, „es wird ja doch nicht so gefährlich werden, umbringen werden Sie mich doch hoffentlich nicht durch Ihre große magnetische Kraft?"

„Umbringen," sprach der Magnetiseur, „umbringen wohl nicht, „aber wie wär's, wenn ich Sie durch einige Striche zum Hinfallen brächte?"

„Oho!" erwiederte der Angeredete, „durch ein Paar Striche? Das muß ich auch erst sehen, um es zu glauben."

„Dieselben Worte sagte mir vor wenigen Tagen ein sehr würdiger Offizier; ich will demselben aber und Ihnen zugleich beweisen, wie sehr Sie unrecht haben, dies zu bezweifeln."

„Nun, ich bin bereit," sprach der Andere.

Alsbald erhob der Magnetiseur seine Hände, streckte sie mit ausgebreiteten Fingern über den Kopf des Anderen aus, hielt sie so eine kurze Zeit still und strich dann langsam an ihm herunter, ohne ihn zu berühren, und immer einige Zoll weit von ihm entfernt bleibend.

Nach der dritten oder vierten Wiederholung begann der Patient Zeichen großer Unruhe zu geben. Er stellte sich mit den Füßen breiter auseinander als früher, so, als wolle er sich vor einem möglichen Hinfallen schützen; dann sagte er, indem er sich gleichsam gegen die Luftstriche wehrte:

„Hören Sie auf, mir wird schwindelig", aber kaum waren diese Worte gesprochen, als er schon hinfiel, und zwar nicht etwa leicht, sondern so, als wäre er wie Anthäus vom Hercules aufgehoben und zu Boden geworfen worden. Die ganze Tribüne krachte unter dem Fall und das Tischchen, welches vor dem Stuhle des Magnetiseurs stand, schwankte so auffallend, daß er seine Hand danach ausstrecken mußte, um es zu halten. Der Niedergefallene stand mühsam auf und sagte, indem er sich Arm und Bein und Hüften hielt: „Das war offenbar gegen die Verabredung, mein Herr! — das war nicht ein kleiner Schreck, sondern ein verletzender Sturz, wobei ich mir ein Paar Glieder hätte zerbrechen können."

Höflich bat der Magnetiseur um Verzeihung, bemerkte aber, daß er ihn darauf vorbereitet und seinen freien Willen in Anspruch genommen habe. „Im Uebrigen," fuhr er fort, „sind Sie nun wenigstens überzeugt von meiner Kraft."

„O ja, zur Genüge; ich habe für alle ferneren Experimente genug," erwiederte der Fremde, und ging schwer hinkend die Stufen hinab.

„Aber ich bin nicht überzeugt!" so rief mitten aus dem Publikum heraus eine ernste, ziemlich laute Stimme, und es erhob sich ein Mann von vierzig bis funfzig Jahren, den seine Uniform als Preußischen Offizier von dem Grade eines Majors kenntlich machte. Derselbe schritt auf den Magnetiseur zu und sagte sehr laut: „Nachdem Sie hier Jemanden durch Ihre magnetische Kraft in meinem Beisein zum Niederfallen gebracht haben, fordere ich Sie auf, dasselbe an mir zu thun."

Der Magnetiseur, welcher durch die Scene in sichtliche Verlegenheit gesetzt ward, suchte die Zumuthung von sich abzulehnen und äußerte mancherlei Bedenken, wie z. B. der Herr Major sei kein Jüngling mehr —

„Aber ein Mann, der sich Wind hat um die Nase wehen lassen und deshalb nicht geneigt ist, sich Wind vormachen zu lassen."

Ein Gemurmel des Unwillens wurde im Saale hörbar, aber der Offizier ließ sich durchaus nicht irre machen, sondern fuhr in seiner Rede fort: „Ein Mann, der, wie Sie sehen, Kavallerist ist, der sich vor dem Teufel selbst nicht fürchtet und der sich folglich vor Ihnen ganz gewiß nicht fürchtet, — ein Mann, der in seiner militairischen Laufbahn schon manchmal vom Pferde geworfen worden ist und dessen Glieder wohl nicht schlimmer krachen werden, wenn Sie ihn niederwerfen, als wenn ein Trakehner Hengst sich ungebeten dieses Vergnügen macht."

Der Magnetiseur wollte noch einige Einwendungen machen, allein verschiedene Stimmen aus dem Publikum erhoben sich bald leise, bald lauter, dem Herrn Major doch den Gefallen zu thun.

„Ja, ja, thun Sie mir den Gefallen, — machen Sie nicht soviel Umstände mit einem alten Kerl, der nun einmal umgebracht sein will."

„Nun wohlan!" so sprach der Magnetiseur, wie mit einem raschen Entschluß sich zur That erhebend. „Aber Sie selbst haben die Folgen zu verantworten."

„Gewiß, gewiß!" erwiederte der Major. „Alles in Ordnung; Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan, mich zu warnen."

„Jetzt vorwärts!" — „Da bin ich." Und er stellte sich breit vor den Magnetiseur hin, stellte beide Arme keck und herausfordernd auf die Hüften und sah den Magnetiseur erwartungsvoll in's Gesicht.

Dieser erhob beide Hände, wie bei dem vorigen Male, und richtete sie gegen das Haupt des Offiziers. Dann aber sagte er, indem er dieselben sinken ließ: „Nein, ich kann dieses Ihnen nicht anthun, ich kann dieses Ihrer Uniform nicht anthun." Damit wandte er sich nach einer kurzen Verbeugung von dem Major weg zu seinem Stuhl, um die Vorlesung fortzusetzen.

Das Publikum war der ganzen Verhandlung mit sichtlicher Theilnahme gefolgt. Aus dem Munde der Damen hörte man vielfältig die Worte: „Wie nobel! — Fein! — Sehr fein! — Sehr edel!" — Mehrere der Herren lächelten ungläubig, Andere wieder schienen der Verhandlung mit Theilnahme zu folgen; der Offizier aber stieß einen grimmigen Fluch aus und rief ziemlich verständlich: „Das habe ich gewußt! Charlatan!" — und er verließ die Tribüne, indem er sagte: „Von solchem Menschen lassen sich die Berliner zum Narren haben!"

Die Störung war so groß geworden, das Publikum so wenig geneigt, ruhig wieder Platz zu nehmen, daß eine lange Pause entstand, während welcher sich die Ansichten über den Vorfall sehr verschieden aussprachen. Man äußerte sich für und wider auf die mannigfaltigste Art; es war sowohl ersichtlich, daß eine Menge von Persönlichkeiten auf Seiten des Magnetiseurs als auch auf Seiten des Offiziers standen, dessen Berechtigung, sich von der Wahrhaftigkeit der Angaben des Magnetiseurs zu überzeugen, sie aufrecht erhalten wollten.

Der Offizier sprach sehr heftig und erklärte den Magnetiseur für einen Windbeutel und alle Diejenigen, welche ihm glaubten, für Narren, und ging dann ärgerlich davon. Ein Paar Juden von der Noblesse, d. h. von den reichen unter ihnen, erklärten, sie wünschten die Fortsetzung der Vorlesung, denn sie hätten zwei Thaler ein Jeder für das Billet gegeben und sie wollten nicht beeinträchtigt sein. Nachdem der größte Trubel sich gelegt, erkannte man hierin auch so ziemlich die allgemeinere Gesinnung.

Dem Magnetiseur konnte dieses nicht zweifelhaft bleiben und er trat deshalb vor, um einige Worte an das Publikum zu richten. Es wurde alsbald stille im Saale und er sagte: „Meine geehrten Damen und Herren, Sie haben allerdings vollkommen die Berechtigung, die Fortsetzung meiner Vorlesungen zu verlangen; aber es ist mir traurig, bemerken zu müssen, daß selbst meine große Vorsicht mich nicht hat gegen Insulten, das Publikum nicht hat vor Störung schützen können. Ich habe zwei Thaler für die Karte genommen, um ein ausschließliches Publikum zu versammeln, und konnte nicht muthmaßen, daß selbst dieser Preis nicht genügen würde, fern zu halten, was nicht hierher gehört."

Einige Damenstimmen sagten: „Sehr gut, sehr wahr!" Einige Herren zwar meinten im Gegentheil, das sei sehr impertinent. Da die Mehrzahl jedoch sich für den Magnetiseur erklärte und die Fortsetzung der Vorlesung offenbar gewünscht wurde, so schwieg die Opposition und der Magnetiseur setzte sich von Neuem an seinen Tisch und trug den lauschenden Zuhörern folgende, allgemein bekannte Sätze vor:

„Das Erste, was geschehen muß, ist, daß sich der Magnetiseur mit dem zu Magnetisirenden in Rapport setzt.

Es ist nicht immer nöthig, daß dieses durch Streichen, Berühren, Anhauchen geschieht; in der Regel ist der feste Wille des Magnetiseurs, das Fixiren mit den Augen, selbst ohne Wissen des Magnetisirten, hinreichend.

Das Magnetisiren gelingt immer am besten, wenn die beiden Personen verschiedenen Geschlechts sind; die Zeit, welche erforderlich ist, um die Wirkung bemerkbar zu machen, schwankt zwischen einer Minute und einer halben Stunde.

Die wahren, durch den Magnetismus hervorgebrachten Wirkungen sind sehr verschieden; der Magnetismus regt einige Personen auf, andere kann er dagegen beruhigen. Gewöhnlich verursacht er eine Erhöhung des Athmungsprozesses und des Blutumlaufs; in manchen Fällen vermag man Bewegungen hervorzubringen, welche electrischen Schlägen gleichen.

Der Schlaf, welcher durch den Magnetismus hervorgebracht werden kann, ist keineswegs eine in allen Fällen vorkommende Erscheinung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Schlaf auch hervorgebracht werden kann, ohne daß die Person, welche magnetisirt werden soll, es weiß.

Eine Person, welche einmal magnetisirt worden ist, bis zum Somnambulismus bedarf, um in denselben wieder versetzt zu werden, nicht jedesmal neuen Magnetisirens. Der Blick des Magnetiseurs, sein Wille allein haben denselben Einfluß. In diesen Fällen kann man nicht nur

auf die Magnetisirten wirken, sondern sie auch vollständig in Somnambulismus versetzen oder sie aus demselben erwecken, und zwar beides ohne ihr Wissen, ja sogar ohne sie zu sehen oder von ihnen gesehen zu werden, und sowohl in einer gewissen Entfernung, als auch, wenn verschlossene Thüren sich dazwischen befinden.

Es ereignen sich gewöhnlich mehr oder minder bemerkbare Veränderungen in den Wahrnehmungen und Fähigkeiten der Personen, welche durch den Magnetismus somnambul werden. Einige hören in der Mitte einer großen Gesellschaft und während des verworrenen Lärmens einer lebhaften Unterhaltung nur die Stimme des Magnetiseurs, mehrere antworten mit Bestimmtheit auf die Fragen, welche der Magnetiseur oder ein mit demselben in Rapport Stehender vorlegt; Andere dagegen vermögen auf alle Fragen zu antworten, von wem sie auch gestellt worden sein mögen.

Die Augen sind geschlossen und die Augenlider können nur mit Mühe geöffnet werden; mit Ausnahme des Gehörs scheinen alle anderen Sinne erloschen, und auch auf das Gehör wirkt nur der Magnetiseur oder derjenige, welcher mit ihm im Rapport steht, denn selbst sehr heftiger oder ganz plötzlicher Lärm bleibt unbeachtet. Der Geruch scheint erloschen, denn sogar der stärkste Salmiakspiritus wird ohne Beschwerde eingeathmet.

Ebenso sind die Somnambulen ohne alles Gefühl; man kann die Fußsohlen, die Nasenlöcher und die Lippen durch eine Federfahne berühren, ohne sie zu kitzeln, man kann die Haut kneifen, daß sich blaue Flecke zeigen, man kann in das Fleisch unter den Nägeln Nadelstiche machen, ja man kann chirurgische Operationen von der schmerzhaftesten Art machen, ohne daß der Puls oder das Athemholen im Mindesten verändert werde.

Sehr häufig können die Somnambulen aber durch innere Sinne, durch Thätigkeiten, welche wir gar nicht kennen, gar nicht ahnen, sich mit der Außenwelt in Verbindung setzen. Sie können Farben unterscheiden, sie können lesen, ja sie vermögen in die Zukunft zu blicken und vermögen dadurch ein erhöhtes Leben zu bekunden, ein Leben anderer Art, als dasjenige, was wir kennen und das dem Magnetismus ganz ausschließlich eigen ist." *)

„Diese Erfahrungen," so fuhr der Magnetiseur in seinem Vortrage fort, „sind nicht etwa blos die meinigen, sondern sie sind von allen

---

*) Resultate des Schlußberichtes aus dem Commissionsbericht an die Königliche medicinische Academie zu Paris. Séance, vom Juni 1833.

Denjenigen gemacht worden, welche sich ernstlich mit dem Magnetismus beschäftigt haben; ich bin Ihnen hierüber noch einen Beweis schuldig, und werde mit demselben meinen heutigen Vortrag beschließen."

XIII.

Wunder des Magnetismus durch eine schöne Dame bewiesen. Volnda versucht den Seinigen die Wunder zu erklären.

Der Magnetiseur erhob sich nunmehr von seinem Sessel und trat näher an das Publikum heran, indem er frug, ob es vielleicht einer der Damen gefällig wäre, sich magnetisiren zu lassen?

„Wieder niederschmetternd?" frug eine Männerstimme.

„O nein," erwiederte der Magnetiseur ganz gelassen, „es handelt sich hier um das Hellsehen, und keineswegs um Niederschmettern oder dergleichen." Noch einige Stimmen wurden laut: „Es sei doch immer bedenklich; man könne nicht wissen, was geschähe" und dergleichen. Aber der Magnetiseur suchte die Zweifel zu beseitigen, indem er erklärte, er werde die Dame bitten, sich auf die Bergère niederzulassen; dann werde er sie magnetisiren, sie werde hierauf einschlafen, und wenn ihm gelinge, was er wolle, woran er im Uebrigen nicht zweifle, da er eine ganz ungewöhnliche Kraft besitze, so werde die Dame dann Alles sehen und erkennen, was von Seiten des Publikums nicht ihr, sondern nur ihm gezeigt würde, der mit ihr im Rapport sei.

Ein Paar Stimmen sagten: „Nun, das ist nicht gefährlich," oder: „Da wird sich schon Jemand finden", und wie ablehnend hörte man auch wieder Damenstimmen flüstern: „Ich gehe nicht; ich auch nicht" ꝛc. Eine Dame aber erhob sich doch und schritt aus dem Kreise der Zuhörer hervor gegen die Tribüne hin; sie sagte: „Ich bin bereit, mich dem Versuch zu unterwerfen."

Der Magnetiseur eilte die Stufen der Tribüne hinab, reichte der Dame die Hand und führte sie hinauf. Ein Jeder war erstaunt über die außerordentliche Schönheit der Erscheinung und vielfältig wurde gefragt, wer die Dame sei, ohne daß jedoch Jemand darauf zu antworten vermochte. Niemand kannte sie; dies hinderte aber nicht, daß Jedermann sie bewunderte. Die Herren wenigstens waren wie bezaubert von der lieblichen Erscheinung, welche sich mit ungemeiner Anmuth verneigte und dann zu dem Sopha geleiten ließ. Hier angekommen, senkte sie ihren schönen, schlanken Körper

leicht in die weichen Kissen, legte sich rückwärts und seitwärts an, nach Anweisung des Doctors Neufeld, und alsbald begann derselbe die gewöhnlichen magnetisirenden Striche. Er mochte dieselben drei- oder viermal wiederholt haben, so begann die Dame die schönen Augen zu reiben, als ob sie schläfrig sei, dann strich sie die reiche Fülle schwerer, schwarzer Locken von der hohen, weißen Stirn, dann sanken nach einigen wiederholten Strichen die Arme wie erschlafft nieder, hierauf lehnte sie das Haupt zurück und nach dem zehnten, höchstens zwölften Strich war sie entschlummert.

Der Doctor trat nunmehr wieder an das Publikum heran und sagte: „Ich muß Sie um Frist von einigen Minuten bitten, damit der jetzt nur äußerliche Schlaf auch ein innerer werde." Dann verbreitete er sich über die Unterschiede dieser Zustände, sagte, welche Sinne entschlummerten, welche geweckt würden, und dann meinte er, es würde wohl nun Zeit sein.

Er winkte hierauf einigen Lakaien, welche auf die Tribüne kamen, Tisch und Stuhl bei Seite setzten, während welcher Zeit Neufeld die Füße der Dame erhoben und auf das Sopha gelegt hatte; dann faßten die vier Leute die Bergère an, erhoben sie und trugen sie nach vorne, so daß sie jetzt da stand, wo vorher das Tischchen gestanden hatte. Der Magnetiseur betrachtete sich seine Dame, machte noch einige Striche an ihr, legte ihr den Kopf so zurecht, daß sie sowohl eine bequeme Lage hatte, als auch überall wohl gesehen werden konnte; dann aber ging er leise hinab unter das Publikum, ließ sich einen silbernen Präsentirteller und ein Paar Würfel geben, welche ein Lakai hielt, und nunmehr warf er die Würfel auf den Teller und frug:

„Sagen Sie, was für eine Zahl?"

Die Antwort lautete: „Vier."

Er warf die Würfel noch einmal und frug: „Ich bitte, was für eine Zahl?"

„Sechs," sagte die Magnetisirte.

Der Magnetiseur reichte einem Herrn die Würfel, und in dem Augenblick, wo sie aus dessen Händen auf den Teller fielen, frug er: „Was für eine Zahl?"

Die Antwort lautete: „Zwei," und Derjenige, der geworfen hatte, mußte dies für richtig anerkennen.

Ein Anderer nahm die Würfel und der Magnetiseur frug: „Ich bitte, welche Zahl?"

„Sieben," sprach die Magnetisirte.

Ein Anderer nahm die Würfel und frug: „Was habe ich geworfen?"

Es ertönte keine Antwort.

Der Magnetiseur frug: „Sagen Sie, was für eine Zahl?"

Die Magnetisirte erwiederte: „Vier."

Abermals wurden die Würfel geworfen und Neufeld frug: „O ich bitte, welche Zahl?"

Die Antwort lautete: „Eilf."

„Sehr sonderbar! Sehr gut! Sehr wunderbar! Einzig! Noch nicht dagewesen!" so scholl es von vielen Stimmen durcheinander.

Der Doctor aber beachtete die Unterbrechungen nicht, sondern ließ abermals werfen, und da gefragt wurde, bevor Neufeld noch die Augen der Würfel gezählt, so erfolgte wieder keine Antwort, bis der Magnetiseur frug: „Ich bitte, welche Zahl?" und darauf die Antwort „Sieben" erscholl.

Derjenige, der die Würfel in der Hand gehabt, frug nunmehr: „Warum antwortet denn die Dame nur Ihnen, und nicht mir?"

„Sehr natürlich," erwiederte der Magnetiseur, „weil Sie nicht mit ihr im Rapport sind," ging aber schnell auf die andere Seite, um ferneren Fragen auszuweichen.

Es wurde hier nun dasselbe Experiment zehnmal hintereinander wiederholt. „Ist's gefällig, was für eine Zahl?" — „Acht." — „Ich bitte, was für eine Zahl?" — „Sechs." — Sagen Sie, welche Zahl?" — „Fünf", und so fort, so daß sich ergab, die Magnetisirte müsse durch den ganzen kräftigen Körper des Doctors Neufeld sehen können, denn so oft er frug, wurde auf das Genaueste und Pünktlichste geantwortet. Es machte sich wohl hier und dort die Meinung geltend, das könne Alles Täuschung, das könne Verabredung sein; dem widersprach jedoch die immer gleichbleibende Frage, welche Zahl, oder was für eine Zahl, und sollte bei den eilf Combinationen, welche zwei Würfel gaben, von zwei bis zwölf, wirklich die Antworten schon in der Frage angedeutet werden, so mußte doch jede Frage verschieden von der anderen, es mußten also eilf verschiedene Fragen gemacht werden und man hatte nur zwei gehört.

Der Doctor ging zu einem andern Versuch über. Er erbat sich von einem der Anwesenden ein beliebiges Geldstück und frug: „Was habe ich für eine Münze?"

„Einen Thaler," war die Antwort.

Der Magnetiseur nahm eine andere Münze und frug: „Und jetzt?"

Die Magnetisirte antwortete: „Einen Sechstel-Thaler oder fünf Silbergroschen."

Der Magnetiseur ging weiter und ließ sich bei einem anderen Herrn ein Geldstück geben und auf die Frage: „Was für eine Münze habe ich?"

antwortete die Dame: „Ein Guldenstück.“ Nach einem neuen Versuch, wobei der Doctor sich etwas besann, lautete die Frage: „Sie werden wissen, welche Münze ich jetzt habe?“ und die darauf kommende Antwort war: „Eine Medaille.“

„Nun, das wohl nicht,“ sagte der Besitzer, „es ist ein spanischer Piaster.“

Desto besser wurden die folgenden Fragen beantwortet: ein Ducaten, ein Franc, ein Groschen, ein Pfennig, ein Napoleonsd'or, das stimmte Alles ganz schön. Der Magnetiseur war dabei bis in die fünfte, sechste Reihe gekommen, da reichte ihm der dort ganz schweigsam sitzende Voluda ein Geldstück hin und der Magnetiseur frug: „Was habe ich für eine Münze?“

„Einen Thaler,“ war die geläufig gegebene Antwort.

Jetzt reichte Voluda eine zweite Münze hin, welche von dem Magnetiseur wieder aufmerksam besehen wurde, worauf er frug: „Sie werden wissen, welche Münze ich jetzt habe?“ und die Antwort lautete: „Eine Medaille.“

„Das wohl eigentlich nicht,“ sagte Voluda, „es ist ein Türkisches Goldstück von hundert Piastern; aber allerdings, eine Hellsehende ist ja doch nicht allwissend, und schon Mephisto sagt: »Nicht Alles zwar, doch Viel ist uns bewußt«. Mehr kann man von einer Hellsehenden nicht verlangen.“

„Nicht wahr?“ sprach zufriedengestellt Neufeld. „Auch Sie müssen sich überzeugt haben, daß die Somnambule mit ihrem inneren Gesichte sieht.“

„Gewiß nicht mit ihren körperlichen Augen,“ erwiederte Voluda; „vielleicht sieht sie mit den Ohren — bei magnetisirten Personen soll dies gar nicht selten sein.“

Der Magnetiseur schien den Stich nicht zu verstehen, oder er war klug genug, ihn nicht verstehen zu wollen, denn er ging weiter und setzte die Versuche fort, indem er sich andere Gegenstände geben ließ. Ein Taschentuch, eine Uhr, eine Brieftasche, ein Brillenfutteral, ein Bleistift, ein Brief, Alles von der Magnetisirten nicht gesehen, wurde dennoch von ihr ganz richtig bezeichnet, wenn der Magnetiseur sie in einfachen Worten darnach fragte. Da wurde ihm Etwas gegeben, was ihn zum Nachsinnen veranlaßte. Endlich frug er: „Wenn Sie etwa sagen könnten, was ich jetzt in meinen Händen habe, so —“ die Frage war noch nicht beendet, als nach einer ganz kurzen Pause die Antwort erklang: „Ein Etuis.“

Derjenige, der das Etuis gegeben hatte, sagte: „Allenfalls kann man es wohl so nennen, aber eigentlich ist es eine homöopathische Taschen-Apotheke.“

„Hm!“ sagte der Doctor, „man kann freilich nicht Alles wissen.“ — Aber der unverwüstliche Frager erwiederte hierauf: „Er habe allerdings geglaubt, daß eine Hellsehende Alles wisse.“

Es wurden nun noch mancherlei Experimente gemacht und Fragen gestellt, welche alle zur Genüge beantwortet wurden, und das Publikum schien im Ganzen höchst befriedigt, sich freuend auf den nächsten Vortrag und auf erneuerte Aufschlüsse.

Auch Voluda kehrte mit den Seinigen nach Hause zurück und hatte, dort angelangt, viele Erklärungen zu geben über all' das Gesehene und Gehörte, denn die beiden Damen, seine Mutter sowohl als seine Schwester, waren von einer gründlichen Bewunderung für den Magnetiseur und die Magnetisirte durchdrungen, und Marie sagte: „Ich habe nie etwas Wunderbareres gehört, ich bin nie in tieferes Staunen versetzt worden, wie durch diese merkwürdige und wunderbare Erscheinung. Welch' eine gewaltige, welch' eine unwiderstehliche Kraft liegt doch in der Gabe des Magnetismus! Was giebt es Erhabeneres als diese Macht über einen Anderen! Was Größeres und Gewaltigeres als die Geister erwecken zu können, den Menschen über sich hinauszuheben, daß er ein Halbgott wird, daß sich ihm Sinne erschließen, von deren Vorhandensein man ohne diese Kraft keine Ahnung hat!“

„Dies Alles scheint mir sehr wahr,“ erwiederte der Bruder. „Soweit ich den Magnetismus kenne, so geschieht allerdings, was Du sagst; aber glaube doch nicht, daß Du in den gezeigten Experimenten die Wirkung des Magnetismus vor Dir hast. Alles dieses ist geschehen nach einer vorherigen Abredung zwischen dem Magnetiseur und dem Frauenzimmer.“

„Warum bezeichnest Du sie mit diesem verächtlichen Ausdruck, welcher wenigstens bei uns eine Nebenbedeutung hat, die ihre Erscheinung in der guten Gesellschaft ausschließt?“ frug die Mutter. Aber Voluda antwortete: „Weil ich sie nicht für eine Dame halte, weil ich glaube, daß sie in die Gesellschaft nicht gehört, in welcher wir sie gesehen.“

„Mein Himmel! Sie war ja so fein gekleidet und sie betrug sich ja so bescheiden — auch kannte sie ja Niemand.“

„Von den anwesenden Damen war sie allerdings nicht gekannt, vielleicht war dies mit den Herren anders; aber überhaupt, liebe Mutter, kann ich Dir nicht zumuthen, daß Du in alle diese Geheimnisse eingeweiht sein sollst. Es giebt hier Mädchen, welche gerechte Ansprüche darauf haben, schön genannt zu werden, denen man aber die Achtung zu versagen pflegt, nicht wegen eines Fehltritts, den sie etwa begangen, wohl aber wegen fortgesetzter Fehltritte, wodurch sie unter der vornehmen und reichen Klasse

von jungen Männern bekannt sind, indessen außerhalb dieses Kreises kein Mensch eine Ahnung von ihrem Gewerbe hat, deshalb sie auch, wo sie immer erscheinen mögen, Aufsehen erregen, indem man nur das Aeußere sieht, wodurch nichts Anstößiges verrathen wird. — Ein befreundeter Arzt gab mir über dieses Mädchen den Aufschluß, den ich Euch jetzt gegeben habe."

„Lieber Bruder," so begann Marie, „es scheint mir, als ob Du in Deinem — wenn ich nicht irre — ungerechtfertigten Vorurtheil gegen Neufeld Dir habest aufbinden lassen, was Du uns jetzt für baare Münze giebst."

„Wie weit hier mein Vorurtheil spricht und wie weit es gerechtfertigt sei oder nicht, können wir immerhin unerörtert lassen. Was den Magnetismus aber betrifft, von dem Du sprichst, so weiß ich durch Nachurtheil, keineswegs durch Vorurtheil, daß Herr Neufeld nichts davon versteht. Die wunderbare Kraft, welche er zu haben vorgiebt, ist etwas so Hochheiliges, daß er schon darum allein des härtesten Tadels schuldig wäre, daß er ihre Wirkungen durch öffentliches Zeigen herabwürdigt und von dem Frauenzimmer — oder da Euch der Ausdruck nicht gefällt, von dem Mädchen, welches sich so öffentlich zur Schaustellung gebrauchen läßt, — was soll man davon sagen — denken?!

„Die Sache ist diese. Ich bin dem ganzen Verfahren gefolgt und kann mit großer Bestimmtheit sagen, daß ich mich hier nicht irre. Die Geschichte mit den beiden jungen Männern waren Narrenspossen, eine bloße Comödie, dergleichen kann der Magnetismus nicht. Noch nie hat ein Arzt, welcher sich mit dieser Kraft beschäftigt, sie zu seinem Studium gemacht hat, sie praktisch ausübt, und wenn er der Stärkste und Kräftigste wäre, und wenn er auf dem Gipfel der Entwickelung seiner Männlichkeit stände, noch nie hat er dergleichen zu leisten vermocht. Die beiden Leute, denen er durch den Magnetismus Arme und Beine aufhob, die er zum Laufen, zum Erstarren, zum Hinfallen brachte, sind von ihm bezahlte Comödianten. Sie haben ihre Sache ziemlich gut gemacht, aber sie können weder den Arzt, noch den Physiker, noch überhaupt den vorurtheilsfreien Mann täuschen. Dies ist ein grober Betrug."

„Lieber Bruder, ich erkenne Dich gar nicht wieder in der Härte Deiner Urtheile; Du, der Du sonst so überhaupt milde und nachsichtig bist, Du vermagst es über einen uns befreundeten Mann in solcher Weise zu sprechen?"

„Vor allen Dingen muß ich mich gegen die Behauptung verwahren, daß Neufeld mir befreundet sei; ich will zu Gott hoffen, daß der Mann,

der sich so undelicat durch Hecken und Gebüsch in unser Territorium drängte, auch Euch nicht befreundet sei. Was das Andere betrifft, so wird mein Urtheil immer mild sein, wo ich die Schwächen von Menschen bespreche; wo ich aber Betrug sehe, da halte ich jede Milde für ein Vergehen. Dem Betrug muß man mit aller Kraft und Entschiedenheit entgegentreten."

XIV.

Getheilte Ansichten in der Familie. Urtheil des Bruders, Vorurtheil der Damen. Ein unerquickliches Gespräch.

Es schien, als ob Mutter und Tochter Voluda's Ansicht nicht theilten, wenigstens nicht in Beziehung auf Neufeld, den sie jedenfalls für ganz schuldlos hielten, falls wirklich ein Betrug vorgekommen sein sollte. Voluda gab sich viele Mühe, sie zu überzeugen, daß der würdige Major mit seinen Aeußerungen ganz recht gehabt; dies aber brachte ihn vollständig in Nachtheil, denn das Auftreten des Offiziers wurde für so undelicat gehalten, daß sie gar nichts weiter von ihm wissen wollten, obschon Voluda behauptete, es wäre ja höchst einfach gewesen, dem Verlangen des Offiziers zu entsprechen und Neufeld hätte ja nicht nöthig gehabt, sich der Achtung zu begeben, welche er dem Offiziere schuldig zu sein versicherte. Es wäre nicht nöthig gewesen, denselben krachend zur Erde zu werfen, im Hintergrunde hätte ja ein Sopha gestanden, welches dem Falle alles Gefährliche benommen haben würde.

Aber wie die Frauen einmal sind, wenn sie sich Etwas in den Kopf gesetzt haben, so ist es schwer, das wieder herauszubringen, und so war es auch hier. Voluda gab also den ungleichen Kampf auf und begann nun von dem hellsehenden Mädchen zu sprechen.

Auch hier waren die Damen auf das Vollständigste überzeugt, daß nur der Magnetismus die Antworten hervorgerufen, die Fragen, namentlich bei den Zahlen, waren so außerordentlich einfach, ja man hätte behaupten können, es seien so vollständig immer dieselben gewesen, daß ein Erkennen der bezeichneten Zahl durch die Frage ganz unmöglich sei.

„Ei," erwiederte Voluda, „habt Ihr das wirklich so genau beobachtet? Mir will es scheinen, als ob die Fragen sehr verschieden gewesen wären; ich glaube wenigstens acht gezählt zu haben."

Die Mutter lächelte, aber die Schwester lachte laut auf.

„Siehst Du, Bruder, daß Du voll Vorurtheil steckst! Er hat nur gefragt, was für eine Zahl und welche Zahl, und mit diesen beiden Ausdrücken kann man nicht eilf verschiedene Nummern bezeichnen."

„Hierin hast Du ganz recht," erwiederte Voluda, indem er seine Schreibtafel aus der Tasche zog, „er hat aber auch gefragt: »Sagen Sie, was für eine Zahl«? merkst Du wohl, zu dem Worte was für eine Zahl hat er die Worte sagen Sie zugefügt. Sollte man damit nicht eine dritte Zahl bezeichnen können? Sieh, hier in meiner Brieftasche stehen die Fragen alle, und auf die eben angedeutete kam zweimal die Antwort: viere. Er hat aber auch gesagt: »Ich bitte, was für eine Zahl«? ist Dir in dem Worte ich bitte nicht eine genügende Verschiedenheit von der Frage sagen Sie, was für eine Zahl? Diese Frage kam dreimal vor, und die Antwort, welche darauf gegeben wurde, war immer dieselbe, nämlich sechse."

„Das wäre sonderbar," meinte die Mutter, „und es gehört ein sehr gutes Gedächtniß dazu, solche Verabredungen zu behalten."

„Ganz gewiß," erwiederte Voluda, „ein gutes Gedächtniß, ein vollständiges Auswendiglernen und eine fortgesetzte, vielleicht täglich wiederholte Uebung. Er hat auch noch gefragt: »Ich bitte, welche Zahl«? die Antwort darauf war: sieben, und zwar wurde dieselbe Frage zweimal gethan und beide Male mit sieben beantwortet. Es kam auch noch die Frage: »Oh ich bitte, welche Zahl?« Die Antwort darauf war: eilf.

„Du siehst, liebe Schwester und liebe Mutter, daß es mit der überaus einfachen Frage nicht ganz richtig ist. Durch die zwei Fragen: was für eine Zahl und welch' eine Zahl lassen sich unter Zusatz von »ich bitte« oder »sagen Sie«, oder »o ich bitte«, oder »ist es gefällig«, oder »ich möchte bitten« hundert Zahlen bezeichnen, nicht bloß eilf.

„Ganz eben so ist es mit den Münzen gewesen. Die Fragen bezogen sich meistentheils auf ganz allgemein bekannte; als aber einer der Herren einen spanischen Piaster brachte, den Neufeld nicht kannte, lautete die Frage: »Sie werden wissen, welche Münze ich jetzt habe?« die Antwort war: eine Medaille, — nun ein spanischer Piaster ist keine Medaille, sondern ein Geldstück, und als ich ihm eine Türkische Münze zeigte, wurde dieselbe Frage gethan, und es kam genau dieselbe Antwort; ein Türkisches Goldstück mochte wohl dem Herrn Neufeld noch nicht vorgekommen sein, deshalb war alles ihm Unbekannte mit dem Titel Medaille bezeichnet. Eine Türkische Münze ist hiermit jedoch falsch bezeichnet."

„Du hast sehr scharf beobachtet," sagte die Schwester; „wie ist Dir denn der Gedanke gekommen?"

„Liebes Kind, wenn man sich ein Urtheil bilden will, so muß man

scharf beobachten; den Frauen genügt der Eindruck des Augenblicks, das ist jedoch keineswegs immer der richtige, wie wir sehr gut an der aufgehenden Sonne und dem aufgehenden Monde wissen, welche auch beide so wenig aufgehen und untergehen wie die Sterne oder irgend eine andere Himmelserscheinung. Ohne Beobachtung, und zwar ohne eine sehr sorgfältige, lange und fortgesetzte, wäre es nicht möglich gewesen, das Richtige zu finden. Hier nun in diesem Falle standen die Sachen so einfach, daß es nichts weiter als einer einfachen Bemerkung auf einem Stückchen Papier bedurfte, um hinter die Kunststücke des würdigen Mannes zu kommen."

„Lieber Bruder, allein aus dieser Anmerkung sehe ich, daß Du die Absicht hast, den Mann zu verdächtigen; das ist nicht schön von Dir, es steckt etwas dahinter. Wenn man von einem wissenschaftlich gebildeten Mann sagt, man sei hinter seine Kunststücke gekommen, so ist dieses ein so erschrecklich erniedrigender Ausdruck, daß er eigentlich alle wissenschaftliche Berechtigung des Mannes in Frage stellt."

„Liebe Schwester," erwiederte Voluda, „wenn man auf die freundliche und ehrliche Warnung eines Bruders keine andere Antwort hat, als diese, welche Du mir so eben gegeben hast, so ist dieses ein Zeichen, daß man sich nicht warnen lassen will."

Die Mutter fiel hier ein: „Kinder, laßt den scherzhaften Ton, welcher in diesem Augenblicke wohl nicht der richtige ist. Sei so gut, uns aufrichtig zu sagen, was Du von Neufeld's Leistungen hältst, aber ohne Satyre."

„Liebe Mutter," erwiederte Voluda, „ich vermag nicht einfacher und nicht ehrlicher zu sagen, was ich von ihm halte, als ich es bis jetzt, und zwar mit Gründen und Beweisen belegt, gethan habe. Aber meine Schwester traut meinen Erfahrungen nicht und will sich nicht belehren lassen. Was nun die wissenschaftliche Seite dieser Vorträge betrifft, so bin ich außer Stande, denselben eine solche abzugewinnen. Ich will damit sagen, daß sie gar keine solche haben, daß sie durchaus nicht wissenschaftlich sind; es ist ein Zurschaustellen auswendig gelernter Kunststücke, wie man sie auch mit Karten und Dominosteinen und ähnlichen Dingen machen kann; es ist nicht die Spur irgend einer wissenschaftlichen Bestrebung in dem Manne, er hat auch nicht die allerflachste, er hat gar keine wissenschaftliche Grundlage, und das ist für Jemand, der das Gegentheil liefert, der nämlich wissenschaftlich gebildet ist und das Bestreben hat, seine Kenntniß zu erweitern und dadurch der Welt zu nützen, ich sage, es ist für einen solchen stets etwas Zurückstoßendes, zuzusehen, wie ein Anderer sich Mühe giebt, Wunder hervorzubringen, wo keine sind, indessen er die wirklichen, die

vorhandenen Wunder vernachläſſigt. Es iſt übrigens dieſes gar nicht einmal der richtige Ausdruck, — er vernachläſſigt ſie nicht, ſondern er kennt ſie nicht, er hat keine Ahnung, er hat keinen Begriff von dem, worüber er ſchwatzt; er iſt ein kunſtſtückmachender Ignorant."

„Ich erſtaune," ſagte die Schweſter, „und ich lerne Dich von einer ganz neuen Seite kennen. Du haſt doch gegen Deinen Feind —"

Der Bruder ſah ſie bei dieſen Worten aufmerkſam und befremdet an, die Schweſter aber fuhr, wie es ſchien, ohne dieſes zu bemerken, in ihrer Rede fort: „Du haſt doch über Schwenzel Dich niemals in ſo harter Weiſe geäußert."

„Schwenzel, liebes Kind, iſt hier kaum zu nennen, und Du thuſt mir ſehr Unrecht, wenn Du glaubſt, ich ſei ſein Feind. Profeſſor Schwenzel iſt ein Mann, der genau Dasjenige weiß, was man im Oberlehrerexamen von ihm fordert. Profeſſor Schwenzel iſt nicht ein Ignorant, ſondern ein Pedant; mache, ich bitte Dich, zwiſchen dieſen beiden Bezeichnungen ja einen Unterſchied. Auch ein Gelehrter kann ein großer Eſel ſein, aber nicht ein dummer Eſel. Dieſer Menſch iſt zwar ein gelehrter, aber ein deſto größerer Dummkopf, und das Schlimmſte dabei iſt, daß er ſelbſt keine Ahnung davon hat.

„Ein dummer Menſch, der ſeine Unzulänglichkeit kennt, weiß, daß er nichts weiß, kann bei aller Dummheit noch ganz brauchbar ſein; ein arroganter Menſch, der ſich für gelehrt hält, weil er oberflächlichen Anflug von den in der Wiſſenſchaft üblichen Ausdrücken hat, ohne dabei von der Sache ſelbſt irgend etwas zu verſtehen, iſt ein ſchädliches Subject, ich ſollte lieber ſagen, ein ſchädliches Inſect, denn es nagt an guten Früchten und giebt das Genoſſene als giftigen Mehltau wieder von ſich."

„Aber ſage mir, lieber Bruder," frug Marie beinahe lachend, „warum öffneſt Du dieſem giftigen Inſect Dein Haus?"

„Mein Haus iſt offen, ich habe es nicht ihm geöffnet, ſondern nur es geöffnet gelaſſen, wie es einem jeden, äußerlich anſtändigen Mann offen geſtanden hat und noch offen ſteht. Ich glaube nicht, daß Du mir ſagen kannſt, ich hätte ihn mit beſonderer Zuvorkommenheit empfangen, und es wird mir lieb ſein, wenn ich daſſelbe bei Dir bemerken werde."

„Aber lieber Bruder," frug Marie beinahe ſpöttiſch, „wie kommt es denn, daß Du — mein Himmel! ich könnte ein ganz Dutzend verſchiedener Perſonen nennen, wie kommt es, daß Du alle dieſe Rentiers, Offiziere, Beamte, Fabrikanten, die Alle durchaus nichts weniger als Gelehrte ſind, mit einer ſtets gleichbleibenden Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit empfängſt? Das thuſt Du, der Gelehrte, und von mir, die ich keine Gelehrte

bin, verlangst Du, ich soll einen Mann deshalb grob behandeln, weil er kein Gelehrter ist (wovon ich übrigens gar nichts verstehe und was ich gar nicht zu beurtheilen vermag), obwohl er mich interessirt."

Voluda fuhr bei diesen Worten sichtlich zusammen und sprach wie für sich: „Das verhüte Gott!" Dann aber wandte er sich an Mutter und Schwester und sagte: „Ihr thut mir sehr weh, indem Ihr mich auf eine bis jetzt noch nicht dagewesene Weise verkennt; wir haben bis jetzt ein so schönes und ruhiges Zusammenleben geführt, daß es mich höchst dauern würde, wenn es jetzt durch diesen Menschen aufhören sollte. Ich tadele ja nicht, daß er kein Gelehrter ist, ich tadele nur, daß er sich für einen ausgiebt, ohne es zu sein. Ich würde auch einen Schuster tadeln, wenn er sich für einen Tischler ausgebe, oder einen Kattundrucker, wenn er mich glauben machen wollte, daß er ein geschickter Schneider wäre. Nicht daß Neufeld kein Naturforscher, kein Gelehrter in diesem Fache ist, sondern daß er es scheinen will, macht ihn mir verächtlich, nicht daß ein Mann ein Gelehrter sei, macht ihn mir achtungswerth; wenn dieses wäre, so könnte ich ja unter zweitausend Menschen höchstens einen halben ehren. Ich suche auch nicht ausschließlich aller Anderen den Umgang von Gelehrten, daher ist es ganz begreiflich, daß Du, liebe Schwester, mir, wenn auch nicht Hunderte — denn so zahlreich ist mein Umgang gar nicht — aber doch sehr Viele nennen kannst oder willst, welche nicht in die Klasse der Gelehrten gehören; es handelt sich hier um den honneten und gebildeten Mann, beides ist Neufeld nicht. Von Bildung hat er nur einen Anstrich und von einem honneten Mann hat er leider gar nichts. Dies ist es, was ich über ihn denke, was ich von ihm weiß, und nachdem ich dieses gesagt habe, will ich dieses ganz unerquickliche Kapitel beschließen und Dir überlassen, was Du Dir daraus merken willst."

XV.

Eine erhaben edle That Neufeld's. Vorträge über Magnetismus. Die unbekannte Dame muß den höchsten Kreisen der Gesellschaft angehören. Ein musikalisches Wunder.

Beide Frauen kannten Voluda zu gut, um nach dieser Aeußerung noch ein Wort über den Gegenstand zu verlieren. Beide kannten ihn als einen durch und durch redlichen, ehrlichen Menschen, zugleich auch als einen mit den Fehlern seiner Nächsten sehr nachsichtigen Mann. Sie fühlten

also, daß er triftige Gründe zu seinen Aeußerungen haben müsse, und sie ehrten dieselben durch Schweigen.

Voluda redete gleichfalls nicht mehr von der Sache, und sie wäre wohl ganz in Vergessenheit gerathen, wenn Neufeld sich nicht immer von Neuem bemerklich gemacht hätte. Er schien den Widerwillen Voluda's durchaus nicht zu empfinden und besuchte die Damen nicht selten, gerade zu der Zeit, wenn der Herr des Hauses abwesend war, was sich immer scheinbar zufällig traf, was aber doch wohl berechnet sein mochte, da es überhaupt leicht war, zu beobachten, wenn Voluda ausging. In solchen Momenten pflegte er dann wohl wieder von seinen Kriegs-Abenteuern zu erzählen oder auch das Kapitel vom Magnetismus und dessen Wundern aufzunehmen. Das Erstere betreffend, so schien er ein sehr tapferer Mann gewesen zu sein; er sprach zwar nicht direct davon, allein er hatte so viele militairische Ehrenzeichen, daß man sich hierüber kaum täuschen konnte. Was er von seinen Thaten selbst erzählte, ließ nicht gerade die Absicht erkennen, mit der Tapferkeit zu prahlen, obschon man ihm gerne glaubte, daß er Muth habe, weil seine ganze Persönlichkeit dafür sprach; aber das war unzweifelhaft, daß, wo er seine Hand im Spiele gehabt, er segensreich aufgetreten war: manches Leben gerettet und manches schreckliche Unheil verhütet hatte.

So war bei der Schlacht von Montereau ein ganzes Dorf durch seine persönliche Dazwischenkunft von dem Untergange gerettet worden. Die Württembergischen Soldaten, unter Anführung ihres Kronprinzen, des Sohnes ihres Königs, kämpfend, hatten das Dorf Deméran mit stürmender Hand erobert; der Sieg war sehr schwer geworden, denn die Franzosen hatten mit einer seltenen Hartnäckigkeit Stand gehalten. Endlich waren sie zum Rückzuge gezwungen und nun stürmten die wüthend gewordenen Soldaten, in der Absicht, Alles, was weiblich war, der schnödesten Lust zu opfern, die Männer zu ermorden, Greise und Kinder zu schlachten und dann Haus für Haus anzuzünden.

Neufeld, von dem Bülowschen Corps, mit einigen dreißig Mann nach Troyes detachirt, befand sich mitten in der Colonne der Stürmenden, weil er, obgleich nicht dazu genöthigt, es doch nicht mit ansehen konnte, daß die Baiern und Württemberger die Ehre dieses Tages allein für sich haben sollten.

Bei jedem neuen Anlauf nahete er sich mehr den vorderen Reihen, weil, nach dem jedesmaligen Zurückschlagen, er seine Untergebenen schneller zu sammeln vermochte, als es die Führer der Württemberger und Baiern konnten.

So kam es, daß er bei dem Sturme, der den endlichen Sieg herbeiführte, mit seinen Leuten allen anderen vorankämpfte, so kam es, daß er also mit den Seinigen unter den Ersten war, welche in die Gassen des Dorfes eindrangen. Es war von der Seite der Kirche her bestürmt worden und in das Haus des Pfarrers gelangten nun die Eroberer zuerst. Neufeld hörte aus dem Innern ein entsetzliches Geschrei; schnell eilte er mit einigen seiner Leute dorthin, und das entsetzlichste Schauspiel bot sich seinen Blicken dar.

Der greise Geistliche wurde von grausamen Händen gehalten und mußte zusehen, auf welche barbarische, ja bestialische Weise man mit seiner Gattin und seinen Töchtern umging.

Die Mutter stutzte zwar, als sie von der Gattin und den Töchtern eines Geistlichen im südlichen Frankreich hörte. Sie äußerte sich jedoch darüber nicht, mochte auch vielleicht glauben, daß es dort so gut lutherische Dörfer gebe wie in dem noch viel strenger katholischen Oesterreich, und der Erzähler fuhr also unbehindert fort:

Mit wahrer Todesverachtung und nur von drei oder vier seiner Leute gefolgt, stürzte er sich unter die räuberische, schändliche, mordlustige Rotte, erstach einen der Soldaten, der gerade im Begriff war, die Schandthat zu vollbringen, verwundete mit dem Säbel, der noch von dem Blute des Ehrlosen triefte, mehrere Andere und brachte es mit Hülfe der Seinigen dahin, die Rotte zu zerstreuen. Nun aber lag ihm daran, ferneres Unheil zu verhindern; er sammelte seine Mannen um sich und ließ sie sofort die einzelnen Gehöfte besetzen, vor der Thür eines jeden Schildwache stehen, eine Sauvegarde bildend, welche glücklich genug war, Mord, Brand und Plünderung und sonstige Schandthaten von dem unglücklichen Dorfe fern zu halten. Er selbst kehrte zurück in das Pfarrhaus und ward hier erst inne, wie sehr ihn das Glück begünstigt. Ein würdiger Greis, eine noch immer wohl aussehende Frau und vier der schönsten Mädchen von sechszehn bis neunzehn Jahren fielen vor ihm nieder, umschlangen seine Kniee, drückten sie mit Inbrunst an die warme, volle Brust, und waren bereit, ihm jeden Dank zu zollen, den er fordern, den er wünschen konnte; ihm war das Bewußtsein einer edlen That genug, nicht so dem Kronprinzen von Württemberg, der, als er diese Handlung erfuhr, ihn mit dem Orden der Krone schmückte.

Als Voluda aus der wissenschaftlichen Gesellschaft, in welcher er den Abend zugebracht, zurückkehrte, erfuhr er das so eben Mitgetheilte. Mutter und Tochter erzählten es ihm, Jede auf ihre Weise, aber Beide mit gleichem Entzücken, und hofften ihn dadurch von seinem Vorurtheil

gegen Neufeld zu heilen. Er aber, nicht so enthusiastisch, schüttelte sehr bedenklich den Kopf über den verheiratheten katholischen Geistlichen, über die vier bildschönen Töchter, weil er zu wissen glaubte, wie die Landmädchen im südlichen Frankreich aussähen; aber er sagte nichts weiter, als der Orden der Württembergischen Krone ist der höchste dieses Landes und wird in der Regel nur für gewonnene Schlachten verliehen, und Preußen sind, so viel ich weiß, in der Schlacht von Montereau gar nicht thätig gewesen. Dies hinderte indessen die beiden Damen keineswegs, den glücklichen Neufeld von hier ab für noch edler und vortrefflicher zu halten als bisher.

Auch in Berlin selbst begann man sich unter steigendem Interesse mit ihm zu beschäftigen. Er mußte die Vorlesungen vor einem viel größeren Kreise wiederholen und es wurde noch ein dritter Cyklus nöthig. Die schöne Somnambule, welche gleich beim ersten Male solches Aufsehen gemacht hatte, verfehlte nicht, das Publikum, trotz des hohen Eintrittspreises, in Massen anzuziehen; besonders interessant war es, daß man den geheimnißvollen Schleier, welcher sie umgab, nicht zu lüften vermochte. Es wurde zwar davon gemunkelt, sie sei eine Russische, oder Ungarische, oder Polnische Gräfin, aber etwas Bestimmtes oder auch nur ihren Namen wußte man nicht. Sie sprach zwar ein sehr schönes Deutsch, aber allerdings mit einem Anflug von fremdem Accent; indessen gerade dieses schien den Herren am besten zu gefallen. Als man nun gar bemerkte, daß bei einer solchen Vorstellung zwischen einem Major von der Garde und einem fremden, sehr vornehmen Offizier Blicke des Einverständnisses und der Erkennung gewechselt wurden, als man ferner bemerkte, daß die Dame bei Erblickung der beiden Männer, welche ganz vorne Platz genommen hatten, in eine gewisse Verlegenheit gerieth, so glaubte ein Jeder sich überzeugt, daß sie etwas sehr Vornehmes sein müsse.

Die Leistungen der schönen Dame waren auch wirklich zum Erstaunen.

Der Magnetiseur hatte angekündigt, er werde in einer der nächsten seiner Vorlesungen die Dame, wenn sie es gestatten sollte, in einen musikalisch-magnetischen Zustand versetzen. Es lag auf der Hand, daß dieses noch mehr Personen anziehen müsse, als bisher den Vorträgen beigewohnt. Der Magnetiseur hielt auch Wort und er gab in der That ein Schauspiel wunderbarster Art. Er magnetisirte die junge Dame etwas länger als gewöhnlich, dann überließ er sie eine kurze Zeit völliger Ruhe, nunmehr öffnete er ein Tasteninstrument von damals eben erfundener Form, ein sogenanntes Pianino, welches bei sehr geringer Größe und bei der Gestalt eines sogenannten Cylinderbureau's, dessen körperliche Masse es

doch keineswegs hatte, einen so schönen und kräftigen Ton gab, wie ihn die tafelförmigen Piano's nie geben, so daß nur wenig daran fehlte, um es einem Flügel gleich zu setzen.

Nachdem die Somnambule etwa fünf Minuten ruhig auf dem Sopha gelegen, setzte sich ein Clavierspieler an das Instrument und trug ein einfaches Steyerisches Lied auf einfache, aber höchst geschmackvolle Weise vor. Neufeld hatte dabei hinter seinem Stuhle gestanden, hatte die eine Hand auf die Schulter des Musikus gelegt, um ihn hierdurch mit sich und demnächst mit der Hellsehenden in Rapport zu setzen; deswegen fixirte er dieselbe auch höchst aufmerksam.

Als das Stück einmal durchgespielt war, ließ der Magnetiseur den Spieler los, welcher nun auch sogleich aufstand und sich entfernte. Der Arzt blieb aber mit starr auf die Magnetisirte gerichtetem Blick und mit gegen sie ausgestreckter Hand stehen. Nach einer Minute erhob sich die schöne Dame, ging auf den Magnetiseur zu, welcher, nunmehr rückwärts schreitend, sie aber immer fest im Banne seines Blickes haltend, an dem Instrument vorbei ging, so daß der Stuhl frei wurde, Neufeld aber an der Seite des Pianino's stand.

Die Dame ging mit festgeschlossenen Augen auf ihn zu; er ließ sie aber, als sie bei dem Stuhle stand, zur Seite, so daß sie sich dahin begab und setzte; nun zeigte er mit der Hand auf die Tasten; sie erhob das Angesicht, als ob sie zum Himmel schaue, blieb jedoch mit geschlossenen Augen vor dem Pianino sitzen. Einiges Flüstern ließ sich im Saale hören; da sah sich Neufeld mißbilligend um, erhob die linke Hand und alsbald wurde es so still im Saale, daß man hätte eine Stecknadel fallen hören können. In diesem Augenblick bewegten sich auch die Hände der Hellsehenden zu den Tasten, und sobald dieselben die Tasten berührten, erscholl dasselbe Lied, aber wie von Geisterhänden hervorgerufen. Obwohl Neufeld den Deckel des Pianino's ein wenig gehoben hatte, damit der Schall sich besser verbreite, waren doch die Töne so leise, so zart, daß es der ganzen Aufmerksamkeit des Publikums bedurfte, um sie in den entfernteren Räumen zu hören. Es war mehr ein Gesäusel als ein Clavierspielen; es waren zwar leise, aber so entzückend schöne Töne, daß sich in den vorderen Reihen die Verwunderung so deutlich aussprach, daß keine Zweifel über die vollständigste Befriedigung des Publikums bleiben konnte.

Das Stück war zu Ende. Es sanken die Hände der Clavierspielerin in ihren Schooß, der Magnetiseur schloß den Deckel des Instruments.

Ein allgemeines Gemurmel des Beifalls, welcher sich nicht unterdrücken ließ, konnte für den Magnetiseur wohl als ein Lohn gelten für

den Genuß, den er seinen Zuhörern verschafft hatte; aber das Publikum war damit noch nicht zufrieden, es ließen sich erst leise, dann immer lauter werdende Stimmen mit der Bitte um Wiederholung hören. Der Magnetiseur war willfährig; er erhob seine beiden Hände gegen die Magnetisirte, fixirte sie sehr scharf, nach einigen Minuten entrang sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust, sie erhob die Hände zu den Tasten des Instruments und in demselben Augenblick öffnete der Doctor auch wieder den Deckel und dieselben bezaubernden Töne entzückten nochmals die anwesenden Zuhörer.

Als das Stück beendet war, ließ sich der Beifallsjubel nicht mehr halten, er brach in einen völligen Sturm aus, indessen die Magnetisirte, auf ihren Stuhl zurückgelehnt, mit geschlossenen Augen doch gen Himmel zu schauen schien, als ob sie noch jetzt in dem Entzücken schwebe, welches sie selbst durch die Töne hervorgebracht, welche sie dem Instrumente entlockt.

Nachdem sich der laute Jubel gelegt, erweckte der Magnetiseur die schöne Dame durch einige rückwärts geführte Striche. Sie schlug die Augen auf, sah um sich und frug, wie sie denn auf den Stuhl gekommen sei, sie habe sich ja auf den Sopha gesetzt gehabt.

Neufeld sagte, sie habe ja eben Clavier gespielt; aber sie lächelte und erwiederte, das ist ja ganz unmöglich, denn ich kenne weder eine Note noch eine Taste.

XVI.

Der Magnetismus dringt in Volnda's Haus. Einige Wunderkuren Neufeld's. Die galoppirende Schwindsucht und die Rückenmarkschwindsucht sind heilbar.

Das Wunder, was der Magnetiseur hier bewerkstelligte, machte bald die Runde durch die ganze Stadt; es schien, als habe eine jede junge Dame Neigung, auf so einfache Weise Clavierspielerin zu werden. Merkwürdig war es, in welcher verschiedenen Weise sich die Urtheile der Männer vom Fach hierüber aussprachen. Die Magnetiseurs theilten sich gewissermaßen in zwei feindliche Lager, wovon in dem einen der neue Prophet Bewunderung und Anerkennung erhielt, während das Heer seiner Gegner (wohlverstanden unter den Magnetiseurs) das Ganze für eine Charlatanerie erklärte. Es wurde behauptet, daß eine solche Uebertragung von körperlichen Geschicklichkeiten eine reine Unmöglichkeit sei, dagegen wurde wieder von der anderen Seite behauptet, daß sie hier gar keine körperliche Geschicklichkeit fänden, sondern daß es nur ein Pneuma, ein Hauch, ein geistiger

Hauch sei, der da gewirkt. Nicht die Fingerfertigkeit des Clavierspielers, sondern der Geist desselben sei auf die Magnetisirte übertragen.

So stritten die Herren vom Fach sich hin und her. Man behauptete, bei den Gegnern sei es kläglicher Brodneid, der sie dazu mache; man behauptete aber auch von denjenigen, welche sich für die Sache erklärten, daß sie es nur aus Politik thäten, um nämlich dadurch der Kunst, welcher sie sich gewidmet, ein desto größeres Uebergewicht zu verschaffen.

Erst nach längerer Zeit hörte Voluda von diesem Gegenstand sprechen, erklärte sich für außer Stande, zu urtheilen, weil er der Vorlesung nicht beigewohnt habe; er hoffte aber, daß ihm dieses noch möglich werden würde, indem Herr Neufeld höchst wahrscheinlich das einträgliche Kunststück „auf allgemeines Begehren" wiederholen werde.

Gern hätte man sein Urtheil gehört, eben weil er so vorsichtig, weil er so ruhig beobachtend war, was man nicht gerade Allen nachsagen konnte, die sich mit Beurtheilung von dergleichen Erscheinungen abgaben.

Herr Neufeld, welcher einige Tage nach dieser Vorlesung seinen Tribut von Bewunderung auch aus dem Munde der Mutter und der Schwester unseres Freundes haben wollte, besuchte dieselben, als Voluda in Gesellschaft war. Er fand nur Marie zu Hause, denn auch die Mutter war einer Einladung gefolgt. So glücklich war er bis jetzt noch nicht gewesen; er hatte an Marie eine Zuhörerin von ganz ungetheilter Aufmerksamkeit und von einer seltenen Wißbegierde, so daß es ihm nicht schwer wurde, ihr den Wunsch zu entlocken, auch einmal magnetisirt zu werden.

„Nichts ist leichter als dieses," sprach Neufeld; „günstig ist's für den Augenblick auch, daß sonst Niemand zugegen ist, denn ich habe Grund zu fürchten, daß Ihre Frau Mutter sowohl als Ihr Herr Bruder nicht mit diesem Wunsche einverstanden sein werden."

Marie gab von Seiten des Bruders dieses allerdings zu, meinte aber, die Mutter würde nichts dawider haben, und sie glaube, es sei besser, dieselbe in's Vertrauen zu ziehen. Vorläufig, meinte aber der Magnetiseur, sei dieses geradezu überflüssig, und daß man der Mutter erst dann davon Nachricht geben dürfe, wenn sie somnambul zu werden verspreche.

Der Versuch wurde nun gemacht. Marie setzte sich auf ein Sopha und der Magnetiseur wandte seine ganze Kunst gegen sie an, jedoch, wie es schien, durchaus vergeblich, denn Marie bekam nicht die leiseste Spur von Schläfrigkeit, wohl aber einige Spuren von Langeweile.

Als Neufeld dieses bemerkte, äußerte er, sie sei wahrscheinlich nicht in einer völlig ruhigen Gemüthsstimmung; in anderer Art wisse er sich

den Widerstand nicht zu erklären, um so weniger, als er sonst mit fünf bis sechs Strichen die Personen einzuschläfern vermöge.

Die Versuche wurden für dies Mal nicht fortgesetzt; man verschob sie bis zu einer günstigeren Stimmung. Fräulein Marie aber hatte so sichtliches Wohlgefallen an der Sache, daß es ihr recht schwer wurde, der Mutter nichts darüber mitzutheilen.

Bei einer anderen Zusammenkunft magnetisirte Neufeld das junge Mädchen wieder, jedoch absichtlich nicht um sie einzuschläfern, sondern um sie in Rapport mit sich zu setzen.

Auch von solchem Rapport hörte man ganz Wunderbares. Mehrere Fälle waren bekannt geworden, wo junge Damen die Talente älterer oder auch umgekehrt empfangen hatten durch magnetischen Rapport. Es galt für nichts Seltenes, daß von zweien Freundinnen die Eine plötzlich die ganze Kunstfertigkeit der Anderen im Stricken oder im Kochen, oder im Vorlesen, im Tanzen ꝛc. erhielt; bis zum Clavierspielen allerdings war es noch nicht gekommen. Dagegen erzählte Professor Schwenzel sehr ernsthaft, daß sein Neffe mit seiner Tante, einer jungen verheiratheten Frau, in Rapport gesetzt worden sei.

Nach einigen Monaten habe der junge Mann einen Anfall von Bauchwassersucht bekommen, und sei darauf doch vergeblich medicinisch behandelt worden. Merkwürdig sei gewesen, daß ganz in der Weise, wie die Tante in der Schwangerschaft fortrückte, auch seine Wassersucht zugenommen habe, bis man plötzlich zu nicht geringem Erstaunen Aller wahrgenommen habe, daß sich auch bei dem jungen Manne die sämmtlichen Symptome jenes hoffnungsvollen Zustandes seiner Tante entwickelt.

Da aber Herr Schwenzel als entschiedener Feind des thierischen Magnetismus bekannt war, so wollte Niemand daran glauben, sondern erklärte es für ein Märchen. Dergleichen Scherze hinderten aber keineswegs den Besuch bei Neufeld, im Gegentheil war es beinahe zur Mode geworden, nicht sowohl überhaupt sich magnetisiren zu lassen, als sich bei ihm magnetisiren zu lassen, bei Neufeld, dem neuen Propheten. Seine magnetisirten Bäume hatten so großes Aufsehen gemacht, daß mehrere der älteren magnetisirenden Aerzte, unter diesen auch Wollfahrt, sich dergleichen zulegten. Da nun aber der Sommer nicht immer günstig war zu Versuchen im Freien, so erklärte Neufeld, daß nichts leichter wäre, als mittelst der magnetischen Bäume Patienten auch innerhalb eines Zimmers zu magnetisiren. Er brachte zu diesem Behufe seidene oder leinene Schnüre von den Bäumen her durch den ganzen Garten bis in den Salon, in welchem er sein neuerfundenes Baquet stehen hatte. Hier wurde nun

die heilsame Kraft aus den Bäumen aufgenommen in den kranken Körper und zum Wohle desselben verwendet.

Es kamen dabei sehr wunderbare Fälle zur Kenntniß. Neufeld war so glücklich, in zweien Fällen eine vollständig ausgebildete Schwindsucht zum Stillstand zu bringen; ebenso hatte er einen Mann von der Rückenmarkschwindsucht geheilt.

Mit den beiden Damen hatte es eine eigene Bewandtniß. Man hielt sie ursprünglich für ganz gesund, bis sich nach mehrmaligen Besuchen bei Neufeld die ersten Spuren der Schwindsucht zeigten; bei Beiden, die sich einander gar nicht kannten, aber doch wahrscheinlich durch Neufeld's Vermittelung in Rapport mit einander standen, bildete sich die Krankheit mit reißender Schnelligkeit zur galoppirenden Schwindsucht aus; die Symptome derselben waren einander so gleich, daß man hätte glauben sollen, zwei Schwestern in dem nämlichen Stadium derselben Krankheit zu sehen. Sie hüstelten Anfangs, dann husteten sie stärker, dann gingen sie gebeugt, die Schultern kamen nach vorne, die Brust wurde enger, der Athem kürzer, nun kam Auswurf hinzu, mitunter von ganz wunderbarer Farbe; die Mädchen wollten Beide sich durchaus keinem anderen Arzte, als dem berühmten Neufeld, anvertrauen, und siehe, zu ihrem Glück, denn mit unbeschreiblicher Sicherheit faßte er die Krankheit auf, erklärte, sie würden ohne seine Hülfe in vier Wochen Leichen sein, durch seine Hülfe aber in viel früherer Zeit vollkommen wieder hergestellt werden.

Und siehe, diese schöne Prognose traf vollkommen ein. Schon nach dem zweiten Magnetisiren kam die Krankheit zum Stillstand, nach dem vierten Male legte sich der Husten, die jungen Damen gingen auch wieder gerade und am sechsten und siebenten Tage waren Beide vollkommen gesund.

Der Triumph war nicht klein; aber ein noch bedeutenderer Fall sollte sich mit dem Rückenmarkkranken ereignen, einem Manne aus niederem Stande, an dem nichts zu profitiren, von dem kein glänzendes Honorar zu erzielen war, und den der menschenfreundliche Arzt doch glücklich wieder herstellte und selbst auf einfachen Dank verzichtete.

Der Mann war früher gar nicht beachtet worden, es mochte wohl ein Tagelöhner oder etwas dergleichen sein, wer achtet viel auf diese Leute. Man sah einen Bettler an zweien Krücken gehen und auf die wunderbarste Weise mit den Beinen umherschlenkern, welche gar keine Kraft hatten und den Körper nur für den Augenblick zu tragen vermochten, während dessen die Krücken wechselten.

So humpelte der Mann wohl einen Monat lang durch alle Straßen

der Stadt, bis Neufeld ihm einmal begegnete und ihn nach seiner Krankheitsgeschichte frug.

Wie der Doctor diese selbst erzählte, so verhielt es sich damit folgendermaßen.

Albert Pietsch war in ziemlich jungen Jahren in einem sehr zahlreich besuchten Gasthof als Kellner eingetreten. Er hatte sich durch seine Gewandtheit bald genug ziemlich bemerkbar gemacht und war nach wenigen Jahren der Liebling aller jüngeren Herren geworden, welche nach Berlin kamen, um leidliches Geld und gute Gesundheit in möglichst kürzester Zeit los zu werden. Der Bursche hatte sich mit all' den weiblichen Mitgliedern des Sänger- oder Tänzercorps der verschiedenen Theater bekannt gemacht, und da sie durch seine Hülfe vielfältig Gelegenheit fanden, gute Geschäfte zu machen, so überschütteten sie ihn mit denjenigen Dankesbezeugungen, welche ihnen das Wenigste kosteten und welche dem jungen hübschen Menschen vielleicht die angenehmsten waren.

In Folge dessen vergeudeten sich seine Kräfte nach und nach, so daß er jetzt in seinem dreißigsten Jahre der Rückenmarkschwindsucht, wie es schien, rettungslos anheimgefallen war.

Neufeld fragte ihn, ob er sich wolle von ihm behandeln und hoffentlich herstellen lassen. Der Mann war durchaus nicht abgeneigt, eine solche Wohlthat anzunehmen, um so viel lieber, als sie ihm nichts kosten, wohl noch etwas eintragen sollte; denn um ihn kurfähig zu machen, um es möglich zu machen, daß er in seinen Kreisen erscheine, mußte Neufeld ihm sogar verschiedene Kleidungsstücke beschaffen.

Die Kur nahm nun ihren Anfang und siehe, was wohl schwerlich irgend ein Mensch geahnt hatte, trat hier ein. Der schlottrige Gang hörte auf, Pietsch brauchte zwar noch die Krücken, allein er schlenkerte nicht mehr mit den Beinen, sondern setzte sie ordentlich. Er begann erst eine der Krücken mit einem Stock zu vertauschen, dann ging er, auch die andere Krücke ablegend, an zweien Stöcken, und nach weniger als einem Monat brauchte er weder Stock noch Krücke; er war geheilt, zum größten Erstaunen aller Aerzte.

Es ist begreiflich, daß solche Thatsachen, welche die Ansichten über die Unheilbarkeit gewisser Krankheiten vollständig umstürzten, dadurch ein sich in immer größeren Kreisen verbreitendes Erstaunen unter Priestern und Laien hervorgerufen wurde. Die Laien waren nun gleich fertig mit ihrem Urtheil, aber die Priester der Wissenschaft, die Aerzte, hielten doch die Sache noch keineswegs für vollkommen ausgemacht.

XVII.

Fürst Hohenlohe.

Während man aber noch das Für und Wider der wunderbaren Heilung besprach, eröffneten sich neue Thatsachen von wo möglich noch wunderbarerer Art, so daß Neufeld in den Hintergrund gedrängt wurde.

Der berühmte Kirchenfürst Hohenlohe trat mit seinen Wunderkuren vor die Schranken der Oeffentlichkeit. Derselbe war damals noch sehr jung; er stand auf dem Gipfel männlicher Entwickelung und mochte viel zu leiden haben von den Versuchungen, welchen Satanas ihn aussetzte.

Der Prinz war der achtzehnte Sohn aus der Ehe des Erbprinzen Karl Albrecht zu Hohenlohe-Waldenburg (Schillingsfürst), welcher nicht zur Regierung kam, da Gemüthskrankheit ihn daran hinderte. Es waren genügend Erben vorhanden, der achtzehnte Sprößling konnte also niemals zur Regierung kommen. Es blieb für ihn, wie für die jüngeren Söhne der Englischen oder Irischen Lords, nur die Wahl zwischen dem Militair- und dem geistlichen Stande. Das Erstere wollte er wählen, das Zweite wählte seine Mutter. Sie redete ihm die Neigung zum Militairstande aus und gab ihm einen ehemaligen Jesuiten, Riel, Lehrer im Convicte zu Schillingsfürst, zur Erziehung. In jener Gegend, vorzugsweise in dem benachbarten Oertchen Elwangen, hatte der ehemalige Jesuit Gaßner sein unsinniges Wesen getrieben. Die Erzählungen von den Besessenen in der Bibel und sein ununterbrochenes Lesen der geheimnißvollen Schriften sogenannter Magiker, hatten ihn auf den Gedanken gebracht, daß die mehrsten Krankheiten der Menschen von bösen Geistern herrühren, welche man durch Beten und Segensprechungen, durch Weihwasser und Teufelaustreiben besiegen können müsse.

Er fing nun mit seinen Pfarrkindern an und trieb bei so Vielen den Teufel aus, daß er dadurch wirklich Aufsehen erregte. Als dieses in der katholischen Kirche bekannt wurde, berief ihn der Bischof von Constanz zu sich, um seine Wunderkraft zu prüfen. Die Prüfung fiel dahin aus, daß ihm der Rath ertheilt wurde, sich ferner nicht mit der leiblichen, wohl aber mit der Seelsorge bei seinen Pfarrkindern zu beschäftigen.

Eine solche Zurecht- und Zurückweisung war dem Pater Gaßner nicht genehm. Er wandte sich daher an andere Prälaten von einem kräftigeren, von einem hausbackeneren Glauben, und auf eine gute Pfarre zu Elwangen versetzt, fing er dort seine Wunderkuren von Neuem an und

heilte alle erdenklichen Krankheiten, jedoch nur, wenn er sich vorher überzeugt hatte, daß sie vom Teufel herrührten. Diese Ueberzeugung gewann er immer durch einige wenige, in lateinischer Sprache an die Kranken gerichteten Fragen, die denn auch immer in lateinischer Sprache beantwortet wurden, denn bekanntlich versteht der Teufel sehr gut Lateinisch.

Dann machte er einige Vorbereitungen, besorgte das nöthige Weihwasser; — die Kranken fingen dabei stets an erbärmlich zu zittern, denn der Teufel schüttelte sich in Todesangst, den schönen Platz verlassen zu müssen; endlich aber auf den Ruf mit lauter Stimme: »cesse! cesse!« war der Teufel in der Regel so gefällig, zu thun, was ihm befohlen war: er fuhr aus.

Es wurden über diese Teufelaustreibungen jeder Zeit Protokolle aufgenommen und von glaubwürdigen Personen unterzeichnet. Unter diesen glaubwürdigen Personen befand sich fast immer der Großvater des obengenannten Prinzen Hohenlohe.

Das schöne Beispiel des Wunderthuens, welches durch Gaßner gegeben und durch seinen Ahnherrn so mannhaft bestätigt worden, hatte auf den Verstand oder auf die Phantasie des jungen Zöglings der Kirche einen solchen Einfluß, daß es scheint, er habe schon in ziemlich früher Jugend beschlossen gehabt, diesem Beispiele zu folgen, nur nicht in der barocken Weise des Paters Gaßner und des achtzehnten Jahrhunderts, sondern mehr in dem eleganteren Gewande der Neuzeit.

Der junge Prinz studirte in dem Theresianum zu Wien, woselbst eine seiner prinzlichen Schwestern an den Banquier Grafen von Fries, verheirathet war. Er ging dann auf die Academie zu Bern, kehrte nach Wien zurück, kam in das erzbischöfliche Seminar und zeichnete sich schon in seinem sechszehnten Jahre als geistreicher Prediger aus. Seine Studien wurden nun durch vielfältige Reisen unterbrochen und es scheint, als habe er sich auf denselben bedeutend mehr damit abgegeben, Versuche in der Ertödtung des Fleisches zu machen, welche jedoch sämmtlich mißlangen, als daß er sich der eigentlichen Theologie gewidmet hätte; denn da er sich einige Jahre später zum Examen im Württembergischen meldete, waren seine Aussichten auf Erlangung der Priesterwürde so gering, daß er es vorzog, sich nach Baiern zu wenden, woselbst man ihm alsbald die Würde eines Subdiakonus und auch gleich darauf die Priesterweihen ertheilte.

Veranlaßt durch den König von Baiern, ging er nach Rom und trat dort mit den Jesuiten auf dem Monte Cavallo in Verbindung, wurde dann ein Mitglied dieses Ordens und erhielt vom Cardinal Somaglia die Erlaubniß, in jeder Kirche Roms Messen zu lesen.

Er begann, nunmehr in das Jesuitencollegium eintretend, d. h. daselbst Kost und Wohnung empfangend, seine geistlichen Uebungen. Er legte sich Fragen vor, wie: „Hinterging Dich die Welt" — „Hinterging Dich das Fleisch" — „Hinterging Dich der Satan". — Er nahm sich den Seeleneiferer Xaverius zum Patron, erklärte seinem Beichtiger Panisoni, daß die heilige Pflanze der Keuschheit den Verstand kräftig gegen Stumpfheit schütze. Er erklärte ferner, daß er fühle, wie alle die Sünden, die sein Herz beschweren, in das Meer der göttlichen Erbarmung geworfen wären.

Er trat nunmehr als Mitglied in die Herz-Jesu-Sodalität zum heiligen Paul. Er erhielt mehrere Audienzen beim Papst und erhielt von diesem die Bevollmächtigung, Rosenkränze, Kruzifixe und dergleichen, auch Bildnisse der heiligen Jungfrau, und zwar jedesmal bis auf 3000 Stück, mit dem geistlichen Segen zu belegen.

Da nunmehr Rom ihn und er Rom gesehen hatte, so glaubte er hierdurch die Grundsteine seines Lebensgebäudes gelegt und gehörig befestigt zu haben. Er kehrte darauf von Rom nach Deutschland zurück und predigte zuerst sehr viel in München, las täglich die Messe und hielt viele öffentliche Versammlungen. Damals war es noch nicht so düster geworden, wie jetzt, denn man beschwerte sich in dem erzkatholischen München über den echt römischen Anstrich seiner Kanzelreden, so daß es nöthig wurde, ihn nach Bamberg zu versetzen. Aber auch in dieser Bisthumsstadt verschrie man ihn als Frömmling und als einen mit dem Jesuitismus und dem Verfinsterungssystem Verschworenen.

Auf die Damen machte seine angenehme, männlich klingende Stimme, sein jugendliches Aussehen, seine unaffectirte Haltung einen großen Eindruck, und er wurde vielfältig zum Beichtvater anfangs älterer, dann aber immer jüngerer Damen gewählt, verschmähte dabei aber keineswegs, sich in solchen Kreisen zu bewegen, in denen man Menschenkenntniß sammeln kann.

Während der junge, schöne Mann sich so, unbeschadet seiner Frömmigkeit und seiner geistlichen Würde, auch mit Dingen beschäftigte, die seinem Beruf als Geistlicher nicht unmittelbar nahe lagen, trat ein gewöhnlicher Bauer, Martin Michel zu Unterwittighausen, einem Badischen Orte an der Bairisch-Fränkischen Grenze, mit durch das Gebet hervorgebrachten Kuren auf. Der Prinz besuchte den Bauer, um seine Wirkungs- und Gebetsweise kennen zu lernen, brachte denselben zu der Prinzessin Mathilde von Schwarzenberg und forderte ihn auf, an dieser einen Heilversuch zu machen. Die Prinzessin hielt sich zu Würzburg auf, woselbst

ein sehr geschickter Verfertiger chirurgischer Instrumente, Heine, sie seit acht Monaten mit Glück behandelt hatte, indem er eine Rückgratverschiebung allmählig geheilt und sie so weit gebracht hatte, daß sie, sonst an das Bett gefesselt, schon sitzen und stehen konnte.

In Abwesenheit ihres Arztes besuchte der fürstliche Priester, in Begleitung des Wunderbauern, die Kranke, machte sie durch salbungsreiche Worte auf die Möglichkeit einer Heilung durch Gottes unmittelbare Hülfe aufmerksam, bereitete sie vor auf das, was geschehen sollte, und hieß nun den Bauern, unter seinem Beistande, die erforderlichen Gebete verrichten.

Die Prinzessin faßte Muth und Glauben. Der Zuruf: „Stehe auf und wandle" war nicht vergeblich. Sie erhob sich von ihrem Sessel, stand, versuchte einen Schritt, versuchte den zweiten, und siehe da, das Gebet hatte geholfen, sie konnte gehen und behielt die empfangene Kraft auch nach der Abwesenheit der Wunderthäter noch bei.

Der einfache Bauer sagte zu dem Priester: „So müssen Sie, ein frommer Mann, der die heilige Weihe empfangen hat, jedenfalls noch mehr können." Der Prinz schien dieses sehr wahr zu finden und fing von da an, selbstständig und ohne Zuziehung des Wunderbauern Heilungen durch das Gebet zu versuchen und siehe, es gelang ihm, was er versuchte.

Seine persönliche Haltung, das Imposante eines priesterlichen Prinzen, die Lebendigkeit, man könnte beinahe sagen, die Gluth in seinen Reden und Predigten, wirkten auf die Phantasie der Kranken dergestalt, daß Heilung auf Heilung erfolgte, welche dann immer durch seine geistlichen und weltlichen Verbindungen verbreitet, durch geistliche Prozessionen verherrlicht wurden. Es strömten von allen Seiten der Hülfe Bedürftige herbei; von jedem derselben hörte er die heilige Beichte, forderte dann starken, mächtigen Glauben an die Kraft der göttlichen Heilung und betete dann mit großen Anstrengungen über ihnen, die er zum Mitbeten veranlaßte.

Viele dieser Personen wurden entweder gewaltig erschüttert und durch ihren Glauben gebessert, oder sie wurden wenigstens mit fester Hoffnung auf baldige Besserung entlassen. Wo eine solche Besserung nicht sichtlich eintrat, erklärte er, daß Mangel an Glaube die Besserung hindere, und die so Zurückgewiesenen verfielen nicht selten in Verzweiflung, weil sie sich für „von Gott verworfen" hielten.

Auf die schönen Erfolge hin wurden nun von den Gesundheitsbehörden Versuche in zwei Hospitälern angeordnet, in dem zu Würzburg und in dem zu Bamberg. Da keiner dieser Versuche glückte, da dieselben alle ganz ungünstig ausfielen, so ist zu muthmaßen, daß die Kranken nicht auf der gehörigen Stufe geistlicher oder weltlicher Hoheit standen.

Dieses Mißlingen hinderte jedoch nicht, daß der Ruf des Prinzen sich immer weiter verbreitete. — Der Erbprinz zu Hildburghausen litt an einem gefährlichen Augenübel. Derselbe befand sich im Bade Brückenau und der Prinz Hohenlohe wurde dorthin beschieden, um die Heilung zu versuchen. Die Gebete wurden auch mit großer Wärme vorgenommen und der Leidende war so vertrauensvoll, daß er alle anderen, bisher gebrauchten Mittel vernachlässigte oder vollständig aufgab. Das Vertrauen mußte indessen doch noch nicht stark genug gewesen sein, denn es erfolgte statt der Besserung eine Verschlimmerung des Zustandes.

Da dieser Fall durch die Zeitungen bekannt gemacht wurde, so trat der fürstliche Priester eigentlich jetzt erst recht in die Oeffentlichkeit und es fingen gelehrte Fehden an: es wurden theologische und medicinische Streitschriften für und gegen ihn erlassen. Man behandelte die Frage, wieviel das Vertrauen auf den Arzt physisch vermöge, man frug, wieweit der Glaube an Gottes unmittelbarer Hülfe dabei wirksam sei, oder man faßte die Sache rein theologisch auf und sagte, die Heilungen seien überall da mißlungen, wo der Glaube an die Dreifaltigkeit, an die zweierlei Naturen Christi, an die Höllen- und Himmelfahrt desselben, an die unbefleckte Virginität und die sonstigen heiligen Lehren nicht vollständig und nicht unbedingt genug vorhanden gewesen sei.

Der Prinz legte nunmehr seine Sache dem Papste vor und stellte dieselbe als durch seine Gebete hervorgebrachte glückliche Erfolge dar. Die päpstliche Antwort kam zu den Händen des Bischofs von Groß in Würzburg und ist daher ihrem ganzen Inhalte nach nie bekannt geworden. — Allein soviel wurde bekannt, daß dem neuen Wunderthäter aufgegeben wurde, nur unter Zulassung des Bischofs neue Kuren zu verrichten, denn man war doch in Rom selbst, wo der junge Herr sich genügend bekannt gemacht hatte, sehr im Zweifel, ob Gott sich gerade ein solches Gefäß, einen achtundzwanzigjährigen Bisthumscandidaten erwählt haben werde, um seine Gnade da hineinzufüllen und auszutheilen.

Diese Beschränkung machte den Wunderthäter nicht irre, sie führte ihn nur auf einen anderen Weg; er begann jetzt brieflich seine Gebete zu versenden und zum Beten aufzufordern.

XVIII.

Einige Nachrichten über die Wunderkuren des Fürsten Alex von Hohenlohe, mitgetheilt durch Faßler.

In diesem Stadium seiner Thätigkeit erreicht sein Ruf auch Berlin, und in dieser Hinsicht konnte man kaum Auffallenderes erfahren, als hier über ihn geschwatzt wurde. Ob es wahr sei, daß er nur solche Briefe beantwortete, welchen ein reiches Geschenk für die heilige Mutterkirche eingeschlossen, wollen wir dahingestellt sein lassen, da es vielleicht davon herrührte, daß seine geringe Begüterung und die Größe seiner Bedürfnisse allgemein genug bekannt waren; allein die Weise, wie er heilte, wurde wirklich richtig angegeben. Wenn man sich unter Schilderung der Art seiner Leiden mit der Bitte um Heilung an ihn wandte, so gab sein Antwortschreiben genau eine Stunde und Minute an, in welcher der Patient, vor dem Altar seines Schutzheiligen knieend, mit Inbrunst und Glauben zu beten habe; es wurde dabei gesagt, daß der geistliche Fürst zur selben Zeit ein gleiches Gebet sprechen werde. Wo nun dieses mit dem nöthigen Glauben geschah, da fehlte die Heilung niemals, und wo die Heilung fehlte, da war der Glaube nicht vorhanden.

Unzählige vornehme Leute wandten sich an den Prinzen, und es wurde mit mathematischer Schärfe festgestellt, daß, wenn der Prinz wirklich für jeden einzelnen Bittsteller eine Viertelstunde lang beten wolle, seine Tage einen halben Monat lang sein müßten, ohne der Zeit zu gedenken, die er doch zum Essen, Trinken und Schlafen nöthig habe.

Die Physik bemächtigte sich der Sache jetzt mit mehr Ernst, indem sie nachwies, daß gleichzeitige Gebete sich nur an solchen Orten anstellen ließen, welche unter der nämlichen Mittagslinie lägen, keineswegs aber an solchen, die in den Graden der Länge verschieden seien, daß ein Gebet, was um zwölf Uhr in Memel und auch um zwölf Uhr in Aachen gesprochen werde, doch um eine ganze Stunde in der Zeit von einander abweiche, indem es in Aachen erst eilf sei, wenn zu Memel die Sonne durch den Mittagskreis gehe, das Gebet der Patienten in Memel also längst vorüber sei, wenn der Prinz in Aachen oder in einer ähnlich gelegenen Stadt, wie etwa Würzburg oder Bamberg, sein Gebet anfange.

Dergleichen Erörterungen waren dem guten Glauben des Publikums gegenüber doch von sehr geringer Wirkung. Dem Publikum ist Mittag überall Mittag, und da man von einem östlich gelegenen Orte sich nicht ohne eine Reise nach einem westlich gelegenen Orte versetzen kann, so

erfährt Niemand, daß er um zehn Uhr in Paris ankommt, wenn er etwa um ein Uhr Nachmittags von Petersburg abgegangen wäre, und unsere electrischen Telegraphen, vermöge deren man sich eine solche Ueberzeugung verschaffen kann, waren damals noch nicht in Thätigkeit.

Diesen physikalischen Wahrheiten gegenüber, welche Niemand begriff, machten dagegen die Wunder des Prinzen einen ganz andern Eindruck. Hier hatte er eine vornehme Dame von Krämpfen geheilt, dort war ein reicher Prasser, lange durch die Gicht geplagt, durch sein Gebet geheilt worden.

Er befand sich in Paris, als eine junge Dame von Wien an ihn schrieb, sie habe aus Unvorsichtigkeit ein ganzes Pfund reines Quecksilber verschluckt, und sie könne es nicht los werden, indem seine Schwere verhindere, daß es auf die Brechmittel, die man ihr gegeben, zum Schlunde emporsteige. Der armen Dame wurde der Trost, sie solle an einem bestimmten Tage und um eine bestimmte Stunde geheilt werden, sie solle jedoch ein Becken mit glühenden Kohlen mit sich zur Kirche nehmen und sich mit der nothwendigen Vorsicht, um nicht verletzt zu werden, darauf setzen, während sie im Glauben an die Heilung das vorgeschriebene Gebet spreche.

Die Sache wurde nach dem ertheilten Befehl ausgeführt und der Erfolg war der allerwunderbarste.

Sobald die Kraft des heiligen Mannes bei der Patientin zum Durchbruch kam, wurde es ihr im Magen ungewöhnlich heiß und immer heißer. Es entwickelten sich Gase, welche nach dem Munde aufstiegen und siehe, das Quecksilber kochte in dem Magen der jungen Dame, verwandelte sich gänzlich in Dampf und entwich als solcher in einem lange anhaltenden Strom aus dem Munde derselben. In der kalten Luft angelangt, schlug sich das Quecksilber zu feinen, perlähnlichen Tröpfchen nieder, fiel auf die Steinplatten des Fußbodens und konnte von diesem aufgesammelt werden.

Was wollte gegen dergleichen Wunderwirkungen in der Ferne, die schlechte Sorte Magnetismus bedeuten, deren die Berliner Aerzte mächtig waren? — Und immer kamen neue Nachrichten von Wunderkuren an, welche alles Frühere in Schatten stellten.

Voluda begegnete einst dem Tilsiter Theaterfriseur im Thiergarten und wurde sofort von ihm gefragt, ob er bereits wisse, auf welche Weise die Prinzessin von Langensalm entbunden worden sei? — Voluda erwiederte, daß er nicht nur dieses nicht wisse, sondern auch nicht einmal eine Ahnung von einer fürstlichen Familie dieses Namens habe.

„Gott!“ rief Faßler aus, „wie sind Sie vernachlässigt worden, seitdem Sie aus meiner Obhut gekommen; man sollte es kaum für möglich

halten. Nun, die Geschichte hat Aufsehen genug gemacht. Es war die erste Geburt, die Prinzessin lag schon vierzehn Tage in Wehen und nichts wollte ihr helfen. Da wurde an Alexander von Hohenlohe geschrieben; er verordnete die üblichen Gebete und siehe, nach dem bisherigen Vorwärtsbildungsprozeß der menschlichen Frucht trat jetzt ein Rückbildungsprozeß derselben ein; so wie das Kind bisher gewachsen war, so schwand es jetzt immer mehr, es ging in das Stadium des achten, siebenten, sechsten Monats zurück, es kam auf den zweiten und ersten und auf den Moment der Erzeugung zurück, und durch die Hülfe des prinzlichen Gebetes ist die Dame nicht nur der schmerzlichen Geburt überhoben, sondern sie ist sogar wieder in den edlen Jungfernstand zurückgekehrt, so daß man sagt, der Prinz von Langensalm wolle deswegen einen langen Salm von Dankadresse an den Heiligen richten."

„Ei, ei, Herr Faßler," sagte Voluda, „Sie spotten da über etwas, was Sie wohl nicht verstehen."

„Ich gebe mich gänzlich gefangen, geehrter Herr Professor," erwiederte dieser, „aber das Erzählte ist doch gewiß interessant. So erzählt man auch, ein Mann, der den Knochenfraß hatte und dem die niedlichsten Stückchen von halben und ganzen Zoll Länge aus den Schienbeinen gegangen waren, so daß sein Unterschenkel statt zweier Knochen nur noch einen hatte, war gleichfalls um Hülfe an den Prinzen gegangen. Zur festgesetzten Stunde erschien der Leidende zum Gebet und siehe, vor der Kirchenthür stand ein Esel, welcher ihm fortwährend zärtliche Komplimente machte. Nicht wissend, womit er solche freundliche Gesinnung verdient, frug er, ob er ihn kenne?

„O ja, Kamerad," erwiederte der Esel, „ich habe mich gleichfalls, wie Du, an den Prinzen um Erleichterung meiner Leiden gewendet und da hat er mich hierher gewiesen und gesagt, ich solle Dir mein Schienbein abtreten, das wäre für Dich immer noch so gut wie Dein menschliches Gebein im gesunden Zustande, ich aber würde gleich darauf aller meiner Leiden abgethan werden, denn einen solchen Esel, wie ich, könne der Müller nachher nicht mehr brauchen.

„Nunmehr schlenkerte der Esel mit seinem rechten Vorderbein, daß der Knochen herausfiel, der sich alsbald an die Stelle des kranken Gebeines bei dem Patienten einfügte, welcher fröhlich von dannen ging; der Esel aber fiel um und wurde sogleich auf einen kleinen, zweiräderigen Wagen geschafft und kurze Zeit nachher durch die Hand des mitleidigen Abdeckers für immer von seinen Leiden erlös't."

„Sie treiben ein sehr muthwilliges Spiel mit einer Sache, welche

doch von einer großen Menge von Menschen für eine heilige gehalten wird."

„Das leugne ich, Herr Professor, das leugne ich ganz entschieden; Menschen!? nein, nicht möglich! Aber solchen Leuten, wie die Beiden, die sich, wie ich Ihnen eben erzählte, gegenseitig geholfen haben, solchen Leuten — ja, das gebe ich zu. — Aber wissen Sie die Geschichte von dem verschluckten Thaler?"

„Nein, Herr Faßler, die ist mir gleichfalls unbekannt."

„Ach, gehen Sie, das ist ja unmöglich; ich glaube, Sie thun es nur, um mich erzählen zu hören, denn Sie wissen ja noch aus früheren Zeiten, wie schön ich erzählen kann. Damals in Tilsit — — ja so — verzeihen Sie, daß ich es wagte, Sie hieran zu erinnern, was Sie gewiß sehr ungern hören."

„Wie so?" frug Voluda verwundert. „Glauben Sie, daß ich mich jener Zeit schäme, daß ich's für eine Schande halte, Schauspieler gewesen zu sein? — Halten Sie es für eine Schande?"

„Nun, für eine Ehre hält es wohl Keiner," erwiederte Faßler.

„Ich muß gestehen, daß ich diese Ansicht nicht theile," erwiederte Voluda; „nicht der Stand, sondern die Art, wie man sich in demselben benimmt, bringt Ehre oder Schande. Der Soldatenstand ist derjenige, der vorzugsweise der Ehrenstand genannt wird; wenn aber Einer, der diesem Stande angehört, stiehlt, so ist nicht sein Stand ein ehrloser, sondern er ist ein Ehrloser; es giebt überhaupt jetzt keinen ehrlosen Stand mehr, selbst der Stand desjenigen, der einem von Ihren Patienten zur Befreiung von seinen Uebeln verhalf, ist — bei uns wenigstens — nicht mehr ehrlos."

Für Faßler war diese Auseinandersetzung zu ernsthaft und schon viel zu lang, als daß er hätte darauf eingehen können. Schon bei der Erwähnung der beiden Patienten begann er zu lachen und sagte: „Der übrig Gebliebene von ihnen hat demnächst eine merkwürdige Neigung bekommen, auf's Feld zu gehen und zu grasen, oder wie man sagt, Disteln zu fressen, nur frißt er statt dessen Salat oder Spinat, oder Kohl oder dergleichen Zeug. —

„Aber ich muß wieder auf meinen verschluckten Thaler zurückkommen, denn die Geschichte ist hier passirt und kann für Sie als Gelehrter von großem Interesse werden.

„Herr Hirsch Meyer Levy Wolf Haase Cohn hatte ein hoffnungsvolles Söhnchen, welches sich am liebsten mit Thalern beschäftigte, eine Neigung, welche der Vater begünstigte, weil er hoffte, sie würde sich nach und nach in eine Neigung zu Dukaten verwandeln.

„Eines schönen Morgens hatte der junge Joseph Hirsch Meyer Levy Wolf Haase Cohn auch wieder einige Thaler zum Spielen bekommen, und — wie nun Kinder sind, er wollte wissen, wie ein Thaler schmeckt — nimmt einen solchen in den Mund; die Mutter sieht es und ruft: »wie heißt? Joseph! Thaler kann man doch nicht essen!«

„Wie nun so'n Jude ist, wenn der 'mal einen Thaler geschmeckt hat, so läßt er nicht locker; die Mutter will ihm den Thaler aber wieder nicht lassen, sie greift danach, der Junge fährt zurück und was geschieht? er kommt ihm in die Kehle, kommt ihm in den Schlund und da sitzt er! — Kein Mensch — unter Menschen verstehe ich hier einen ordentlichen guten Chirurgus — kein Chirurgus kann den Thaler herauskriegen, aber auch nicht hinunterschieben, er sitzt fest, er geht nicht vor und auch nicht zurück.

„In der Angst um das Leben des Kindes schreiben die Eltern an den Prinzen. Das gleichzeitige Gebet wird veranstaltet und siehe, der Thaler ruscht hinunter.

„Es war doch eine große Freude, sehr groß, aber es war doch auch ein Kummer, sie haben verloren einen schönen Preußischen Thaler — und sagt der Vater: wie heißt Preußischer Thaler, ich sag' Dir, es war gewesen ein Oesterreichisches Zweiguldenstück.

„Mutter und Vater sind voller Kummer, aber sie haben die Hoffnung, daß der Thaler wieder abgehen wird. Der Thaler geht auch seinen natürlichen Weg, aber nicht ab, er bleibt sitzen, er geht soweit er kommen kann, aber wie er nicht weiter kommen kann, macht er dem Kinde schreckliche Schmerzen und weiter nichts, ab will er nun einmal nicht gehen.

„Da schreiben die Eltern in der Verzweiflung nochmal an den Prinzen und melden ihm das Unglück. Der Prinz antwortete, er habe sich gleich das erste Mal versehen, sie seien Juden, wie er jetzt wisse, und er könne sein Brod nicht vor die Säue werfen.

„Der Vater antwortete, er sei zwar ein armer Hund, aber die Hunde äßen ja Brosamen, die von ihres Herrn Tisch fallen.

„Da antwortete der heilige Herr: o Jude, Dein Glaube ist größer als der vieler Christen, wennschon die mir geschickten Ducaten beschnitten sind. Dieser Glaube soll Dir helfen.

„Und es ward abermals zu einer gewissen festgesetzten Stunde gebetet und siehe, das Oesterreichische Zweiguldenstück passirte in lauter schön geprägten neuen Silbergröschen aus dem kleinen Judenbengel heraus und es waren auch noch fünf Pfennige Agio dabei, denn damals standen die Conventionsgulden noch um etwas höher als das Preußische Geld."

Voluda sagte: „Sie sind ein frevelicher Spötter; wenn ein Paar

Katholiken Sie unter die Hände bekommen, so werden Sie schön gezauf't werden."

„Mein Himmel!" erwiederte der Friseur, „Kurzweil muß getrieben sein, und sollte es bei — — — doch das Sprüchlein ist nicht fein, ich bin kein Sauertopf, ich lebe fröhlich in den Tag hinein, die Anderen leben immer nur für die Zukunft; sie geben Wechsel aus auf ihr zwanzigstes, dreißigstes Jahr, und dann decken sie den Wechsel durch einen größeren auf ihr vierzigstes Jahr, und dann durch einen noch größeren auf ihr fünfzigstes Jahr; es ist eine Liederlichkeit, wie sie eigentlich nur unter Referendarien und Gardelieutenants erlaubt ist; die Zinsen verzehren das ganze Kapital, immer wird nur von der Hoffnung gelebt, und je höher der Luftballon steigt, desto reicher glauben die Leute zu sein! Ich bin kein solcher Narr, mir lacht das baare Geld des Lebens, ich kümmere mich nicht um die Zukunft, und darum bin ich auch immer kreuzfidel und mach' mir nichts daraus, ob die Anderen es merken. Läuft dann auch einmal ein unbesonnenes Wort mit hinunter, nun so nimmt man es gerade deshalb, weil man mich kennt und weil man weiß, was ich für ein verrückter Kerl bin, nicht so genau."

XIX.

Sehr verschiedene Urtheile über den Prinzen. Wirkungen aus der Ferne werden durch Neufeld festgestellt.

In der Weise, wie hier, so wurde sehr häufig über den Wunderthäter gesprochen, während auf der anderen Seite wieder ein so unerschütterlicher Glaube an die Wunderkraft desselben sich kund that, daß alle Spöttereien, so übel sie auch sein mochten, nicht fruchteten, nichts änderten in der einmal vorhandenen Wundergläubigkeit. Es erschienen eine Menge großer und kleiner Druckschriften über diese Angelegenheit, die nach und nach zu einer so verwickelten wurde, daß viele Folianten nicht hingereicht hätten, um das Für und Wider, was man über den Gegenstand hörte, zu erörtern.

Der Fürst ertheilte förmliche Scheine nach aller Welt Enden, sogar nach Schottland, was beinahe außerhalb der Grenzen der Civilisation liegt, nach Amerika, nach Afrika, und es geschah überall, daß auf seine Anordnung zur bestimmten Stunde gleichzeitig mit ihm gebetet werden mußte; allerdings ist nicht bekannt geworden, ob er die durch die Physiker angedeutete Zeitberichtigung angewendet habe, ob er Jemanden, der 30 Grad

ostwärts von ihm wohnte, um Zwölf habe beten lassen, während er, um es mit dem Patienten gleichzeitig zu thun, das Gebet um Zehn gesprochen habe. Es ist nicht bekannt, ob er überhaupt von diesem Zeitunterschiede etwas gewußt, aber das ist allgemein bekannt geworden und er selbst hat wohl mit vielen Kosten durch die Zeitungen dafür gesorgt, daß sehr wohl bekannt wurde, wenn er geholfen hatte, und das war natürlich immer, denn die Gebete des neuen Kirchenheiligen waren so eindringlich, daß sie Gott bewegen mußten. Um gegen die Pest der Neuerungen die Kirche siegend zu machen, konnte der Herr wohl ein Uebriges thun; in allen solchen Dingen ist das Fragestellen an den Verstand eben so schlimm als das Pestübel der Aufklärung selbst, denn es liegt schon in der Fragestellung der Unglaube. Will man aber sich aufklären über die Vortrefflichkeit und Erhabenheit des fürstlichen Geistlichen, so braucht man nur ein Buch zu lesen, welches den Titel führt: „Vertrautes Gespräch, die von dem Herrn Alexander von Hohenlohe, Domcapitularen des Erzbisthums Bamberg, bewirkten Heilungen der Kranken betreffend, von Casiodor Zenger, Beneficianten zu Paulsdorf bei Amberg." An diesem Orte waren nämlich sehr viele Heilungen von besonders wunderbarer Art geschehen, und auch der Herr Erzbischof von Toulouse hat die Wirkungen dieser Heilungen anerkannt; ja in Frankreich haben reiche Leute es nicht verschmäht, den bekannten optischen Telegraphen, der zu jener Zeit allein bekannt war, zur Uebertragung von Gebeten zu benutzen. Der Domherr reis'te nöthigenfalls nach Straßburg, betete daselbst und die Worte seines Gebetes wurden mittelst des Telegraphen nach dem Orte spedirt, an welchem sich der Leidende befand.

Es hat im Uebrigen wohl befremden können, daß in dem aufgeklärten Deutschland solche Wundergeschichten möglich waren, und es erhoben sich auch einzelne Stimmen dagegen. Ein Werk, betitelt: „Darstellung der Ereignisse bei den vom Herrn Fürsten von Hohenlohe zu Bamberg unternommenen Heilversuchen, von Dr. v. Kornthal, Königlich Bairischen Ober-Justizrath", und ein anderes: „Flugschrift über die Thaumaturgen des neunzehnten Jahrhunderts, durch v. Spaun" sind beide mit einer so klassischen Einfachheit und Freimüthigkeit geschrieben, daß sie den unbefangenen Leser wohl auf die richtige Stufe stellen dürften. Aber es hat auch sehr bedeutende Männer gegeben, welche dem Fürsten das Wort redeten. So erließ der Reichsgraf Carl Arco, Präsident des Ober-Appellationsgerichts zu München, ein Gegenschreiben an v. Spaun und ein Lord W. Talbot schrieb ein Buch, ganz demjenigen ähnlich, welches wir oben, als von Casiodor Zenger verfaßt, angeführt haben.

Gute Beobachter erkennen die persönlichen Vorzüge des Prinzen: seine lebhafte Beredtsamkeit, seine große Fähigkeit, den ganzen römischen pomphaften Cultus mit gewaltigem Eindruck nachzuahmen, sehr wohl an, und erklären, daß seine Messen und Predigten stets einen mächtigen Eindruck hervorbrachten. Sie geben zu, daß der Mysticismus der damaligen Zeit, mit den Wirkungen des Magnetismus häufig Hand in Hand gehend, auf ihn gewirkt und ihn in den Glauben versetzt habe, es gäbe noch solche Wunder, wie er sie selbst später verrichtete; sie nehmen es für wahrscheinlich, daß sich die Ueberzeugung, selbst Wunderthäter zu sein, bei ihm von Stufe zu Stufe ausgebildet habe. Durch dieses wird die Verdächtigung seiner, als eines Mannes, der Täuschungen beabsichtigte, allerdings beseitigt. Geht man aber von dieser Annahme ab, so läßt sich nach den Gesetzen der gesunden Vernunft allerdings nicht viel für ihn sagen. Die gesunde Vernunft führt indessen nicht immer die Feder und nach einem ehemals sehr berühmten philosophischen Glaubensbekenntniß muß die gesunde Vernunft sogar gänzlich von der Philosophie ausgeschlossen bleiben.

Niemals ist wohl der schöne Gedanke: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das fasset in Unschuld ein kindlich Gemüth" mehr gemißbraucht worden, als eben zu jener Zeit, in welcher wahrer und falscher Magnetismus und mystischer religiöser Wahnsinn sich den Rang streitig machten; denn sobald von irgend einer Seite etwas bekannt wurde, was möglicher Weise zur Stütze einer Ansicht gedient hätte, so wurde sofort von der anderen Seite ein Beispiel aufgestellt, welches das erste schlagen sollte: es wurde ein Paroli gebogen.

Von Paris verbreiteten sich durch die Zeitungen die Nachrichten über den Commissionsbericht, dessen wir oben bereits gedacht haben. Sehr gelehrte Französische Aerzte berichteten, daß, obschon sie in vielen Fällen an der Wahrhaftigkeit der ihnen gezeigten Erscheinungen zweifeln müßten, doch auch wieder Fälle vorgekommen seien, welche bei ihnen gar keinen Zweifel aufkommen ließen, wozu z. B. die völlige Abhängigkeit von dem Willen des Magnetiseurs unter die so unbegreiflichen, als doch völlig festgestellten Thatsachen gehöre.

Kaum hatte sich das Publikum über diese Sache verständigt, als Doctor Neufeld eine neue Vorlesung über den Gegenstand ankündigte und dieselbe, wie begreiflich, einen gewaltigen Zulauf hatte.

Die Dame, welche wir schon mehrere Male vorgeführt, gab sich in ihrer großen Gefälligkeit abermals zu den Versuchen her. Der Magnetiseur ging zu ihr, die im Zuschauerraume saß, trug ihr seine Bitte in sehr geläufig gesprochenen Worten, welche man für Ungarisch hielt, vor und sie

erhob sich, ihm graziös die Zusage zunickend, und ließ sich von ihm nach der großen Tribüne führen. Er hielt nunmehr eine vollständige Auseinandersetzung über die Thätigkeit des Magnetiseurs nach Außen hin, über die Möglichkeit, seinen Willen auf Andere zu übertragen, und nun begann er einige Vorbereitungen, welche nöthig schienen, um die Sache in ein helles, unzweideutiges Licht zu setzen.

„Sie haben bereits gesehen, meine Damen und Herren," so sagte er, „wie leicht es mir wird, im Rapport mit dieser trefflichen Dame Wunderbares zu leisten; aber ich muß doch die Anordnungen so treffen, daß auch der Ungläubigste sieht, es werde ein Einverständniß zwischen der Dame und dem Magnetiseur zu den Unmöglichkeiten gehören. Ich werde nicht meinen Willen aussprechen, denn die Dame hört ihn und thut danach, sondern ich werde meinen Willen niederschreiben."

Mit diesen Worten nahm er ein Tischchen, trug dasselbe von der Tribüne herab und setzte es nebst einem Stuhl unmittelbar vor die erste Reihe der Zuhörer. Auf dem Tischchen befand sich das nöthige Schreibmaterial.

Neufeld kehrte nunmehr auf die Tribüne zurück, bat seine Dame, an der Seite Platz zu nehmen, stellte sich dann vor sie hin und begann sie zu magnetisiren. In kurzer Zeit war der magnetische Schlaf eingetreten und nunmehr ging Neufeld an den Schreibtisch, setzte sich und schrieb einige Worte auf ein Blatt Papier nieder, faltete es zusammen und gab es einer der in erster Reihe sitzenden Damen mit der Bitte, dasselbe erst zu öffnen, wenn ausgeführt sein werde, was er aufgeschrieben.

Nunmehr stellte sich der Magnetiseur neben den Tisch, stützte die linke Hand darauf und richtete seinen Blick und seine rechte Hand auf die Somnambule. Alsbald erhob sich dieselbe, ging nach dem Hintergrunde und setzte sich daselbst auf den Sopha.

Neufeld wandte sich nunmehr an die Dame, welcher er den Zettel gegeben, und bat sie, den Inhalt desselben vorzulesen.

Die Dame entfaltete das Blatt und las die Worte: „Ich bitte, auf dem Sopha Platz zu nehmen."

„Wunderbar, sehr wunderbar!" sagten viele Stimmen. Aber der Magnetiseur setzte sich wieder an das Tischchen, schrieb Einiges und übergab das Blatt einer anderen Dame.

Hierauf erhob er sich und that, wie vorhin beschrieben, und die Magnetisirte erhob sich gleichfalls, ging auf ihren früheren Platz und setzte sich daselbst hin.

Die nunmehr laut vorgelesenen Worte lauteten: „Ich bitte Sie, Ihren früheren Platz wieder einzunehmen."

Neufeld schrieb wieder etwas und darauf erhob sich die Magnetisirte, ging nach dem Hintergrunde, nahm eine Wasserflasche und goß daraus in ein Glas, welches sie dann, vortretend, dem Magnetiseur reichte.

Der entfaltete Zettel enthielt als Befehl genau Dasjenige, was die junge Dame so eben gethan. Die Magnetisirte blieb in ihrer Stellung, bis Neufeld einen neuen Befehl geschrieben und seine Blicke auf sie gerichtet hatte, worauf sie, wie aus den Banden eines Starrkrampfes erlöst, den Arm sinken ließ, welcher das gefüllte Glas dem Magnetiseur hingereicht, sich umkehrte, gegen den Tisch schritt, auf welchem eine Menge Blumen lagen, und von diesen kleine, zierliche Sträuschen band, und sie hierauf, gegen das Publikum zurückkehrend, unter dasselbe warf.

Der geöffnete Zettel gab eine neue Bestätigung von ihrem Eindringen in den Geist ihres Magnetiseurs, denn Wort für Wort war das Geschehene ihr vorgeschrieben worden.

Es wurde noch ein Versuch gemacht. Die Hellsehende kehrte zu ihrer so eben verlassenen Arbeit zurück, band drei Sträuschen, fast nur von Rosen, und überreichte sie, von der Tribüne herabsteigend, dreien in der vordersten Reihe sitzenden jungen Damen.

Der entfaltete Zettel enthielt die Worte: „Binden Sie drei Sträuschen und geben Sie sie selbst den jüngsten drei Damen der ersten Sitzreihe."

Ein Experiment folgte auf das andere zum größten Erstaunen der Anwesenden stets in solcher Art, daß Befehl und Ausführung auf das Genaueste miteinander übereinstimmten, so daß die Gesellschaft in ein stets wachsendes Erstaunen gerieth und sich ein so großer Respect vor der außerordentlichen Geistesthätigkeit des Magnetiseurs geltend machte, daß er mit den Erfolgen dieser seiner Vorlesungen sehr zufrieden sein konnte.

Natürlich war es, daß eine Wiederholung begehrt wurde, welche Voluda nun auch besuchte, da seine Schwester von den gesehenen Wunderdingen so begeistert war, daß sie ihren Bruder nicht Ruhe ließ, sondern ihn auf das Dringendste aufforderte, diese Gelegenheit, seine etwas schroffen Ansichten zu berichtigen, nicht vorübergehen zu lassen. Den Wünschen derselben entsprechend, nahm nun Voluda auch wirklich Theil an der bald darauf angekündigten neuen Vorlesung.

XX.

Urtheile des berühmten Philosophen Hegel über den Magnetismus.

Ein sehr zahlreicher Zuhörerkreis hatte sich versammelt, und unter diesem war auch Voluda und noch ein anderer Professor der Physik; es war dabei Hegel und einer seiner Ausleger, und demnächst ein Publikum, wie es sich bei hohen Preisen gern an dergleichen Dingen betheiligt. Daß die berühmtesten Magnetiseure Berlins nicht fehlten, versteht sich von selbst.

Es wurde nun vor dem Beginn der Vorträge vielfältig gesprochen und gestritten über das, was man gesehen und gehört; denn es war außerordentlich, wie verschieden die Erzählungen waren, je nachdem sie hier wirklich gesehen oder nur gehört worden waren. Die Uebertreibung hatte sich, wie in allen Dingen, so auch hier geltend gemacht, und es waren Sachen erzählt worden, so lächerlich als unmöglich. Ein Paar der Philosophen hielten zwar nichts für unmöglich nach dem bekannten Satze: „Was man erdenken kann, kann auch geschehen, denn man kann nichts Unmögliches denken". Im Allgemeinen aber wollte man doch nicht an Alles glauben und darum sich lieber des Urtheils enthalten, bis eigenes Urtheil möglich sein würde.

Hegel hatte sich in seiner außerordentlichen Kenntniß der Geschichte der Naturwissenschaft eine Art historischen Systems gebildet, nach welchem er auch, ohne gesehen zu haben, erklärte, was hier Wunderbares vorgegangen.

„Das Wort ist allmächtig," sagte er. „Durch das Wort ward die Welt geschaffen und das Wort ist eine Verkörperung des göttlichen Willens. Wie durch das Wort die Welt erschaffen ist, so wird sie auch dadurch erhalten. Durch das Wort wird das Gute erzeugt und das Böse überwunden. Das Wort eines geliebten Königs ruft das ganze Volk auf zum Kampfe gegen einen Feind; das Wort des Dichters führt die Berufenen zur Schlacht; so war es in Griechenland mit Tyrtaeus,[1] so war es zur Zeit der Freiheitskriege mit Arndt, mit Körner, mit Uhland und Rückert. Das Wort begeistert den besonnenen Mann, warum nicht ein tiefer empfindendes Wesen: das Weib?"

Schwenzel wandte hier ein, daß der Magnetiseur nicht gesprochen habe, aber Hegel, als ob er nichts davon gehört und als ob der Professor der Physik gar nicht existirte, fuhr in seiner Rede fort: „Es giebt nun freilich also viele zunftmäßige Schuster oder schustermäßige Physiker,

welche meinen, wenn das Wort wirken solle, so müsse es einem gehörig in die Ohren geschrien werden; aber das ist eine dumme Zunftansicht. Wie kann man also zunftmäßig sein in einem Staate, welcher die Gewerbefreiheit hat? Darin liegt kein Verstand. Das Wort ist ein Lichtgeist, ist eine Seele, ist die Quelle alles Schaffens, enthält die schöpferische bindende und lösende Kraft und mit seiner Hülfe siegt man, überwindet man. Das Wort ist in den indischen Büchern, es ist in den Lehren der Parsen das Alleinmächtige; von ihnen kommt es an die Hebräer und von diesen zu den Christen, zu den Kabalisten, den Neuplatonikern, den Alchymisten, den Magiern. Im Worte liegt Gewalt über die Kräfte der Natur, wie die Herrschaft über das Geisterreich, und der Magus, welcher die Kraft des Wortes kennt, wird zuerst zum Priester, dann zum Sternkundigen, d. h. zum Gesetzeskundigen in Sachen des Laufes der Gestirne; er wird zum Arzte, er lernt selbst Wissen und Erkennen und dadurch wird er zum Zauberer. Der Magus ist daher ein Weiser, ein Segenspender, ein Versöhner, er ist ein Naturkundiger und folglich ein Wiederhersteller der Gesundheit; aber wenn er nicht selbst rein ist, so wird er zum Beherrscher der Dämonen, zum Schwarzkünstler, Zauberer, er wird zum Hexenmeister wie das Weib zur Hexe, er wird zum Betrüger."

„Gewiß, zum Betrüger," sprach Schwenzel, „denn Hexen und Zauberer giebt es ja nicht."

Wie vorhin, so that auch jetzt, obschon die Worte ganz direct an ihn gerichtet waren, Hegel doch, als habe er keine Silbe davon vernommen, und er fuhr fort: „Da nun diese Zauberer und Hexen nicht, wie die schulmäßigen Physiker sie auffassen, diejenigen sind, welche nach den Gesetzen des Hexenhammers bestraft wurden, sondern überhaupt diejenigen, welche im unredlichen Willen von der Kraft des Wortes gegen Andere Gebrauch machen, so kann man den von mir bezeichneten Standpunkt immerhin als den richtigen annehmen.

„Das Wort ist die Concentration des Willens. Das ist es, was die Macht des Wortes bedingt, der Wille wirkt, das Wort ist nur der kundgegebene Wille, und darum ist die Kraft des Wortes von je geglaubt; es haben uns die Lateiner aus den spätesten Zeiten Roms und es haben die Kirchenväter uns solche Worte aufbewahrt, durch welche man sich gegen Feuer schützen, Unfruchtbarkeit auflösen, böse Einflüsse, böse Krankheiten heilen kann. Das undeutsche, scandinavische und celtische Alterthum ist reich an Sprüchen zum Binden, Bannen und Segnen, zum Heilen und Schaden, zum Brennen und Löschen, zum Beschwören guter und böser Geister. Alles geschieht durch das Wort, durch den verkörperten Willen. Das Wort

besteht aus Buchstaben, die Buchstaben sind Engel; aber je nach der Stellung derselben können sie auch Dämonen sein, — so glauben die Brahminen — und je nachdem man die Buchstaben aneinanderreiht, entstehen daraus Gebete, durch die man Wunder thut, oder Bannsprüche, durch welche man Schaden thut."

Der unverwüstliche Schwenzel hatte noch nicht genug an den zweimal erfahrenen groben Rückweisungen. Er wollte sich jetzt dem bissigen Bären nicht im Widerspruch, sondern in Freundlichkeit nähern, und sagte daher bestätigend: „Es ist ja auch bekannt, daß Cato die Kraft hatte, durch Worte, also durch eigentliche Besprechungen, Schäden zu heilen, besonders Beinbrüche und Verrenkungen."

Da Hegel aber niemals Werth auf Beweise legte, welche Andere für ihn vorbrachten, so konnte diese durchaus nicht anerkannte Freundlichkeit bei ihm auch nicht zur Captatio benevolentiae, nicht zur Gefangennehmung seines Wohlwollens führen, und er sagte daher trocken: „Wenn es also auch gleichgültig ist, ob ein alter Esel Besprechungen geübt hat und ein neuer solche Dummheiten glaubt, so ist doch gewiß, daß die Wunderwirkung des Wortes von der Kirche anerkannt ist und es daher keiner Schuster- oder Leineweberzunft braucht, um diese Anerkennung zu verstärken. Das Wort bewirkt die Wandlung des Brodes in Fleisch und des Weines in Blut; das Wort bewirkt die Sündenvergebung, es bewirkt die Teufelaustreibung.

„Daß es aber nicht des lauten Aussprechens bedarf, geht uns aus der Art, wie die Transsubstanziation bewerkstelligt wird, hervor. Liegt die Wirkung in dem Worte selbst, so ist nicht nur das laut Gesprochene, sondern auch das leise Geflüsterte und Geschriebene von Wirksamkeit, denn die Sprache ist nur die Vermittlerin zwischen dem Geiste des Sprechenden und dem des Hörenden, und in dieser Weise hat sich der Magnetiseur des Wortes bedient, und von gleicher Wirkung ist auch der Blick. Die Schlange bannt durch ihren Blick die Thiere in ihren Zauberkreis, der Jagdhund auf dem Felde bannt auf solche Weise den Hasen und das Rebhuhn, wie der Tiger und das Crocodill den Menschen bannt. Aber wenn sich der Mensch der Macht seines Blickes bewußt ist, so giebt er diesen Bann zurück, und die Mordlust des Löwen und des Tigers schweigt und geht über in Feigheit, in demüthigen Gehorsam, vermöge dessen das wilde Thier thun muß, was der Mensch will. Nicht die Peitsche des Hirten macht den wüthenden Stier zurückweichend, sondern sein Blick. Der Blick des Zornigen erregt Furcht, der Blick des wohlwollenden Lehrers erregt Ueberzeugung, der Blick wahrer Liebe erregt und gewinnt Liebe. Wenn

man in den alten Legenden lies't, daß Christen, welche man den Löwen zum Zerreißen vorwarf, von diesen wegen ihrer großen Heiligkeit geschont wurden, so will das weiter nichts sagen, als daß sie einen ernsten Willen mit einem festen Blicke verbanden. Der Quäker Tomase machte in den Versammlungen seiner Secte die Leute, welche er fixirte, zittern, nach und nach am ganzen Leibe schlottern, machte sie taumeln und zu Boden stürzen und sich umherwälzen gleich Epileptischen. Wir Alle haben hier die Thierbändiger Martin und van Aken ꝛc. gesehen, wir haben wahrgenommen, daß sie sich in die Käfige der Tiger und Löwen begaben und sie durch ihren bloßen Blick bändigten, bezwangen, obschon die Thiere bis zum Brüllen vor Wuth gereizt wurden. Welche Gewalt man dem Blicke zuschreibt, geht aus der noch jetzt bestehenden Angst der Bewohner des südlichen Europa's, der Türken, Griechen, Italiener und Spanier vor dem bösen Blick hervor. Die Telchinen, ein mystisches Volk, die Ureinwohner von Rhodos, die Kinder der Talassa, d. h. des Meeres, waren wegen ihres Zauberwissens berüchtigt, und am mehrsten gefürchtet waren sie wegen des bösen Blicks. Die Weiber der Scythen, der Macedonier, der Illyrier, der Thessalier, waren eben so gefürchtet, und bis auf die heutige Stunde gilt ein starres Ansehen der Italiener für eine absichtliche Bosheit, welche darauf ausgeht, den so Angesehenen zu verderben.

„Wenn nun alles Dieses wahr ist und nicht bestritten werden kann, wie soll es uns denn wundern, daß ein willenskräftiger Mann, wie hier der Magnetiseur, ein schwaches, zärtliches Weib durch das Wort von seinem Willen unterrichtet und durch den Blick zur Befolgung seines Willens bringt."

Die Worte des berühmten Gelehrten waren vielfältig vernommen worden, theils mit großer Aufmerksamkeit beachtet, theils aber auch mit ungläubigem Lächeln beantwortet. Dies Letztere war etwas, das der große Mann niemals hatte ertragen können und er pflegte jederzeit eine ernste Rüge an irgend welche Spur von Mangel an Glauben in die Unfehlbarkeit zu knüpfen. Dieses Mal mochte er jedoch selbst fühlen, daß er schon Grobheiten genug ausgetheilt habe, und er strafte nur noch durch einen ernsten verweisenden Blick und schloß dann seine Reden mit einer historischen Notiz über den Magnetismus, welchen er für überaus alt ansah. Er behauptete, daß die Heilwirkung der Hand schon den alten ägyptischen Priestern bekannt gewesen, indem man eine Menge von Darstellungen findet, welche das Handauflegen auf Kopf- und Magengegend zeigen. Noch auffallender erinnert an den Magnetismus eine ganze Reihe von Darstellungen auf Mumien und Talismanen, welche in den großen Kupfer-

werken von Dennon und Montfaucon gegeben sind. Dort sieht man liegende Personen in verschiedenen Stellungen, vor deren jeder ein Priester (Arzt) steht, welcher die Hände auflegt, entweder auf die Schenkel oder auf die Knie, oder auf die Seiten, die Füße ꝛc., welche auf das Genaueste an die Manipulationen der Magnetiseure erinnern; ebenso findet man das Magnetisiren aus der Entfernung angedeutet, indem der Priester seine Hände gegen den Kranken ausstreckt, ohne ihn zu berühren. Wir Alle wissen, daß Streicheln und sanftes Drücken mit der Hand ein sehr wohlthuendes Gefühl erweckt; Kinder schlummern unter demselben ein, im ganzen Orient aber, von Griechenland und Klein-Asien an, bis nach Hinter-Indien und China, bedient sich der Ermüdete jederzeit eines Bades unter Beihülfe des Streichens und Knetens durch den Bademeister, wodurch die Ermüdung aufgehoben und eine wohlthätige Kräftigung herbeigeführt wird. Die wohlthätige Wirkung, die Heilwirkung der Hand ist also nicht den Königen von Frankreich eigen, sondern Allen, welche dieser Kraft mächtig sind, also bestimmt den Magnetiseurs.

XXI.

Noch ein Triumph Neufeld's. Wunderbare Erscheinungen des Magnetismus. Ein Intermezzo.

Der Magnetiseur erschien und forderte die junge Dame auf, ihm zu folgen. Indem dieselbe die Tribüne betrat und sich gegen die Gesellschaft verneigte, flüsterten zwei vornehme, in der Nähe Voluda's stehende Offiziere mit einander. Der Eine sagte: „Zum Teufel, das ist ja die Markgräfin!“ — „Ja wohl,“ erwiederte der Andere, „sie ist es unzweifelhaft; ich war noch gestern Abend bei ihr.“ Der Erste erwiederte lachend: „Dann haben Sie wohl den Schlüssel zu diesen Geheimnissen?“

„Keineswegs,“ erwiederte der Gefragte, „die Schelmin hat mir kein Wort von ihrer Verbindung mit dem Magnetiseur gesagt.“

Voluda, welcher nahe genug stand, um das Gespräch Wort für Wort zu hören, das überdies gar nicht mit der Absicht geführt schien, um zwischen den beiden Sprechenden zu bleiben, wandte sich an diese mit der Frage: „Ob sie so gefällig sein wollten, ihm zu sagen, was für eine Markgräfin diese Dame sei?“

„Herr Professor,“ erwiederte der Jüngere, und auf den fragenden

Blick Voluda's sagte er, sich verbeugend: „Wir haben Beide die Ehre, Sie aus Ihren Vorträgen zu kennen;" — dann fuhr er fort: „diese Person wird scherzweise die Markgräfin genannt, weil sie in der Markgrafenstraße wohnt. Sie ist eine von jenen Unglücklichen, die, verführt, von dem Verführer verlassen, dann grausam aus dem elterlichen Hause gestoßen, gewöhnlich auf eine Bahn gerathen, welche sie für andere Männer zugänglich macht, wenn sie nicht den Verlust des Lebens dem Verlust der Ehre vorzieht. Das Mädchen ist, wie Sie sehen, sehr schön und hat eine seltene Bildung, denn sie gehört einer reichen, aber nicht vornehmen Familie an, deshalb man auch ihren Fehler nicht mit dem Mantel der Liebe bedeckt, sondern sie in grausamer Härte hülflos aus dem Hause gejagt hat. Wegen ihrer Schönheit ist sie jetzt ein sehr gesuchter Artikel, und weil man reich sein muß, um sie besuchen zu dürfen, so ist sie im Publikum natürlich nicht bekannt; dies wird wohl der Grund sein, warum Herr Neufeld, der mir ein ziemlich schlauer Patron zu sein scheint, gerade sie zu seiner Gehülfin gewählt hat. Nach Allem, was wir bisher vernommen, macht sie ihre Sache sehr gut."

„Was halten Sie denn von dem Magnetismus?" frug der andere Offizier.

„Dies würde für den Augenblick wohl zu weit führen," erwiederte Voluda, „doch bin ich gern bereit, zu jeder gelegeneren Zeit meine Ansichten Ihnen mitzutheilen. Hier ist aber, wie ich von Ihnen vernehme, gar keine Rede von Magnetismus, von welchem nach meiner Ueberzeugung Herr Doctor Neufeld überhaupt nichts versteht; hier ist nur von einem absichtlichen Betrug zu sprechen, den man einem Taschenspieler, einem Manne, der für Geld Kunststücke zeigt, wohl verzeihen kann, der aber bei einem Manne, der sich für einen Gelehrten und für einen Arzt ausgiebt, nicht vorkommen darf."

Indessen waren auf der Tribüne alle Vorbereitungen getroffen. Die schöne Dame war entschlummert, Neufeld hatte eine Zeile geschrieben, übergab sie einer Dame zur Bewahrung und wiederholte nun das schon öfter beschriebene Erheben seines Armes und Fixiren seines Blickes, worauf sie sich erhob und Hegel seinen Nachbarn zuflüsterte: „Hier sehen Sie die magische Wirkung des Blickes!"

Die Dame schritt auf das Publikum zu und sagte mit flüsternder Stimme: „Ich bitte um ein Buch."

Alsbald erhob sich aus der vorderen Reihe ein junger Mann, zog ein Buch aus der Tasche und überreichte es ihr; sie schlug dasselbe auf und las:

„Am ferneren Horizonte
Erscheint wie ein Nebelbild
Die Stadt mit ihren Thürmen
In Abenddämmerung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt
Die graue Wasserbahn.
Mit traurigem Tacte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle
Wo ich das Liebste verlor."

Als sie diese Worte geendet, gab sie das Buch zurück und setzte sich wieder auf ihren Stuhl.

Die Dame, welche die Bewahrerin des Geheimnisses gewesen, öffnete den Zettel und las: „Erbitten Sie sich von Jemand aus der Gesellschaft ein Buch und lesen Sie aus der Heimkehr von Heine das achtzehnte Gedicht."

Während alle Welt in ein nicht zu beschreibendes Erstaunen gerieth, sagte einer der beiden Offiziere zu Voluda: „Am Wunderbarsten hierbei kommt mir vor, daß auch der fremde Herr in den Kreis des Magnetismus gezogen sein muß, wie hätte er sonst wissen sollen, daß er gerade heute Heine's Buch der Lieder in die Tasche stecken müsse."

Es reihte sich jetzt ein solches Kunststück an das andere, und alle waren auf das Einfachste erklärlich, dadurch, daß der Magnetisirten die sämmtlichen an sie zu stellenden Forderungen, sowie die Reihefolge derselben vorher bekannt waren; dennoch wurde Alles mit immer wachsendem Beifall aufgenommen, so daß Neufeld sich einen großen Triumph bereitet hatte. Gegen das Ende der Vorlesung machte sich der Wunsch bemerkbar, die Magnetisirte noch einmal durch Rapport Clavierspielen zu hören. An zwei oder drei Stellen vorher ausgesprochen, wurden diese Worte fast zu einer allgemeinen Wiederholung der Bitte, und der eine Offizier sagte: „Hierauf bin ich sehr begierig, denn das soll etwas Zauberhaftes sein. Ich würde mich freuen, wenn er darauf einginge."

Dieses war bereits geschehen. Neufeld, sehr willig gegen sein Publikum, hatte den Clavierspieler unter den Anwesenden bemerkt und ihn gebeten, am Piano Platz zu nehmen.

Derselbe befolgte diesen Wunsch und spielte eines jener süßen Lieder ohne Worte, deren Schubert mehrere mit Meisterhand componirt hat. Dann entfernte er sich und verschwand aus dem Saal. Nach kurzer Zeit

forderte Neufeld's Blick die Somnambule zur Folge auf und sie setzte sich alsbald an das Pianino, dessen Deckel Neufeld wieder ein wenig lüftete. Sogleich erhoben sich jene zauberhaften Geisterklänge, welche viele der Anwesenden bereits — nur in einer anderen Weise — gehört.

„Wundervoll, unnennbar schön, zauberisch!" so hörte man von allen Seiten rufen, und die beiden Offiziere wandten sich fragend an Voluda: „Ist hier auch Magnetismus im Spiele und wie ist dieses zu erklären?"

Voluda erwiederte, daß auch hiermit der Magnetismus nichts zu schaffen habe. „Das Kunststück beruht auf der völlig gleichen Stimmung zweier solcher Instrumente, deren eines in diesem und das andere in einem höher oder niedriger gelegenen Geschoß oder auch in einem anderen Zimmer desselben Geschosses aufgestellt ist. Beide gleichgestimmte Instrumente werden nun mittelst eines langen Stabes von reinem Tannenholz, welches äußerst elastisch ist, vom Resonanzboden zu Resonanzboden leitend verbunden. So wie nun das eine davon gespielt wird, so klingt das andere leise, aber deutlich hörbar mit. Die Magnetisirte hier hat ihren Fuß auf dem Messingtritt, sie hebt die Dämpfung auf; wenn sie dieses nicht thäte, würde das Instrument nicht mitklingen. Nachdem der Clavierspieler hier gespielt hat, ist er zu dem anderen Instrument gegangen und hat dort dasselbe Stück gespielt. Herr Doctor Neufeld lüftet dabei den Deckel ein wenig, damit die leisen Töne besser gehört werden."

Während dieser Auseinandersetzung war der Magnetiseur bestürmt worden, die schöne Dame noch einmal spielen zu lassen. Er wollte Anfangs diesem Anmuthen Widerstand leisten und machte abwehrende Geberden. Als er jedoch den Clavierspieler wieder im Saale anwesend bemerkte, war sein Widerstand bald überwunden und der junge Virtuos setzte sich, um „Das Bild der Rose" von Flotow aus seiner Oper Martha zu spielen, worauf er sich abermals entfernte.

Voluda machte seinen Nachbar hierauf aufmerksam und sagte: „Während der Magnetiseur den kleinen Zwischenact ausfüllt durch sein sogenanntes Magnetisiren, hat der Pianist Zeit, sich zu dem anderen Pianino zu verfügen."

Jetzt hörte man die säuselnden Töne die Luft durchdringen und Niemand, auch diejenigen nicht, welche jetzt durch Voluda mit dem Hergange bekannt gemacht worden waren, Niemand vermochte sich des Eindrucks zu erwehren, den diese flüsternde Elfenmusik hervorrief. Es dauerte sogar noch einige Zeit, nachdem die Musik bereits aufgehört hatte, diese mächtige Wirkung fort; erst dann lös'te sich die Erstarrung in ein anhaltendes Beifallsjauchzen auf.

Der Professor Schwenzel war von alle Dem nicht berührt worden. Er als Physiker schmähte Alles, was sich nicht durch Mathematik beweisen ließ. Den freien Fall der Körper, die Verbreitung des Schalles, des Lichtes, die Kraft des Stoßes, das waren Gegenstände, auf welche der Calcul anwendbar war; der thierische Magnetismus aber unterwarf sich nicht der Mathematik, er war mithin für ihn auch nicht vorhanden. Er hatte zwar soviel Schicklichkeitsgefühl, um die Vorträge nicht zu unterbrechen; jetzt aber, da derselbe beendet schien und sich die mehrsten Personen erhoben, um den Saal zu verlassen, sagte er laut, so daß es Jedermann hörte: „Herr Doctor! Sie haben bisher nur Fragen oder Befehle aufgeschrieben, welche aus Ihrem eigenen Hirn kamen; befehlen Sie jetzt Ihrem Individuum auch einmal etwas, das nicht von Ihnen, sondern von dem Publikum ausgeht. Ich habe auf einem Zettel drei Befehle aufgeschrieben, Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie ein Paar davon oder auch nur einen durch Ihr Individuum in Ausführung bringen ließen."

Der Magnetiseur weigerte sich entschieden. Er behauptete, die Magnetisirte sei völlig erschöpft und er würde es nicht verantworten können, wenn er sie noch ferner anstrengen wolle.

Es wurde viel für und wider gesprochen. Professor Hegel nahm für den Magnetiseur, ein Paar Offiziere und Studirende gegen denselben Partei, und es entstand ein großer Tumult, während dessen die Dame ganz ohne äußere Veranlassung erwachte und sich, möglichst ohne Aufsehen zu erregen, entfernen wollte. Es gelang ihr dieses doch keineswegs, denn außer den beiden Herren, welche Volnda mit ihrer Persönlichkeit bekannt gemacht hatten, mußten doch noch mehrere im Saale anwesend sein, welche mehr von ihren Verhältnissen wußten, als ihr angenehm.

Ein dicker, alter Mann, von einem gewissen nachlässig vornehmen Wesen, Wolff mit Namen und scherzweise der Geheimrath genannt, weil er der vertraute Freund aller Minister und aller Excellenzen überhaupt zu sein sich rühmte, erhob sich von seinem Sitze und schritt auf die Schöne zu, wie sie gerade von der Tribüne abtrat.

„Recht lange nicht gesehen, liebe Lina," sagte er, „haben Sich doch wohl erhalten — sehr wohl erhalten — nun, wenn man ist so schön wie Sie, kann man's schon ansehen ein Weilchen — hören Sie, wollen Sie mir sagen die Wahrheit? — Was bekommen Sie für jeden Abend hier?"

Das Mädchen stand in tiefster Beschämung, in einer wahrhaft Mitleid erregenden demüthigen Haltung vor ihm und sagte, die gefalteten Hände erhebend: „O, vernichten Sie mich nicht!"

Aber es war schon zu Viel gehört worden. Die höchst unzarte Frage

des Herrn Wolff hatten vielleicht zwanzig Damen gehört und sie wichen vor der Unglücklichen zurück wie vor einer Verpesteten.

„Gott!“ sprach Wolff, „was ist der mehr? Ich habe doch nicht gewußt, daß Sie machen ein Geheimniß daraus — ich will Ihnen geben Satisfaction — nicht mit Schießen auf Pistol, dazu bin ich zu alt, aber Sie sollen doch haben Satisfaction. Geben Sie mir Ihren Arm, ich will Sie führen hinaus durch die gaffenden Menschen zu Ihrer Kutsche; ich sage Ihnen, mir wird's nicht schaden, sie kennen doch Alle den alten Wolff und wissen, daß er hat ein gutes Herz.“

Das Mädchen, welches fassungslos und einer Ohnmacht nahe war, war außer Stande, ihm den Arm zu geben; es wurde von Wolff gefaßt und hinausgeführt, wobei von den Herren, welche dieses sahen, ein lebhaftes Beifallsgemurmel erhoben wurde und manches mehr oder minder laute: „Bravo, alter Wolff!“ — „Sehr brav, Herr Geheimrath!“ erscholl, worauf, rechts und links sich verneigend, der alte Herr den Saal verließ.

Der Magnetiseur hatte einen schlimmeren Stand als seine Gehülfin; man verlangte von ihm Erklärung seines Benehmens, sagte ihm unumwunden, daß es vollständig gegen alle Schicklichkeit sei, Personen dieser Klasse in eine Gesellschaft von feinen Damen zu bringen. Man erklärte ferner, daß sich aus allem diesen ergebe, er habe mit dem Publikum ein schnödes Spiel getrieben, er habe nicht magnetisirt, er habe keine Hellsehende, er habe mit Hülfe einer Betrügerin das Publikum schamlos hintergangen, und schließlich erscholl noch die Stentorstimme Schwenzels mit den Worten: „Das habe ich wohl gewußt, daß an dem ganzen Schwindel von thierischem Magnetismus nicht ein wahres Wort ist, obwohl Doctoren und selbst sogenannte Professoren — so setzte er mit giftigem Blick auf Voluda hinzu — ihn vertheidigen.“

XXII.

Philosophen und Naturforscher über den thierischen Magnetismus.

Ein großer Theil der Anwesenden, vor allen Dingen Diejenigen, welche vorhin als mithandelnd angeführt wurden, begaben sich nach der so tumultuarisch vollendeten Vorlesung miteinander in das Café Royal, damals fast ausschließlich aller Anderen der Versammlungsort für Männer von Rang und Bildung, in welchem zwar Niemandem der Zutritt ver-

wehrt wurde, weil es ein öffentliches Lokal war, in welchem jedoch sich Niemand heimisch fühlte, der nicht wirklich zu den gebildeten Männern gehörte.

Der so eben beschriebene Vorgang war natürlich auch jetzt wieder der Gegenstand des Gespräches. Um den großen runden Tisch, im ersten und größten Zimmer sitzend, hielten sie Gericht über den falschen Magnetiseur; auch Voluda erschien, nachdem er Mutter und Schwester heimgeleitet hatte, in dieser Gesellschaft und vermied, trotz der Anwesenheit Hegels, der alle Physiker und Chemiker, der Alle, welche den exacten Wissenschaften huldigten, für Dummköpfe, für zunftmäßige Schuster erklärte, keineswegs seine Ansichten über diese Sache geltend zu machen, wenn er gefragt wurde; sonst ließ er gerne dem großen Philosophen das Wort, welcher Werth darauf zu legen schien, sich selbst sprechen zu hören. Die beiden Offiziere fanden die Fopperei, welche sich Herr Neufeld erlaubt hatte, durchaus unverzeihlich; allein Hegel glaubte gar nicht, daß hier wirklich eine Fopperei stattfinde. Der große Naturphilosoph führte die Erscheinungen auf das zurück, was sich in dem Thierleben so deutlich ausspricht: „ein unbewußtes Gefühl von Erscheinungen, welche noch nicht zur inneren Anschauung des Thieres gelangt sind."

„Wenn wir von den Zugvögeln sprechen, so müssen wir doch gewiß eine unzählige Menge derselben, als zum ersten Male in der Lage, den Wohnort zu verändern, anerkennen. Wer lehrt nun diese Jungen, welche zum ersten Male die Reise machen, das Nahen des Winters, das Nahen der Gefahr, des längeren Aufenthalts kennen? Wer lehrt sie aus den heißen Gegenden zurückkehren, wenn dort ihnen Hungersnoth bevorsteht, wenn die glühende Sonne alle Pflanzen vertrocknet, das Wasser aufsaugt und entführt?"

Voluda erwiederte: „Hier könnte man allenfalls sagen: die Alten, die Aelteren, denn mit den Aelteren ziehen die Schwalben fort im Herbst und mit ihnen kehren sie wieder im Frühling, was man daran sieht, daß die alten Nester immer wieder bezogen werden und, wie man beobachtet haben will, lange Zeit von demselben Paare, was sogar hinsichts der Störche und Kraniche festgestellt ist. Aber es wird sich unzweifelhaft manches Beispiel finden lassen, was nicht auf so einfache Weise, sondern nur durch den in den Thieren wohnenden Naturtrieb erklärt werden kann, obwohl wir diesen selbst durchaus nicht zu erklären im Stande sind."

Hegel erwiederte: „Unter den zünftigen Gelehrten, unter den in ihren alten verrückten, nicht eigenen, sondern immer von dem Vater auf den Sohn übertragenen, verschimmelten Ansichten schwelgenden sogenannten

Naturkundigen ist mir noch Keiner vorgekommen, der unumwunden gesagt hätte, daß er irgend etwas nicht erklären könne. Ich gratulire Ihnen dazu, daß Sie soweit gekommen sind, muß aber doch behaupten — abgesehen von der Unterbrechung — daß es keinen Naturtrieb giebt, sondern daß hier eben das wunderbare magnetische Schauen vorliegt.

„Wollen Sie sagen, das Vögelein habe die Erkenntniß, daß die Brutzeit nunmehr gekommen sei, von dem Herrn Papa und der Frau Mama? Wollen Sie sagen, die Schwalbe, welche zum ersten Male ihr Nest aus nasser Erde baut, habe den Unterricht von dem Herrn Onkel empfangen? Der Schmetterling legt seine Eier in die Ritzen desjenigen Baumes, von welchem die auskriechende Raupe ihre Nahrung beziehen wird. Noch Niemand hat die kleine, schwarz behaarte Eichenraupe, oder die verderbliche Nonne, die Kiehnraupe, auf einem Farrenkraut gesehen. Haben sie das auch von Papachen und Mamachen, von Herrn und Madame Schmetterling, welche bekanntlich nicht selbst fressen und also nicht wissen, was für ihre junge Brut gut sein möge? — — Antworten Sie mir, Herr Doctor atque Professor."

„Wenn es nicht unbescheiden ist, daß ich zuvörderst einige kleine Irrthümer berichtige, so werde ich wohl antworten können," sprach Voluda. „Gewiß hat noch Niemand die Nonnenraupe oder irgend eine andere auf einem Farrenkraut gesehen; denn obwohl dasselbe durchaus nicht giftig ist, so wird es doch von allen Insecten verschmäht; es ist daher kein Wunder, wenn man es unangetastet findet. Ferner sind nicht die Schmetterlinge auf das Verhungern, auf eine gewisse Nahrungslosigkeit angewiesen, sondern sie leben nur nicht von Blättern; ihre Nahrung besteht in dem Honig oder Nectar, welchen die Blumen bereiten, aus deren Schooß sie ihn mittelst eines langen, spiralförmig aufgerollten Rüssels saugen. Aber es ist ein längst bekannt gewordenes Naturgesetz, durch welches die Thiere auf bestimmte Nahrung angewiesen sind. Die Ligustrumraupe, die Wolfsmilchraupe werden nur auf diesen Pflanzen gefunden, die Seidenraupe frißt nur Maulbeerblätter, sowie die verderbliche Nonne nur Nadelbäume angreift. Was nun diese Thiere lehrt, nur hiervon zu leben, ob es lediglich ihr Geschmack, was ferner die Alten lehrt, ihre Eier in solche Pflanzen zu legen, von denen die Raupen späterhin leben werden, wissen wir allerdings nicht, und das ist es eben, was man sonst mit dem Worte Instinct bezeichnet, und was man jetzt Naturtrieb nennt."

„Nun ja," erwiederte Hegel, „da sitzen wir eben fest; ist es auch der Naturtrieb, der jeder Spinne ein besonderes Muster für ihr Netz angab, — ist es auch der Naturtrieb, der den Haushahn krähen lehrt

vor dem Ungewitter, — macht auch die Biene aus Naturtrieb sechsseitige Zellen?"

Voluda antwortete, daß wir für alle diese Thatsachen keinen anderen Ausdruck kennen und daß auch eben dieser Naturtrieb es sei, der den Biber lehre, seinen Bau so außerordentlich kunstgerecht zu bilden, und die Beutelmeise ein Nest flechten von solcher Künstlichkeit, wie kein Mensch es zu Stande bringen könne, daß eben dieser Naturtrieb die Spinne lehre, die Hauptfäden ihres Netzes glatt zu machen, die Querfäden aber mit einem zähen Leim zu überziehen, vermöge dessen sich sogar große Insecten, nicht bloß kleine, darin verwickelten.

„Magnetismus ist's!" rief Hegel erzürnt aus. „Magnetisches Hellsehen ist's und nichts Anderes! Es ist dieselbe Kraft, welche das Weltall zusammenhält und nach dem Tychonischen System bewegt, welches überhaupt viel vernunftgemäßer ist als das Kopernikanische. Ein Hellsehen ist's, welches die Zukunft vor sich schaut und das Thier bestimmt, nach diesen Resultaten zu arbeiten."

„Wenn Sie, Herr Professor, schon Dieses so nennen, so wird ein noch viel höherer Grad von Somnambulismus in dem Benehmen der Spinne dem Wetter gegenüber zu finden sein, welches für sie von größter Wichtigkeit ist, da ihre Nahrung von der Gunst oder Ungunst desselben abhängt. Die Spinne frißt jeden Abend ihr Netz auf, und läßt nur die Speichen des Rades, die geraden, spannenden Fäden, stehen; sie spinnt an jedem Morgen sich ein neues Netz, aber das Wetter, welches sie voraussieht, lehrt sie, wie sie es spinnen soll: leicht, flüchtig, oberflächlich, wenn schlechtes Wetter bevorsteht; besser und regelmäßiger, wenn sie einige Tage gutes Wetter vor sich hat; ganz vollkommen, regelmäßig und schön und mit den Hinterfüßen die Länge der Fäden abmessend, wenn längere Zeit gutes Wetter bevorsteht. Ebenso ist es mit der Winkelspinne, welche, bei Voraussicht schönen Wetters, mit langgestrecktem Leibe und zum Sprunge bereit vor ihrer Höhle liegt, in welche sie sich zurückzieht, wenn Regenwetter bevorsteht, deren Oeffnung sie sogar sorgfältig zubaut, wenn Sturm im Anzuge ist."

„Gewiß ist dieses ein Hellsehen. Es ist ein Sinn, der das Gefühl für Verborgenes und Zukünftiges hat, ein Sinn, welcher durch die ganze Natur prophetisch waltet," sprach Hegel, „und dieser Sinn ist erschlossen bei den Thieren und ist geschlossen bei den Menschen. Durch die Gewalt des Magnetismus aber kann er geweckt werden, und dieser Magnetismus, der sich als Instinct für die Fortpflanzung der eigenen Gattung, für die Erhaltung der Brut und für ihre Pflege offenbart bei dem Thiere, dieser

selbe Somnambulismus wird bei dem feiner organisirten Menschen zur Prophetengabe, wird bei anderen Menschen zum Genie, welches sich mit dem Kunsttriebe vermählt, und im Schlaf sind alle diese heiligen Thätigkeiten lebhafter entwickelt. Im Wachen spielt das Bedürfniß des Fleisches, spielt Hunger, spielt Leidenschaft, Begierde nach Genuß eine störende Rolle; aber im Schlafe schlummern die Leidenschaften; schon Aeschylus sagt:

„Denn schärfer schaut der Sinn des Schlafenden —
Der Schein des Tag's verbirgt des Menschen Loos."

„Aber allerdings ist nicht Jeder auserwählt, und die Zünftigen sind es wohl am wenigsten, wie denn überhaupt aus dem Tageleben heraus, aus der trivialen Alltäglichkeit gemeinen An- und Fürsichseins, das Traumleben, das Leben im All nicht aufgefaßt und nicht erklärt werden kann.

„In dem magnetischen Schlafe begegnen wir Fähigkeiten, welche dem gesunden Menschen nicht eigen sind, durch göttliche Inspiration. Im Traume entdecken wir zuweilen den Ort, wohin wir etwas verlegt, was wir lange, vielleicht Monate lang gesucht, ohne daß wir uns auch nur im Geringsten hätten daran erinnern können, wo wir das Gesuchte gelassen; im Traume sehen wir das Entfernte vor uns, erkennen Verhältnisse, Krankheiten, Schicksale, ein drohendes Ereigniß, eine drohende Gefahr; im somnambulen Zustande sehen wir sogar den Tod, sehen ihn, ohne daß er uns schreckt, und wir wissen nachher im gesunden Zustande, im Tagesbewußtsein nichts mehr davon."

XXIII.

Wolff vertreibt Hegeln. Was Schiller gesagt hat und was die schöne Markgräfin gesagt hat. Arzt und Naturforscher.

Die Gesellschaft hatte mit großer Aufmerksamkeit gehört, was die beiden einzig Sprechenden über diesen Gegenstand verhandelt. Jetzt aber öffnete sich die Thüre rasch und herein trat, ziemlich echauffirt aussehend, der würdige Geheime Rath Wolff, und ein allgemeines freudiges „Ach!" unterbrach den Professor und zeigte ihm, daß es selbst für diese Gesellschaft noch ein höheres Interesse gebe, als das des Anhörens seiner Vorlesungen. Laute Stimmen riefen wiederholt: „Jetzt wird unser Geheim-Rath etwas von der schönen Markgräfin erzählen!" — Hegel stand grimmen Blickes auf und

murmelte, das Zimmer verlassend: „Lauter Volk ohne höheren Beruf, ohne Begabung, lauter Schuster!“

Man kannte seine Art. Es wäre vergeblich gewesen, ihn zurückzuhalten, auch hatte man wahrscheinlich gerade genug an den gelehrten Auseinandersetzungen und war somit zufrieden mit der Unterbrechung. Wolff aber nahm das Wort und erzählte:

„Wie Sie mich da sehen, komme ich von der Markgräfin — ein reizendes Wesen! — ich sage Ihnen, meine Herren, ganz ein reizendes Wesen; sie hat geweint — sehr geweint hat sie, an meinem Halse hat sie gelegen und geschluchzt und hat unter heißen Thränen gesagt: »O Du — der — Du — die — das — —« nein, so hat sie nicht gesagt, so fing die Rede an, welche man am Constitutionsfeste dem König von Baiern hielt. Gott! wie hat sie gesagt? Sie hat gefühlt, daß ich Mitgefühl habe — es war ein schöner Vers — mein Gott, wie heißt er doch? Liebster Voluda, Sie werden's mir sagen können, Sie sind der Mann der Literatur, Sie gehören unter die haute volée, der Schiller hat's gesagt, und es ist von einer Maskerade die Rede und von Gefühl — vom tiefen Gefühl, vom sehr tiefen, denn der Mensch ist dabei naß geworden.“

„Ach, Sie meinen aus dem Taucher die Stelle: »Unter Larven die einzige fühlende Brust«“, sagte Voluda mit kaum bemerklichem Lächeln.

„Was ist das für ein Mensch! Alles weiß er!“ so sprach Wolff voll Enthusiasmus, auf Voluda sehend. — „Ich frage, was ist das für ein Mensch?! — Er weiß, was die Markgräfin hier und was der Herr von Schiller dort gesagt hat; — ja meine Herren, so hat sie gesagt, sie lag an meiner Brust, weinend, und rief, mich umschlingend: »O, Du unter Masken die einzige fühlende Brust!« — Es hat mich sehr ergriffen, ich bin ganz gerührt worden; aber ich habe sie getröstet, und wie habe ich sie getröstet? — nun ein ander Mal von's Geschäft. Aber sie hat mir Geständnisse gemacht — haarsträubende Geständnisse! Denken Sie, meine Herren, der abscheuliche Mensch, der Neufeld, will sie uns entführen; sie soll hier aus Berlin verschwinden und soll unter dem Titel seiner Schwester mit ihm umherreisen auf den Magnetismus, sie soll sich magnetisiren lassen alle Tage und soll Kunststücke machen. Sie hat mir Alles erzählen müssen. Erst hat er ihr die Kur gemacht oberflächlich, dann gründlich, dann hat er sie unterrichtet im magnetischen Wesen, hat sie allerlei auswendig gelernte Kunststücke machen lassen, hat ihr Anfangs für jeden Abend, daß sie Kunststücke machte, einen Louisd'or gegeben, dann aber hat er ihr bloß noch Liebe gegeben, und zwar, wie er sagt, aus Achtung — lächerlich, Liebe aus Achtung für die Markgräfin, was die sich dafür kauft! — Für

Achtung kann sie weder bei Quittel, noch bei Fiocati, weder bei Sy, noch bei Cabanis etwas bekommen; aber er hat ihr versprochen, sie mitzunehmen und sie zum ehrlichen Mädchen zu machen."

„Das ist sehr spaßhaft," sagte einer der Offiziere; „er will sie dadurch zum ehrlichen Mädchen machen, daß er sie im Betrügen unterrichtet, in der That, höchst originell."

„Aber," frug der Andere, „auf welche Weise wurde denn das gemacht, daß sie Alles that, was er aufgeschrieben?"

„Wie heißt? — Auf welche Weise? — Er hat doch vorher Alles sorgfältig und einzeln mit ihr einstudirt, er hat ihr jede Frage aufgeschrieben, und sie hat sowohl die Frage als die Reihenfolge ganz genau auswendig lernen müssen; nachher hat er immer Probe gehalten mit ihr, bis Alles ist gegangen ganz gut — sehr gut, sage ich Ihnen — er hat nicht nachgelassen, bis Alles ist gegangen nach seinem Verlangen. Aber sie ist geschickt — das Mädchen ist geschickt zum Erstaunen, sie hat Ihnen Alles behalten so genau, als wenn's vorher aufgeschrieben gewesen wäre."

Voluda freute sich, eine Bestätigung dessen zu finden, was er als den Grund dieses Uebereinstimmens zwischen den Handlungen der Dame und den Befehlen des Magnetiseurs gedacht und angegeben, und die anderen Herren, welche die Erklärung mit angehört, konnten nicht umhin, zu erkennen, daß er vollkommen Recht gehabt.

Wolff erzählte nun noch einmal von den Projecten, welche der Doctor gehabt. Er wollte alle anderen Magnetiseurs todt machen, das heißt, nicht vergiften oder sonstig umbringen, fügte er begütigend hinzu, sondern überhaupt sie zum Weichen bringen, dadurch, daß er ihnen, vermöge seiner größeren Geschicklichkeit, die Praxis nehme, da sie dann schon von selbst gehen würden.

„Nun," sagte Voluda, „hiermit wird es wahrscheinlich jetzt zu Ende sein, denn ich müßte mich sehr irren, oder der heutige Abend mit seinen sonderbaren Ereignissen, mit seinen Enthüllungen hat ihm wohl viel Schaden gethan."

„Daran mag wohl etwas sein," erwiederte ein anwesender Herr, „aber es ist noch lange nicht genug, um ein thörichtes Publikum, das nun einmal betrogen sein will, zur Vernunft zu bringen. Die wenigsten Leute sind dem Herrn Professor Schwenzel dankbar für seine Enthüllungen, sie würden sich viel lieber haben täuschen lassen, als sie sich aufklären lassen. Das Mystische, das Geheimnißvolle hat als etwas Unnahbares einen unbeschreiblichen Reiz, welchen man nur ungerne für die Erkenntniß der Wahrheit aufgiebt. Ich gehöre freilich nicht zu diesen, aber ich habe

auch nicht die Freude, mich täuschen lassen zu können, weil ich weiß, daß Alles Betrügerei ist, namentlich und ganz vorzugsweise mit diesem Hellsehen und Fernsehen, mit diesem Genius, der in uns stecken soll, mit diesem Schutzgeist, der uns von Kindheit an beigegeben, der uns leitet und führt. — Warum führt er uns denn so oft irre, wenn wir einen Schutzgeist haben? Und er läßt uns in Sünden und Verbrechen verfallen, so muß der Spitzbube von Schutzgeist in's Zuchthaus gebracht oder gehenkt werden, oder die Bastonade bekommen, aber nicht wir armen schwachen Menschen, die wir auf den Schutzgeist vertraut haben, die wir uns seiner Führung überlassen haben. Warum hat er uns nicht besser geführt? Es war ja seine Schuldigkeit, er war ja dazu da, um uns aufzupassen."

Voluda sagte: „Herr Doctor! Sie verschütten das Kind mit dem Bade; ein Philosoph würde Ihnen antworten, wenn die Sache so stände, wie Sie dieselbe darstellen, wo bliebe denn die Freiheit des Willens?"

„Ei was!" unterbrach ihn der Sprecher, „was gehen mich die Philosophen an, ich bin Arzt und als solcher bin ich Materialist."

„Gewürzkrämer?" frug neugierig Wolff.

„Ja, wenn nicht anders, auch Gewürzkrämer," erwiederte der Gefragte; „ich handle mit Allem, was in meinen Kram paßt, hauptsächlich aber muß ich bemerken, daß der Schwindel der Philosophen, welcher uns einen Schutzgeist zuschreibt, und um sich aus der Verlegenheit zu retten, wenn wir beschützte Menschen Dummheiten machen, ich muß bemerken, daß dieser Schwindel mich nicht im Mindesten berührt; es gehört die ganze Kühnheit eines philosophirenden Professors dazu, hier von Freiheit zu reden, wo er so eben die größte Gebundenheit durch den Schutzgeist aufgestellt hat. Aber, lieber Herr Voluda, der Sie ein Mann der exacten Wissenschaften sind, Sie werden mir diese Einwendung auch gar nicht machen wollen; Ihre Bemerkung war nur die Einleitung zu einer Berichtigung meiner Ansicht. Ist es nicht so?"

„In einiger Art allerdings," erwiederte Voluda. „Ich wollte nicht Ihre Ansicht berichtigen; das muß ein Jeder mit sich selbst abmachen; ich wollte nur Beispiele anführen von dem wirklichen Vorhandensein einer solchen Sehergabe, vielleicht auch von dem Vorhandensein eines Schutzgeistes. Dies Letztere betreffend, so dürfen wir nicht vergessen, daß ein Mann, wie Socrates, einen Schutzgeist zu haben glaubte. Socrates war nicht der Mann, welcher den Leuten etwas weiß machen wollte; im Gegentheil, er sprach gar nicht davon. Allein Vieles, was ihm in seinem Leben vorkam, schrieb er auf Rechnung dieses Dämons — Sie wissen, die Griechen haben keine andere Bezeichnung dafür, sie unterscheiden nur

den guten und den bösen Dämon: Agatho Dämon, Kako Dämon. — Nur in einigen seltenen Fällen äußerte er sich darüber. Dann haben wir aber auch einen hochberühmten Gelehrten, welcher unserer Zeit viel näher steht, Cardanus, einen Arzt des sechszehnten Jahrhunderts, einen tüchtigen Physiker und Mathematiker, dessen gründlichen Kenntnissen die neueren Naturwissenschaften ihre bedeutendsten Erweiterungen verdanken. Der Mann war nichts weniger als ein Phantast, und er schreibt doch mit vollstem Ernst und größester Ruhe von dem Genius, dem spiritus familiaris, welcher ihn umschwebe. Er sagt, er sei lange überzeugt gewesen, daß er einen solchen Genius habe, es sei ihm aber nicht möglich gewesen, sich zu unterrichten, auf welche Weise er von diesem Genius in Kenntniß zukünftiger Dinge gesetzt würde, bis nach dem siebenundvierzigsten Jahre seines Alters, da er angefangen habe, sein Leben ausführlich zu beschreiben, und er auch auf alle die Wunder von Vorhersagungen, welche er gemacht, aufmerksam geworden sei und dabei gedacht habe, daß, wenn er dieses Alles ohne göttliche Hülfe vorausgesehen hätte, darin ein viel größeres Wunder läge als in dem Vorhandensein eines Schutzgeistes, welcher ja doch der göttlichen Gnade wohl möglich sei.

„Derselbe Cardanus sagt, er habe nicht gewußt, was er aus einem hellen Glanz oder Schimmer machen solle, welcher ihn sein ganzes Leben hindurch umgeben habe, bis er nach seinem vierzigsten Jahre endlich bemerkt, daß von dieser glänzenden Umhüllung gerade alles Das ausgehe, was er wisse. Er führt ferner an, daß ihm diese helle Umgebung Vergnügen mache, daß sie zur Verlängerung seines Lebens beitrage, daß er Trost, Hülfe und Beistand daraus schöpfe. Daß dieser Genius nicht in ihm sei, sondern von Außen her mit ihm spreche, führt er als etwas ihm ganz Unzweifelhaftes an, und er hört die Stimme des Genius bei guten Veranlassungen durch das rechte Ohr, bei unangenehmen oder bösen durch das linke Ohr eindringen.

„Dieser Cardnaus ist ein so überaus ehrlicher Mann, daß er von sich selbst eben so unumwunden das Böse wie das Gute erzählt, worin er den berühmten Confessions des Rousseau um zwei Jahrhunderte vorangegangen ist; man kann also mindestens darüber sicher sein, daß er wirklich gefühlt hat, was er beschreibt; und meistentheils bezieht sich die Stimme dieses Genius auf etwas in der nächsten Zukunft Geschehenes, es wird zu dem, was wir Ahnung nennen, nur in einem so ausgebildeten Grade, daß die gewöhnlichen Beispiele nicht ausreichen, um es begreiflich zu machen.

„An die Ahnung schließt sich »das zweite Gesicht«, welches zwar vereinzelt an vielen Orten oder vielmehr bei vielen Personen vorkommt,

welches aber wie eine Art Krankheit auf den Westschottländischen Inseln erscheint, woselbst man es als endemisch bezeichnen kann. Es wird nicht durch künstliche Mittel hervorgerufen, es ist nicht an eine Person oder an eine Familie gebunden, es erscheint auch nicht zu einer gewissen Tageszeit, sondern stellt sich ganz plötzlich und unwillkürlich bei denjenigen Personen ein, welche damit behaftet sind. Solche Leute werden plötzlich starr, als ob sie den Starrkrampf hätten; sie stehen mit weitaufgerissenen Augenlidern da und sehen und hören nichts von Allem, was um sie her vorgeht; aber es erscheint ihnen äußerlich das weissagende Gesicht, welches sie mit ihren körperlichen Sinnen auffassen, als Ton-, als Gesichtsbild, aber nicht so, wie wir es uns etwa denken, daß ein Todesfall durch ein Begräbniß, oder daß ein untergehendes Schiff durch das Bild eines Sturmes angezeigt wird, sondern in ganz anderer Weise, welche der Seher kaum zu beschreiben vermag, und in Bildern, die er selbst erst deuten lernen muß, daher auch ein Neuling, ein Mann, dem diese Gabe erst zu Theil wird, die Bilder nicht zu deuten vermag. Mit der Zeit hat sich an solche Gebilde eine Bedeutung geknüpft, welche im Laufe von Jahrhunderten wirklich feststehend geworden; so z. B. bemerkt der Seher das Bild eines Menschen mit einem Tuch umhüllt, und er weiß, daß dieses seinen Tod bedeutet; dasselbe findet statt, wenn er bei einem Freunde ist, der vor ihm auf einem Stuhle sitzt und er plötzlich den Stuhl leer sieht, während er doch weiß, daß der Freund darauf sitzt. Sieht er ein Bund Schlüssel unter einem schwarzen Tuche liegen, so bedeutet dieses den Tod der Hausfrau; hier scheint ein Widerspruch, allein der Seher erklärt, daß er trotz des schwarzen Tuches die darunter liegenden Schlüssel zu sehen vermöge. Am Bemerkenswerthesten scheint dabei, daß gewöhnlich die mit Seherkraft Begabten die Erscheinung gleichzeitig haben, wenn sie sich an verschiedenen Orten befinden; dagegen ist nicht minder merkwürdig, daß dieses Land die Eigenthümlichkeit giebt, und daß ein Seher, der nach England oder nach dem Continent auswandert, die Gabe gänzlich verliert."

XXIV.

Beispiele der Sehergabe. Zschokke. Die Brahmanen, die Propheten.

Der skeptische Doctor frug: „Sie wollen uns dies doch nicht für baare Münze geben, Herr Professor der Physik?"

„Warum betonen Sie das Wort so stark?“ frug Volnda. „Ist die Physik denn darauf angewiesen, Alles zu leugnen, was nicht begriffen werden kann? Ein Tröpfchen Eiweißstoff entwickelt sich im Uterus zu einem lebenden Geschöpf; ein Samenkorn, in die Erde gelegt, erwächst durch etwas Feuchtigkeit und Wärme zu einer mächtigen Tanne. Begreifen wir denn Etwas davon? Wir wundern uns darüber nur nicht, weil es alltäglich ist. Begreifen wir denn, daß die Erde sich in vierundzwanzig Stunden um ihre Achse dreht? Begreifen wir denn die electrischen Erscheinungen: die Flamme des Blitzes, den vernichtenden Schlag? Und ist dieses Alles weniger wunderbar als das zweite Gesicht? Die Pflicht des Physikers scheint mir nicht darin zu liegen, daß er etwas hochmüthig von sich abweis't, weil er es nicht begreifen kann; sie scheint mir darin zu liegen, daß er gerade dieses untersuche, sich damit bekannt mache, befreunde, bis er es entweder begreift und also auch erklärt, oder bis er sich überzeugt, daß an dem Gegenstande, mit welchem er sich beschäftigte, wirklich nichts Reelles ist. Ich für meinen Theil bekämpfe mit allen mir zu Gebote stehenden wissenschaftlichen Mitteln diese erbärmlichen Versuche, den thierischen Magnetismus nachzuahmen, um Kunststücke damit zu machen und Geld durch diese Kunststücke zu erwerben; aber ich muß ebenso das, was mir als wirklich, nicht erträumt, von dem thierischen Magnetismus bekannt ist, vertheidigen, wie ich jenes falsche Wunderwesen bekämpfe.

„Um wieder auf jene Einsicht in den Geist des Fremden, auf jenes Schauen in die Ferne, auf das Eindringen in anderer Leute Gedanken zu kommen, will ich nur anführen, was uns von Zschokke bekannt ist. Dieser Mann gehört nach meiner Ansicht zwar nicht zu den Wundern der Gelehrsamkeit; sogar als Romanschriftsteller ist er längst überboten im Inlande wie im Auslande, aber sicher ist er ein ehrlicher Mann, und das will immer etwas sagen. Das Zeugniß eines solchen ist schon etwas werth. Zschokke hat ein Werk geschrieben, welches er »Selbstschau« nennt. Das Buch enthält nicht etwa Memoiren, Abenteuer, große politische Aufschlüsse, aber es hat Werth dadurch, daß der Mann, der es geschrieben hat, sich selbst darin beurtheilt. Ueber unseren Gegenstand sagt er darin Folgendes:

„»Es ist allgemein anerkannt, daß das Urtheil, welches wir beim ersten Zusammentreffen mit Fremden über diese fällen, häufig richtiger ist, als das, welches wir uns, nach einer längeren Bekanntschaft mit ihnen, über sie bilden. Der erste Eindruck, welcher uns in Folge eines eigenthümlichen Seeleninstincts zu Jemandem hinzieht, oder von einem Andern zurückstößt, wird nach einiger Zeit undeutlicher und schwächer, und zwar

entweder, weil er anders erscheint als zuerst, oder indem wir uns an ihn gewöhnen. In derartigen Fällen sprechen Manche von unfreiwilligen Zuneigungen und Abneigungen und schreiben solche Regungen bei Kindern, denen jede, durch Erfahrung erworbene Menschenkenntniß mangelt, einer besonderen Sicherheit und Zuverlässigkeit zu, Andere hingegen sind ungläubig und schreiben Alles physiognomischer Gewandtheit zu. Nun aber von mir selbst.

„»Bei der ersten Begegnung mit einem mir völlig Fremden ist es mir, wenn ich seiner Unterhaltung schweigend lausche, öfters widerfahren, daß ein Bild seines vergangenen Lebens bis zum gegenwärtigen Augenblicke mit vielen einzelnen besonderen Umständen, welche einzelne Begebenheiten derselben angehören, einem Traume gleich, aber deutlich, zusammenhängend und ungesucht, einige Minuten dauernd, an mir vorüberzog. Während dieser Zeit bin ich in die Darstellung von dem Leben des Fremden so tief versunken, daß ich zuletzt sein Gesicht nicht mehr deutlich wahrnehme, obgleich ich es, wenn auch vergeblich, anblicke, als auch seine Stimme nicht mehr deutlich vernehme, die ich doch Anfangs als einen Commentar zu dem Texte seiner Physiognomie benutzte. Lange Zeit war ich geneigt, diese verschwimmenden Visionen als Spiel meiner Phantasie zu betrachten, um so mehr, als mein Traumgesicht mir die Kleidung und die Bewegung des Handelnden, das Aussehen der Zimmer, die Ausstattung und andere Nebendinge des Schauplatzes vorführte, bis ich bei einer Gelegenheit, in einer Anwandlung von scherzhafter Laune, meiner Familie die Geschichte einer Näherin erzählte, welche so eben das Zimmer verlassen hatte. Ich hatte diese Person vorher niemals gesehen, dennoch waren die Zuhörer überrascht, sie lachten und wollten sich nicht ausreden lassen, daß ich schon vorher das Leben dieser Person gekannt habe, da das, was ich erzählte, vollkommen wahr sei. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich fand, daß mein Traumgesicht mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Nun gab ich mehr Achtung auf diesen Gegenstand, und so oft es die Schicklichkeit erlaubte, erzählte ich denjenigen, deren Leben in dieser Weise an mir vorübergegangen war, den Inhalt meiner Traumgesichte, damit sie denselben Lügen strafen oder bestätigen möchten. Bei jeder Gelegenheit folgte die Bestätigung nicht ohne Staunen von Seiten derer, welche sie gaben.

„»Am allerwenigsten konnte ich selbst diesen Spielen meiner Phantasie Glauben schenken. Jedesmal, wenn ich irgend Jemandem ein auf ihn Bezug habendes Traumbild beschrieb, erwartete ich zuversichtlich die Antwort, daß es falsch sei. Immer ergriff mich ein geheimer Schauer, wenn der Zuhörer erwiederte: „Es war Alles ganz so, wie Sie sagen", oder

wenn, bevor er den Mund zum Sprechen öffnete, sein Erstaunen bewies, daß ich nicht Unrecht hatte. Von vielen Fällen will ich nur einen erzählen, welcher damals, als er sich ereignete, einen tiefen Eindruck auf mich machte.

„»Eines schönen Tages kam ich nach der Stadt Waldshut, von zwei jungen Leuten begleitet, welche noch jetzt am Leben sind. Es war Abend, und vom Wege ermüdet, kehrten wir in einem Gasthof, „Zur Weinrebe" genannt, ein. Wir genossen unsere Abendmahlzeit in zahlreicher Gesellschaft, welche sich zufällig über die Sonderbarkeiten und über die Einfalt der Schweizer, über den Glauben an Mesmerismus, Lavater's System der Physiognomie und dergleichen lustig machten. Einer meiner Gefährten, dessen Nationalstolz durch diese Scherze verletzt wurde, bat mich, etwas zu erwiedern, namentlich gegen einen uns gegenübersitzenden jungen Mann von anmaßendem Aeußern, welcher sich vor Allem durch seinen zügellosen Spott hervorthat. Zufällig waren die Ereignisse aus dem Leben gerade dieses jungen Mannes so eben an meinem Geiste vorübergegangen. Ich wendete mich an ihn mit der Frage, ob er mir wahrhaftig und aufrichtig antworten wolle, wenn ich ihm die geheimsten Stellen aus seiner Lebensgeschichte erzählte, obschon er mir so wenig bekannt wäre, als ich ihm. — Das würde doch noch etwas über Lavaters physiognomisches Talent hinausreichen. — Er versprach es, offen zu gestehen, wenn ich die Wahrheit sagte. Nun erzählte ich die Ereignisse, welche mir mein Traumgesicht vorgeführt hatte, und die Tischgesellschaft erfuhr so die Lebensereignisse des jungen Mannes: die Geschichte seiner Schuljahre, seiner kleinen Sünden und endlich eine kleine Spitzbüberei, welche er an der eisernen Geldkasse seines Lehrherrn begangen hatte. Ich beschrieb das unbewohnte Zimmer mit seinen weißen Wänden, in welchem rechts von der braun angestrichenen Thür der kleine schwarze Geldkasten auf dem Tische gestanden habe u. s. w. Während dieser längern Erzählung herrschte in der ganzen Gesellschaft das Schweigen des Grabes, welches nur bisweilen unterbrochen wurde, wenn ich fragte, ob ich die Wahrheit rede. Der junge Mann, auf's Tiefste betroffen, gab die Richtigkeit eines jeden von mir erwähnten Umstandes zu, sogar, was ich keineswegs erwarten konnte: des zuletzt erwähnten. Von seiner Offenheit bewegt, reichte ich ihm meine Hand über den Tisch hinüber und schloß meine Erzählung. Er fragte nach meinem Namen; ich nannte mich ihm und wir blieben bis spät in die Nacht im tiefen Gespräch sitzen. Der Mann kann noch jetzt am Leben sein.

„»Nun kann ich mir wohl denken, wie eine lebhafte Einbildungskraft aus dem deutlich vorliegenden Charakter eines Individuums sich ausmalen

könne, wie sich dasselbe unter gewissen Umständen benommen haben wird. Woher aber kam mir die unfreiwillige Kenntniß von einzelnen Nebenumständen, welche nicht das geringste Interesse für mich hatten und Leute betraf, die mir zum größten Theile sehr gleichgültig waren und mit denen ich nicht in der geringsten Verbindung stand und auch nicht zu stehen wünschte. Oder lag immer nur ein rein zufälliges Zusammentreffen meiner Gesichte mit der Wahrheit vor? Oder schwebten etwa dem Zuhörer, welchem ich seine Geschichte erzählte, andere Bilder vor als die Nebenpunkte meiner Erzählung, so daß er, von der wesentlichen Uebereinstimmung derselben mit der Wahrheit überrascht, die Abweichungen und Verschiedenheiten unbeachtet ließ? In Erwähnung dieser möglichen Quelle eines Irrthums habe ich mir verschiedene Male Mühe gegeben, die allergewöhnlichsten Umstände, welche mir mein Traumgesicht gezeigt hatte, zu erzählen.

„»Kein Wort mehr über diese eigenthümliche Sehergabe, welche mir, wie ich versichern darf, in keinem Falle von Nutzen war und sich nur gelegentlich ganz unabhängig von meinem Willen zeigte und oft Personen betraf, an welchen ich nicht das geringste Interesse nahm.«

„Halten Sie Alles, was Zschokke hier von sich erzählt, durchaus für unwahr? Glauben Sie, er habe die Absicht gehabt, sich und uns gröblich anzulügen?"

Der Gefragte blieb die Antwort schuldig, wiewohl mehrere der Anwesenden ihr nicht geringes Erstaunen über diese Mittheilungen kund gaben. Voluda aber sagte: „Es ist ganz unzweifelhaft, daß es viele Menschen giebt, welche eine eigenthümliche, gewöhnlich ihnen lästige Gabe besitzen, in die Ferne, in den Geist Anderer, in die Zukunft zu schauen. Im Alterthum nannte man solche Leute Propheten; wir nennen Jemand, der sich leicht ein richtiges Bild von anderen Personen zu machen im Stande ist, einen Menschenkenner, und wir nennen einen solchen, der Dinge verrichtet oder Worte spricht, welche außer seinem Kreise zu liegen scheinen, einen Phantasten, einen Mondsüchtigen, einen Somnambulen. Immer aber ist irgend etwas an diesen Fragen, und das Geheimnißvolle dabei interessirt, wie es dagegen andererseits zu der Behauptung führt, daß Betrügerei mit im Spiele, was denn wieder lediglich daher kommt, daß wir die Sache nicht begreifen, woraus denn schließlich wieder hervorgeht, daß wir Menschen abscheuliche Egoisten sind, weil wir nur dasjenige als möglich zugestehen wollen, was wir begreifen, dessen doch am Ende verzweifelt wenig ist."

Der Doctor war sehr nachdenklich geworden und erwiederte jetzt: „Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß in allem diesen sehr viel Wahrheit

enthalten ist, und daß es schwer sein dürfte, das ernstlich zu widerlegen, was Sie über diesen Gegenstand uns vorgetragen haben. Trotz dessen kann Derjenige, der vorurtheilsfrei ist, sich doch durchaus nicht entschließen, an alles dieses zu glauben, was er vielmehr als phantastisch von sich weisen möchte."

Voluda sagte: „Was wir in dieser Hinsicht jetzt noch erscheinen sehen, ist ja doch nur der Schatten desjenigen, was früher dem Menschengeschlecht viel allgemeiner und in viel höherem Grade zugetheilt war. Die Propheten, die Seher der altehrwürdigen grauen Vorzeit, sind so begeisterte Menschen gewesen, nicht durch künstliche Manipulationen erweckt, sondern aus ihnen heraus durch eine göttliche Begabung befähigt, in die Ferne zu schauen, das Schicksal der Könige und der Völker zu verkünden. Was die Seele auf diese Weise vernimmt, kann man unmittelbar sehen, es ist eine göttliche Eingebung und wird deshalb zur Richtschnur des Glaubens und Lebens. Was der Seher auf die Weise hört, ist ihm ein Ruf Gottes. Er tritt mit Gott in Gemeinschaft und Einheit, er glaubt sich von Gott inspirirt, er beruft sich auf die göttliche Sendung und beweis't sie durch seine Gesichte.

„Die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts, die Veda's und das Gesetzbuch des Menu sind aus solcher Verzückung hervorgegangen, wie die Untersuchungen von Schlegel, Windischmann und Colebroke bewiesen haben. Ja das Schauen des Brahmanen ist ein so tiefes, durchdringendes, daß die ganze Welt und Brahma selbst in ihnen aufgeht und nicht, wie bei Moses und wie bei den Propheten, Gott nur das Bestimmende wird und der Seher als ein Werkzeug Gottes erscheint. Die Indische Lehre sagt: »In der Herzgrube wohnt das innere Licht, eine rauchlose Flamme. Hier ist Brahma's Wohnung«. Der Nichtwissende schreitet über einen in der Erde verborgenen Schatz und findet ihn nicht, der Wissende vermag ihn zu heben. In den Upanischads kommt dieses Gleichniß vor und es wird dahin vervollständigt, daß die Menschen, die diesen Unwissenden ähnlich sind, nicht ahnen, wohin sie gehen, nicht ahnen, mit wem sie alle Tage zusammenkommen, nicht ahnen, daß, wenn sie in tiefen Schlaf versinken, sie zu Brahma gehen und einkehren in seinen reinen Aether.

„Wer aber den Geist erfaßt, wer nicht blind daherschreitet, sondern den Schatz zu finden vermag, dem wird es Tag, wenn er auch äußerlich nicht sieht, dem wird das Dunkel zu Licht, dem wird die Gegenwart Brahma's offenbar; wer sie gewinnt, ist aller Orten und auf jede Weise und wie er will, er hat sich von der Sinnenlust geschieden, ist unabhängig von ihr und schaut den Allmächtigen in seiner Reinheit.

„In denselben Upanischads fragt Jemand, was wohl in einer Person, die da schläft, das Große sei? Der gefragte Weise antwortete: »Wenn die Sonne untergeht, gehen die Strahlen in den Kern zurück; auf gleiche Weise gehen die Sinne in den großen innersten Sinn zurück. Die Person sieht nichts, hört nichts, fühlt nichts, spricht nichts, faßt nichts mit der Hand, sie ist im Schlafe, aber innerhalb des Leibes sind dann die fünf leuchtenden Schatten, die Signaturen aller Dinge wach und lebendig. So lange die Pforten des Leibes noch offen stehen, erwacht eine solche Klarheit nicht, werden sie aber in das Herz hineingezogen, so ist er innerlich wach und genießt die Frucht der Erkenntniß des Brahma. Da sieht er Alles insgesammt: Gesehenes und Nichtgesehenes, Gehörtes und Nichtgehörtes, Gewußtes und Nichtgewußtes, und weil der Geist an sich selbst der Urheber aller Handlungen ist, so verrichtet er nun im Schlafe gleichfalls alle Handlungen und nimmt seine ursprüngliche Gestalt wieder an. Der Schlafende sieht dann keinen Traum mehr, sondern wird lichtartig, er schaut die Dinge an, wie sie sind, wird vernünftig und vollbringt Alles auf's Beste. Der innerlich versammelte Geist kleidet sich in die Hüllen der Himmelslichter und aller Elemente, spricht aus diesen Elementen heraus und antwortet aus ihnen.«

„In ganz ähnlicher Weise sprechen sich die Buddhapriester darüber aus. Auch bei ihnen ist es nöthig, die äußeren Empfindungen, die Sinne des Körpers zu vernichten, um die Sinne des Geistes aufzuschließen. Um in den Zustand des geistigen Schauens zu kommen, müssen die Ursachen der Gedanken unterdrückt werden und der Gedanke muß aufhören; dann tritt der Zustand des Hellsehens und der Verzückung ein und bei der Erkenntniß des letzten Grundes kann der Meditirende von sich sagen: die fürchterliche Macht des Irrthums ist von der Seele genommen, die Sonne der Erkenntniß ist aufgegangen. Die Pforten der falschen Wege, welche zu dem Leben voll Elend führen, sind geschlossen, der reine Weg des Himmels ist geöffnet und der Seher ist eingetreten in die Straße der Nirvana."

XXV.

Historische Rückblicke.

Die Anwesenden waren nicht wenig erstaunt über alle diese Angaben, und Voluda wurde gefragt, wie er denn zu solchem umfangreichen Wissen

komme, zu einem Wissen, das in gar keiner Verbindung mit seinen Studien stehe.

„Wie?" sagte derselbe. „In keiner Verbindung? Mit welcher Wissenschaft stünden diese Dinge denn in näherer Verbindung als mit derjenigen, welcher ich mich gewidmet? Die Fragmente, die unbedeutenden Bruchstücke, welche Sie hier vernommen, gehören zur Geschichte der Naturwissenschaft, und diese Geschichte zu kennen, ist doch wohl das Wenigste, was man von mir verlangen kann."

Der Doctor sagte: „Allerdings dachte ich in dem Augenblick nicht daran, daß die Geschichte der Physik nicht erst von Newton beginnt und überdies, wenn man auch behaupten wollte, alles das hier Angeführte wäre nicht eigentlich physikalischen Inhalts, so dürfte man doch nicht vergessen, daß die älteste Zeit hierüber sehr verworrene Bedürfnisse hatte."

„Vielleicht nicht ganz so, wie Sie meinen," erwiederte Voluda. „Sie dürfen nämlich nicht vergessen, daß alles Wissen jener Urzeit der Priestercaste angehörte, daß eine Gelehrsamkeit in dem Sinne, wie wir sie jetzt auffassen, vor drei- bis viertausend Jahren gar nicht denkbar war. Wie zur Zeit des Mittelalters — ei, was brauche ich denn soweit zurückzugehen — wie hier bis zur Einführung der Gewerbefreiheit und wie im übrigen Deutschland noch bis auf diese Stunde, Keiner einen Schuh, einen Stiefel, einen Rock, einen Tisch, einen Schlüssel machen durfte oder darf, der nicht der Zunft angehörte, welche einmal die Berechtigung besaß, diese Dinge zu machen, so und noch viel strenger ist es in Indien, wo jede Art von Beschäftigung einer besonderen Kaste angehörig und nur von ihr geübt ist, und so war es in jenen dunkelen Jahrtausenden auch mit der Gelehrsamkeit. Im alten Griechenland durften sich schon Leute, wie Aristoteles, Demokritos und Andere mit wissenschaftlichen Untersuchungen abgeben, ohne Priester zu sein; bei den Aegyptern und Hebräern, bei den verschiedenen Völkerschaften, welche Klein-Asien und Persien bewohnten, war dieses aber keineswegs der Fall; dort waren die Priester allein die Bewahrer des menschlichen Wissens. Die Theologie und Astronomie fällt bei den Magiern der Chaldäer und bei der Priesterkaste der Aegypter durchaus zusammen; bei beiden Völkerschaften finden wir eine hohe Kenntniß des astronomischen Wissens. In den ältesten Büchern, welche die Grundlehren der Astronomie, der Medizin und der Theologie enthalten, in den Büchern des Hermes wird eben dieser als Erfinder der Naturkunde, als Götterbildner, als Erfinder des Cultus und der Magie genannt.

„Woher dieses Wissen gekommen, ist allerdings ein Räthsel; es läßt

sich da gar nichts feststellen, es ist kaum denkbar, daß es durch allmähliges Heranbilden des Menschengeschlechts gekommen sei und wir können unsere Zeit nicht als Beispiel anführen. Das riesig rasche Fortschreiten, was wir jetzt wahrnehmen, hat seinen Grund in einem nicht minder gewaltigen Fortschritt alles Wissens während des letzten Jahrhunderts; aber der Uranfang zu allem Wissen ist nicht bekannt. Wenn wir diejenigen Völker betrachten, welche auf dem niedrigsten Culturzustande stehen, so können wir uns gar nicht vorstellen, daß sie ohne äußere Hülfe sollten fortschreiten können. Betrachten wir uns die Bewohner des Feuerlandes, betrachten wir die Papuaneger auf Neuholland, welche kaum im Stande sind, sich vor den gröbsten Unbillen der Witterung zu schützen, betrachten wir die Unglücklichen, welche, obgleich sie Pelzthiere genug haben, sich doch nicht das dürftigste Kleidungsstück zu machen vermögen, um sich gegen Frost und Sturm zu schützen, betrachten wir sie, welche, von Fischen umgeben, doch keineswegs bis zur Erfindung des Netzes gelangt sind, sie, die noch nicht die ärmlichste Hütte zu bauen verstehen, so können wir unmöglich annehmen, daß sie, aus sich selbst fortschreitend, einmal dahin gelangen würden, eine Peterskirche oder ein Berliner Schloß oder einen Stockholmer Palast zu bauen, so können wir nicht denken, daß sie aus sich selbst heraus weiterschreitend, daß sie ohne Hülfe fremder cultivirter Nationen dahin gelangen würden, Locomotiven und Dampfschiffe oder auch nur gewöhnliche Landkutschen zu bauen, oder daß sie dahin gelangen würden, aus thierischen oder Pflanzenfasern Fäden zu spinnen und daraus Stoffe zu weben und diese zu färben. Wenn sie einmal so weit sind, dann wird es wohl möglich werden, daß sie auch Sedaner Tuch und Lyoner Atlas fabriziren; aber die erste Grundlage muß gegeben sein und diese fehlt bei all' den rohen Völkern, daher kann man kaum glauben, daß das Gebiet der Künste und Wissenschaften durch allmähliges Aufsteigen von halber Thierheit bis zu dem jetzigen Standpunkte herangebildet sei. — Und häufig ist selbst das vorhandene Beispiel einer größeren, einer erhabeneren Existenz nicht genügend, um Nacheiferungen hervorzurufen. In den fernsten Gegenden von Norwegen wohnen Schweden und Deutsche in Häusern, wie wir derselben gewohnt sind; ihre Nachbarn aber, die Rennthier- und die Fischer-Lappen, welche diese Muster bequemer Wohnungen vor Augen haben, sind noch nirgends auf den Gedanken gekommen, dieselben nachzuahmen. In Nubien und Aegypten wandelt ein armes, zerlumptes, schwarzbraunes Gesindel unter den gewaltigen Ueberresten von Pyramiden und Tempeln umher, welche zu zerstören sie nicht einmal die Kraft haben, viel weniger sie zu erbauen. Aber diese prachtvollen Tempel- und Palastruinen haben noch

nicht einmal den Gedanken in ihnen erweckt, sich aus den heruntergefallenen Steinen Häuser zu bauen; sie nehmen dazu lediglich dasjenige Material, dessen sich die Schwalbe bedient. Wie sollte denn nun von den Naturwissenschaften gerade derjenige Zweig, welcher als der höchste und vollendetste betrachtet werden muß, derjenige, welcher die mehrste geistige Kraft zu seinem Gedeihen fordert, wie sollte die Astronomie am frühesten zur Blüthe gekommen sein, bei einem Urvolk, welches keine Beispiele zur Nachahmung vor sich hatte, wenn ein solches Urvolk nicht einmal durch Hunger, durch Frost und Hitze dahin gebracht werden kann, die allereinfachsten Bedürfnisse zu befriedigen?

„Man findet, daß die ältesten astronomischen Beobachtungen wenigstens so alt sind, als überhaupt die Geschichte der Menschheit, und weil jenseits dieser fernsten Nachrichten nichts mehr gefunden wird, was uns noch Aufschluß geben könnte über die Geschichte der Völker, so pflegt man zu glauben — ich habe vielleicht ein falsches Wort gebraucht, ich hätte sagen sollen, so pflegt man anzunehmen — daß diese Kenntnisse von einer Offenbarung herrührten, daß sie nicht durch das Menschengeschlecht erworben, sondern daß sie demselben geschenkt sind.

„Memphis, Heliopolis, Sais und Theben sind in Ober-Aegypten gelegene uralte Priesterstädte; man sieht dort nur Tempel und Königspaläste, aber man weiß aus den dreitausend und mehr Jahre alten Erzählungen der Griechen, daß jene Städte wunderbare wissenschaftliche Schätze enthielten. Nach Diodor's Erzählung war die Kenntniß der Aegypter von dem Planetenlaufe und den Sonnen- und Mondfinsternissen weit hinausgehend über alle Kenntniß der anderen Völker. Nach seinem Berichte lag im Palaste des Ramses ein großer goldener Ring, welcher dreihundertfünfundsechszig Ellen lang war. Auf der Fläche dieses Ringes waren sämmtliche Tage des Jahres, waren die Auf- und Niedergänge der Gestirne und die daraus herzuleitenden astrologischen Beziehungen verzeichnet. Die Aegypter hielten den Mond für den einundsiebenzigsten Theil der Erde und nach Bernoulli hat er wirklich den zweiundsiebenzigsten Theil derselben. Die scheinbare Bahn der Sonne ist auf den steinernen ägyptischen Thierkreisen auf das Allergenaueste angegeben; die Beobachtungen vom Aufgange des Sirius und die Erfindung des großen ägyptischen Jahres von eintausendvierhundertsechszig Jahren reicht in das fünfte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung hinaus, und schon in jener Zeit rechnete man dort nach Sonnenjahren.

„Aber auch bei den anderen Völkern des fernen Alterthums finden wir ganz Aehnliches. Die Astronomie der Chaldäer war so genau, daß

die ältesten Berechnungen der Mondfinsternisse, welche Ptolomäus anführte, von den neueren nur um einzelne Minuten abweichen; aber hier sind immer nur die Priester, welche die Wissenschaft pflegen, und wie wir jetzt Chemiker, Physiker, Mineralogen, Botaniker haben, so hatte man dort Hieroglyphenkenner, Sterndeuter, Schicksalsverkündiger, Astrologen und Naturkundige.

„Es scheint beinahe, als ob die Weisheit der Indier noch älter wäre, als die der Aegypter, und als ob dieselbe so vollendet gewesen wäre, daß sie mit der jetzigen zu wetteifern vermag; freilich darf man nicht glauben, daß die jetzigen Brahminen, welche geradezu Dummköpfe sind, nur schlau im Betrügen, keineswegs aber im Besitze irgend welcher Wissenschaften — Astronomen sind; aber sie haben aus jenen längst verschwundenen Zeiten in Worte gekleidete Formeln übertragen bekommen, vermöge deren sie noch jetzt Finsternisse berechnen, welche mit unseren Berechnungen bis auf wenige Minuten zusammenstimmen. Le Gentil berichtet darüber Folgendes:

„»Was der Astronomie der Indier zur größten Ehre gereicht, sind die Methoden, die Finsternisse zu berechnen. Sie calculiren (an den Fingern und Knöcheln zählend) mit einer großen Geschwindigkeit und dabei mit vieler Genauigkeit. Die Brahminen scheinen aufgezogene Uhrwerke zur Berechnung der Finsternisse zu sein. Ihre Regeln sind in Versen, die sie bei der Operation recitiren. Ihre Verfahrungsarten scheinen von außerordentlicher Einfachheit zu sein. Die Theorie des Mondes, die verwickeltste unserer neuen Theorien, verlangt bei ihnen keine schwierigen und mühsamen Berechnungen. Man kann nicht umhin zu glauben, daß diese Regeln der Brahminen von einer gelehrten Theorie — die Prinzipien derselben sind heut zu Tage unter einer blinden Fertigkeit erstarrt — herrühren, welche die große Kunst der früheren Zeit einfach und sicher gemacht hat. Der größte Unterschied zwischen der Beobachtung und der Berechnung betrug zweiundzwanzig Minuten, aber bei zweien solchen Finsternissen gaben sie die Zeit der Dauer mit größerer Genauigkeit an, als die Tafeln von Mayer, die genauesten, welche wir besitzen.

„»Aber ungeachtet dieses hohen Alters einer Theorie, welche jetzt unter einer mechanisch gewordenen, von einem Zeitalter zum anderen überlieferten Ausübung verborgen ist, deren Sinn die Brahminen nicht einmal mehr verstehen, sind diese Verse und die damit verbundenen Berechnungen doch neu, und es giebt in Benares, dem eigentlichsten Sitze der Priesterkaste, noch Berechnungen, in ähnliche Verse gekleidet, welche man alte nennt.

„»Diese Berechnungen, welche sechstausend Jahre alt sind, gehören indessen keineswegs dem Ursprunge astronomischen Wissens der Kindheit

desselben an, sondern sie sind die redenden Zeugen einer außerordentlich tiefen Kenntniß, denn sie sind ja das Resultat desjenigen, was die Astronomie der Indier vor sechstausend Jahren gekannt hat, und hierzu gehört das ganze Kopernikanische System, welches den Astronomen unter den Brahminen als eine Art von Glaubensbekenntniß gilt, obschon sie selbst albern genug ist, trotz dieser Kenntniß die Erde für unbeweglich zu halten. Auch die jährliche Bewegung der Fixsterne und das Vorrücken der Nachtgleichen, ferner die Neigung der Erdachse, sowie Gestalt und Umfang der Erdkugel waren diesen ältesten Astronomen bekannt, und diese Bekanntschaft ist auf die neueren übertragen und wird von ihnen gelehrt, aber nicht geglaubt. Den Umfang betreffend, so haben auch die Chaldäer denselben ganz richtig so angegeben, daß ein Mensch, welcher unausgesetzt ginge, die Erde im Laufe eines Jahres ganz würde umschreiten können; nun finden wir wirklich, daß die Erde, deren Umfang fünftausendvierhundert Meilen beträgt, in solcher Weise mit Bequemlichkeit umgangen werden könnte. Es käme dann nämlich auf jede Deutsche Meile die Zeit von einer Stunde und siebenunddreißig Minuten, was durchaus nicht zu wenig ist.

„»Eben so weit reicht die Astronomie der Chinesen zurück. Im fünften Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung lebten jene, wegen ihrer außerordentlichen astronomischen Kenntniß hochberühmten Chinesischen Kaiser, und Fohi, der größte Astronom, lebte um das Jahr 4750 vor Christi Geburt. Auch die Scandinavier hatten einen auf Brettchen gezeichneten Kalender, welcher beinahe viertausend Jahre alt und in welchem das Jahr so genau angegeben ist, daß es von dem wirklichen sich nur um einige Minuten unterscheidet, welche erst im Laufe vieler Jahrhunderte zu einem Tage anwachsen.

„»Daß diese zum Theil untergegangenen, zum Theil noch existirenden Völker allerdings wenig mehr von solcher Kenntniß wissen, beweis't nur, daß sie nicht vor-, oder daß sie wohl gar zurückgeschritten sind, aber zugleich geht daraus hervor, daß wir gar keine Ahnung von dem eigentlichen Alter der Naturwissenschaften haben, und daß selbst der Besitz nicht immer den Fortschritt darin bedingt, vielweniger aber eine Andeutung von der Möglichkeit giebt, alles dieses Wissen aus dem Naturzustande der Völker herzuleiten, und wir kommen wieder zurück auf die Offenbarung, welche auch in der historischen Zeit nach Moses vielfach als unbestritten angenommen wird. Wer dem Menschengeschlechte jene erhabenen Wissenschaften offenbart, muß dem Glauben eines Jeden überlassen bleiben, aber die Seher und die Propheten waren von Gott begeistert. „„Die Hand

des Herrn kam über ihn und der Prophet sah und verkündete"", oder „„Die Hand des Herrn legte sich auf ihn und er wurde verzückt"", oder „„Die Hand des Herrn kam über mich, und führte mich in das Land Israel und stellte mich auf einen sehr hohen Berg — —"". Das sind Redensarten, welche sich in mannigfaltigen Wendungen wiederholen.

„»Hier ist die Hand Gottes mit der Hand des Menschen als ein Mittel magischer Heilung, und hier ist das Handauflegen als das Mittel, die Sehergabe zu übertragen, zusammengestellt, und es wiederholt sich, es ist kaum zu zählen wie oft. Zum Propheten Jeremias sagt der Herr: „„Sage nicht, ich bin zu jung, sondern Du sollst gehen, wohin ich Dich sende, und predigen, was ich Dir heiße."" Und der Herr reckte seine Hand aus, rührte meinen Mund an und sprach: „„Siehe, ich lege meine Worte in Deinen Mund"", und der Prophet Ezechiel beschreibt seine Berufung folgendergestalt: „„Und ich sahe, da war eine Hand gegen mich ausgereckt, die hatte einen zusammengelegten Brief, den breitete sie vor mir aus, und er war beschrieben inwendig und auswendig und stand darin geschrieben, Klage Ach und Weh, und er sprach zu mir: Du Menschenkind, Du mußt diesen Brief, den ich Dir gebe, in Deinen Bauch auffassen und Deinen Leib damit füllen und aus Deinem Leibe verkünden, was dieser Brief enthält"".

„»Bei all' Diesem und bei den Erzählungen, daß Engel die Propheten geweckt, wie man einen Menschen aus dem Schlafe weckt, und wie sie dann bei Nacht gesehen und das Gesehene verkündigt ꝛc. ist man geradezu gezwungen, eine Extase, einen religiösen Somnambulismus anzunehmen, wenn man nicht geneigt ist, anzunehmen, daß sie, diese Propheten und Seher bloße Betrüger gewesen sind. Auch die Griechen hatten ihre Sternkunde und Sterndeuterei nicht von Außen, sondern von den Göttern; die Orakel waren insgesammt durch einen Tempelschlaf bedingt. Aristides sagt: „wo Priesterinnen weissagen, da sind sie gottbegeistert und sprechen im heiligen Wahnsinn, nie im wachen, bewußten Zustande; ja sie wissen weder vor dem Augenblick, da sie durch den Geist ergriffen werden, was sie sagen werden, noch wissen sie nachher, wenn ihr natürliches Bewußtsein zurückkehrt, was sie gesagt haben, so daß wohl ihre Zuhörer, aber nicht sie selbst davon unterrichtet sind."

„»Plato sagt, die Priesterinnen zu Dodona und Delphi hätten als Gottbegeisterte vieles Gute in Privat- und in öffentlichen Angelegenheiten bewirkt, im besonnenen Zustande aber wenig oder gar nichts.

„»Die Hellseherin ward blaß und zitternd, ihr Auge fing an zu zittern, der Schaum trat ihr vor den Mund und ihre Brust wogte hoch

auf, als vermöge sie die ungeheure Bewegung nicht mehr zu bemeistern. Oft bekam sie Convulsionen, zuweilen war der Anfall eine wahre Wuth, so daß noch zu Plutarch's Zeiten das Beispiel vorkommt, daß die Pythia in Raserei aufsprang und nicht bloß die Fragesteller, sondern auch den Priester Nikander in die Flucht trieb, worauf sie zu Boden stürzte und unter furchtbaren Krämpfen verschied.

„»Auch in den Tempeln der Diana und Hekate, ferner bei dem Cultus des Moloch, des Baal, der Mylitta, kamen Extasen verschiedener Art vor. Wo Götter erschienen, da zeigten sie sich immer in der Form welche man gewohnt war, ihnen beizulegen: Hekate mit Drachenfüßen und Schlangenhaaren und bösen bellenden Hunden und von der blutigen gespenstigen Empuse begleitet. Apollo erschien als schöner Mann mit der Lyra, Venus als schönes Weib ohne irgend ein Attribut, Dionysos, den die Römer in Bacchus verwandelt haben, als weiblicher schöner Jüngling, mit Reben umkränzt. Nach diesen verschiedenen Göttergestalten benannten sie auch die verschiedenen Arten dieser Extase. Es gebe eine des Bacchus, eine des Apollo, eine der Venus, und wahrscheinlich wurden noch mehrere derselben unterschieden.«

XXVI.

Historische Rückblicke. (Schluß.)

„Ein Uebergang von den Extasen der Heiden zu denen der Christen finden wir bei den Sibyllen. Orakelsprüche derselben werden von den Kirchenvätern nicht selten mit hoher Ehrfurcht angeführt. Es schwebt über diese Prophetinnen zwar ein tiefes Dunkel, allein man weiß doch wenigstens, daß es Mädchen waren, welche sich aus dem Getümmel der Welt in die Einsamkeit zurückgezogen, in Höhlen lebten, ihre Antworten oft in einem krampfhaften, an Wahnsinn grenzenden Zustand abgaben und nach dem Aufhören der Extase keine Rückerinnerung an das Gesprochene hatten. So sagte der heilige Justinus von ihnen: »Sie sehen viele große Dinge richtig und wahr, aber sie verstehen nicht, was sie sagen, denn die Sibyllen vermögen nicht, wie die Dichter, ihre Worte und Aeußerungen zu verbessern und zuzusetzen nach den Regeln der Kunst, sondern zur Zeit der Begeisterung geben sie die Orakelsprüche und wenn die Extase aufhört, schwindet die Erinnerung des Gesagten«.

„In die christliche Kirche geht der ganze Apparat des Hellsehens mit hinüber. Schon Paulus sagt: »Gott hat in der Gemeinde gesetzet aufs Erste die Apostel, aufs Andere die Propheten, aufs Dritte die Lehrer, danach die Wunderthäter, welche Gaben besitzen, gesund zu machen, zu helfen, zu regieren und zu reden mancherlei Sprachen«.

„Hier sehen wir so klar wie möglich das magische Wirken heilen, Zungen reden ꝛc., und ich gebe auch hier nicht etwa eine Ansicht meiner als des Auslegers, sondern Paulus erzählt ganz einfach, wie die Jünger in ihren Versammlungen in Extase gerathen; er sagt: »Wenn Ihr zusammenkommt, so hat ein Jeglicher Psalmen, er hat eine Lehre, hat Zungen und hat Offenbarungen, er hat Auslegungen«.

„Marcus, Schüler des Valentinus, hundert Jahre nach Christi Geburt, ruft seinen Schülerinnen zu: »Siehe, die Gnade Gottes kommt auf Dich, öffne Deinen Mund und prophezeihe!« Das Mädchen oder Weib antwortet: »Ich habe noch niemals prophezeihet und weiß nicht, wie ich es machen soll«. Marcus macht hierauf verschiedene Bewegungen, spricht verschiedene Worte, wahrscheinlich Beschwörungen, setzt die Schwester hierdurch in Extase und ruft ihr zu: „Oeffne Deinen Mund und Du wirst prophezeihen«. Die Schwester prophezeiht und die Gemeinde fällt gläubig nieder und glaubt eine göttliche Offenbarung empfangen zu haben.

„Im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt trat ein Phrygier, Montanus, auf, setzte sich durch seine sehr strenge Lebensart in hohes, ungewöhnliches Ansehen, behauptete, den Geist Gottes, den Tröster, den Paraklet empfangen zu haben, die Gabe der Weisheit zu besitzen und berufen zu sein, um das Werk zu vollenden, was Christus begonnen. — Zur Zeit des alten Testaments sei das Menschengeschlecht in der Kindheit gewesen, Christus habe dasselbe nur zum Jünglingsalter erziehen können und habe es daher um der Schwachheit des Fleisches willen in vielen Stücken schonen müssen. Durch Montanus und seine Gehülfen solle die christliche Tugend in vollem Glanze hergestellt werden. Aus diesem Grunde wandte er sich besonders gegen die mangelnde Sittlichkeit, empfahl fleißiges Fasten, verbot die zweite Ehe, forderte die strengste Kirchenzucht und die unbedingteste Standhaftigkeit bei Verfolgungen. Er fand außerordentlich viele Anhänger, und zwar nur unter den ausgezeichnetsten Männern und Frauen seiner Zeit. Einer der ältesten Kirchenväter, Tertullianus — (ich weiß nicht, ob ich ihn richtig bezeichne, die Theologen verstehen unter den Kirchenvätern vielleicht noch etwas anderes, jedenfalls ist er ein gelehrter Schriftsteller über theologische Gegenstände, hat apologetische, polemische und ascetisch-moralische Schriften geschrieben,

war selbst von strenger Moral und war Presbyter in seiner Vaterstadt Karthago) schreibt über eine der beiden Frauen, Priscilla und Maximilia, welche den Montanus ums Jahr Zweihundert begleiteten: »Unter uns weilt jetzt eine Schwester, welcher die Gabe der Prophezeihung verliehen ist; sie empfängt ihre Enthüllungen in der Kirche während der Feier, wo sie in Extase geräth. Dann hält sie Unterredungen mit den Engeln, zuweilen auch mit dem Herrn Christus; in ihrer Verzückung hört und sieht sie die Geheimnisse des Himmels, sie weiß, was die Herzen mancher Menschen verbergen, auch nennt sie denen, welche dessen bedürfen, heilsame Arzneimittel.«

„Wir sehen hier ganz unzweifelhaft das Bild einer Hellsehenden vor uns, so wie es sich bei der einen von den beiden genannten Frauen, denn ich weiß nicht, welche derselben Tertullianus gemeint hat, zeigt, so kehrt es in der Kirche immer fort und von Jahrhundert zu Jahrhundert wieder. Es wird auch da mitunter Betrug getrieben sein, denn schon der heilige Augustinus beklagt sich, daß er kein sicheres Mittel kenne, um die wahre Vision von der falschen zu unterscheiden. Die Gabe der Sprache, die Kenntniß der Zukunft und die Entdeckung geheimer Gedanken gilt als vollkommener Beweis von der Eingebung, ja von der Gegenwart des heiligen Geistes, und doch muß die Kirche im nächsten Augenblicke zugestehen, daß ein Dämon dieses auch könne. Der heilige Augustin bewundert die Sehergabe eines Weisen in Carthago, des Albicerius, welchen er in Gegenwart mehrerer Heiligen prüft, des heiligen Alypus, des heiligen Luntius und des heiligen Tryginus. Der heilige Augustin ist überzeugt von der Wahrhaftigkeit der Aussagen des Albicerius, von der Erforschung der geheimsten Gedanken; er ist überzeugt von seiner Glaubwürdigkeit in allen Stücken, aber dennoch kann sie nicht von Gott herrühren, denn Albicerius ist ja nicht ein Christ, und nur Christen werden von Gott begünstigt. Endlich, im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, beginnt man die Extasen allgemein für ein Werk des Teufels zu halten, so begabte Männer als Zauberer und Frauen als Hexen zu bezeichnen und zu verfolgen; aber selbst da und noch im achtzehnten Jahrhundert, bei den Camisarden und den Jansenisten, treten Inspirationen auf.

„Alle magischen Krankheitszustände haben gemeinsam eine sehr schnelle Verbreitung, welche man fast Ansteckung zu nennen geneigt ist. Von der Epilepsie ist dieses bekannt, und die Ansteckung ist keine körperliche. Ein Knabe kann Monate lang mit einem Epileptischen umgehen, spielen, mit ihm in demselben Bette schlafen, ohne eine Spur von seiner Krankheit in sich aufzunehmen; da sieht er seinen Spielkameraden in die epileptischen

Zuckungen verfallen und er verfällt gleichfalls in dieselben. Nun mischt sich freilich sehr häufig der Betrug, die Prahlerei, der Wunsch, dergleichen zu irdischen Zwecken auszubeuten, hinein; allein deswegen kann man unmöglich die ganze Sache als etwas Unwahres von sich weisen. Wenn auch nichts Geisterhaftes in den Extasen, wenn auch Vieles eingebildet und wenig krankhaft ist, so tritt die ganze Erscheinung doch Jahrtausende lang in ununterbrochener Wiederkehr immer von Neuem auf, wie irgend eine andere Krankheit, und wie man nach der Geschichte der Syphilis forscht und sie mit dem Aussatz verband, ja vielleicht gleichbedeutend findet, und wie man erfährt, daß da, wo man nichts mehr weiß von der Syphilis, der Aussatz als deren Stellvertreter vorhanden ist, ich sage, sowie man es der Mühe werth findet, hiernach zu forschen, so sollte man es auch nicht unter seiner Würde finden, nach der Geschichte des thierischen Magnetismus zu forschen, welcher sich in den Visionen und den Extasen und dem Handauflegen des alten und neuen Testaments verliert.

„Wo sich die Kirche oder der Sectengeist in diese Sachen gemischt hat, sind sie immer auf das Aeußerste entartet, wie z. B. bei den Convulsionairs des heiligen Medardus zu Paris, woselbst geradezu verabscheuungswürdige Dinge getrieben sind, obschon man nicht leugnen kann, daß auch hier Kenntnisse von Dingen entwickelt sind, welche dem gewöhnlichen Scharfsinn undurchdringlich waren; daß sie Sprachen redeten, welche sie nie gekannt, auf Fragen antworteten, die in lateinischer, griechischer, hebräischer Sprache an sie gerichtet wurden, mit verbundenen Augen lasen und eine große Unempfindlichkeit gegen äußere Gewaltthätigkeiten zeigten, und sich so dem Bilde anreiheten, welches wir bei allen Extasen in verschiedenen Formen wiederkehren sehen. Am Schrecklichsten zeigt sich alles Dieses, wo sich der christliche Fanatismus der Unglücklichen bemächtigt. Ventura erzählt die Geschichte eines jungen, an Hysterie leidenden Mädchens aus neuester Zeit: »Sehr nervös und durch die Unterhaltung und die Ermahnungen eines fanatischen Erziehers erschreckt, gerieth sie allmälig in einen Zustand, welcher noch nicht ganz Verrücktheit war, indessen darin übergegangen sein würde, wenn sie nicht durch die innige Liebe zu ihrem Vater und durch die Bemühungen ihres Bruders wieder zur Vernunft gebracht worden wäre. Sie selbst erzählt hierüber Folgendes. »Ich brachte den ganzen Tag mit Gebeten zu, hörte dann himmlische Töne, göttliche Harmonien, eine sanfte Stimme schmeichelte meinen Ohren und versprach mir die ewige Glückseligkeit, wenn ich in das Kloster gehen würde. Doch fühlte ich nicht den Muth in mir, meinen Vater, einen fünfundsiebenzigjährigen Greis, welcher zu seiner Pflege außer mir Niemand hatte, zu

verlassen. Ich weigerte mich daher, den Schleier zu nehmen. Da hörten die sanften Stimmen und die göttlichen Harmonien auf und ich hörte Kettengeklirr, Zähneknirschen, gellendes, ohrenzerreißendes Schreien, Sturmesbrausen, wie bei einem starken Gewitter, Donnerschläge, vor denen ich den Kopf senken und die Ohren zuhalten mußte, da wurde mein Kopf wieder vom Schwindel ergriffen, ich sah die ganze Hölle losgelassen und mich umtanzen: häßliche, schreckliche Ungeheuer stürmten vor, um mich zu ergreifen und fortzuschleppen. Ich fing an, inbrünstig zu beten; mein guter Engel erschien und zeigte mit dem Finger auf ein Kloster. Noch immer hielt mich der Gedanke an meinen alten, schwachen Vater zurück. Ich wagte das Gelübde, einzutreten, nicht. Voll Zorn verschwand der Engel; ich fühlte, wie ich von Satanshelfershelfern gekniffen, gestoßen, gepeinigt wurde; ich erstickte fast vor Schwefelgeruch, mir fehlte die Luft, der Schwindel verstärkte sich. Ein übelriechender Schweiß bedeckte meinen ganzen Körper, aus meinen Augen floß Blut, mein Mund glich einem glühenden Ofen, ich wagte nicht, meinen Speichel zu verschlucken, so bitter und ätzend war er. Wenn ich ausspie, und der Auswurf auf meinen Körper fiel, so ließ er eine Spur zurück, wie Scheidewasser. Von Neuem flehte ich zu meinem Schutzengel; er kam, aber stumm, ernst und unbeweglich, die Arme gegen das Kloster hin ausstreckend. O Gott, was litt ich! Sechs Monate lang kämpfte ich gegen diesen furchtbaren Alp, der mir zu jeder Tagesstunde erschien; zuletzt konnte ich nicht widerstehen und war im Begriff, meinen armen Vater des Klosters wegen zu verlassen, in dem Glauben, dies sei Gottes Wille, als mein Bruder aus dem Kriege zurückkam, meine Bücher verbrannte, die Personen, welche mich täglich besuchten und mit denen ich sonst im Verkehr stand, aus dem Hause jagte und mit Beihülfe meines Arztes dem furchtbaren peinigenden Zustande ein Ende machte. Verstand und Gesundheit kehrten zurück; dankerfüllt drückte ich den geliebten Bruder ans Herz und nun kann ich meinem guten Vater in seinen alten Tagen doch noch nützlich sein.«

„So wie hier bis zum religiösen Wahnsinn gesteigert sehen wir die Extase noch in unzähligen anderen Fällen. Nicht bloß hysterische Frauen, sondern ehrwürdige alte Männer werden davon ergriffen, und was sich einzeln mit Beispielen belegen läßt, bildet eine zusammenhängende Kette, die von den entferntesten Jahrtausenden bis auf unsere Zeit herabreicht, so daß wir gezwungen werden, zu glauben, es gebe eine natürliche Begeisterung, es gebe eine solche, die durch künstliche Aufregung hervorgerufen ist, und endlich, es gebe eine nachgemachte, eine betrügerische, und diese ist es, welche uns Herr Neufeld vorgeführt hat. Aber sie macht darum die

wahre und die magnetische Extase noch keineswegs zu nichte; der einmalige oder vielmalige Betrug kann niemals beweisen, daß alle Erscheinungen ähnlicher Art betrüglich sind."

XXVII.

Wolff bringt Licht in eine bisher sehr dunkle Sache.

Die Gesellschaft hatte die Auseinandersetzung Voluda's mit Aufmerksamkeit verfolgt. Nur Wolff schien von derselben nicht erbaut; er sagte: „Eure Rede war schön, sehr schön, aber sie hätte, wie Hamlet sagt, mit Eurem Barte zum Barbier geschickt werden sollen, denn sie war zu lang. Kürze, epigrammatische Kürze ist das Gewürz der Unterhaltung. Die Gelehrsamkeit ist wie Mixed pickles und Cayenne-Pfeffer — vortrefflich, aber man darf nur sehr wenig davon nehmen. Ich habe in Stuttgart einen Mann gekannt, der hieß Staatsrath und ließ sich Fischer schimpfen — nein, umgekehrt, ich habe mich versprochen. Der Mann behauptete, er sei der geistreichste Mann der Erde, dies müsse mir offenbar werden, wenn ich erführe, daß Schiller und Goethe höchstens ein Paar erwähnenswerthe Dichter seien. Geistreich seien sie Beide nicht, und er könne jeden Gedanken, den einer von ihnen gehabt, besser und kürzer wiedergeben. Sehen Sie, Herr Doctor, ich will Sie nicht mit Schiller oder Goethe vergleichen, ich will Sie nicht beleidigen, denn Sie sind ein geistreicher Mann, und das sind jene beiden Herren nicht, wie wir so eben erfahren haben; aber sehen Sie, Herr Doctor, ich bin doch noch geistreicher als Sie, denn alles Das, was Sie im Laufe einer Viertelstunde uns gesagt haben, kann ich fassen in wenigen Worten. Hören Sie zu: der Magnetismus theilt sich erstens in alten und neuen, zweitens in göttlichen, in durch Menschen hervorgerufenen und in betrüglichen; sagen Sie, Herr Doctor, haben Sie was mehr gesagt?"

Die Anwesenden lachten; aber ehe der Professor antworten konnte, sagte einer der Offiziere: „Sie machen es ungefähr so, als ob ein Vertheidiger vor Gericht sagen wollte: »Meine Herren, mein Client ist unschuldig; erstens hat er es nicht gethan, zweitens hat es ein Anderer gethan, und drittens weiß ich nicht, wer es gethan hat«. Ich habe Grund zu bezweifeln, daß die Richter deswegen den Angeklagten freisprechen werden; Herr Professor hat uns nicht bloß ein Paar Versicherungen, sondern

er hat uns die Beweise gegeben, und diese sind Sie uns schuldig geblieben."

„Und ich will sie Ihnen auch ferner schuldig bleiben," sagte Wolff, „ich will sie Ihnen schuldig bleiben, wie Falstaff dem Friedensrichter die tausend Pfund; was kümmere ich mich um Beweise, und wenn sie so wohlfeil wären wie Brombeeren, so sollten Sie doch keine haben; aber ich will Ihnen etwas viel Interessanteres geben als einen Beweis.

„Hören Sie, meine Herren, als ich bei der Markgräfin war, und sie zu trösten versuchte, die arme Person, und sie frug, wie sie mit dem Herrn Doctor Neufeld übereingekommen sei, die Somnambule zu spielen, d. h. für welchen Preis, da erwiederte sie mir: wie Künstler unter solchen Umständen gewöhnlich übereinkommen, auf Theilung sowohl der Arbeit als auch des Gewinnes. Es wäre schon gut, wenn nur nicht noch eine dritte Person da wäre."

„Eine Mutter etwa?" frug ich.

„Nein," erwiederte sie, „nicht eine Mutter, sondern eine Geliebte — noch eine Geliebte. Der Mensch ist wie ein Türke, er ist mit mir allein nicht zufrieden, er hat hier wenigstens ein Dutzend Liebschaften angesponnen, und eine von diesen Liebschaften wird ihn oder vielmehr uns begleiten, und da sie unzweifelhaft klug genug sein wird, ihre Leistungen nicht umsonst zu machen, so geht dadurch natürlich der Gewinn nicht in zwei, sondern in drei Theile.

„Sehen Sie, sie ist klug, meine Herren, sie ist sehr klug, daher habe ich Achtung vor ihr, obwohl sie ein Geschäft treibt, zu welchem ich meine Firma nicht hergeben möchte."

„Nun, Procura haben Sie doch wohl schon hin und wieder unterzeichnet," frug der Offizier, und Wolff erwiederte: „Es ist schrecklich mit dieser Verallgemeinerung der Bildung. Was wußte sonst ein Major von den Ausdrücken der Kaufmannspraxis, jetzt hört man den Herrn da von der Procura sprechen, als gelte es die Courfähigkeit bei Hofe oder sonst etwas, das mit Cour anfängt. Ja, Procura — das will ich gestehen — war mir immer ein angenehmes Geschäft für die Markgräfin, denn ich sage Ihnen, sie ist schön — aber nun dieser Neufeld — ist so was erhört! — nimmt uns ein Mädchen hier aus der Stadt fort, und gewiß ein schönes, denn er wird kein solcher Esel sein, sich eine Häßliche auszusuchen. Die Markgräfin hat mir zwar gesagt, daß Jene nicht so schön sei wie sie, daß sie ihr aber doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse, zu gestehen, daß sie sehr hübsch wäre. Der Neufeld hat sie ihr einmal beim Magnetisiren gezeigt. Sie können denken, daß das Magnetisiren

nur so ein Blendwerk ist und daß er während desselben allerlei Possen mit der Markgräfin getrieben hat, bloß um sie in der Verstellungskunst zu üben, denn sie darf doch dabei nicht lachen, wie gerne sie auch möchte. Vielleicht kennen Sie sie, Herr Professor, denn sie hat meistentheils in Ihrer Nähe gesessen."

Volnda sagte, „daß dieses zwar möglich sei, daß er jedoch nicht wisse, wen die Gehülfin des neuen Hexenmeisters meine, umsoweniger, als die Zahl seiner Bekanntschaften eine sehr geringe sei, daß er aber übrigens bezweifle, daß es ein anständiges Mädchen sein könne, da sich ein solches wohl nicht auf einen derartigen erbärmlichen Contract einlassen werde."

„Wissen Sie," sprach Wolff, „das kann man niemals sagen; ein honnetes Mädchen ist leichter zu betrügen, als eine Person von zweifelhaftem Charakter. Die Erstere hält den Mann, der ihr gegenüber tritt, gleichfalls für honnet, es fällt ihr gar nicht ein, daß sie betrogen werden soll; noch anders aber ist es mit einem Magnetiseur —"

Volnda unterbrach den Sprecher mit den Worten: „Benennen Sie doch nach dem, was wir von ihm wissen, den Menschen nicht mit dem Titel Magnetiseur," aber Wolff erwiederte sogleich: „Da liegt ja der Hund begraben, das weiß sie ja auch nicht; sie hält ihn für einen wirklichen Magnetiseur, und was ich anführen wollte, war, daß es einem solchen oder demjenigen, der dafür gehalten wird, außerordentlich leicht sei, die Phantasie eines Mädchens aufzuregen und dadurch ihrer vollständig Herr zu werden. Nun, sehen Sie, in dem Glauben an den Arzt, wofür Herr Neufeld sich doch ausgiebt, in dem Glauben an den Magnetiseur, kann ein Mädchen sehr leicht hingerissen werden, besonders wenn eine gewisse Aeußerlichkeit, wenn körperliche Vorzüge, männliche Schönheit u. s. w. mitwirken. Also, meine Herren, wollen wir uns nun darauf vorbereiten, in den nächsten Tagen zu hören, die Tochter des Geheimen Raths, oder des Professors, oder des Hauptmanns so und so ist mit Herrn Neufeld durchgegangen."

Die beiden Offiziere erhoben sich entrüstet und äußerten, „es schiene wohlgethan, wenn er seine Ausdrücke und Beispiele besser wählte, so etwas könne dem Offizierstande gar nicht begegnen."

Wolff, keinesweges außer Fassung gebracht, sagte: „Meine Herren, verzeihen Sie, es giebt Beispiele von Exempeln — — — — demnächst — welcher Stand schützt denn gegen die Liebe?"

Die Offiziere verließen, sichtlich piquirt, das Zimmer, und da es schon spät war, verließ die Gesellschaft nach und nach das Kaffeehaus.

Volnda war durch die letzten Reden sehr verstimmt worden, denn er

fühlte, daß seine Schwester eine beinahe besorgliche Theilnahme für Neufeld zeigte, und wenn er auch nicht fürchtete, daß sich eine eigentliche Neigung ausgebildet habe, oder daß diese schon unvertilgbar festgewurzelt sei, so war es ihm doch höchst unangenehm, den Namen seiner Schwester mit dem jenes Menschen in Verbindung bringen zu müssen; er hielt sie schon dadurch für entehrt, wiewohl er wußte, daß keiner seiner Bekannten ahnte, daß er einen Menschen näher kenne, gegen den er schon von Anfang seiner Bekanntschaft eine Abneigung gehabt, die sich immer mehr gesteigert, je mehr er dessen innere Nichtigkeit und Kenntnißlosigkeit wahrgenommen. Diese Abneigung hatte sich jetzt natürlich in vollständige Verachtung verwandelt, und je mehr er den Menschen verachtete, desto mehr fürchtete er ihn, weil er sehr gut wußte, daß gerade solchen Leuten nichts auf der Welt heilig ist. Er beschloß, sogleich die Seinigen von dem Erfahrenen in Kenntniß zu setzen und wenigstens das zu bewerkstelligen, daß jede Verbindung zwischen diesem Manne und seiner Familie aufhöre.

Die ganze Nacht wälzte er sich in unruhigen Gedanken umher, und da er nicht schlafen konnte, so begab er sich früher, als gewöhnlich, hinab in den Garten.

Nachdem er einige Male in einem der Hauptgänge auf- und abgegangen war, schlug er einen anderen Weg ein, und da sah er zu seinem nicht geringen Erstaunen Fußtritte im Sande, und er sah an einigen Stellen den Thau abgestreift von dem Grase, es war also schon vor ihm hier Jemand gewandelt. Die Fußtritte führten nach derjenigen Seite hin, wo der Garten an den benachbarten, von Neufeld gemietheten, stieß, und immer höher stieg sein Erstaunen, ja es wurde zum Entsetzen, als er wahrnahm, daß die Spuren sich gerade an der Stelle verloren, wo Neufeld unberufener und unerlaubter Weise die trennende Hecke durchbrochen hatte.

Es war ihm jetzt auf einmal, als ob man einen dichten Schleier vor seinen Augen hinwegnehme und als ob es in seinem Innern immer düsterer und finsterer werde, je helleres Licht ihm von Außen strahlte. Er stand lange vor der Stelle in der Hecke, welche verrieth, daß sie sehr häufig zum Durchgange gebraucht sei, und er war im Begriff, den Durchgang gleichfalls zu benutzen, als ihm noch zur rechten Zeit einfiel, daß er unmöglich etwas begehen dürfe, was er bei dem Anderen zu rügen beabsichtige. So nahm er sich zusammen und wartete geduldig, bis die Seinigen sichtbar wurden. Mit der lieblichen Morgenfrische trat allmählig größere Ruhe in sein Herz, und wie schrecklich der Gegenstand seiner Besorgniß ihm auch war, so beschloß er doch etwas, was er noch nie

gethan halte zu versuchen. Er beschloß, nicht direct zu Werke zu gehen, sondern zu sehen, ob er nicht werde ein Geständniß herbeiführen können, ohne die Schwester einer vielleicht beleidigenden Frage auszusetzen; er beschloß dieses in einer Hoffnung, welche er zwar sich nicht auszusprechen wagte, welche jedoch, je länger er mit sich zu Rathe ging, desto lebhafter in ihm erwachte.

Endlich schlug die Stunde. Mutter und Schwester erschienen, wie es bei ihnen üblich war, im Garten zum Frühstück. Einleitende Gespräche füllten die erste Viertelstunde, dann frug ihn die Mutter, wie es komme, daß er vorigen Tages erst so spät zurückgekehrt, und dies gab ihm Veranlassung, über Neufeld und dessen verdammungswürdiges Treiben zu sprechen. Er erzählte, was er am gestrigen Abend gehört, erzählte von dem Mädchen das, eine öffentliche Dirne, er zu seinen Zwecken benutzt, und erzählte wie derselbe beabsichtige noch eine zweite Person ähnlicher Art abzurichten und mit sich auf Reisen zu nehmen. Während des Laufes der Erzählung zeigte sich seine Schwester immer mehr und mehr beklommen, bis sie plötzlich in einer ihr gar nicht gewöhnlichen Heftigkeit auffuhr und sagte: „Das sind abscheuliche Verleumdungen, und es ist kein Wort daran wahr!“

Die Mutter sah sie äußerst befremdet, und der Bruder, bei dem jetzt die entsetzliche Gewißheit klar und deutlich hervortrat, sah sie tief- und schmerzbewegt an.

„Liebes Kind,“ frug die Mutter, „was ist Dir? Was bewegt Dich so ganz ungewöhnlich? Ich erkenne in Dir meine sanfte, sonst so ruhige Marie gar nicht wieder.“

„O Gott! Mutter, wer sollte denn da nicht bewegt werden?“ erwiederte sie, und die hellen Thränen perlten aus ihren langen Wimpern hervor. „Wenn das wäre, was der Bruder erzählt, so müßte man ja allen Glauben an die Redlichkeit der Menschen, an Treue und Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit verlieren, dann wäre die Welt ja ein Narrenhaus, in welchem der erste beste Wicht die Maske des Ehrenmannes annehmen und einen Jeden schamlos und straflos hintergehen dürfte.“

Mit beklemmtem Herzen, doch immer noch in der Hoffnung, er könne die Schwester retten, sagte Voluda, äußerlich so ruhig wie ihm nur irgend möglich: „Du gehst wohl etwas zu weit, leider ist das Schicksal der guten Menschen auf der Erde beinahe immer das traurige, das — betrogen zu werden; aber straflos — wenn uns das für das erlittene Unrecht zu trösten vermag — straflos geht der Betrüger nicht aus. Ein Jeder hat in seinem Innern eine Stimme, welche ihm zuruft: Du hast Unrecht

gethan, und diese peinigt mehr als die Strafe, welche der Richter zu verhängen vermag, und endlich, wenn der Verbrecher dieser mahnenden Stimme nicht Gehör giebt, verfällt er auch dem irdischen Richter. Der Trost ist freilich gering, aber wenigstens lehrt er uns, daß es besser sei, Unrecht zu erdulden, als Unrecht zu thun. Den Gegenstand nun, welchen ich so eben besprochen, betreffend, so habe ich Herrn Neufeld niemals für einen Ehrenmann, auch nicht für einen Arzt oder sonst einen Fachgelehrten gehalten, und da er uns nicht näher stand, so geht sein Thun und Treiben uns ja gar nichts an."

XXVIII.

Schmerzliche Aufschlüsse. Neufeld, der Magnetiseur, wie er wirklich ist.

Die Schwester zögerte lange mit der Antwort; endlich sagte sie: „Das ist nun wieder eine Lesart, wie ich sie nicht kenne und wie ich sie bei Dir auch gar nicht gewohnt bin. Seit wann bist Du denn so theilnahmlos, daß Dich das Unglück Deines Nebenmenschen nichts angeht? Ist es Dir wirklich gleichgültig, wenn etwa ein braves, ehrliches Mädchen, auch dem Mann vertraut hätte und nun von ihm auf das Schnödeste hintergangen würde?"

„Du setzest mir Daumschrauben an, liebe Schwester," sagte Volnda, mit einem gänzlich mißlungenen Versuch zu lächeln. „Du hörst ja, daß von einem ehrlichen, braven Mädchen gar nicht die Rede ist, sondern von einer Dirne, wie jede große Stadt sie zu Hunderten und Berlin sie zu Tausenden aufweisen kann."

„Ich habe Dir schon gesagt, daß dieses nicht wahr ist!" rief die Schwester mit erhöhter Stimme. „Wie ist es möglich, daß Du mich in solcher Weise beleidigen kannst?"

„Dich?" frug die Mutter mit Entsetzen, und Volnda schlug beide Hände vor das bleiche Gesicht und grollte aus tiefster Brust: „Gerechter Gott! es ist also wie ich gefürchtet!"

Marie war vor der Mutter auf die Kniee gesunken und barg ihr thränendes Antlitz in deren Schooß. Die Mutter drückte sie zärtlich an sich und frug voll Besorgniß: „Was bewegt Dich so, liebes Kind? — Ich kann mir nicht denken, daß Du den Mann liebst, der auf mich und Deinen Bruder von Anfang an einen so ungünstigen Eindruck gemacht hat."

„O Gott!“ rief Marie, „möge mir der verzeihen, der mir ein Herz gab, nicht kalt wie das der mehrsten Menschen, sondern voll von warmer Empfindung für alles Erhabene und Schöne — ja, Mutter, ich liebe ihn!“

Die Mutter erwiederte: „Mit der Liebe ist freilich nicht zu rechten; Du findest ihn liebenswerth, sonst könntest Du dies Geständniß nicht gemacht haben. Nun aber vergiß nicht, was Du Dir selbst und uns schuldig bist; gieb den Gedanken auf, diesen Mann jemals den Deinigen zu nennen; suche Dich zu fassen und bekämpfe, wie ein Mädchen das den Ruf und die Ehre liebt, sich selbst schuldig ist, bekämpfe diese Neigung welche, so will ich es auch hoffen, noch nichts weiter als eine kindische Phantasie ist, und achte auf die Stimme der Vernunft, auf die Stimme der Deinigen, welche gewiß nichts zu Schweres von Dir verlangen, wenn sie da Entsagung fordern, wo die allgemeine Stimme bereits ihr verdammendes Urtheil gesprochen hat.“

„Marie, arme Schwester,“ sprach Voluda, ihr voll tiefster Rührung die Hand bietend, um sie aufzurichten, „sieh, die Hülfe ist Dir ja nahe, Du bist gewarnt und also bist Du gerettet. Suche den Menschen zu vergessen, dessen Aeußeres Dich bestechen hat, der aber leer und hohl ist wie eine Marionette, und der Dich mit seinem Paar auswendig gelernten Phrasen wohl bestechen konnte, der aber niemals vermocht hätte, Dich für die Dauer zu beglücken. Ich will nicht davon reden, daß er vielleicht einem Stande angehört, der weit unter dem Deinigen ist, denn das würde mir nicht aus dem Herzen kommen, dergleichen Vorurtheile sind mir fremd; aber sieh, sein Benehmen in dieser ganzen Angelegenheit, welche gestern zur Sprache kam, wie ehrlos hat er sich da gezeigt. Er verband sich mit einer allgemein bekannten, in den Büchern der Polizei eingeschriebenen Dirne, um das Publikum zu hintergehen; er giebt sich für einen magnetisirenden Arzt aus und bedarf der Hülfe eines solchen verworfenen Geschöpfes, das mit dem eigenen Körper Handel treibt, um seine Kunststücke durchzuführen, und er will eine zweite Person derselben Art sammt der ersten mit sich auf Reisen nehmen, um die nämlichen Betrügereien an einem anderen Orte fortzusetzen. Dies stempelt ihn als ein elendes Subject, und wenn er nicht vielleicht ein Barbiergeselle, sondern ein wirklicher Graf wäre, ich würde ihn verachten müssen. Um durch die Welt zu kommen, braucht kein Mensch ein Schurke zu werden; ich kenne Jemanden, der war Soldat, dann Student, dann Schauspieler, dann Lehrer und Schriftsteller, aber der hat sich die Ehre immer rein und unbefleckt zu erhalten gewußt.“

„O mein Bruder!“ rief schluchzend Marie. „Ja Du! Du bist ein reiner, edler Mensch, o wer sich so rein hätte erhalten können —“

„Nun, nun, klage Dich nicht zu hart an; ich hoffe, es ist noch nichts geschehen, was Deine Reinheit in Frage stellt.“

Die Schwester weinte so heftig, daß sie nicht zu antworten vermochte, und tiefbekümmert kehrten die braven Menschen aus dem Garten in das Haus zurück.

Voluda ergriff sogleich die Feder, um einen Brief an Neufeld zu schreiben. Derselbe lautete:

„Euer Wohlgeboren haben von Anfang Ihres Hierseins unser Haus so oft mit Ihren Besuchen bedacht, daß wir unter anderen Umständen uns hätten geschmeichelt fühlen dürfen. Der gestrige Abend hat aber über dieselben so lebhafte Erörterungen herbeigeführt, daß es uns nicht gerade angenehm sein kann, Sie öfter bei uns zu sehen. Sie werden uns zugestehen, daß unser Haus ein sehr gastliches ist, aber Sie werden auch zugestehen müssen, daß ein solches auch darauf bedacht sein muß, seine Ehre fleckenlos zu halten. Der Mann, welcher sich mit öffentlichen Dirnen in Liebesverhältnisse einläßt, ist schon an sich nicht geeignet, ein Haus zu besuchen, dessen Zierde eine junge Dame von fleckenlosem Wandel ist. Der Mann aber, welcher mit solch' einer Person in Gemeinschaft und gegen Eintrittsgeld das Publikum betrügt, ist auch für meinen Umgang nicht geeignet. Ich will nicht fragen, ob Sie mir dieses offene Geständniß übel nehmen, denn das ist im gegenwärtigen Falle gleichgültig, aber ich muß hoffen, daß es Ihnen begreiflich sein muß, wenn wir mmmwunden den Wunsch aussprechen, Sie möchten sich zurückziehen. Sollten Sie mit mir sprechen müssen, so glaube ich, ist Ihnen die Thür an der Vorderfront des Hauses bekannt; das Durchdringen der Hecke, welche die beiden nachbarlichen Gärten trennt, muß ich Ihnen auf das Dringendste abrathen, da Sie sich dadurch unzweifelhaft großen Unannehmlichkeiten aussetzen würden.“

Nachdem Voluda diesen Brief abgesandt, begab er sich zur Universität, um seinen Vorlesungen nachzukommen; er glaubte, das Seinige gethan zu haben, und hoffte hiermit die Sache beendet zu sehen. Die Ruhe aber, mit welcher er sonst seine Vorträge hielt, konnte er diesmal nicht finden, denn die Vorgänge beschäftigten ihn zu angelegentlich, um darüber so vollständig Herr werden zu können, daß Niemand ihm eine Zerstreutheit angemerkt hätte. Auch die Mutter war aus ihrem Geleis gekommen; die heitere Ruhe ihres Alters, der Frieden ihres Hauses war gestört, und was ihr am schmerzlichsten war, sie hatte nicht mehr das Vertrauen ihrer

Verlag v. Theodor Thiele in Berlin.

Druck v. Lehr. Delius.

Neufeld. — Der Magnetiseur.

Tochter. Der würdigen alten Frau schien es unbegreiflich, wie ihre Marie diesen Mann lieben könne; sie dachte unwillkürlich an Desdemona, und glaubte, nur die Erzählungen seiner kriegerischen Thaten, seine wunderbaren Erlebnisse seien es gewesen, welche sie bestochen, wobei sie sich übrigens nicht verhehlen konnte, daß Neufeld sich in einem bedeutenden Vortheil vor dem Mauren in Venedig befand, denn er war ein Mann von ungewöhnlichen äußeren Eigenschaften, er war, was man im gewöhnlichen Leben einen schönen Mann nennt. Der Mutter war allerdings aufgefallen, daß sein Gesicht aller edlen Verhältnisse entbehre, daß seine Schönheit bei Weitem mehr in kräftiger Gesundheit und blühender Farbe, als in edlen Formen bestand. - Seine Stirne war nicht hoch und breit, seine Nase war weder groß noch gerade, sein Mund und sein Kinn dagegen war es, und auch Hände und Füße litten an einer Ausdehnung, welche bei Weitem über das Maaß der Schönheit hinausging, und zeigten, daß er durchaus keiner edlen Race angehöre, welche sich bei Menschen wie bei Thieren in der Kleinheit der Extremitäten auszusprechen pflegt; allein die wackere Frau sagte sich, daß, wo das Herz einmal von Liebe befangen ist, dergleichen Nebensachen nicht mehr berücksichtigt werden, wie wohl dem kalten Verstande oder der Beobachtung des Kunstsinnigen, niemals aber dem zärtlichen Herzen auffalle.

Sie war unschlüssig, ob sie mit ihrer Tochter über ihre Zuneigung sprechen oder versuchen solle, sich des Näheren zu unterrichten, oder ob sie ihr Zeit lassen solle, sich zu fassen und mit sich selbst fertig zu werden. Sie zog endlich das letztere vor, umsomehr, als Marie ihr Zimmer nicht verließ und sie dieselbe nicht stören wolle in ihrem wahrscheinlich sehr schmerzlichen Nachdenken.

Marie saß in tiefem, bitterem Schmerz in ihrem Zimmer. Was ging Alles an ihrem inneren Auge vorbei, was Alles hatte Neufeld in der schönen Laube des Gartens zu ihren Füßen knieend ihr versprochen. Sie sollte, seine Gattin, mit ihm nach seinem Geburtsort ziehen, nach Würzburg an dem goldenen Main, wo er ein berühmter, renommirter Arzt, wo er Professor an der Universität war; sie sollte im Königlichen Schlosse wohnen, da er als Leibarzt des Königs zu freier Wohnung daselbst berechtigt, sie sollte das Leben einer Fürstin führen, da bei seiner großen Praxis, bei seinem glänzenden Gehalte aus zweien verschiedenen Stellen, freier Wohnung, freier Bedienung, Königlicher Equipage u. s. w. Alles vorhanden sei, um die kühnsten Wünsche zu befriedigen, und jetzt hörte sie, daß er ein Abenteurer sein solle, von Stadt zu Stadt ziehend, dem Zufall zum Raube, von dem lebend, was die Gelegenheit ihm bot; nun hörte sie, daß sie zu seiner

Gehülfin auserkoren sei, daß er ein unehrenhaftes Verhältniß mit einer öffentlichen Dirne habe, daß die vornehme Fremde, welche er ihr in dem geheimnißvollen Nimbus einer nicht erkannt sein wollenden, höchst vornehmen Dame vorgestellt hatte, eben diese öffentliche Dirne sei, und daß sie selbst bestimmt worden, mit dieser Person gemeinschaftlich ihn zu begleiten, mit ihr gemeinschaftlich öffentlich zur Schau gestellt zu werden — es war unerhört, es war nicht glaublich, es war nicht möglich! ihr Bruder mußte hintergangen worden sein — — — — wenn aber nicht? was dann? — — — ja, was dann? — —

XXIX.

Eine Unterredung zwischen einem unglücklichen Mädchen und einem großen Schurken. Schreckliches Ende.

Schon war es Nacht, als Marie ihren Mantel umnahm und der Mutter sagte, daß sie, um sich zu zerstreuen, eine ihrer Freundinnen besuchen wolle, deren heiterer Humor sie vielleicht von ihren traurigen Gedanken abbringen würde. Die Mutter fand dieses so begreiflich als natürlich, und Marie ging, aber sie kehrte bald durch einen Umweg zurück und trat ein in das Haus des Magnetiseurs, den sie um diese Zeit daheim wußte.

Renfeld empfing sie etwas verlegen und sagte: „Der Ehre, Sie, mein Fräulein hier zu empfangen, hätte ich mich kaum versehen."

„Ist's möglich, Franz, so kannst Du mit mir reden," so sprach Marie, „nach einem so entsetzlichen Tage, wie der so eben vergangene, hast Du keine liebenden, sondern nur spöttische Worte für mich? Allerdings hast Du mich noch nicht bei Dir gesehen; o wie wohl wäre mir, wenn ich dasselbe von Dir sagen könnte. Aber nach dem, was heute vorgefallen, wußte ich, daß Du nicht mehr zu uns kommen konntest, und ich muß mit Dir sprechen, ich muß. — Gestern ist etwas Schreckliches vorgefallen, denn man scheint Dich jetzt besser zu kennen, als ich Dich wenigstens bis zum heutigen Morgen kannte. — Bist Du Professor in Würzburg?"

„Was sollen denn diese Fragen und Andeutungen?" erwiederte Renfeld mit einer Stimme, welche Aerger verrieth.

„Ich wünsche, daß Du mir meine Frage einfach und der Wahrheit gemäß mit Ja oder Nein beantwortest."

„Nein!“ antwortete Neufeld gleich bitter.

„Du bist dort also auch nicht Arzt, noch weniger Leibarzt?“ frug Marie zitternd.

„Nein!“ erwiederte Neufeld ebenso.

„Barmherziger Gott! so hast Du mich hintergangen, belogen, beschwatzt, betrogen, mich zum unglücklichsten Mädchen auf Erden gemacht, mich meiner Ehre beraubt, mich zu dem Haufen der Verworfenen gebracht, mit denen Du Dich umgiebst, um ein schmachvolles, betrügerisches Gewerbe zu treiben!“ so rief Marie händeringend. Aber Neufeld sagte: „Alle diese Thorheiten schwatzest Du Deinem hochmüthigen Bruder nach, welchen ich für die Dienste, die er mir geleistet, nach Gebühr züchtigen werde.“

„O sprich nicht von ihm; er ist so edel und so erhaben, daß ich mit tiefer Beschämung fühle, ich bin nicht werth, seine Schwester zu heißen. Du aber sage mir jetzt, was hast Du vor, wie willst Du mich retten, was willst Du beginnen?“

„Viele Fragen auf einmal,“ sagte Neufeld. Was beginnen, was retten?! — Durch die Schuld Deines sauberen Bruders bin ich hier unmöglich geworden; ich muß schleunigst den Ort verlassen, und Du siehst, ich habe heute schon die nöthigen Anordnungen zu treffen begonnen. In wenigen Tagen habe ich gepackt und dann reisen wir fort, vorläufig nach Danzig oder Königsberg, dann nach Riga u. s. w., nach Petersburg und Moskau, bis ich genug habe und nach Deutschland zurückkehren kann.“

„Und nimmst Du jenes Mädchen mit, welches Du mir als eine Polnische oder Ungarische Gräfin bezeichnet hast?“

„Allerdings,“ erwiederte Neufeld.

„Jenes Mädchen, welches eine öffentliche Dirne ist — eine Person, die sich baar aller Ehre den Männern Preis giebt für Geld? O Schande, für Geld!“

Höhnisch lachend, sagte Herr Neufeld: „Das sind sehr feine Unterschiede; ob für Geld oder für gute Worte, kommt am Ende auf eins heraus.“

Marie schlug hier beide Hände vor das Gesicht und sank wie vernichtet auf ein Sopha, in dessen Kissen sie ihr Haupt verbarg.

Neufeld ging gleichgültig im Zimmer umher und sagte dann: „Wenn Du Dich ausgeweint haben und einigermaßen zur Ruhe gekommen sein wirst, so bleibt Dir vielleicht so viel Ueberlegung, um einzusehen, daß dieses Mädchen sehr schön ist, daß es äußerst vornehme Manieren hat, daß es sehr gelehrig, also äußerst brauchbar ist; Du wirst dann vielleicht einsehen, daß eine solche Person ein wahrer Schatz für mich sei, und daß sie in

Abhängigkeit von mir sowohl höchst nützlich, als bei ihrer nie versiegenden heiteren Laune auch eine sehr gute Gesellschafterin ist."

„Und ich? ich! verstehe mich wohl, die Schwester des Professors und die Tochter des Consistorial-Raths Voluda, ich soll mit dieser Person zusammen sein, mit ihr und Dir umherreisen?"

„Ja, wenn Du Neigung dazu hast," erwiederte Neufeld, „allerdings, aber ich will Dich durchaus nicht zwingen; das aber wirst Du mir zugestehen, daß Du für mich, den Betrüger, wie Dein sauberer Herr Bruder sich höflich ausdrückt, daß Du für mich mit Deiner Sentimentalität nicht soviel werth bist als Jene, Du mit Deinen leichtfließenden und reichlich fließenden Thränenbächen."

„O abscheulich! herzlos!" rief die Unglückliche. „Wer ist schuld an meinen Thränen, wer hat sie mir ausgepreßt? Hundertmal habe ich Gott auf meinen Knieen um Verzeihung für mein Unrecht gebeten und habe gebeten, jede, auch die härteste Strafe, über mich zu verhängen, um mich zu entsündigen; aber die Strafe, durch den Mann verhöhnt zu werden, der alle Künste der Schmeichelei aufgeboten hat, der sich unter der Maske eines jungen Helden, eines Halbgottes in mein Herz stahl, der mir unter den Schwüren der heiligsten Liebe, und unter dem Versprechen der Ehe und unter Mißbrauch seiner physischen Kräfte die Unschuld nahm, daß der Mann mich verhöhnen würde und das meine Strafe sein sollte, habe ich nicht geglaubt; sie ist zu hart."

Nachdem sie einige Minuten mühsam nach Fassung gerungen hatte, sagte sie: „Wohlan, es bleibt mir weiter nichts übrig, als der Versuch, noch zu retten, was zu retten ist. Laß jenes Mädchen hier, verheirathe Dich mit mir, stelle meine Ehre wieder her und ich will Dir folgen, wohin es auch sei, nur laß mich nicht ehrlos zurück."

„Also auch noch Eifersucht?" sagte Neufeld; „eine schöne Eigenschaft mehr, die ich da an Dir entdecke. Nein, mein Schatz, daraus kann nichts werden; das Mädchen ist zu schön und für meine Geschäfte zu gut passend, als daß ich mich von ihr trennen könnte."

Marie drückte die Hände krampfhaft auf ihre Brust und sagte dann: „Gut, auch das noch, ich will mich auch darin fügen, aber mache mich zum ehrlichen Weibe. Hier in Berlin lasse Dich mit mir aufbieten und trauen, und dann will ich mit Dir gehen bis ans Ende der Welt."

„Mein schönes Fräulein," erwiederte der Bösewicht, „so schmeichelhaft mir auch die Aussicht auf die Verbindung mit der Schwester eines Professors und der Tochter eines Consistorialraths ist, so bin ich doch außer Stande, dieses ehrenhafte Anerbieten anzunehmen, denn ich bin schon verheirathet."

Lautlos stürzte Marie zu Boden und Neufeld sagte, sie verlassend, „das ist zwar sehr langweilig, es war aber nicht anders zu erwarten; sie wird wohl zu sich kommen.“

Und sie kam zu sich und verließ schweigend das Haus, ging schweigend durch die öde gewordenen Straßen, ging zum Brandenburger Thor hinaus, immer weiter, immer weiter, ging durch Charlottenburg, suchte den einsamen Waldweg auf, welcher nach dem Fischerdorf Pichelsberg führte; hier band sie einen kleinen Kahn los, und mit dem Ruder sich vom Ufer wegstoßend, wandte sie sich nach der Mitte des breiten Havelstromes. Im Kahn sank sie auf die Kniee, erhob die Hände zum Himmel, und nachdem sie lange inbrünstig gebetet, sprang sie plötzlich zum Kahn hinaus.

Auf der gegenüberliegenden Insel hörte man ein Geschrei; dann sprangen polternd ein Paar Leute in einen Nachen und führten denselben mit raschen Ruderschlägen nach der Mitte des Stromes hin, wo sie den leeren Kahn schweben sahen. Es waren ein Paar brave Fischersleute, welche die weiße Gestalt auf dem Wasser gesehen und mit ihren Blicken verfolgt hatten; da dieselbe aber das Ruder führte, so hatten sie keineswegs an einen so schrecklichen Vorsatz, sondern nur daran gedacht, daß die Schifferin sich übersetzen wolle. Und jetzt, nachdem dieselbe ihren verzweifelten Vorsatz ausgeführt, waren sie herbeigeeilt, um wo möglich die Ertrinkende zu retten. Die Havel ist zwar so klar, daß man beinahe überall auf den tiefen Grund hinabsehen kann; bei Nacht aber freilich hilft diese Klarheit nichts, man konnte nur rathen und auf gut Glück die langen, mit Haken bewehrten Stangen am Grunde hinziehen, um die Unglückliche zu retten oder wenigstens ihren Leichnam aufzufinden. Dies letztere war jedenfalls der schlechteste Dienst, den man der Unglücklichen leisten konnte; sie war wohl nur deshalb so weit hinabgegangen, um nicht gefunden zu werden. Die Schiffersleute aber hatten nicht dieses, sondern nur die Rettung oder ein ehrliches Begräbniß im Auge, und ihr guter Wille ward auch nach zweistündiger Mühe belohnt; sie fanden die Unglückliche, aber sie war natürlich eine Leiche.

XXX.

Volnda und Neufeld.

Marie ward von der Mutter Anfangs wenig vermißt. Wenn sie eine Freundin besuchte, so kehrte sie gewöhnlich, von einer Dienerin begleitet, gegen neun Uhr zurück, wo man sich dann zu Tische setzte und wohl noch ein Stündchen vor dem Schlafengehen verplauderte.

Als Marie aber nach neun Uhr nicht zu Hause kam, dachte die Mutter noch an kein Unglück, sondern mehr daran, daß die Arme vielleicht sie peinigenden Erörterungen ausweichen wolle und deshalb etwas länger fortbliebe. Es wurde jedoch zehn Uhr und Marie war noch nicht da; nunmehr entschloß sich Volnda, seine Schwester abzuholen. Wer malt sein Erstaunen, als er bei der befreundeten Familie eingetreten, vernehmen mußte, daß Marie heute noch gar nicht dagewesen sei. Er war seinem Freunde gegenüber in nicht geringer Verlegenheit, versuchte sich mit einem Irrthum seinerseits zu entschuldigen, er habe geglaubt, seine Schwester hier zu finden, und habe gewünscht, sie im Vorbeigehen abzuholen. Aber das Alles wollte nicht recht genügen, seine Bestürzung zu verbergen, so daß man wohl recht deutlich wahrnehmen konnte, daß hier ein Vorgeben gemacht werde, wodurch irgend etwas verheimlicht oder verdeckt werden solle; doch waren die Leute zu feinfühlend, um ihn mit unnützen Fragen zu quälen, und er entfernte sich bald, wennschon nicht gerade in der Hoffnung, seine Schwester daheim zu finden, und sie war auch nicht daheim, wie wir bereits wissen. — Mutter und Sohn standen einander rathlos gegenüber; Keiner von ihnen wußte, was er beginnen solle, Keiner wußte sich das noch gar nicht dagewesene Ausbleiben Mariens zu erklären.

In stets wachsendem Kummer verstrich die Nacht, und als es Tag wurde, beschloß der Professor, da er sonst keinen Rath wußte, der Polizei die Anzeige zu machen, daß seiner Schwester ein Unglück widerfahren sein müsse, deshalb er um umfangreiche Nachforschungen bitte.

Dem geachteten Manne konnte dieses keinen Augenblick verweigert werden, und man setzte sofort eine Masse von Leuten in Bewegung, denen das Signalement des Fräuleins mitgegeben werden sollte. Dem Bruder blieb nun noch die peinliche Pflicht, seine Schwester wie für einen Steckbrief zu beschreiben, als der protokollführende Assessor, während des Dictirens im Zimmer auf- und abgehend, auf ein Geräusch aufmerksam werdend, an das Fenster trat, welches in den Hof des Polizeigebäudes ging,

und dann, nach kurzer Unterbrechung seines Dictats, weiter darin fortfuhr, indem er ganz gleichgültig sagte: „Da bringt man so eben ein Frauenzimmer, welches, den nassen Kleidern zufolge, sich ertränkt hat.“

Die Kniee brachen unter Volnda zusammen; er hatte dieses Schreckniß gefürchtet und fühlte, wie durch eine Eingebung, daß die hereingebrachte Leiche die seiner Schwester sein müsse.

Er hatte sich an dem Tische festgehalten, um nicht niederzusinken; ein Paar Augenblicke genügten jedoch, um ihm insoweit Fassung zu geben, daß er, wenn auch am ganzen Leibe zitternd, zum Fenster gehen und sehen konnte, ob seine entsetzliche Befürchtung gerechtfertigt sei.

Es war leider so. Auf dem Wagen, den die braven Fischersleute mit Stroh und einem Laken bedeckt hatten, lag die Leiche seiner Schwester in den Kleidern, mit denen sie am gestrigen Tage von Hause gegangen war.

Volnda stand mit starrem, thränenlosem Auge am Fenster und preßte mit zusammengebissenen Zähnen seine Stirn so gewaltsam gegen die Scheibe, daß sie zersprang und eine breite Schnittwunde sich über seine Stirne zog, aus welcher das Blut von dreien getrennten Adern herniederströmte. Dem Assessor und dem Schreiber, welcher das Protokoll geschrieben hatte, wurde bei der Sache unheimlich; der Eine lief nach einem Arzt, der Andere bot dem Unglücklichen einen Stuhl. Volnda aber ließ sein Blut strömen, wie es wollte, und bat den bald darauf eintretenden Arzt, es nicht zu hemmen, denn der Blutverlust bringe ihn zur Besinnung, und dieser bedürfe er jetzt sehr; vorhin, bevor er so erleichtert worden, habe er geglaubt, in Wahnsinn verfallen zu müssen. Erst nach längerer Zeit duldete er das Anlegen eines Verbandes, und dann bat er, ihm zu gestatten, daß er die Leiche seiner Schwester sogleich mit nach Hause nehme. Aber auch hier sollten ihm die Qualen schrecklicher Formalitäten nicht gespart werden, und um sie nicht mit anhören zu müssen, ging er fort, um einen Sarg aus dem nächsten Magazin zu holen. Als er damit und einigen anderen Einkäufen, die er gemacht hatte, zurückkehrte, war glücklich Alles beseitigt, was ein Hinderniß hätte abgeben können. Das unglückliche Mädchen ward in einen Sarg gelegt, dieser auf einen bedeckten Wagen gehoben, und dann fuhr Volnda damit fort, nachdem er die Schiffsleute für ihre Mühe und guten Willen reichlich beschenkt hatte.

Aber Volnda fuhr nicht zu seiner Mutter, sondern er fuhr vor Neufeld's Wohnung, in welche er den Sarg bringen und in dem geräumigen großen Hausflur niedersetzen ließ. Die Leute entfernten sich und Volnda war mit der Leiche seiner Schwester allein, und er verschloß die Hausthür, um nicht gestört zu werden. Dann suchte er Neufeld auf,

welcher nicht wenig überrascht war, den Mann vor sich zu sehen, dem er ernstliche Mißhandlungen zugedacht hatte, welches Vorhaben auszuführen er sowohl von Sinnesart niedrig genug, als körperlich stark genug war, denn wie kräftig auch Volnda sein mochte, mit Neufeld konnte er sich nicht messen.

Hohnlachend sprach dieser Letztere: „Sie kommen mir gerade recht geschickt, um Ihre Strafe zu empfangen; ich werde Sie so durchwalken, daß Sie gewiß weder solche Redensarten noch solche Briefe an mich richten werden. Ich habe geglaubt, ich würde Sie aufsuchen müssen; Sie können sich denken, welche Freude Sie mir machen, daß Sie mir den Weg sparen."

„Elender, prahlerischer Wicht!" erwiederte Volnda. „Sie zeigen sich durch diese Worte ganz in der tiefen Gemeinheit, in welcher ich Sie längst erkannt habe."

„Was, noch neue Beleidigungen?!" rief zornroth Neufeld, und er drehte sich rasch um, nach verschiedenen Seiten blickend, bis er einen Rohrstock ergriff und sich nun wieder zu Volnda wandte, um demselben beschimpfende Schläge zu geben.

Volnda stand kaltblütig mit einer herabhängenden und einer gegen den Bösewicht ausgestreckten Hand vor ihm. In jeder Hand hielt er ein starkes Pistol mit gutem Percussionsschloß, und im Augenblicke des Umkehrens hörte Neufeld noch das Knacken des Hahnes.

Entsetzt prallte der Magnetiseur zurück bis an die Wand, an welcher der Stock gelehnt; dann, sich rasch zusammennehmend, sprang er auf das Fenster zu, um es zu öffnen, indem er laut schrie: „Zu Hülfe! Mörder!"

Volnda sprach kalt und ernst, und man hörte es seiner Stimme an, daß er nicht leere Drohungen machte: „Noch einen Schritt, und Sie machen mich zum Mörder; ich schieße Sie nieder wie ein böses Thier, von dem man die Welt befreien muß. Stehen Sie still und hören Sie mich an, denn ich bin zwar hergekommen in der Absicht, Sie zu tödten, aber nicht in der Absicht, Sie zu ermorden; ich will Ihnen die ganz unverdiente Ehre eines Duells anthun, aber nicht hier, sondern unten. Gehen Sie hinab, mir voran, denn ich fühle, daß ich Sie im Auge behalten muß, wenn ich nicht wagen will, Sie entfliehen zu sehen, wie Feiglinge sich gewöhnlich der drohenden Gefahr entziehen."

Neufeld war ganz kleinlaut geworden; hier half ihm seine Kraft nichts, er fühlte, daß er einen entschlossenen Mann vor sich hatte, und er fühlte nur die einzige Hoffnung noch, bei einer Wendung der Treppe oder durch die Thüre des Hausflures zu entwischen. Volnda schien zu wissen,

mit wem er es zu thun habe, und war daher mit gespanntem Pistol hinter ihm, daß er ihn beinahe berührte.

Unten angekommen, stand plötzlich der Sarg vor Neufeld, und er schrak so sichtlich und so gewaltig zusammen, daß Voluda glaubte, er würde zu Boden fallen. Ganz kleinlaut frug er nach kurzer Zeit: „Also so sicher sind Sie Ihres Sieges, daß Sie schon meinen Sarg mitgebracht haben?"

„Deinen Sarg? Nein! Dieser Sarg ist ein Heiligthum. Diesen Sarg soll Dein Leichnam nicht entweih'n. Der Sarg ist die Barrière, an der wir uns schießen werden." Und die rechte Hand, immer mit dem Pistol bewehrt, gegen Neufeld gerichtet, warf er mit der linken Hand den nicht befestigten Deckel zur Seite und der Elende sah die Leiche des Mädchens, das er verdorben.

Lange stand Voluda schweigend bei dem Sarge und Neufeld mit abgewandtem Gesicht fern davon, wie ein Missethäter, der zum Richtplatz geführt wird; dann rief Voluda: „Wohlan, Bube! wenn Du Dich an dem Anblick Deiner Schöpfung genug geweidet hast, so nimm eines dieser Gewehre und stelle Dich dort hin, ich werde hier stehen, die Leiche zwischen uns. Ermorde nun auch den Bruder, wie Du sie ermordet hast, oder stirb, gerichtet von der Hand des Hauptes der Familie, welche Du geschändet hast!"

Neufeld konnte sich nicht entschließen, eins der dargebotenen Gewehre zu nehmen, und Voluda begann von Neuem ihn aufzufordern, doch vergeblich. „Mensch!" rief er endlich aus, „bringe mich nicht zur Wuth, bringe es nicht dahin, daß ich Dich mit Füßen trete, denn hat Dir Gott auch vielleicht stärkere Muskeln gegeben, so hat er mich dafür mit gerechtem Zorn bewaffnet. Wir Beide können nicht nebeneinander leben, die Welt hat nicht Platz für uns Zwei, Einer von uns muß sie verlassen. Im Orient, bei den Völkern semithischen Stammes, ist die Blutrache eine heilige, eine unerläßliche Pflicht; der Beleidigte tödtet seinen Feind, wo er ihn trifft und mit welchen Mitteln es auch immer sei. Im Abendlande heißt dies ein Mord, und obwohl Du, elender Wicht, nichts Besseres werth bist, so halte ich mich doch zu gut zum Mörder, sollte ich es auch an dem Mörder meiner eigenen Schwester werden; darum sind hier gleiche Waffen, und noch einmal biete ich sie Dir zur Wahl."

„Ich kann nicht," sprach Neufeld mit gepreßter Stimme, „ich kann mich mit Ihnen nicht schlagen."

„Elender Feigling, mit mir, der ich die Waffen in der Hand habe, kannst Du Dich nicht schlagen? Aber mich, als Du mich unbewaffnet

wähntest, mich wolltest Du schlagen; glaubst Du, daß diese Schändlichkeit Dir ungerächt hingehen kann? — Als Du dieses arme, unschuldige, vertrauensvolle Mädchen verführtest, als Du sie in den Tod triebst, wußtest Du da nicht, daß sie einen Bruder hatte? Glaubtest Du, der Bruder werde Dir Deine Büberei verzeihen? Und jetzt, wo der Bruder vor Dir steht und Genugthuung haben will, verweigerst Du sie ihm hier an dem Sarge seiner Schwester, hier an der Leiche der Unglücklichen, welche gestern noch in Schönheit und Jugendfrische blühte, und heute ein Raub des Ungeziefers der Flüsse geworden wäre, wenn nicht arme, rohe Fischersleute mehr Herz gehabt hätten, als Du?"

Neufeld schwieg noch immer. Jetzt schritt Voluda auf den Gegner zu, setzte dabei den Hahn der gespannten Pistole in Ruhe, und dicht vor Neufeld tretend, sagte er, indem er ihm einen heftigen Schlag auf die linke Schulter gab: „Ermanne Dich, feiger Wicht, ermanne Dich wenigstens so weit, um dies Pistol zu nehmen und auf mich zu richten!"

In das leichenblasse Gesicht Neufeld's schoß plötzlich alles bis jetzt zum Herzen zurückgedrängte Blut. Er nahm nicht das dargebotene Pistol, er entriß es den Händen Voluda's, spannte mit Blitzesschnelle den Hahn, legte es an und schoß auf Voluda. Die Kugel drang durch den linken Arm, den sie zerschmetterte, in das Fleisch der linken Seite; Voluda aber trat drei oder vier Schritte zurück, spannte mit der unverletzten Hand sein Pistol und sagte: „Deine Stunde hat geschlagen!" Hiermit richtete er die Waffe auf die Mitte der Brust seines Gegners und alsbald stürzte derselbe röchelnd zusammen, indem ein breiter Blutstrom aus seinem Munde sowohl als aus der Brust selbst sprudelte.

Voluda nahm ein Taschentuch heraus, band es sich um den linken Arm, dann hob er mit der rechten mühsam den Sargdeckel auf, legte ihn über den Sarg, nachdem er seine Schwester noch auf das Zärtlichste geküßt; darauf öffnete er das Haus, verschloß es hinter sich und ging nun zu dem Beamten des Polizeireviers, in dem er wohnte, sich ihm als Denjenigen darzustellen, der den Magnetiseur im Duell erschossen.

XXXI.

Voluda kommt in Untersuchungshaft. Neufeld wird durch die Geschicklichkeit des Arztes wiederhergestellt. Wirkung der Freude.

Der Polizei-Commissarius war nicht wenig erstaunt über das, was er hörte, und sagte dann: „Vor allen Dingen muß für einen regelmäßigen Verband Ihrer beiden Wunden gesorgt werden, dann aber freilich muß ich Sie zum Criminalgefängniß des Hausvoigteigerichts abliefern. Ihrem Range als Königlichen Beamten ist man ohne Zweifel die Rücksicht schuldig, Ihnen ein besonderes Zimmer zu geben und Sie nicht zu behindern, alle Bequemlichkeit zu genießen, welche Ihre Mittel Ihnen gestatten; nur freilich wird man für Ihre Sicherheit sehr strenge Sorge tragen, denn da dieser Duell so ganz ohne alle Zeugen und ohne irgend sonst gewöhnliche Formalität stattgefunden hat, so sieht er auf ein Haar wie ein Todtschlag aus, wenn nicht gar wie ein Mord. Das Geringste, was Ihrer wartet, sind zehn Jahre Festungsarrest."

„Ich habe mir dieses Alles gesagt, bevor und während ich die Pistolen kaufte und lud, aber ich fühle, daß auch noch jetzt, nachdem Sie mir es als Beamter, ich will annehmen, mit warnender Stimme gesagt haben, ich fühle, daß ich es noch jetzt thun würde, wenn es nicht bereits geschehen wäre. Ich glaube, ich war der Leiche meiner Schwester, eines armen, unschuldigen, durch den Buben verführten und in den Tod gejagten Mädchens Genugthuung schuldig. Die Gesetze können mir eine solche nicht gewähren. Kann er die Leiche meiner Schwester heirathen? Kann man die unglückliche Selbstmörderin durch die Gesetze ins Leben zurückrufen? Wenn ich gegen ihn geklagt hätte, so würde man vielleicht nicht einmal meine Klage angenommen haben; wenn man es aber gethan hätte, so wäre er doch straflos ausgegangen, denn unsere Gesetzbücher haben keine Strafe für denjenigen, welcher Schuld an dem Selbstmorde eines Anderen hat. Lassen wir das, es ist gut so, wie es ist; ich werde ruhig dem Urtheil entgegen sehen und ruhig das über mich Verhängte erwarten.

„Hier haben Sie den Schlüssel zu dem Hause des Magnetiseurs, und die Leiche meiner Schwester bitte ich meiner Mutter zu übergeben, im Uebrigen aber so zu verfahren, wie es die Gesetze verlangen."

Voluda, durch starken Blutverlust sehr geschwächt, wurde in einer Chaise nach dem Gefängniß gebracht; der Polizei-Commissarius aber verfügte sich in das Haus des Magnetiseurs, den er zu seinem Erstaunen noch am Leben fand. Der Sarg mit der Unglücklichen wurde der ver-

zweifelnden Mutter zugeführt, der tödtlich Verwundete aber wurde in sein Schlafzimmer gebracht und einem Arzt übergeben; auch wurde ihm eine Krankenwärterin gestellt. Da es aber von Wichtigkeit war, die Aussage des Verwundeten zu hören, so mußten zwei Polizeibeamte bei ihm bleiben, deren Anwesenheit es unmöglich machte, daß Verabredungen mit Anderen oder vielleicht Anstalten zu einer voreiligen Flucht getroffen wurden, eine Absicht, auf welche die gepackten Kisten und Kasten und die unordentlich herumstehenden Möbel hindeuteten.

Die Nacht verging für beide Kranke ziemlich ruhig. Neufeld's Arzt sagte, daß zwei Lappen der Lunge durchschossen wären und daß die Kugel nahe beim Rückgrat zwischen den Rippen sitze; er halte den Verwundeten für rettungslos verloren. Doch wäre es beinahe möglich, daß bei der außerordentlich rüstigen Natur des Durchschossenen die Wunden glücklich verheilt und er also, wenn das Wundfieber nicht zu stark, doch noch mit dem Leben davon käme. Bei Voluda war von irgend einer Gefahr keine Rede; der zerschmetterte Arm wurde geschient, die Kugel aus der Seite gezogen und das Uebrige der Natur überlassen.

Das Gericht nahm nun die Sache in die Hand und verhörte beide Patienten. Voluda's Aussage war einfach und getreu und trug so sehr den Stempel der Wahrheit an sich, daß die Richter das günstige Vorurtheil, welches für den edlen und vortrefflichen Mann vorwaltete, auch hierin wieder bestätigt fanden und nicht umhin konnten, auf das Innigste zu bedauern, daß unter der Schurkerei eines Elenden der brave Mann werde schwer leiden müssen; denn trotz des ganzen Herganges, der vor jedem Ehrenmann ihm zur vollsten Rechtfertigung diente, war doch der Richter außer Stande, ein gleiches Urtheil zu fällen, und er mußte fühlen, daß langjährige Gefängnißstrafe dem Unglücklichen bevorstand. Voluda's Sache wurde aber viel schlimmer durch Neufeld's Aussage. Dieser erklärte auf die an ihn gerichteten Fragen, daß Voluda unbefugt in das Haus gedrungen, die Leiche dort abgesetzt und ihn nunmehr unter Drohungen und Gewaltthätigkeiten — er ließ seine linke Schulter sehen, welche mehrere braune und blutrünstig unterlaufene Stellen zeigte — gezwungen habe, zu dem Sarge einer ihm ganz unbekannten Person zu treten, an welchem er eine Art Gottesgericht gehalten habe, auf welche Neufeld habe die Hand legen sollen, damit sie durch freiwilliges Bluten seine Schuld an ihrem Unglück beweise. Dann habe er ihn niederzuknieen gezwungen, habe gerufen: „Mach' Deine Rechnung mit dem Himmel!" und ihn hierauf durch die Brust geschossen.

Nachdem er ihn nunmehr todt geglaubt, habe er ihn mit einem Fuß-

tritt bei Seite geworfen, und er sei auf den Sarg gefallen; dann habe Voluda den Sarg zugedeckt, sich ruhig darauf gesetzt und das zweite Pistol mit großer Besonnenheit auf seinen eigenen Arm gerichtet, den er dicht an den Leib gelegt und darauf kaltblütig durchschossen habe, unzweifelhaft, um sich dadurch den Anschein zu geben, als sei er selbst im Duell verwundet, indessen hier nichts weiter als ein gemeiner Mord aus Rache vorliege, und zwar aus einer unmotivirten Rache, denn er sei nicht der Verführer des Mädchens, ja er kenne dasselbe gar nicht.

Diese Aussage brachte das Leben Voluda's in Gefahr; es sah ganz aus, wie ein qualificirter Mord. Auf solchem steht Todesstrafe, ja verschärfte Todesstrafe.

Da die Aussagen der beiden Männer vorlagen, da nicht weitere Zeugen zu vernehmen waren, so ging der Proceß in erster Instanz mit mehr als gewöhnlicher Schnelligkeit vor sich. Das Urtheil lautete auf den Tod durch das Schwert.

Es war, als habe die Hoffnung, dieses zu erleben, die Kräfte Neufeld's aufrecht erhalten, denn als man ihm die Nachricht brachte, daß sein Gegner zum Tode verurtheilt sei, da lachte er mit solcher teuflischen Freude, daß der Verkünder des Urtheils mit tiefer Entrüstung von dem Bette des Unglücklichen zurücktrat; aber die teuflische Freude hatte ihn so erschüttert, daß er ein Paar tiefe Athemzüge machen mußte, um seine Brust zu erleichtern, und diese brachten einen Blutsturz aus dem Munde hervor, welcher so stark war, daß eine Ohnmacht folgte, und diese allein vielleicht ihm das Leben erhielt, indem sie die Pulse stocken machte.

Der herbeigerufene Arzt fand die Lage des Kranken völlig verzweifelt und äußerte sich dahin, daß der Magnetiseur vielleicht nicht den nächsten Morgen, ganz gewiß aber nicht den folgenden Abend erleben werde. Kurz vor Mitternacht erwachte der Kranke und forderte zu trinken; man gab ihm etwas Kühlendes und der Arzt frug, ob er jetzt, da er wieder bei Besinnung sei, nicht einen Seelsorger haben wolle, denn mit der Kunst des Menschen sei es vorbei, die gestrige Erschütterung habe alle Wunden im Innern wieder aufgerissen — seine Stunden seien gezählt.

Der Kranke wurde sehr ernst und sagte dann: „Vermag denn Freude zu tödten?"

Der Arzt erwiederte: „Allerdings sind diejenigen, welche bei Ihrer freudigen Aufregung zugegen waren, nicht wenig darüber erstaunt gewesen, daß die Gewißheit, einen sonst geachteten Mann hingerichtet zu sehen, Ihnen eine solche Freude machen konnte, daß dadurch die schon verharschten Wunden aufgerissen wurden. Die Freude an sich tödtet in der Regel

nicht, aber freilich, wenn man vier solche gewaltige Wunden hat, wie Sie durch die Kugel erhielten, und wenn man dann seine Freude über den Tod von Henkershand, den ein Feind erleiden soll, so wenig mäßigen kann, wie Sie, so tödtet nicht die Freude, sondern die Thorheit."

Nach langem Besinnen sprach Neufeld: „Ich will gerne sterben, nun ich weiß, daß mein Mörder der Hand des Henkers verfallen ist. Ich hasse ihn, ich fluche ihm! ich wollte gleich sterben, unter den furchtbarsten Martern sterben, wenn es mir vergönnt wäre, das Schwert zu führen, oder wenn ich nur wenigstens zusehen könnte, wie sein Kopf in den Sand rollt."

Der Arzt wandte sich voll Verachtung von ihm; nach kurzem Bedenken aber sprach er: „Ich kann Ihnen den Trost nicht lassen; Sie werden gewiß sterben in weniger als vierundzwanzig Stunden, er keineswegs gewiß, denn er hat einen geschickten Vertheidiger, sein Prozeß geht noch durch zwei Instanzen und er hat noch die Gnade eines sehr gerechten Königs als letzte Instanz vor sich."

„Was?" rief Neufeld beinahe kreischend, „ich soll sterben und er nicht!" Mit diesen Worten stürzte wieder ein Blutstrom aus seinem Munde und er sank in die Kissen zurück. Der Arzt faßte den Puls, er schlug nicht, es war wieder die Ohnmacht, welche ihn für den Augenblick rettete. Nunmehr hieß er den einen der Wachthabenden nach dem nächsten Prediger gehen und ihn um sofortigen Beistand beim Sterben bitten. Gegen Morgen erschien derselbe auch, und der aus der Ohnmacht Erwachende sah den schwarzen Mann sich gegenüber am Bette sitzen. Mit weitaufgerissenen Augen starrte er ihn an und flüsterte dann kaum hörbar: „Was, schon ein Todtenträger? Ich bin ja noch nicht todt."

„Nein," sagte der Geistliche, „Sie sind nicht todt, aber Sie stehen an den Pforten der Ewigkeit, und ich bin gekommen, Sie zu fragen, ob keine Schuld Sie drückt, ob Sie freudig hinübergehen können in das Jenseits mit dem Bewußtsein, der Gnade Gottes nicht ganz unwürdig gelebt zu haben."

Der Kranke schwieg, wie lange auch der Geistliche wartete. Endlich fragte dieser: „Sind Sie sich wirklich keiner Schuld bewußt? Lastet kein gebrochener Eid auf Ihrem Herzen? Haben Sie kein unschuldiges Mädchen verführt? Haben Sie kein falsch Zeugniß abgelegt? Schwebt nicht im Augenblick des Todes der Gedanke vor Ihnen, daß Sie mit Absicht und wider besseres Wissen einen achtbaren Mann der Hand eines Nachrichters übergeben?"

„O wäre er doch schon in den Händen des Nachrichters!" murmelte leise der Unglückliche.

„Würde meine Pflicht mir nicht gebieten, auch dem Unwürdigen noch die Tröstungen der Religion zu reichen," sprach der Geistliche, „so würde ich Sie verlassen, denn Sie scheinen von schändlicher Rachsucht so durchdrungen zu sein, daß selbst der Gedanke, wie nahe Ihnen der letzte Athemzug ist, Sie nicht zur Reue bewegen kann. Doch muß ich auch die schwerste Pflicht, selbst diese, hier bei Ihnen zu verweilen, erfüllen, und darum muß ich Sie auch noch einmal ermahnen, Gott die Ehre zu geben und die Wahrheit zu sagen. Der Arzt, der hier bei Ihnen verweilte, hat mich von Ihren unchristlichen Aeußerungen in Kenntniß gesetzt, und er machte mich aufmerksam, wie solche wilde Rachsucht sich selbst um die erzielten Früchte bringt; er sagte, Ihr Tod sei für den Angeklagten ein großes Glück, denn im Grabe vermöchten Sie die Aussage nicht aufrecht zu erhalten, welche den Unglücklichen dem Schwerte überliefern soll. Sie seien wirklich so sehr auf dem Wege der Besserung gewesen, daß er an Ihrem Aufkommen nicht mehr gezweifelt habe; da sei die satanische Freude, welche Sie über die Nachricht von seiner Verurtheilung gehabt, über Sie gekommen, welche Ihnen den Saft des Lebens, die Ihnen das Blut stromweise geraubt. Der geschickte Vertheidiger werde diesen Umstand sehr wohl zu benutzen wissen, und es sei so höchst wahrscheinlich, daß gerade dadurch Ihr Opfer gerettet werde."

„Ja, das war thöricht," sagte Neufeld, „o das war sehr thöricht, das bereue ich."

Der Geistliche saß wie vernichtet neben dem Unmenschen; so etwas hatte er noch nicht erlebt. Er versuchte noch Einiges an Gründen gegen ihn geltend zu machen, doch ganz vergeblich, und so ging er kummervoll von dem verlorenen elenden Menschen fort.

XXXII.

Es ist nichts so klar gesponnen — es kommt endlich doch zur Sonnen.

Kaum fühlte sich der Magnetiseur allein, als er mit tiefem Ingrimm murmelte: „Und wenn ich gleich zur Hölle fahren sollte, so würde ich es nicht anders sagen — ja, es thut mir leid, daß ich mich übereilt und daß ich dadurch mein Leben verliere, aber das Deinige, Du edler, durchaus vortrefflicher Mensch, das Deinige, Du allgemein geachteter Mann, ist noch nicht gerettet. Wer hat es denn gesehen und gehört, daß ich Dich mit Stockstreichen bedroht habe? Wer kann mir beweisen, daß ich Deine

Schwester durch ein Eheversprechen verführt? Wer kann mir beweisen, daß ich sie durch meinen Hohn zur Verzweiflung und in den Tod zu treiben beabsichtigt habe? Wer kann beweisen, daß Du mich wie einen Ehrenmann zu einem Duell aufgefordert hast, daß ich mit der mir dargebotenen Pistole Dir den Arm zerschmettert habe und daß nur Dein dummer Knochen die Kugel abgehalten hat, durch Dein Herz zu gehen, ha! ha! ha! wer kann mir das beweisen?"

Die Thüre des Alkovens, welche nur halb angelehnt war, öffnete sich und der Geistliche trat heraus und sagte: **ich**, und der Arzt trat heraus und sagte: **ich**, und hinter dem Bette, an dessen Kopfende er still und schweigsam gesessen, während der Geistliche mit Neufeld gesprochen, erhob sich der Gerichtsdiener und sagte: **und ich.** Neufeld sank in die Kissen zurück und schien bewußtlos, der Geistliche aber ergriff das Wort und sprach mit ernster Stimme: „Sie sehen, Gottes Auge wacht! Der Herr sagt: ich lasse mein nicht spotten! So ist durch den Lügner selbst die Wahrheit an den Tag gekommen, so wurde der Mann, der, mit einem schweren Verbrechen beladen, von der Welt scheiden wollte, durch Gottes Rathschluß gezwungen, dieses Verbrechen vor dreien Zeugen zu bekennen."

Der Kranke stöhnte schwer und röchelte, vermochte aber nichts zu sagen oder wollte es nicht, denn außer den schweren Athemzügen hörte man nichts.

Der Geistliche frug nun wieder: „Mensch, Du stehst an der Pforte des Todes, willst Du wirklich sie überschreiten, mit einer so schweren Sünde beladen, oder willst Du reumüthig bekennen, wissentlich vor Zeugen bekennen, was Du unwissend, daß Gottes Auge Dich verfolgte, schon vor Zeugen bekannt? — Willst Du hartnäckig bleiben, oder willst Du durch Reue der Barmherzigkeit Gottes Dich würdig machen?"

Der Kranke nickte mit dem Kopfe und der Geistliche sagte: „Dem Himmel sei Dank, so wollen wir denn eiligst den nächsten richterlichen Beamten holen lassen, damit er unsere Aussage niederschreibe und sie durch den Sterbenden bestätigen lasse."

Der Gerichtsbeamte wurde herbeigeholt und vollzog, was der Geistliche und der Arzt beantragten. Jeder einzelne Punkt wurde dem Sterbenden deutlich vorgelesen und er befragt, ob es sich so verhalte, wie angegeben worden. Er nickte mit dem Kopfe zur Bestätigung, und als das ganze Protocoll noch einmal vollständig ihm vorgelesen und die Frage an ihn gerichtet wurde, rief er plötzlich laut und beinahe schreiend: „Ja! Ja! Gott sei mir Sünder gnädig."

Es waren seine letzten Worte. Der Blutstrom stürzte mit erneuerter

Gewalt aus seinem Munde; es mußte sich eine Pulsader geöffnet haben, denn das Blut kam stoßweise. Der Arzt faßte den Puls, keine Ohnmacht that dem Blutsturz Einhalt, der Puls ging schwach und schwächer und wurde fast fadenförmig und kriechend, und erlosch so unter den tastenden Fingern des Arztes.

Das Leben eines schweren Verbrechers hatte hier geendet, die Zeugen umstanden die Leiche schaudernd, denn das war nicht der Tod des Gerechten, das war das qualvolle Hinscheiden des Bösewichts.

Als der Arzt erklärt hatte, daß der Magnetiseur jetzt wirklich gestorben sei, wurde von dem Gerichtsbeamten zur Versiegelung aller Zimmer geschritten; nur dasjenige, in welchem die Leiche stand, blieb zugänglich, und da hier auch der Schreibtisch des Kranken befindlich, so wurde sein Inhalt in einen großen Sack gethan und versiegelt auf das Gericht gebracht.

Auf das Schicksal Voluda's hatte dieser Vorfall den günstigsten Einfluß. Die Appellation war, wie begreiflich, angemeldet, und das Geständniß des Gestorbenen, welches er vor dreien Zeugen gemacht und in Gegenwart eines richterlichen Beamten wiederholt, bewog den Senat des Gerichts, in nächster Sitzung die Entlassung des Professors zu verfügen, denn es lag hier kein Grund vor, ihn ferner in Untersuchungshaft zu halten; durch das Geständniß war Alles genau so dargelegt worden, wie der Angeklagte es angegeben, als er sich selbst dem Gerichte überlieferte. Da eine Gefangenhaltung aber nur verfügt wird, wenn die vorauszusetzende Strafe zwei Jahre Zuchthaus oder eine ähnliche schwere Strafe, welche nicht verbunden ist mit dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, überschreitet, so mußte hier die Freilassung erfolgen, wiewohl keineswegs die Freisprechung, denn diese war nicht vorauszusehen, und war auch keineswegs möglich, als durch den Senat einer zweiten Instanz auszusprechen.

Voluda erhielt wenige Tage nachher die Erlaubniß, das Gefängniß zu verlassen und die Versicherung, daß das Urtheil erster Instanz nach den stattgehabten Vorgängen unmöglich bestätigt werden könne. Die Nachricht von der bevorstehenden Freilassung hatte sich schon ein Paar Tage früher verbreitet, als Voluda sie erfuhr, daher er nicht wenig überrascht war, ein Dutzend seiner Genossen und Freunde vor der Thüre des Gefängnisses versammelt und bereit zu sehen, ihn nach Hause zu begleiten; aber was ihn sonst mit großer Freude erfüllt haben würde, ließ ihn jetzt kalt, er fühlte sein Leben zerstört, er fühlte seine Kraft gebrochen, seinen Körper geknickt. Der Anblick der theilnehmenden Freunde that ihm nicht mehr wohl, der Anblick der gramgebeugten, früh gealterten Mutter ver-

ursachte ihm tiefen Schmerz; wohin er auch blickte, Alles war freudenleer, das Haus war öde, dem Garten fehlte seine schönste Zierde, er konnte den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Wunde, welche ihm der heimtückische Bösewicht so verrätherisch beigebracht, tödtlich gewesen wäre, daß er auf dem Sarge seiner Schwester geendet und mit ihr zusammen eine Ruhestätte gefunden hätte. Nun schaute er wieder in ein fernes Dasein hinein. Sein Arm war im Gefängniß geheilt, seine Wunde war geschlossen, aber sein Schmerz war geblieben, und es konnte ihn wenig trösten, daß seine Zuhörer ihm am Abend einen Fackelzug brachten und daß der Senat ihn aufforderte, seine Vorlesungen fortzusetzen, daß ein stürmischer Beifall ihn empfing, als er zum ersten Male wieder sein Auditorium betrat. Und der Ruf: „Ein donnerndes Hoch dem tapferen Vertheidiger der Ehre seiner Schwester!“ beklemmte sein Herz so gewaltsam, daß er sich setzen und mit beiden Händen die strömenden Augen bedecken mußte. Er fand nach einiger Zeit Fassung, aber er fand nicht wieder das freudige Bewußtsein, was ihn sonst erfüllte, und das Leben lag jetzt trostlos vor ihm.

Der Prozeß gegen ihn ging übrigens seinen Gang ruhig fort, denn, wie bereits bemerkt, war seine Freilassung keine Freisprechung, und er mußte dem Urtheil der nächsten Instanz entgegensehen.

Es war, wie wir bereits angedeutet, sein Prozeß in ein ganz anderes Stadium getreten. Der Vertheidiger hatte es jetzt ziemlich leicht, er durfte nur die Geständnisse desjenigen zum Grunde legen, der eigentlich als ein Mörder zu betrachten war, der nicht blos in dieser einen, sondern in vielen anderen Sachen höchst ehrlos gehandelt. Das Ober-Tribunal fällte auch ein Urtheil, welches diesem Gedanken entsprach; es blieb nach Allem, was vorlag, keine andere Schuld auf ihn haften, als die, ein Duell unter sehr gefährlichen Umständen und ohne alle die Maßregeln herbeigeführt zu haben, welche man sonst bei Duellen zu beobachten pflegt. War nun das Duell an sich schon ein schweres Verbrechen, so wurde es noch schwerer durch die bezeichneten Umstände. Es konnte nicht bestritten werden, daß ein Duell auf Leben und Tod beabsichtigt worden, daß der Provocant keine Zeugen mitgebracht, und daß überhaupt nicht nach den Gesetzen des Duells verfahren worden sei. Die Strafe mußte also diejenige sein, welche auf ein Duell mit Gewalt und gegen den Willen des einen Duellanten herbeigeführt worden. Das geringste Strafmaß mußte zehn Jahre Festungsarrest lauten.

Es war nun nicht zu leugnen, daß mildernde Umstände vorhanden waren; sie bestanden hauptsächlich in seinem Verhältniß zu der Verführten, welche seine Schwester war, und sie bestanden ferner in der erfahrenen

Bedrohung, durch Schläge entehrt zu werden. Hierdurch war es möglich, das Strafmaß herabzusetzen und sechs Jahre Festungsarrest auszusprechen; hierbei aber blieb das Gericht stehen und die Gewandtheit des Vertheidigers vermochte nichts weiter zu erreichen. Das Urtheil wurde Voluda mitgetheilt und er entschloß sich, nichts dagegen einzuwenden. Sein Anwalt war jedoch nicht dieser Ansicht, sondern wandte sich an die einzige, noch übrige Instanz, an die Gnade des Königs.

In einem Schreiben, welches vielleicht mehr von der Freundschaft als von der Gesetzeskunde eingegeben worden war, entwickelte er die Trefflichkeit des Charakters des Angeklagten, seine tadellose Sittenreinheit, sein Verhältniß gegen Mutter und Schwester, denen er seine ganze Existenz gewidmet; er sagte, auf welche unerlaubte und unschickliche Weise der Fremde sich dem Publikum gegenüber benommen, und daß hier von einem Vergleichspunkt zwischen den beiden Persönlichkeiten auch nur annähernd keine Rede sein konnte; er sagte, wie Jener sich mit einer öffentlichen liederlichen Dirne zum gemeinschaftlichen Betrug gegen das Publikum verbunden habe, wie dann dieser, der Achtung durchaus unwerthe Mensch ein reines, edles Mädchen durch ein Heirathsversprechen überredet habe, ihm Rechte einzuräumen, welche zu erlangen wohl sonst kein Mittel zu finden gewesen wäre. Er führte ferner an, daß dieses Mädchen durch den Hohn des Verführers in den Tod getrieben und daß der Bruder umsomehr berechtigt gewesen sein müsse, die Schandthat des Verführers zu bestrafen, als die Gesetze hier keine Hülfe leisteten; daß aber der Bruder wie ein Ehrenmann gehandelt und den Feind, den Verführer und Mörder seiner Schwester, nicht meuchlerisch ermordet, sondern sein eigenes Leben in einem Duell in die Schanze geschlagen habe. Der Vertheidigungsschrift fügte er die Hauptactenstücke bei und schloß mit der Bitte: der König möchte diesen Verhandlungen seine Aufmerksamkeit widmen, da er dann der Begnadigung seines Clienten gewiß sei.

XXXIII.

Ein salomonisches Urtheil.

Voluda lebte in tiefer Bekümmerniß fort; was ihn sonst mit dem größten Interesse erfüllt hatte, was seit vielen Jahren sein ausschließliches Studium gebildet hatte, die Naturkunde, war auch jetzt das Einzige, was ihn tröstete, wenigstens so lange er sich angestrengt damit beschäftigte. Er

vermochte dann auf einige Stunden seinen Schmerz zu vergessen; aber er hatte noch eine andere schwere Pflicht zu erfüllen: er mußte die tiefgebeugte Mutter zu stützen, aufzurichten suchen, und wahrlich, dies war schwer, denn in ihrer Tochter hatte die Mutter ein neues Leben begonnen, bei ihrem Verstande, bei ihrer mehr ernsten Gemüthsrichtung war sie der Mutter eigentlich eine Freundin gewesen, und die Mutter fühlte so einen doppelten Verlust, den des innigst geliebten Kindes, doppelt werth durch seine Vortrefflichkeit, und den der Freundin, welche fähig war, mit der Mutter zu empfinden, Theil zu nehmen an Allem, was sie betraf, was sie drückte oder erfreute, und was nun Alles entschwunden, und doch durch den Sohn, wenngleich er reich an vortrefflichen Eigenschaften war, nicht ganz ersetzt werden konnte. So verflossen der armen Frau sehr trübe Stunden, wahrlich nicht gemildert durch die Aussicht auf mehrjährige Verweisung ihres Sohnes auf eine Festung.

Der Festungsarrest, wenn er nach Preußischen Gesetzen auf Vergehen erfolgt, welche nicht mit dem Verluste der Ehre verbunden sind, ist zwar keine Strafe, welche man eigentlich hart nennen könnte. Sie besteht darin, daß dem zu Bestrafenden irgend eine Festung zum Wohnsitz angewiesen wird, woselbst er sich dann nach seinem Belieben und nach seinem Vermögen einrichten kann. Er steckt nicht in einer Kasematte oder in irgend einem anderen Gefängniß, er wird auch nicht eingeschlossen, weder bei Tag noch bei Nacht, er darf auch spazieren gehen, die Festung selbst verlassen, wenn er nur in dem Bereiche ihrer Linien bleibt, also z. B. nicht über das Glacis hinausgeht; aber er ist doch ein Gefangener, er ist kein freier Mann, er ist von seinen Geschäften, vielleicht von seinen liebsten Bedürfnissen getrennt, wie es in dem vorliegenden Falle gewiß sein mußte, indem Voluda durch eine solche Entfernung von der Universität aller der großartigen Hülfsmittel der Wissenschaft beraubt wurde, welche die Residenz des aufgeklärtesten Europäischen Staates ihm überall bot. Das Alles schwebte an ihrem Geiste vorüber und betrübte sie auf das Tiefste, und alles Dieses fühlte Voluda mit, und vermochte doch nicht sie zu trösten oder ihren Kummer zu zerstreuen.

Indessen vergingen Wochen und Monde und man hörte nichts von der Entscheidung des Königs in der, seiner persönlichen Einsicht unterbreiteten Angelegenheit. Dies hatte jedoch einen tieferen Grund als man ahnete. Der König, ein Mann von den trefflichsten, edelsten Eigenschaften des Gemüths und des Verstandes, hatte die Vertheidigungsschrift und die Bitte um Begnadigung mit der Aufmerksamkeit gelesen, deren ein solches Schriftstück wohl werth ist. Er hatte auch die Acten eingesehen und war sowohl

auf das Tiefste entrüstet über den eigentlichen Verbrecher, als auch gerührt von der Liebe des Angeklagten zu seiner Schwester. Es fand sich auch jene, von dreien Zeugen gehörte Aeußerung des Magnetiseurs vor, aus welcher der König die tiefe Unsittlichkeit und Rachsucht desselben kennen lernen mußte, und es fand sich auch ferner daselbst der Vermerk, daß man die Papiere des Verstorbenen mit gerichtlichem Siegel belegt, es fand sich aber keine weitere Nachricht, was mit diesen Papieren geschehen, und so befahl der König, daß ihm dieselben sofort in dem Zustande geschickt würden, in welchem sie sich beim Gericht befanden.

Es wurde dem Befehle sogleich Folge geleistet und durch den Privatsecretair des Königs wurde der Sack geöffnet und sein Inhalt vorläufig sortirt. Es fanden sich darin mancherlei und zwar sehr mannigfaltige Schriftstücke; so auch ein Wanderbuch für einen Fleischergesellen, Namens Heufelder; es fanden sich auch einige sehr ungünstige Zeugnisse über das Leben dieses Fleischergesellen; aus mehreren Städten war er wegen Schwindeleien ausgewiesen worden, an anderen Orten war es seine Liederlichkeit oder seine versuchte oder vollzogene Verführung der Frau oder der Tochter des Meisters gewesen, welche ihm den Laufpaß zugezogen. Das Hauptsächlichste war aber ein Briefwechsel zwischen ihm und einem in Amerika wohnenden Bruder, welcher ganz gleicher Sinnesart mit dem Verstorbenen zu sein schien, Rathschläge von ihm empfangen und welche ausgegeben hatte, welcher die Geständnisse seines Bruders empfangen und ähnliche ihm überliefert hatte. Das Resultat der Untersuchungen dieser Papiere, dieser umfangreichen Correspondenz, war folgendes.

Der Mann, welcher in Berlin unter dem Namen Neufeld ein so großes Aufsehen gemacht hatte, war aus den Rheinprovinzen, zunächst der Französischen Grenze, gebürtig, hieß Heufelder, war der Sohn eines Fleischers, und hatte selbst das Fleischerhandwerk betrieben. Seine imponirende Gestalt und seine mehr als gewöhnlichen Kräfte hatten bald die Aufmerksamkeit erfahrener Damen auf sich gezogen, und er war sehr früh in Mysterien eingeweiht worden, welche seinen Körper leicht hätten zu Grunde richten können, wenn er nicht von der Natur so ungewöhnlich begünstigt gewesen wäre.

Als sein zwanzigstes Jahr herankam, entzog er sich dem Militairdienste durch die Flucht; er ging nach Frankreich, kam wandernd nach Paris und blieb daselbst fünf oder sechs Jahre, während welcher Zeit er geläufig Französisch lernte und bei seiner natürlichen Neigung für das schöne Geschlecht sich eine Gewandtheit aneignete, wie er sie in seiner Heimath schwerlich erlangt haben würde.

Er kam mit einer Französin von Stande in ein Verhältniß, wodurch er dem Fleischergewerbe entfremdet wurde. Die Dame faßte eine mehr als gewöhnliche Zuneigung zu ihm, ließ ihn in einigen der nothwendigsten Gegenstände unterrichten, nahm ihn unter dem Titel eines Secretairs in ihr Haus, und er fühlte dort auf einmal, daß er vollständig geeignet sei, als vornehmer Herr zu leben.

In diesem Hause fand er unter den Gästen einige Magnetiseurs, mit denen er bald näher bekannt wurde und welche ihm die Versicherung gaben, er müßte eigentlich ein Magnetiseur von größester Auszeichnung werden.

Er hatte dieses seinem Bruder mitgetheilt, und derselbe hatte sich sehr beifällig über solchen Plan geäußert und ihm geschrieben, daß er selbst sich in dem gleichen Falle befände, daß er nach vielen anderen Gewerben, wie die eines Vogelfängers, eines Uhrmachers, eines Gastwirthes, eines Trödlers, eines Advokaten, endlich den Beruf eines Arztes als den für ihn geeignetsten erkannt und sich ihm gänzlich gewidmet habe, daß er aber, um mit etwas Neuem aufzutreten, magnetisirender Arzt geworden sei, und als solcher nun das ungeheuerste Glück mache. Nachdem Henfelder der Französischen Dame und diese seiner überdrüssig geworden, hatten Beide sich getrennt und Henfelder hatte sich einen Paß auf den Namen Neufeld ausstellen lassen. Mit diesem war er in der Welt umhergezogen und hatte sich, nach und nach immer kecker werdend, verschiedene Orden beigelegt. Er war auch auf den Gedanken gekommen, sich für einen ehemaligen Kriegsmann, für einen Freiwilligen aus den Feldzügen von 1813, 14 und 15 auszugeben, und so war es ihm gelungen, theils in Kreisen Zutritt zu erhalten, in denen er sich eine gewisse oberflächliche Bekanntschaft mit einigem, in sein Fach schlagendem Wissen verschaffen konnte; theils war er mit solchen Leuten zusammengekommen, welche auf den großen Messen electrische und magnetische Künste machten, welche vorgaben, magnetisiren zu können und durch Somnambulen in Kenntniß von wunderbaren, ihnen sonst fremden Dingen gesetzt zu werden, kurz er hatte sich zu der Rolle, welche er in Berlin spielte, sehr sorgfältig vorgebildet; es war auch keineswegs sein erstes Debut, sondern er hatte schon in München, Wien, Prag und Leipzig dergleichen Kunststücke geübt.

Den Schluß dieser Bekenntnisse machte ein Brief, in welchem er dem Bruder mittheilte, wie es ihm gelungen sei, hier in Berlin zwei Personen aufzufinden, mit denen er sich zur ferneren Ausbeutung des Magnetismus verbinden wolle. Er bezeichnete die eine sehr genau und unverkennbar

als jenes Mädchen, das in Berlin unter dem Titel der Markgräfin bekannt war. Er nannte dieselbe sowohl schön als gewandt und äußerst gelehrig, und zählte alle die Kunststücke auf, welche er mit ihr einstudirt und dem Publikum vorgemacht habe, wobei er sich ganz besonders mit Wohlgefallen bei dem Klavierspielen der Magnetisirten aufhielt und mittheilte, wie er gelacht habe, als das Publikum geglaubt, die hübsche Mamsell spiele das ganze Stück lediglich dadurch, daß er sich mit ihr in Rapport gesetzt. Er führte an, daß unter allen Kunststücken gerade dieses das leichteste sei, indem es nur zweier gleichgestimmten Pianoforte's und eines guten Klavierspielers bedürfe, wo dann durch einen langen, dünnen Stab von Tannenholz, welcher die beiden Raisonnanzboden der beiden Klaviere verbinde, das Nichtgespielte immer mit dem anderen Gespielten mittöne, etwas, das in Amerika ohne allen Zweifel noch gänzlich unbekannt sei, das er ihm daher zur Nachahmung empfehle. Die zweite von den gedachten Personen wurde als eine vornehme junge Dame bezeichnet, und der Elende erklärte, daß er auch diese auf seinen Reisen mitnehmen wolle, daß ihm jedoch wegen ihres sehr scharf blickenden Bruders so etwas wohl nicht gelingen werde, wenn er nicht geeignete Maßregeln treffe, und diese Maßregeln wären die Verführung des Mädchens, wodurch er sie in seine Hände bekomme und zwingen könne, ihm zu folgen, lediglich um der über sie hereinbrechenden Schande auszuweichen. Er schilderte den Bruder als einen sehr ernsten, strengen Mann, von dem er glaube, daß er ihn durchschaut habe, von dem er wisse, daß er ihm die Schwester nicht zur Gattin geben werde, gegen den er aus beiden Gründen einen tödtlichen Haß hege, den, mit sichtlichen Augen betrogen zu haben, ihm das größte Gaudium sei, den er indessen noch überdies auf eine so eindringliche Weise von seinen magnetischen Kräften überzeugen wolle, daß seine Gliedmaßen noch acht Wochen nachher die allergenügendsten Denkmale ihrer Begegnung tragen sollten. Vorläufig bestehe sein Vergnügen darin, allnächtlich ein Paar Stunden die Schwester zu unterhalten, sowohl mit magnetischen als mit anderen Kunststücken, und daß dieses gerade über dem Zimmer des Bruders geschehe, in welchem dieser unten die Theorie der Naturlehre studire, während er selbst aber über seinem Haupte die Naturkunde, und zwar praktisch, betreibe.

Der Königliche Herr war von diesen Eröffnungen auf das Tiefste ergriffen; eine solche Niedrigkeit hatte er nicht für möglich gehalten. Er fühlte ganz die Unwürdigkeit des lügnerischen und betrügerischen Magnetiseurs, er fühlte die Entrüstung des wackeren Mannes, der seine Schwester zur Beute eines solchen Bösewichts werden sieht, und er fällte ein wahr-

haft salomonisches Urtheil. Er beantwortete nicht das Gnadengesuch des Vertheidigers, sondern schrieb an den Rand des Urtheils, welches ihm vorlag: „Ich begnadige den Professor Volnda nicht, sondern Ich vernichte das gegenwärtige Urtheil, weil Ich denselben nicht für schuldig finden kann. Ich hätte vielleicht selbst so gehandelt unter ähnlichen Umständen. Möge Mir Gott verzeihen, wenn Ich unrecht richte; aber Ich kann nicht anders. Ich spreche den Angeklagten frei und verlange, daß die Kosten des Prozesses niedergeschlagen werden. Gott tröste den armen, schwer gekränkten Mann und dessen tiefgebeugte Mutter."

Die Acten gingen in solcher Weise an das Kammergericht zurück, von wo Volnda die Originalschrift des Königs erhielt. Von dem höchsten Herrn selbst lief ein besonderes Schreiben ein; es lautete, wie folgt:

„Ich kann Sie nicht begnadigen, weil Ich Sie nicht für schuldig halte; Sie werden das freisprechende Erkenntniß vielleicht später erhalten. Mir liegt jedoch daran, Sie der Besorgniß sobald als möglich zu überheben.

„Ich kann es Mir wohl denken, daß Ihnen der Aufenthalt hier nicht angenehm ist; Ich gebe Ihnen daher Urlaub zu einer wissenschaftlichen Reise auf drei Jahre mit Belassung Ihres Gehaltes und mit dem Bemerken, sich bei Meinem Geheimen Post-Rath Pistor diejenigen mathematischen und physikalischen Instrumente, welche Sie zu brauchen gedenken, zu entnehmen und den Preis dafür auf Meine Privat-Schatulle anzuweisen. Ich hoffe, daß Sie von dieser Reise mit derjenigen Ruhe wiederkehren werden, welche zur Förderung der Wissenschaft unerläßlich ist. Ich glaube, gethan zu haben, was in Meinen Kräften stand; Sie über Ihren Verlust zu trösten, vermag ich freilich nicht. Wenden Sie sich an Gott, welcher ja dem Betrübten und Gedrückten immer nahe ist, wie Ich selbst in Meiner Trübsal erfahren habe.

Ihr
wohlaffectionirter König."

Magnetismus und Mesmerismus.

Dritter Theil.

I.

Volnda geht nach Südamerika, nach Valparaiso. Die Pracht der Tropenländer während der Reise. Ankunft im Hafen. Täuschungen, nichts als Täuschungen.

Mehrere Jahre waren seit jener Katastrophe verflossen, Volnda, im Innersten tief erschüttert an dem Werth des Menschen, an Recht und Gerechtigkeit, an den heiligsten Gefühlen des Herzens verzweifelnd, hatte sie selbst entfliehen wollen und hatte eine große Reise gemacht, Land und Leute der verschiedensten Art kennen gelernt, und war endlich nach mehrjährigem planlosen Umherziehen zu einem festen Entschluß gekommen: er wollte die Cordilleras von Süd-Amerika nach verschiedenen Richtungen durchforschen und wollte Beobachtungen über die magnetische Neigung und Abweichung machen. Er hatte sich in Pistor's berühmter Werkstatt einige der vorzüglichsten Instrumente vorzugsweise für diesen Zweck machen lassen. Er war allerdings in den ersten Paar Jahren unfähig gewesen, seine Gedanken zu sammeln und sie auf einen wissenschaftlichen Gegenstand zu richten; er hatte gebrütet, aber nicht gearbeitet, er hatte gegrollt, aber nicht untersucht. Endlich hatte sich der Schmerz, fortwährend erneuert und immer wieder aufgestört, doch abgestumpft, vielleicht todt gerannt an den Gehirnwänden, er war wieder zu sich selbst gekommen, er hatte nachzudenken angefangen, er war sich endlich selbst wiedergegeben, und nun beschloß er, auszuführen, was er gleich Anfangs gewollt hatte. Er lenkte seine Reise um das Cap Horn herum nach Süd-Amerika und landete in Valparaiso.

Es wird wohl nicht leicht einen Reisenden geben, der nach den Tropen seinen Weg nimmt, es wird wohl keinen gebildeten Menschen, der solche Reise unternimmt, geben, der sich nicht die kühnsten, die wunderbarsten Vorstellungen von den Reizen, die seiner warten, gemacht hätte. Man versieht sich für die langweilige Seefahrt mit Reisebeschreibungen, denn der

Herrlichkeiten des unendlichen Oceans ist man bald überdrüssig. Man lies't und studirt geographische Werke, und mit jedem neuen Tage freut man sich mehr auf die Ankunft im Hafen. Süd-Amerika! Was für eine Fülle von reizenden Bildern knüpft sich an dies eine Wort. Da stehen die Palmen, die prächtigen, himmelhohen, wie schlanke Säulen, welche den Himmelsthron tragen, da ruht man unter ihrem Schatten in süßer Wollust des Nichtsthuns, da umschwärmen Kolibri's und Papageien, unschädliche Lama's und Chinchinla's oder drollige Gürtelthiere, oder schwer bewegliche Faulthiere den Wanderer, da bewundert er die Farbenpracht der unvergleichlichen Blumen und die noch viel größere Pracht der metallglänzenden geflügelten Blumen, der wundervollen Schmetterlinge und Kolibri's. Da summen im Grase die lieblichen goldenen Käfer, da laufen die unermüdlichen Ameisen, und stundenlang sieht man träumend dem wunderbaren Walten der Natur zu. Dies Alles schon genießt man voraus auf der langweiligen Seereise, welche wohl zwei- oder dreimal durch die Schönheit des Sonnenaufganges, durch die Unendlichkeit des schönen, glatten Spiegels oder durch die langgestreckten oder kurzgebrochenen Wellenbewegungen entzücken kann, von welcher man aber doch schließlich ganz zur Genüge bekommt, selbst wenn sie einem nicht statt der Lammpfötchen die bösen Krallen zeigt, selbst wenn nicht Stürme oder wüthende Orkane das Leben bedrohen und den glücklichen Seefahrer an den Rand des Grabes bringen.

Aller dieser Herrlichkeiten überdrüssig, wartet man nun auf das Land; man will sie sehen die einfachen Hütten der schuldlosen Eingebornen, man will mit den Naturmenschen in Verkehr treten und endlich einmal vergessen, daß man der schändlich verdorbenen, civilisirten Menschheit angehört, man will einmal gute, noch nicht von den Lastern der Civilisation angesteckte Menschen sehen und — Land! ruft der Matrose im Mast und — Land! Land! ruft jauchzend der innere Mensch, er ist am Ziele.

Sonderbar, so hat man es sich nicht gedacht. Nackte, schwarze Felsen starren uns entgegen, gewaltige Syenitmassen entwickeln sich, entrollen sich immer mehr, je mehr man sich naht. Das Fernrohr, welches der Reisende ungeduldig handhabt, lehrt ihn nichts Besseres als das bloße Auge. Schwarz, schwarz, Alles ist schwarz! Kopfschüttelnd sieht man dem Dinge eine Weile zu, man hofft noch immer, es werde sich etwas von Grün zeigen, man werde Palmen, man werde Pisanggebüsche, man werde überhaupt die wunderprächtige, tropische Vegetation sehen, vergeblich, der Abend naht heran, man ist dem Eingang des Hafens gegenüber, es öffnet sich ein breiter, schwarzer Schlund, er ist von gewaltigen, hohen Felsmassen umstarrt, zwischen ein Paar solchen Colossen fährt man hindurch, umsonst

hofft man auf eine Aenderung der Scene; der ganze Hafen, in welchem vielleicht funfzig und mehr Schiffe aneinander liegen, bietet nichts Anderes dar, als daſſelbe troſtloſe Schwarz, und an dem flachen Strande ſieht man ein Labyrinth unregelmäßiger Häuſer mit niederen Strohhütten untermengt; von keinem öffentlichen Gebäude, keinem Palaſt, keiner Kirche unterbrochen, ſieht man ſie an den Felſen hinaufklettern, da und dort an einzelnen Vorſprüngen hängen wie Vogelneſter, man gewahrt Stufen in die Felſen gehauen, welche anzuzeigen ſcheinen, daß hier die Menſchenhand gewirkt hat, und dennoch will es nicht einleuchten, daß es da wohnlich ſei, ſo beſchränkt, ſo eng, ſo düſter iſt Alles.

Weiterhin ſieht man allerdings lange Reihen von Häuſern auf einer ziemlich breiten Sandfläche liegen, aber ſie ſind unbedeutend, wenig verſprechend und unregelmäßig. Es erhebt ſich wohl auch über ihre Dächer hin und wieder ein Baum, allein er ſcheint ſo verkümmert, wie die Häuſer ſelbſt. Es iſt eine Vorſtadt, und da hier Raum iſt, könnte eine Stadt und eine gewerbetreibende Thätigkeit ſich entwickeln; aber da iſt eben der Sand wieder das Hindernde, denn hier können wegen der Flachheit der Küſten keine Schiffe anlegen. Handel iſt mithin hier nicht zu treiben, Gewerbthätigkeit unmöglich.

Der ungeduldige Reiſende möchte gern an's Land, aber noch hält ihn das Zollamt feſt; er darf nicht die Scholle betreten, bevor die Hafenpolizei ein Boot herbeigeſendet, die Papiere unterſucht und dann eine Stelle angewieſen hat, wo gelandet werden ſoll. Unterdeſſen muß der Nahende noch immer auf die grauen, ſchwarzen und braunen Felswände ſtarren, die ſich vor ihm aufthürmen; keine Baumgruppe unterbricht die traurige Einförmigkeit, das unfruchtbare Erdreich iſt nicht im Stande, ſie zu nähren; nur braune Gebüſche mit holzigen Aeſten und grauen Blättern ſchießen da und dort auf und es giebt Stellen, welche auch dieſes nicht einmal zeigen, weil die Flächen zu ſteil ſind, um tragbarem Erdreich, um dem eigentlichen Verwitterungsproduct die nöthige Raſt zu geſtatten. Man ſieht Stellen mit Steingeröll überſchüttet, welche ahnen laſſen, daß es gefährlich ſein dürfte, dort zu wandeln, nicht allein weil das Geröll unter den Füßen des Wanderers fortgleitet, ſondern weil von den höher liegenden Abhängen immer neues Geſtein herabgleitet, welches den Wanderer ſchwer zu verletzen droht.

Tiefe, rothbraune Furchen ziehen ſich durch die Felſen, enge und höchſt beſchwerliche Fußpfade ſchlängeln ſich innerhalb der Schluchten zu den Gebirge empor, und an langen, röthlichen Staubwolken kann man erkennen, daß dieſelben begangen werden und dann und wann hebt ein Windhauch

auf einen Moment den Staub hinweg und man sieht dann lange Züge beladener Maulthiere, im Herabsteigen nach dem Hafen begriffen, oder mit Handelswaaren zum Austausch gegen die Producte der fernen Thäler hinaufziehen.

Wo sind wir denn? An einer unwirthbaren Küste von Island, oder in dem tropischen Amerika?

Gleichviel, das eine oder das andere, Beides ist gleich unwirthbar; der ganze Unterschied liegt in der Temperatur, Felsen hier wie dort, und Felsen tragen in der Regel nicht viel und nicht schöne Bäume. Der ganze Unterschied besteht darin, daß der Fluch der Unfruchtbarkeit, welcher den Küsten von Chile und Peru aufgedrückt ist, von der Hitze herrührt, welche alle Feuchtigkeit aufwärts entführt; an den Küsten Islands aber grimmige Kälte die Feuchtigkeit nicht aufkommen läßt, das Wasser ist dort Stein, es ist gefroren. Nur ein Paar Monate des Jahres ändern die Aeußerlichkeit desselben. Unser Sommer bringt für kurze Zeit einiges Leben auf die nackten Felsen von Island: es sprießen Gräser, es wächst Hafer, wohl auch vierzeilige Gerste, und ebenso ist es im Süden bei Valparaiso, überhaupt in Chile und Peru, nur mit dem Unterschiede, daß es in der Zeit unseres Winters geschieht. Zehn Monate einer entsetzlichen Hitze und Dürre haben das Erdreich gänzlich ausgesogen und verbrannt. Nun tritt die Sonne in die Gegend des Aequators, nun gießt unendlicher Regen herab, er entführt zuerst den Staub von den wenigen Bäumen und Gebüschen und giebt ihnen ihre natürliche Farbe wieder, dann benetzt er den Boden und führt neue Nahrung zu den vertrockneten Wurzeln, und die mageren Büsche schmücken sich mit dürftigem Laub, und auf die einigermaßen flachliegenden Felsen und sonstigen Landstrecken legt sich ein Hauch von Grün, der im Laufe zweier Monate zu einem dichten, starken Grase wird, was der Fleißige unter den vielen Faulen absichelt, um es zum Winterfutter für seine Maulthiere zu gebrauchen, was sonst aber unbenutzt stehen bleibt, da nicht selten die Maulthiere der Städter gar keine Nahrung bekommen, so lange sie am Strande verweilen und nur angewiesen sind auf das Futter, was sie bei ihren Wanderungen jenseits der Berge erhalten.

Der Reisende, welcher große Strecken Weges durchmessen hat und nun, Tausende von Meilen von seinem Vaterlande entfernt, auf dem fremden Boden nicht nur eines anderen Erdtheils, sondern auf einer ganz anderen Erdhälfte steht, erwartet etwas Neues, noch nicht Dagewesenes; er will fremdartige, wunderbare Formen, er will glänzende Farben, er will wenigstens fremde Laute, Ansichten von fremden, malerischen Trachten, Gesichter, die er noch nicht gesehen, Sprachen, die er noch nicht gehört,

Früchte, deren Schönheit, deren Duft ihn schon von Weitem schmeichlerisch berührt, entzückt; er denkt sich eine große Menge von Schwarzen, von Mulatten, er hat wohl auch etwas von der seltenen Schönheit der Quadrons gehört, jener Mischlingsrace der Weißen und der dritten Race der Mulatten, d. h. von Terceronen, eine Blutmischung, die Alles in sich vereinigen soll, was es des Schönen bei dem menschlichen Geschlechte giebt: außerordentliche Frische, lebhafte, warme Farben, schmachtende und zugleich feurige Augen, reiches und doch weiches Haar, eine sammetartige Haut; der Fremde hofft, wenn er sein Schiff verläßt, in den Straßen der Stadt außer einem Gewimmel der buntesten Art auch noch Landesproducte zu sehen, wie er dergleichen nirgends finden kann. -- —

Sonderbar, von allem Diesem ist keine Rede. Valparaiso hat zwar einen Markt, aber er ist höchst unansehnlich. Valparaiso hat auch einen Bazar, d. h. an derjenigen Seite des Hafens, wo das Wasser eine mächtige Tiefe hat, gleich bei den senkrecht in das Meer fallenden Felsen, eine Straße mit Läden und reich besetzt mit den Producten — der amerikanischen Industrie? Nein, mit der europäischen Industrie. Sie sind hier in solcher Fülle und zum Theil auch in solcher Zierlichkeit aufgelegt, wie in den Läden der europäischen Hauptstädte. Sie wechseln ab mit den weiten Magazinen der englischen Handelshäuser und mit den Weinschänken für die Matrosen. Aber wie uns aus den Läden nur europäische Gesichter und europäische Waaren entgegensehen, so tönen uns aus den Schänken die wüsten Gesänge und das wilde Geschrei der Seeleute entgegen, gerade wie in Hamburg oder in London. Durchwandert man diese Straße, so sieht man eine unendliche Menge von Leuten, aber vergeblich sucht man nach den Nationaltrachten, von denen man sich so viel Schönes vorgemalt hat; man sieht nur die geschmackloseste aller Trachten, die pariser Nationaltracht, welche sich überall hin verbreitet hat, wo es Europäer giebt und wo Modejournale gelesen werden: der ganz abscheuliche Frack, die nicht minder abscheulichen Hosen und der noch viel abscheulichere Hut. Zudem hört man auch nicht etwa die sonoren Klänge der spanischen Sprache, sondern das abscheuliche Gemisch aus Plattdeutsch und dem bis zur Entstellung verdorbenen Französisch, welches man die englische Sprache nennt; sogar bis auf die Verkaufsstätten der Eingebornen hat „die Kultur, die alle Welt beleckt", sich ausgedehnt. Man sieht die Orange und die Traube, welche demnächst für den Europäer nichts Besonderes sind, da er dieselben in Stockholm oder in Edinburg, wo sie nicht wachsen, eben so gut haben kann als am Rhein, oder in Frankreich und Italien, wo sie in reichlicher Fülle wachsen; man sieht sie nicht auf dem Erdboden auf zierlich geflochtenen

Matten und auf Bananenblättern, untermischt mit Cocos- oder Juvianüssen, sondern auf solchen schlechten, wackeligen Tischen von Kiefernholz, wie man sie auf dem Gensd'armenmarkt in Berlin oder auf dem Jungfernsteg in Hamburg alle Tage sehen kann, und so verschwindet auch das Letzte, was irgend fremd wäre, ja ein Spaziergang in die nächsten Felsenspalten, Felsenthäler selbst bringt noch nichts Neues. Man erwartet hohe, schlanke Palmen, hohe, breitästige Tamarinden, man erwartet hier in der Heimath der Araukaria dieses Ideal von Schönheit unter den Nadelbäumen, dessen Miniaturbilder man, mit Tausenden von Thalern bezahlt, in den Königlichen Gärten gesehen hat, in ihrer stolzen Pracht und Schönheit zu erblicken. Man giebt ihr Thurmhöhe, denn sie erreicht ja 300 Fuß, man dreht sich schon in Gedanken das Genick aus, um, nahe bei ihr stehend, bis zum Wipfel hinaufzusehen — ach, das sind alles Träumereien, man sieht nicht Palmen und nicht Araukarien, denn der dürftige Boden trägt keine Bäume — ja doch, da steht eine Weide, eine ziemlich wohl gewachsene, nicht gekröpfte Weide mit ihrem graugrünlichen Laube — nicht doch, es ist keine Weide, es ist ein Oelbaum, ein Olivenbaum, welcher der Weide sehr ähnlich ist, und sich auf den ersten Anblick nur durch die Früchte davon unterscheidet, welche daran gleich grünen, d. h. unreifen Pflaumen hängen.

Das Einzige, was hier fremd erscheint, ist die Dürftigkeit der Hütten, in denen die niederen Klassen vorlieb nehmen, und die höchst bescheidenen Ansprüche derselben auf Bequemlichkeit. Man sieht den Maulthiertreiber sich zwischen seinen Thieren irgendwo auf dem freien Platze hinstrecken, um da die Nacht unter freiem Himmel hinzubringen, gerade wie seine Troppa. Kaum hat er vor ihnen eine bessere Bekleidung voraus, ihr Fell ist wenigstens ganz, das kann man von seinem Mantel nicht sagen, aus welchem, wenn er in ihn eingehüllt ist, hier ein Ellenbogen, dort ein Bein oder sonst Etwas herausguckt. Der Landbewohner, welcher seine Producte zu spät verkauft hat, um noch vor Nacht auf seine Hacienda zurückzukehren, und auch keine Heerde hat, zwischen welche er sich betten könnte, wickelt sich gleich dem Troppeiro in seinen durchlöcherten Mantel und streckt sich irgendwo auf der Straße an einem Hause nieder, sehr glücklich und zufrieden, wenn dasselbe ein Vordach hat, unter dessen Beschattung er vor dem Thau der Nacht sicher ist.

II.

Die Besitzungen bei Valparaiso. Physikalische Beobachtungen mit Hindernissen. Ein Empfehlungsbrief an ein leeres Haus. Wie man sich der zu vielen Bewohner desselben entledigt.

Landgüter der Umgebung kamen unserm Reisenden auch nicht eben sehr angenehm vor; was er sah, war immer nur ein kleines Stückchen Garten, geschützt gegen die Eingriffe der pflanzenfressenden Thiere durch halb zerfallene Steinwände, natürlich also das ganze Landgut von einer so geringen Ausdehnung, als sie den Arbeitskräften der Besitzer, welche ja nicht allein das Stückchen Acker bestellen, sondern auch eine Mauer rund um dasselbe ziehen sollen, angemessen war. Von diesem kleinen Platze ist der geringste Theil in eine Art Garten verwandelt, der größere ist das Feld, auf welchem Mais gesäet wird, von dem die Leute hier vorzugsweise leben, da der Boden viel zu dürre ist, um Reis oder die unvergleichliche Brodfrucht, die Banane, zu tragen.

Zwischen Feld und Garten befinden sich die herrschaftlichen Wohnungen, die Magazine und die Wohnungen der Arbeiter; aber allerdings würde es schwer sein, zu unterscheiden, was herrschaftlich und was für den Tagelöhner ist, und schwer zu unterscheiden, was Magazin und bewohntes Haus. Alle, vom ersten bis zum letzten, bestehen aus den rohesten, schlecht construirten und gar nicht gerichteten Lehmwänden, bei denen allen, welchen Zweck sie auch immer haben, von einem Fenster keine Rede ist; dagegen sind die Thüren hoch und breit, es sind immer Flügelthüren, da sie aber von gewaltigen Bohlen, d. h. von gespaltenen Bäumen gemacht sind, und da sie auf ebenso ungeschickten hölzernen Angeln laufen — Eisen ist ein sehr kostbarer Luxusartikel — so gehört die ganze Kraft zweier Männer dazu, sie zu bewegen, und deshalb stehen sie, mit Ausnahme der in das Feld führenden, Tag und Nacht offen.

Auf diesen schlechten Wänden ruht ein Dach, so gewaltig schwer, daß dieses allein schon begreiflich macht, warum bei jedem Erdbeben, und diese sind hier häufig und ziemlich unangenehm, die einfachen Häuser zusammenstürzen; es würde bei jeder Regenzeit geschehen ohne alles Erdbeben, wenn diese Regen mit Wind verbunden wären. Aber kommt ein solcher, so kommt er vor dem Regen, und er hört auf, sobald das Wasser zu strömen beginnt, und dieses senkt sich in langen Fäden und Stricken vertikal hernieder, strömend in ungeheurer Menge, strömend in ganz unglaublichen Massen, aber dennoch immer so, daß nur das Dach getroffen wird, und nicht auch zugleich die Seitenwand des Hauses, auf dem dieses Dach ruht.

Wäre dieses nicht der Fall, so würde der in einer Woche siebenmal wiederholte, zwei oder drei Stunden lang dauernde Regen die schlechten Lehmwände dergestalt aufweichen, daß die unvernünftig schweren Dächer sie zusammendrücken müßten, als wären sie aus Brodteig gemacht.

Im Innern dieser Häuser sieht man allerdings durch Mauern von einander geschiedene Zimmer; da sie aber erstens gar keine Thüren haben, zweitens aber ohne alle Decke sind, also zwischen den Mauern und der Dachbalkenlage ein über das ganze Haus gehender offener Raum befindlich ist, so kann man zwar nur dann mittelst des Auges in die Geheimnisse des Nebengemaches dringen, wenn man durch die Thüröffnung sieht, mittelst des Ohres aber immerdar und von welchem Punkte aus man will, denn das niedrige, sehr flache Dach begünstigt die Verbreitung des Schalles überall, und die Wände hindern dieselbe nicht.

Das Dach greift weit über das Haus hinaus, wenigstens auf einer Seite gewiß, wo es dann auf Holzpfosten ruht und einen bedeckten Gang, den Corridor, bildet. Häufig sind die Zimmer des herrschaftlichen Hauses durch geschlossene Wände von einander getrennt, in denen keine Thüröffnungen sind; alsdann haben diese Zimmer, ein jedes seinen Eingang von dem sogenannten Corridor her, und dann werden bei Nacht auch die Thüren sämmtlich geschlossen. Diese Einrichtung hat den großen Vortheil, daß bei einem etwaigen nächtlichen Ueberfall die Bewohner der benachbarten Gemächer einander nicht zu Hülfe kommen können, durch welches Nichtkönnen ihr Gewissen wegen des Nichtthuens auch völlig beruhigt ist.

Zu jeder solchen Hacienda führt ein einzelner, ungepflasterter, auch nicht chaussirter Weg, in der trockenen Jahreszeit wegen des Staubes, den jeder Schritt des Maulthieres erregt, kaum zu passiren, dagegen in der nassen Jahreszeit desto weniger, wo dieser Staub in Koth verwandelt wird, welcher selbst für Pferde und Maulthiere grundlos zu nennen ist, denn abgesehen davon, daß sie in dem flüssigen Schlamm waten knietief, ja bis an den Bauch, so bleiben sie in dem nichtflüssigen, zähen Schlamm stecken und sind hülflos dem Tode preisgegeben, daher natürlich in dieser Jahreszeit das Reisen ganz unterlassen werden muß um so mehr als den Spaniern und ihren Abkömmlingen die Temperatur der Regenmonate viel zu niedrig ist und sie sich bei Weitem lieber von der Sonne ausdörren, als von einem auch nur mäßigen Regen unangenehm berühren lassen.

Auf solchen Stationen war es, wo der Reisende seine Instrumente aufstellte, um Beobachtungen über die Pendelschwingungen, über die verschiedenen Tages- und Nachttemperaturen, über die magnetischen Verhältnisse, über die Zahl der Schwingungen der Magnetnadel in einer

gewissen Zeit, über die Richtung von Süden nach Norden und über die Neigung gegen den Horizont anzustellen. Aber ach, mit welchen Mühen und Beschwerden hat der Arme zu kämpfen. Schon Eines hätte ihm sofort verderblich werden können; die Instrumente, von schön geschliffenem Messing, mit Firniß überzogen, galten den Leuten, so weit sie nicht den höheren Klassen angehörten, für goldene, und wollte er sich nicht wegen der Messingfassung eines Barometers oder eines Inklinatoriums (einer Neigungsnadel) todtschlagen lassen, so mußte er Alles, was er an solchen Instrumenten besaß, mit aufgelöstem Siegellack schwarz überstreichen.

Ein anderes Uebel war die unglaubliche Neugier dieser Leute, die den Fremden wie ungezogene Kinder umstanden, unaufhörlich frugen und die Instrumente, trotz allen Bittens, nicht nur von ferne ansahen, sondern betasteten, aufhoben, umkehrten und schließlich noch äußerst entrüstet waren, wenn Voluda sie davon zurückzuhalten suchte oder geradezu die Annäherung verbot. Als sie aber einmal entdeckt hatten, daß die Annäherung eines Stückes Metall die Magnetnadel in Bewegung setzt, da war es mit jeder Möglichkeit, eine Beobachtung zu machen, vorbei. Ein Jeder bewaffnete sich mit irgend einem gefährlichen Stück Eisen, einem Schlüssel, einer Zange, einem Beil, einer Säge, und ein Jeder wollte jedes einzelne Stück an der Magnetnadel prüfen, wollte wissen, ob das Brodmesser so gut wie die Scheere, ob der Dolch so gut wie der Feuerstahl auf die Magnetnadel wirke, ob sie von einem wie von dem anderen irritirt werde; ein Jeder wollte wissen, ob sein Messer dieselben Eigenschaften habe wie das Messer seines Nachbarn, und alle Bitten, alle Bemühungen, die unglücklichen Leute abzuhalten von diesen Versuchen, waren gänzlich fruchtlos, und es schien, als sähen sie den Widerwillen gegen ihre Berührungen für bloßen Neid an. Es war ebenso mit dem Barometer, dessen Schwingungen sie untersuchen wollten, wobei sie beinahe das Rohr zertrümmerten, indem sie das Quecksilber immer klappend oben anschlagen ließen; es war so mit dem großen astronomischen Pendel, dessen Hin- und Hergehen für eine sehr lange Zeitdauer den guten Leuten völlig unbegreiflich erschien, und dessen Bewegungen sie beschleunigen wollten, da sie ihnen bei Weitem zu langsam vorkamen.

Es blieb Voluda nichts übrig, als die Versuche aufzugeben und die Hacienda zu verlassen. Er belud einige Maulthiere mit seinen Apparaten und seinen sonstigen Reisebedürfnissen und zog einige Meilen weiter fort, um auf einer anderen Hacienda, wenn möglich, Ruhe zu finden, und siehe, der Zufall wollte, daß es möglich wurde; denn gerade dort, wohin ein Empfehlungsbrief aus Valparaiso ihn wies, war der Herr, war die ganze

Familie längere Zeit verreis't, und nur ein alter Majordomo, ein Spanier von Geburt, und eine Mulattin, welche seine Frau und die Köchin des Hauses war, hatten Besitz von der Hacienda genommen. Es war nicht die Zeit der Arbeiten, daher auch kein sonstiger Diener oder Neger gegenwärtig, und diesem glücklichen Umstand verdankte Voluda die erforderliche Ruhe und Gemächlichkeit zur Beobachtung, insofern sie gewährt werden konnte, indem Menschen ihn wirklich nicht störten. Dabei müssen wir aber nicht glauben, daß er nun wirklich ohne Störung gewesen wäre.

Es ist zum Erstaunen, welche unglaubliche Massen von Ungeziefer aller Art sich in diesen heißen Ländern vorfinden. Man spricht schon von Italien, als dem Paradies für Flöhe, Skorpionen, Mücken u. s. w., aber wenn der Name der Stadt und des Hafenplatzes Valparaiso, Thal des Paradieses, irgendwie gerechtfertigt erscheint, so ist er es für die Flöhe, für Menschen nicht, und wir wollen hoffen, daß jenes herrliche Thal, das man nach Cachemir zu versetzen pflegt, da man nicht weiß wo sonst damit hin — daß jenes biblische Paradies nicht ein tiefer See, von schwarzen Felsen umringt, gewesen ist, es wäre dann wenigstens gänzlich um die schöne Aussicht gethan. Da nun aber nach allen bisherigen Beobachtungen die Flöhe nicht Freunde schöner Aussicht sind, sie wenigstens nicht aufsuchen, wie die Wahl ihrer Wohnung zwischen Hemde und Haut der Menschen anzudeuten scheint, so ist begreiflich, daß sie einen Aufenthalt paradiesisch finden, in dem sie so ungestört sich ihres Daseins erfreuen können. Und in der That dieses thun sie. Im nördlichen Europa soll es mitunter vorkommen, daß man Jagden auf dieselben anstellen sieht, wenigstens Abends beim Auskleiden und vor dem Schlafengehen, und soll besonders das schöne Geschlecht dieser Jagd eifrig obliegen. In Italien und Spanien schon weniger als im Norden, weil in heißen Ländern dieses Wild häufiger ist, man also bei der Jagd danach nichts Rares, nichts Seltenes erhält; aber in den heißen Erdstrichen kümmert man sich vollends gar nicht darum und läßt die lieben Thierchen ganz nach Belieben gewähren; höchstens cedirt man ihnen den Platz, man überläßt ihnen das Schlachtfeld, man wandert aus, man schläft während der Sommermonate nicht im Hause, sondern auf dem Hofe, auf der Veranda, oder wie man es dort nennt, auf dem Corridor. Zwar folgen viele den Hausbesitzern auch dort hin, aber man ist doch um Einiges besser daran, als wenn man innerhalb des Hauses selbst schläft.

Wie nun aber erst, wenn das Haus schon einige Zeit verlassen war, und die kleinen, lustigen Thierchen, im alleinigen Besitz desselben, sich ungestört vermehrten? Von solchen Dingen kann man sich bei uns gar keinen

Begriff machen; im Laufe von vierzehn Tagen ist das Innere eines verlassenen Hauses dergestalt von diesen Thieren überschwemmt, daß der Boden nicht mehr die Farbe hat, welche ihm nach dem Material zukommt, sondern braunschwarz aussieht, und noch überdies zu wimmeln, sich zu bewegen scheint; ein ganz sonderbarer Anblick, den man durchaus nicht mit irgend etwas Bekanntem zu vergleichen vermag.

Als Voluda die verlassene Hacienda betrat, der Majordomo den empfangenen Brief ehrerbietigst küßte, aber nicht öffnete, dem fremden Herrn indeß das ganze Haus zur Disposition stellte, trat dieser, die chilenische Gastfreundschaft kennend, unbedenklich ein in die Abtheilung, welche ihm angewiesen wurde. Er hatte aber noch nicht sechs Schritte in diesem Raume gemacht, als dasjenige Kleidungsstück, von dem die Engländer sagen, sein Name sei unaussprechlich — — statt weiß, auf einmal schwarz melirt aussah, in der Weise, die man mit den Worten „wie Kümmel und Salz" zu bezeichnen pflegt.

Voll Entsetzen sprang er zurück und flüchtete in's Freie, um sich der kleinen Ungeheuer zu entledigen; ein Baumzweig mußte dazu helfen. Der Majordomo aber bat um Entschuldigung, daß er dem Herrn nicht gesagt, wie der Besitzer bereits seit ein Paar Wochen abwesend sei und also die Zimmer nicht betreten werden dürften ohne vorherige Säuberung, und er werde dieselbe sofort veranstalten.

Nachdem der erste Schreck vorüber, war diese Sache dem Reisenden doch zu auffallend, um nicht näher untersucht zu werden, und so wagte er es noch einmal, die Thüre eines Gemaches zu öffnen, und, wenn auch nicht hineinzugehen, so doch wenigstens von Außen der wundersamen Wirthschaft zuzusehen. Da erblickte denn sein scharfes, fernsichtiges Auge jene braune Decke, von der wir gesprochen, und welche in der That etwas so Wunderbares als Entsetzliches hat. Nun wurde zur Reinigung geschritten. Es wurde ein halbes Dutzend Kornschaufeln voll nassen Sandes durch die offene Thür in ein jedes Gemach geworfen, dann wurde mit einem Reisbesen dieser Sand mit dem, was an kleinen Insecten davon gefaßt werden konnte, zur Thür hinausgekehrt, hier aber blieb der Kehricht liegen, damit doch ja der Samen nicht ausgehe.

Als Voluda dies gewahrte, veranlaßte er nochmaliges Begießen des ganzen Kehrichts und Bedecken desselben mit Erde, die dann auch wieder begossen wurde, so daß zu vermuthen war, die lebendig begrabenen Thiere würden nicht mehr zu Plagegeistern der unglücklichen Bewohner des Hauses werden können. Aber noch war das Reinigungsgeschäft keineswegs beendet; man mußte jetzt noch einige Hände voll roher Baumwolle in die Gemächer

werfen, in denen sich der Rest der kleinen Bevölkerung verfing, wie man diese Baumwolle umkehrte und umherrollte. Nunmehr schüttelte auch die Signora ihre Kleider aus und streifte von den nackten Beinen die überflüssigen Besucher ab, um sie auf der Baumwolle einzuquartieren; dann aber wurden diese Baumwollenwische zusammengekehrt und dem Feuer übergeben.

Das große Reinigungsgeschäft war hiermit vollbracht und man konnte ohne zu großes Entsetzen die verschiedenen Zimmer beziehen.

III.

Richtungskraft des Magnetismus der Erde. Die Neigungsnadel. Möglichkeit, dieselbe für die Schifffahrt zu benutzen. Die unteren Klassen in Valparaiso.

Hier war es, wo Voluda ohne Störung seine Instrumente aufstellen und dieselben beobachten konnte. Der Majordomo und seine Gattin, die einzigen Bewohner, die gegenwärtig das Haus zählte, waren zu sehr mit dem Glücke beschäftigt, einen edlen Fremden, einen Gast ihres Herrn, zu beherbergen, als daß sie hätten Zeit haben können, neugierig zuzusehen, wie der Pendel oder die Magnetnadel schwinge, wie der Stand des Barometers wechsele, was ohnedies in den Tropenländern nur um wenige Linien stattfindet, und so überließ der gelehrte Mann sich denn mit Muße dem Versuche, Gesetze zu finden oder zu bestätigen.

Ueberall auf der Erde hat der Magnetismus der Erde eine gewisse Richtungskraft, welche sich dadurch ausspricht, daß eine Magnetnadel, an einem ungedrehten Seidenfaden und innerhalb eines Glaskastens aufgehängt, in einer genau begränzten Zeit, z. B. in einer oder zwei Minuten, gleichviel, nur immer genau in der nämlichen Zeit, eine Anzahl von Schwingungen macht. Beträgt diese Zahl in zwei Minuten an einem gewissen Orte zweiundvierzig Schwingungen, und beträgt sie an einem anderen Orte in derselben Zeit achtundvierzig Schwingungen, an einem dritten Orte aber in der nämlichen Zeit fünfundfunfzig Schwingungen, so sagt der Beobachter, die Intensität des Magnetismus ist an dem ersten Orte am geringsten, am letzteren Orte aber am größten. Wie begreiflich kann diese Intensität noch größer und noch geringer werden; hauptsächlich aber wird es interessant sein, zu erfahren, in welcher Weise die Intensität zu- oder abnimmt, je nachdem man sich von dem Aequator entfernt, oder sich

den Polen nähert, oder umgekehrt. — Das erste Resultat dieser Beobachtungen konnte natürlich nur eine Feststellung der Schwingungszahl sein, denn erst bei einer Beobachtung näher dem Aequator zu oder umgekehrt näher nach den Polen zu, konnte von einem Vergleiche die Rede sein.

Dasjenige Instrument, welches man eine Neigungsnadel nennt, unterscheidet sich von der gewöhnlichen Magnetnadel dadurch, daß die Bewegungen der Nadel nicht von Westen nach Osten und von Osten nach Westen gehen, daß sie nicht horizontal schwingt, im Gegentheil auf einer horizontalen Achse ruht und an dieser schwingend, ungefähr wie ein Pendel, oder der den Musikern bekannte Tactmesser, nämlich vertikal, oder auch unter bestimmten einzelnen Fällen so wie der Wagebalken einer unbelasteten empfindlichen Wage. Dies letztere wird der Fall sein, wenn die Neigungsnadel sich an einem Orte befindet, der auf dem magnetischen Aequator, das erstere wird der Fall sein, wenn sie sich auf einem der magnetischen Pole befindet. Bei den Reisen, welche zur Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt gemacht worden sind, ist man einem dieser Pole so nahe gekommen, daß man die Nadel beinahe senkrecht gesehen hat, es fehlte nur noch der sechszigste Theil eines Grades daran; den anderen Pol auf der Südhälfte der Erde hat man nicht erreicht, doch sagt die Erfahrung, daß es dort ebenso sein müsse, denn auf dem Wege dahin ist das nach Süden zeigende Ende der Magnetnadel in demselben Grade niedergesunken, von der horizontalen Linie immer mehr und mehr abweichend, wie auf der Nordhälfte der Erde der nach Norden zeigende Theil niedersinkt.

Es war nun, diesen Thatsachen gegenüber, für Volnda die interessante Frage entstanden, ob man nicht, nordwärts oder südwärts reisend, mittelst der Neigungsnadel seine Entfernung vom Aequator finden könne. Bekanntlich geschieht dieses auf den Schiffen durch Beobachtung der Polarsterne, welches im Norden wenig Schwierigkeiten bietet, da ein Stern dem wirklichen Himmelspole sehr nahe liegt, desto schwieriger auf der südlichen Hälfte der Erde wird, wo ein solcher Stern keineswegs in der Nähe der Weltachse steht; in beiden Fällen aber wieder gleich schwierig dadurch, daß sehr oft Nebel oder Wolken den Sternenhimmel zu einem sehr trüben machen und eine Beobachtung gänzlich verhindern.

Es wäre nun sicher ein Gegenstand der größten Wichtigkeit, ein Gesetz aufzufinden, durch welches geleitet man auch bei Nebel und Regen, oder ferner auch am Tage, wo doch die Sternbeobachtung unmöglich ist, mit Bestimmtheit festsetzen könnte, daß man sich so und so viele Grade und Minuten nordwärts oder südwärts vom Aequator befinde. Hierdurch würde, wenn die Genauigkeit auch nur bis auf Viertel-Grade ginge, doch

außerordentlich viel gewonnen sein, da sehr häufig bei mehrwöchentlichem Regenwetter man um viele Grade unsicher ist, und es sich in solchem Falle nicht mehr um eine feste Bestimmung, sondern lediglich um eine Muthmaßung handelt. Schon der große Humboldt hat dieselbe Bemerkung gemacht und auf die Wichtigkeit solcher Untersuchungen hingewiesen, und so mochte es Voluda immerhin als ein Verdienst angerechnet werden, daß er sich bemühte, einige Bausteine herbeizutragen zu dem Werke, welches aufzuführen war.

Nach mehrtägigem Aufenthalt verließ er den freundlichen und sehr willigen Wirth, oder vielmehr dessen Stellvertreter, den Majordomo, dem in seiner Einsamkeit wohl darum zu thun gewesen wäre, länger eine Gesellschaft bei sich zu sehen, welche doch einige Veränderung in die tödtliche Langeweile seines einsamen Aufenthaltes brachte — wiewohl es doch noch fraglich sein dürfte, ob die Sache so schlimm ist, wie wir Europäer, d. h. wir Bewohner der Städte, und besonders der großen Städte, gewohnt sind, sie zu nehmen, wo Zerstreuung auf Zerstreuung folgt, wo eine die andere drängt und man schließlich nicht weiß, welcher man sich ergeben soll, weil man zu viel der Zerstreuungen hat. Schon in kleineren Städten erfreuen sich die Bewohner an theatralischen Vorstellungen von solcher schauerlichen Abscheulichkeit, daß man kaum begreift, wie Jemand geneigt sein möchte, dieselben anzusehen. Warum sollte man nicht auch endlich dahin kommen, mit noch weniger zufrieden zu sein und zweiundzwanzig Stunden Schlaf jeden Tages als eine sehr angenehme Unterhaltung zu betrachten; es kommt ja Alles nur auf die kindliche Anschauungsweise an. Hat denn ein Säugling größere Vergnügungen als lauwarme Milch und Schlaf, und sollte es wirklich nicht Menschen geben, die sich auf einer ganz ähnlichen Stufe der Kultur befinden, wie der Säugling im civilisirten Europa?

Voluda kehrte nach dem Paradieses-Thale zurück und suchte dort sobald als möglich eine Reisegelegenheit nach nördlicher befindlichen Hafenstädten. Die Erreichung dieses Wunsches war indessen lediglich dem Zufall anheim gegeben, und so mußte er denn die Zeit, welche er hier zubrachte, so gut zu nützen suchen als möglich. Da er Essen und Trinken nicht gerade für den genußreichsten Theil des menschlichen Lebens ansah, so war er auch in dieser Hinsicht leicht zu befriedigen, und das ewig wiederkehrende Gericht der Chilenen, die Casuela, ein gekochtes Huhn mit Kartoffeln und reichlichen Mengen spanischen Pfeffers, genügte ihm, da er nichts weiter wollte, als ein unabweisbares Bedürfniß befriedigen. Eine sehr wesentliche Unterhaltung fand er in den Versuchen der anwesenden Fremden, sich verständlich zu machen, da es denn komisch genug anzusehen war, wie

diese, ziemlich bildungslos, immer nur auf eine Sprache, die Mutter-sprache, angewiesen, in dieser auf die armen Spanier losredeten, ohne von denselben verstanden zu werden, welches Verständniß sie dadurch herbeizu-führen suchten, daß sie lauter und immer lauter dieselbe Aeußerung wie-derholten, in der fröhlichen Hoffnung, nun gewiß verstanden zu werden, worauf dann die Eingeborenen in spanischer Sprache antworteten ohne zu antworten, nämlich durchaus nicht auf das eingingen, was von den Frem-den verlangt oder vorgebracht wurde, bis schließlich, nach genügender Aus-nutzung aller Mißverständnisse, Voluda, welcher der englischen und der französischen Sprache eben so mächtig war als der spanischen und deut-schen, vermittelnd auftrat und das fehlende Verständniß herbeiführte.

Große Unterhaltung gewährten ihm dann und wann die Volks-belustigungen, worunter man sich nicht etwa besondere Feste vorstellen muß, sondern lediglich die Neigung der Einwohner, jede Gelegenheit zu benutzen, um sich selbst daraus ein Fest zu gestalten. Keiner der Landbewohner, welche ihre Producte an den Markt bringen, vergißt es, die letzten Schänken, welche der Ort bietet (dasjenige, was man in früheren Zeiten den letzten Heller genannt haben würde) zu besuchen. Chingana heißt ein solcher Ort, der sich in einem oder mehreren Exem-plaren am Ausgange jeder Vorstadt befindet. Hier wartet der heimkeh-rende Bauer mit seiner kleinen Troppa die Zeit ab, welche ihm das Ver-gnügen bringen soll; es ist der Abend, es ist der Schatten der Däm-merung, in dem dieses beginnt. Am Morgen hat er die Gegenstände, von denen Valparaiso lebt, seine wenigen Gemüse, Tauben, Hühner, oder die Eier derselben, zu Markte gebracht. Reich beladen ist er mit Schätzen, entweder mit baarem Gelde, mit Silberstücken, oder mit demjenigen Schmuck an schrecklich rothen baumwollenen Tüchern, auf welche seine Gattin und seine Töchter so hohen Werth legen. Er kehrt heim, fröhlich singend, und lange Züge bilden die erleichterten Maulthiere, welche, ziemlich schwer belastet, am Morgen zur Stadt kamen, jetzt aber nur noch Dasjenige tragen, was als Austausch für die Nahrungsmittel gewonnen ist, und diesen gegenüber ziemlich leicht in's Gewicht fällt. So, quer auf dem Maulthiere sitzend, beinahe in der Weise, wie bei uns die Damen reiten, mit dem einzigen Unterschiede, daß er nicht einen Gegenstand hat, mittelst dessen er sich eine Art von Schluß verschaffen kann, also ganz der Gnade des Maulthieres Preis gegeben ist, das ihn bei dem ersten, leisen Schreck den es bekommt, abwirft, reitet er, singend, auf einer Art von Guitarre spielend, durch die Straßen der Vorstadt bis dahin, wo der letzte Heller, wo diejenige Schänke kommt welche nunmehr keine

fernere hinter sich hat, woselbst er also sein Gelüst nach Unterhaltung büßen muß.

Oh, er ist schlau, der chilenische Bauer, er will nicht, daß man in der Stadt wisse, wie viel ihm übrig bleibt nach dem Verkaufe seiner Waare, darum wählt er das letzte der Wirthshäuser und erst, wenn dasselbe nicht nur gefüllt, sondern überfüllt ist, tritt ein später Kommender in das vorletzte Wirthshaus ein und ein noch später Kommender in das zweitletzte; aber sie werden nach und nach alle zur Genüge gefüllt, denn das Thal des Paradieses hatte 20,000 Einwohner, und hat jetzt vielleicht mehr als das Dreifache, da es ein sehr bedeutender Handelsort ist, und alle diese Leute wollen leben, indessen doch auf dem Boden ihrer nächsten Umgebung nicht das Allergeringste wächst, was zu ihrem Lebensunterhalt dienen könnte: kein Gemüse, keine Frucht, keine Wurzel, ja nicht einmal soviel Gras, als erforderlich ist, um einige Kühe zu nähren, die soviel Milch hervorbrächten, als man zum Kaffee braucht, daher dieser auch immer schwarz getrunken, und daher die Chocolade auch niemals mit Milch, sondern mit Wasser bereitet wird, ganz wie bei den Italienern und auch aus demselben Grunde. Wir Norddeutsche behaupten zwar mitunter, diese, im Halse kratzende Chocolade sei die eigentliche und einzige, die man vernünftigerweise genießen könne, aber die Damen, welche in diesem Stücke wenigstens der Mode nicht huldigen und welche doch auch wissen was gut schmeckt, trinken keine Wasserchocolade, es sei denn daß sie nichts Besseres hätten.

IV.

Kleidung des Chileno. Seine Abendunterhaltung. Harfenmädchen. Galanterie der Eingebornen. Der vornehmere Theil der Bevölkerung.

An seinem Vergnügungsorte angekommen, hält der chilenische Landmann stille, um abzusteigen und der gehofften und erwarteten Unterhaltung zu genießen.

Die Lehmhütte ist groß, sie hat auch einige Unterabtheilungen, aber das Hauptgemach ist für die Gäste bestimmt; der Salon faßt bei alledem doch vierzig bis funfzig Gäste. Sehr bald ist sie erfüllt von Landleuten in bunter, malerischer Kleidung; nichts geht dem Landmann über roth und blau, es sei denn gelb oder violett, oder grün oder orange, nur schreiend müssen die Farben sein, so daß man sie auf tausend Schritte sieht und auf eine ganze Meile weit hört.

Die Kleidung ist zwar einfach, aber wäre sie nicht bunt, so würde der Bauer sie gar nicht für eine Kleidung halten. Sie besteht hauptsächlich in Beinkleidern aus baumwollenem Zeuge, gerade von solch einer Länge, daß man glaubt, der Besitzer sei von da, wo er sie gekauft, bis jetzt um ein Bedeutendes gewachsen; sie reichen ihm noch nicht auf die halbe Wade, und da diese, stets entblößt, schwarzbraun ist, das Beinkleid aber weiß- und blaugestreift, oder blau und roth, so fängt hier das Bunte der Bekleidung schon an. Der übrige Körper würde ganz nackt sein, aber der Mann hat einen Mantel, den er Ponjo nennt; das ist eine wollene Decke, etwas länger als sein Körper, und auch um ein Geringes breiter. Diese Decke hat in der Mitte ein Loch, wohindurch der Kopf gesteckt wird, vorne hängt ein Stück der Decke herunter, gerade so wie hinten; zu den offenen Seiten ragen die nackenden Arme heraus, ein breiter Riemen oder eine Schnur von Cocosfasern oder ein Gürtel von baumwollenem Zeuge hält die Bekleidung über den Hüften zusammen und macht sie so gewissermaßen zu einem Rock.

An diesem Rocke sind aber prächtige Farben etwas ganz Unerläßliches. Auf der weißen wollenen Decke müssen jederseitig sowohl hinten als vorne rothe oder blaue, gelbe oder grüne handbreite Streifen eingewirkt sein; am schönsten ist die Decke, wenn sie alle vier Farben im schreiendsten Contraste nebeneinander hat.

So gekleidet betritt der Einwohner, der Chileno, das Haus. Rundum an den Wänden der niederen Lehmhütte läuft eine sehr kunstlose Bank, entweder von festgeschlagenem Lehm, sowie der Boden selbst aus diesem ist, (denn Dielen kennt der Landmann gar nicht, und der Städter nur in dem Falle, daß er zu den sehr reichen Kaufleuten gehörte), oder die Bank besteht aus einem nahe an die Wand gelegten Baum von fußdickem Durchmesser, niemals aber ist sie das, was wir darunter verstehen, Bretter sind ein zu kostbarer Artikel.

Auf solch einer Bank sucht der Eintretende Platz zu gewinnen, aber das wird in der Regel nicht ganz leicht, denn zu jeder Zeit des Tages, am mehrsten natürlich, wenn derselbe im Sinken begriffen ist, findet man diese Schänken besetzt. Alle Welt will tanzen; selbst dem ganz ermüdeten chilenischen Arbeiter ist ein Tanz, bei welchem ihm der Schweiß von der Stirne läuft und kein trockener Faden an seinem ganzen Leibe zu finden ist, die liebste Erholung.

Aber das eigentliche Fest beginnt doch erst Abends, wenn die Harfenspielerinnen kommen. Diese gehen nicht, wie bei uns, in der gewöhnlichen Kleidung, wie sie überhaupt im Lande üblich ist, sondern sie haben einen

ganz eigenen, drolligen Flitterstaat. Blumen, Federn und Goldpapier, oder Rauschgold müssen das stolze Haupt schmücken, die Gewänder sind von den schreiendsten Farben; dies würde jedoch nicht genügen, um sie auszuzeichnen; sie müssen auch noch mit handbreiten, unächten Tressen besetzt sein, oder Flitterstickereien haben. Der Glanz des unächten Metalls muß sich sogar bis auf die Schuhe erstrecken; daß alle Finger von Ringen und die Arme von messingenen Goldbändern strotzen, versteht sich von selbst.

Mit lautem Jubel werden die Königinnen des Festes begrüßt; es wird ihnen geboten, was die Schänke irgend Schönes und Verlockendes hat. Kaum fangen sie an, ihre wunderlich gestalteten Harfen zu stimmen, so nimmt man dieses auch schon für Musik und fängt an danach zu tanzen; sobald aber die Tänzer warm werden, genügt ihnen dies nicht mehr, sie müssen einen kräftigeren Tact haben. Einer der Anwesenden setzt sich zu den Füßen einer Harfenspielerin nieder und fängt an mit den Fingern und den Knöcheln auf den unteren Theil der Harfe, welcher paukenartig weit hervorspringt, zu trommeln. Bald kommt auch ein Zweiter zu der anderen Harfenistin und die dritte wird gewiß nicht vereinsamt bleiben. Die spärlichen Lichter, oft nur dunkelroth brennende Holzspähne, in die Lehmwände gesteckt, leuchten nur schwach, desto heller aber die funkelnden Augen der Tänzer und Tänzerinnen, welche sich zwar nicht im rasenden Schwunge drehen, und mehr Staub als Vergnügen genießen, wohl aber zu drei oder vier Paaren jene eigenthümlichen, Liebe und Begierde und Lust athmenden Nationaltänze aufführen, bei denen jeder Nerv und jede Sehne mitspielt und mitspricht, und kaum hat ein Paar vorläufig des Tanzes genug und zieht sich aus der Hitze des Tanzsaals zurück in die Gluth eines Nebengemaches, so ist auch ein anderes Paar sofort bereit, an die verlassene Stelle zu treten, damit kein Ton der Harfenspielerinnen oder der Taktschläger ungenutzt verklinge.

Obwohl man nur Leute des niedersten Ranges vor sich sieht, so ist doch die angeborene Grazie bei Allen so groß, die Curtoisie, die Feinheit des Benehmens gegen ihre Damen so sichtbar, daß man sie gerne bewunderungswürdig nennt, und kommt ein Fremder, so hat derselbe alle Ursache, diese Feinheit des Benehmens auch ihm gegenüber zu bewundern, denn ein Jeder kommt ihm höflich, freundlich entgegen, ein Jeder beeifert sich, ihm einen guten Platz zu verschaffen und ihm das Beste darzubieten, was er besitzt, oder über was er gebieten kann, und doch sieht man keine Zudringlichkeit, doch fühlt auch der niedrig Geborene sich genug, um keine ungeschickten Entschuldigungen zu stammeln über die Geringfügigkeit des Angebotenen, über die schlechte Qualität des Weines u. s. f. Die Volks-

sitte verlangt, daß man Keinem abschlage, von dem Dargebotenen zu genießen, aber diese Sitte begnügt sich auch mit dem bloßen Kosten, mit dem bloßen Nippen an dem Trinkgefäß. Das einzige, was den Fremden in Verlegenheit setzen kann, ist die Zahl der braunen, mitunter sehr schönen Mädchen, welche ihm auch Jede das Beste geben wollen, dessen sie sich selbst erfreuen: den Tanz an ihrer Hand. Da der Fremde nun diese eigenthümlichen und schönen Tänze gar nicht kennt, und falls er sie kennen sollte, er sie ungeschickt genug ausführen würde, so kann solche Freundlichkeit ihm wohl Angst machen; eine andere Besorgniß darf er nicht hegen, denn man kommt ihm in Allem entgegen oder zuvor, ohne doch jemals auch nur im Mindesten zudringlich zu werden. Diese Vergnügungen laufen stets in unbegrenzter Fröhlichkeit und ohne die geringste Störung vorüber, es sei denn, daß englische Matrosen dazu kommen, dann allerdings giebt es immer Prügelei und blutige Köpfe, wenn nicht gar ein Paar Morde. So wie diese ungeschlachten Fremden erscheinen, machen sich die Mädchen bereit, den Saal zu verlassen, und wenn der Streit ausbricht, so verlassen sie ihn wirklich augenblicklich; auch die alten Männer ziehen sich zurück, aber die jungen, heißblütigen Chilenos, meistentheils spanischen Ursprungs oder einer Mischlingsrace angehörig, lassen sich nicht so leicht einschüchtern, und statt des Tanzes beginnt die lärmende Prügelei, bei welcher die englischen Matrosen vor Wuth schreien und brüllen wie wilde Thiere, indessen die Chilenos in verbissenem Grimm schweigend ihren Feinden gegenübertreten und schließlich, wenn des Armes Kraft nicht mehr ausreicht, die Messer brauchen. Ist nun ein Mord vorgefallen, und hat derselbe einen Engländer betroffen, wobei es dem freilich nicht darauf ankommt, ob es einer ist oder mehrere, so entflieht die ganze Gesellschaft. Das Haus wird verlassen, kein Mensch bleibt darin, mitzunehmen ist nichts, denn dasjenige, was bei uns den Titel Möbel führt, kennt der Chileno nicht, und siehe, eine etwaige Untersuchungs-Commission, welche die Schuldigen sucht, um sie zur Verantwortung zu ziehen, findet nichts, ja es ist auch nicht einmal ein Mensch da, der sagen könnte oder möchte, wer ursprünglich hier gewohnt hat. Ist das englische Schiff, dem die ermordeten Matrosen angehörten, abgereis't, so finden sich die früheren Bewohner wohl wieder an, denn jetzt hat keiner mehr ein Interesse an der Bestrafung der Mörder.

Wie wenig aber der Chileno selbst zu Streit geneigt ist, sieht man in eben diesen Tanzorten und Weinschänken, in denen man in den äußersten Ecken oder Winkeln ältere Leute zum Spiele versammelt findet. Der Europäer wird bei dem trüben Schimmer eines einzelnen Lichtes schwerlich sagen können, was für ein Spiel man treibt; es sind da kleine kunstlose

Maschinen, welche das Glück oder Unglück vertheilen. Auch an diesen Tischen macht man mit der allgemein bekannten spanischen Höflichkeit dem Fremden Platz; aber er gewahrt nichts Auffallendes, bis eine unbekannte Ursache plötzlich laute, aber eben so schnell unterdrückte Ausrufungen veranlaßt. Die Bewegungen der kleinen Maschine erfüllen die dichtgedrängte Gruppe mit den entgegengesetztesten Gefühlen. Kleines und großes Geld eilt herüber und hinüber, und der überaus kräftige, lebhafte Ausdruck der Physiognomieen, das Zucken in den Mundwinkeln, das plötzliche Aufflammen des Auges zeugt von den heftigen Wirkungen der Leidenschaft, welche dennoch ein Jeder zu unterdrücken sucht, so daß um Mitternacht der gänzlich Geplünderte eben so ruhigen Schrittes das Zimmer verläßt, wie derjenige, welcher mit dem Gelde einiger Anderer beladen ist. So schlimm die Leidenschaften der Spieler sich sonst zeigen, und obschon nicht selten der Verdienst mehrerer Wochen des Arbeiters oder der Preis für ein Paar Maulthierladungen seiner Bodenerzeugnisse in einer Stunde draufgegangen ist, man hört und sieht dort nie einen Streit, ja es scheint sogar, als ob der Betrug, der sich so gern in das Spiel mischt, hier nicht vorkäme; das ist immer etwas, dessen sich die Bewohner des Nordens von Amerika untereinander nicht rühmen können.

Von dem gebildeten Theil der Bevölkerung dieser Stadt ist nicht allgemein so Gutes zu sagen. Dieselbe fängt schon an zu sehr gemischt zu werden, gemischt nicht in dem Sinne, den alberne Vornehmthuerei einer Gesellschaft beilegt, welche nicht ganz aus Adeligen oder aus vornehmen Beamten besteht, sondern in dem vernünftigeren, der Sache angemesseneren Sinne, den eine Hafenstadt von selbst bietet. Die Bevölkerung von Hamburg, von Havre, von Bordeaux ist eine gemischte, denn verschiedene Nationalitäten, verschiedene Lebensberufe und eben so viele Glaubensansichten vereinigen sich in solcher Stadt zu einem Conglomerat, welches in der Regel nicht gar zu lobenswerth genannt werden kann, falls man die Gesammtheit desselben in's Auge faßt.

Es hat zwar Chile sich ebenso wie Peru und Mexico von dem sogenannten Mutterlande losgerissen, aber neben den eingeborenen Chileno's sind doch sehr viele Spanier zurückgeblieben, welche jetzt, nachdem die Revolution vorüber — es sei dies zur Ehre der Chilenen gesagt — ganz denselben gleich geachtet werden, nicht nöthig haben sich zu verbergen, keine Verfolgungen, keine Beeinträchtigungen befürchten dürfen, ein Glück, das ihrer in Peru und in Mexico keineswegs wartet, wo sie im Gegentheil nicht nur verfolgt, sondern die sich verborgen hatten und entdeckt wurden, den grausamsten Mißhandlungen, oft dem schmachvollsten Tode preisgegeben sahen.

Diese beiden Nationalitäten leben jetzt ruhig nebeneinander, wennschon der Spanier äußerst Wenige sind; man zählt vielleicht zweihundert Familien. Die Chileno's bilden nicht ein anderes Volk, denn sie sind die directen Abkommen der Spanier, sie sind Creolen, in Amerika geborene Europäer; aber sie thun doch, als ob sie eine von den Spaniern ganz abgesonderte Nation wären.

Neben ihnen wohnt eine große Zahl von Engländern, entweder die Besitzer mächtiger Handlungen, oder die Beauftragten von solchen, deren Chefs dann in einer der großen Handelsstädte Englands ihren Sitz haben, von denen Commanditen ausgehen, die sowohl in Amerika als in den allermehrsten der übrigen Welttheile, vielleicht einzig und allein Australien ausgeschlossen, ihre Untergebenen haben. Auch einige große deutsche Handelshäuser haben sich dort niedergelassen, es fehlt eben so wenig an Franzosen, deren Geschäft nun wieder ist, das Elegante zu dem Nützlichen zu fügen. Sogar eine russische Großhandlung befindet sich an dem Orte. Aber alle diese Nationalitäten, wennschon im Geschäftsverkehr miteinander, haben sich jedoch keineswegs zu dem erheben können, was der Europäer künstlerische oder wissenschaftliche Bildung nennen würde; was man lernt, bezieht sich lediglich auf den Handel, wie Buchhaltung, Waarenkenntniß, allenfalls, auch wenigstens bei einem Mitgliede des Handelshauses, Kenntniß einiger der Hauptsprachen, wenn auch nicht geläufig genug, um sie zu sprechen, wenn auch nur soweit, um sie zu lesen und Handelsbriefe darin zu schreiben und zu verstehen.

Die natürliche Folge hiervon ist, daß der Fremde nicht gerade angenehm situirt ist, denn der Wunsch und Wille, dem Fremden seine Existenz so angenehm wie möglich zu machen, ist unfruchtbar bei den geringen Mitteln. Auch der Reichste und Gebildetste vermag nicht über mehr zu gebieten, als die Stadt an Hülfsmitteln besitzt, und sobald sich diese auf Null reduciren, ist natürlicherweise die Auswahl nicht eben groß.

V.

Vorbereitungen zu einer Reise in das Innere. Was man dazu braucht. Der unersetzliche Peon, seine Sorgsamkeit und seine Höflichkeit.

Nachdem Voluda die Stadt in solcher Hinsicht zur Genüge und mehr als das kennen gelernt hatte, entschloß er sich, bald eine Reise in

das Innere anzutreten, um dort einige Beobachtungen zu machen, die an der Küste schwer oder gar nicht gemacht werden konnten.

Es kam bei diesem Entschluß ihm zu Gute, daß er aus seinen Kinderjahren her noch vollständig vertraut war, mit derjenigen Art zu reisen, wie sie im Innern von Polen und Rußland noch jetzt üblich ist, und wie sie zu eben dieser seiner Jugendzeit auch noch in dem östlichen Theile des bereits viel mehr civilisirten Preußenlandes allgemein üblich war. Nur in den Städten, welche weit über die Mittelgröße hinausgingen, fand man Wirthshäuser, welche wohnlich eingerichtet waren. In den kleineren Städten war man, wie vor 2000 Jahren in Griechenland, auf einen Gastfreund angewiesen, mit welchem die Familie des Reisenden seit Menschengedenken in Verbindung stand. Wer von Tilsit nach Memel, oder von Graudenz nach Thorn, oder von Gnesen nach Kalisch reis'te, der hatte dort einen Freund, bei dem er unterkam, und wer keinen solchen Gastfreund hatte, der unterließ entweder die Reise oder er versah sich mit allen Reisebedürfnissen vom ersten bis zum letzten, denn in dem von Juden gehaltenen Wirthshause (den einzigen Industriellen in ganz Polen, Ost-Preußen und Rußland) wurde ihm nichts geboten als die Lehmtenne seines Wohn-, Schänk-, Schlaf- und Tanzzimmers und etwas schlechtes Stroh darauf, als Speise aber grobes Brod, vielleicht sogar Kartoffeln, demnächst aber ein abscheulicher Branntwein. Der Reisende also führte bei sich eine Elendshaut, um sie über das Stroh zu breiten, Bettlaken, Kopfkissen und Zudecken, was alles Platz hatte in einem gegenwärtig längst vergessenen Möbel, dem Bettsack, welches aber damals ein niemals fehlendes Utensil jeder geordneten Wirthschaft war, nämlich ein Mantelsack von Leder von solcher Größe, daß die Mantelsäcke eines ganzen Offiziercorps eines Ulanen-Regiments darin Platz gehabt hätten.

Neben diesem Wallfischähnlichen Ungeheuer, welches während der Reise selbst in dem Leiterwagen als Sitz diente, liefen nun noch die erforderlichen Koffer mit Wäsche und Kleidungsstücken umher, welche um so zahlreicher oder umfangreicher waren, je länger die Reise dauern sollte. Aber zwei Gegenstände durften niemals fehlen, „der Freßkober und der Flaschenkeller oder das Flaschenfutter"; das erstere war ein aus breiten Wurzelstreifen geflochtener Korb mit einem Deckel und einem, durch den Korb sowohl als den Deckel gezogenen Stricke, damit derjenige, der sich seiner bediente, ihn nöthigenfalls um die Schultern hängen konnte. Hierin befand sich ein geräucherter Schinken, ein Braten, ein halbes Dutzend Würste, ein Brod, ein hölzernes Gefäß mit Butter, Salz und Pfeffer, und die für die Zahl der Reisenden nöthigen Messer und Gabeln. Teller trug ein jeder

Reisende in seiner Tasche, das waren nämlich einige Blätter aus dem Schreibebuche des Söhnchens, des hoffnungsvollen Sextaners resp. Quintaners (um Niemand zu beleidigen).

Das Flaschenfutter war ein viereckiger Kasten von guten, haltbaren Brettern, in seinem Innern mit vier Fächern, auch wohl mit sechsen versehen; in jedem solchen Fache steckte eine viereckige, gut passende, durch Weidenflechtwerk oder auch nur durch Stroh geschützte Flasche. Sie enthielt ein trinkbareres Naß, als die Judenschänke zu bieten vermochte. Der reiche Mann füllte sie jedenfalls mit Madeira oder Portwein, innerhalb der polnischen Grenze mit Ungarwein. Der weniger luxuriös gewöhnte Bürger, Kaufmann, Handwerker, dem Alles dieses doch nicht fehlen durfte, brachte an die Stelle des schweren Weines einen angenehmen, wohl genießbaren Branntwein, Kümmel, Pommeranzen, Anis; zu den Weinen des reichen Mannes gesellte sich jederzeit noch das Danziger Goldwasser, dessen Ruhm sich über Preußen, Polen und Rußland nicht nur verbreitet hat, sondern sogar bis Mexico gedrungen ist. So wie in dem Kober Messer und Gabeln nicht fehlen durften, so mußte man im Flaschenkeller Gläser haben, wenn man nicht etwa vorzog, aus dem einzigen Glase zu trinken, was die Schänke besaß und was seit seinem Schöpfungsmorgen, d. h. seitdem es die Glashütte verlassen, nicht gewaschen worden war, wennschon zehntausendmal gebraucht — ach, welche Zahl wäre dazu ausreichend — von Lippe zu Lippe gegangen, von jeder seinen Antheil an appetitlichen Secretionen empfangen, doch immer für die Bedürfnisse genügend rein erschien, da ja der eingefüllte Branntwein den Zweck des Wassers, das Trinken den des Auswaschens ausfüllte, und schließlich der Magen der Spülnapf war, in welchem Alles zusammenkam.

Ganz in ähnlicher Weise mußte auch der Reisende in Amerika sich versehen, muß er es auch noch jetzt bis auf die heutige Stunde, falls er nicht in Nord-Amerika von einer großen Stadt mittelst eines Eisenbahnzuges nach einer anderen großen Stadt fährt. Wo aber der Zielpunkt seiner Reise soweit von dem Anfangspunkte entfernt ist, daß er denselben nicht im Laufe eines Tagemarsches erreichen kann, muß er sich eben so versehen; natürlich ist dieses in dem südlichen Amerika in einem noch viel höheren Grade der Fall, weil dort die Städte weiter auseinanderliegen und man unterweges nicht etwa Dörfer findet und eine Schänke wie in Polen, man also nicht allein seine Lebensmittel und seine Lagerstätte, sondern sogar sein Haus mit auf die Maulthiere packen muß.

Wie sehr der Naturforscher, der Bescheidenste von allen Reisenden, nun auch seine Bedürfnisse beschränken möge, immer wird er manche Dinge

unentbehrlich finden, mit denen er sich beladen muß, weil sie in gewissen Entfernungen von den Städten, auch wenn man sie mit Gold aufwiegen wollte, nicht zu erhalten sein würden.

Nach Anleitung seines Gastfreundes in Valparaiso, eines deutschen Kaufmannes, mit Namen Mertens, miethete er sich zuerst einen eingeborenen Diener, einen Peon, der für den Gehalt von acht bis zehn spanischen Thalern monatlich das Amt eines Bedienten, eines Maulthiertreibers, eines Kochs, eines Baumeisters und eines Couriers vertritt. Von Jugend auf an Reisen gewöhnt und mit einem eigenthümlichen Instinct, sich das Nützlichste auf die billigste Weise zu verschaffen, begabt, weiß solch ein Mensch das Messer zu brauchen als wäre es eine Säge, ein Hammer, ein Bohrer, eine Axt, eine Feile, Meißel, kurz Alles zugleich. Jede Substanz, die weicher ist als der schlechte Stahl seines Messers, weicht diesem Instrumente, und er ist deshalb ein unschätzbarer Diener. Er baut die Hütte des Wanderers eben so leicht, wie er ein kleines erlegtes Thier abhäutet; er trocknet und verpackt den werthvollen Theil der Jagdbeute eben so vortrefflich, wie er das Fleisch dieses Thieres bratet oder sonst nach dem Landesgeschmack zurichtet.

Allerdings muß man mit solchem Peon vor Zeugen einen festen Contract schließen; er muß wenig Geld in die Hände bekommen, und das mehrste von seinem zu erhaltenden Lohne muß ihm erst ausgezahlt werden, wenn er den Fremden glücklich wieder heimgebracht hat. Man muß auch wo möglich den katholischen Kalender genau genug studiren, um zu wissen, was für Feste in die Zeit der Reise fallen und welche Orte, die man zu berühren hat, etwa um diese Zeit Kirchweihen haben; davon nämlich sind die Peons leidenschaftliche Freunde, und so lange das Kirchweihfest, zu welchem sie etwa kämen, dauert, und so lange sie Geld hätten, oder man ihnen in der Hoffnung auf ihre Rückkehr borgen würde, so lange wären sie für den Reisenden so gut wie nicht vorhanden. Man muß also vermeiden, zur Zeit solcher Kirchweihen an die Orte zu kommen, an welchen sie gehalten werden; versteht man aber dieses, so hat man keinen Grund zu irgend einer Unzufriedenheit. Der Peon ist gar nicht zu ermüden, ist durch keine Beschwerde, keine Arbeit, keine Entbehrung um seine gute Laune zu bringen, ist um so thätiger und entschlossener, je gefährlicher die Lage des Reisenden wird; er hat List und Verschlagenheit, er weiß drohenden Gefahren auszuweichen, und da ihm die schmerzlichste Entbehrung durch Mangel an Lebensmitteln erwächst, so ist er zu allen Zeiten thätig, um derselben so viele herbeizuschaffen, daß der tägliche Abgang der Vorräthe immerfort ersetzt wird. Es entgeht seinem spähenden Auge keine genieß-

bare Frucht der Wildniß, und seinem Kugelrohr kein Thier, das sich zum Essen eignet.

Zugleich haben diese Menschen wirkliches Vergnügen an dem Reisen; das Herumschweifen ist ihnen eine Art von Leidenschaft, es ist vielleicht mehr, es ist ein Bedürfniß, und sie sind jeden Augenblick bereit, sich von ihren Familien Monate lang, Vierteljahre lang zu trennen, wenn man diesen ihren Familien nur einen Theil des Lohnes vorauszahlt, so daß sie während der Abwesenheit des Erhalters nicht Noth leiden.

Hat man sich mit einem solchen Manne versehen, so kann man bis auf die speciellen Bedürfnisse dem Peon vertrauen, daß er Alles besorge, was zur Reise irgend nöthig ist. Gewiß wird er widerrathen, daß der Reisende sich Maulthiere kaufe; erstens würde derselbe dabei stets übervortheilt werden, zweitens aber würden sie auf der Reise sehr lästig werden, denn wo Gras wächst, gehört es einem Eigenthümer, und dieser will für die Benutzung desselben zur Fütterung der Maulthiere bezahlt sein, ferner fordern diese Thiere, je nach der Zahl der Troppa, einen oder mehrere Hüter. Endlich aber sind die Thiere selbst äußerst eigensinnig und lassen sich gutwillig nur von dem behandeln, den sie seit längerer Zeit kennen.

Um diesen Unbequemlichkeiten auszuweichen, wird der Peon dem Reisenden jederzeit rathen, daß er sich entweder einer demnächst abgehenden Gesellschaft anschließe, oder wenn der Reisende seinen Weg für sich verfolgen will, wird er demselben einen Troppeiro nachweisen, den er kennt, der des vorgesetzten Weges kundig und Maulthiere von solcher Sicherheit und Brauchbarkeit hat, daß sie dem Reisenden mit gutem Gewissen empfohlen werden können. Man hat in diesem Falle auch noch eine größere Sicherheit für sich, denn der Troppeiro ist doch immer ein angesessener Mann, und wenn er ohne den Fremden wiederkäme, würde der Banquier, der ihm die restirenden Gelder auszahlen soll, nach der Anweisung fragen, welche der Troppeiro jedenfalls haben müßte, wenn der Reisende etwa an einem fernen Orte geblieben wäre, seinen Reiseplan verändert hätte.

Der Peon hat in der Regel solche Reisen schon öfter gemacht, er weiß daher, was auf solchem Wege zu haben ist, und schafft dasjenige an, was ihm besonders nöthig dünkt. Er kennt auch die Bedürfnisse der Reisenden ziemlich genau und wird nichts von dem weglassen, was er als nöthig kennen gelernt hat, er wird aber auch sicher nichts mitnehmen, was ihm überflüssig vorkommt.

Er weiß z. B., daß der Reisende keineswegs auf jeder Station ein Haus findet; er wird daher zehn bis zwölf Stangen auf ein Maulthier laden, oder noch besser, er wird sie verschiedenartig vertheilen und sie als

Vertheidigungsmittel gegen Raubthiere brauchen, die sich einem so bewehrten Maulthiere nicht leicht nahen, da sie diese Stangen fürchten.

Dies sind die Stützen seiner künftigen Wohnung; für die Bedeckung derselben braucht der Troppeiro nicht appart zu sorgen, denn diese ergiebt sich von selbst, indem alle Maulthiere über ihre Ladung Felle von Stieren gebreitet haben, bestimmt, die Ladung gegen Regengüsse zu schützen.

Er wird ferner ganz gewiß verschiedene Kochgeschirre anschaffen, denn es wäre ein durchaus thörichtes Verlangen, wenn der Reisende dergleichen in einer Bauernhütte suchen wollte. Diese Leute leben viel zu vornehm, um zu kochen; sie essen nur gebratenes Fleisch und ihre Früchte, ihre Wurzeln, soweit sie als Nahrung dienen sollen, werden gleichfalls nicht gekocht, sondern gebacken oder gebraten in heißer Asche. Der Peon schafft mithin größere und kleinere Kessel von Metall, auch einige Löffel, Messer und Gabeln an, er sorgt für einen Dreifuß, und da er selbst ein leidenschaftlicher Verehrer der Chocolade ist, so wird er diese gewiß nicht vergessen, und er hat damit seinem Herrn einen großen Dienst geleistet, denn dieser Stoff ist so überaus nahrhaft und entspricht so sehr allen Anforderungen des menschlichen Körpers, daß man lange Zeit ganz allein davon leben kann, dreist darf behauptet werden, immer und ganz ausschließlich, wenn man die Chocolade mit Milch kocht.

Carne secco, an der Luft getrocknetes Fleisch, mehrere Blasen mit Rindstalg gefüllt, wenn es zu erlangen ist, auch geräuchertes Fleisch, was man jedoch nur von den europäischen Schiffen zu kaufen bekommt, einige trockene Gemüse, wie Bohnen und dergleichen, ein hinlänglicher Vorrath von Salz, der im Innern des Landes oft gar nicht zu ersetzen ist, viel Schiffszwieback, welcher das Brod vertritt, Zucker, Paraguai-Thee, ein Paar Schläuche mit Landwein, alles Dieses wird der Peon beschaffen. Ist er recht umsichtig, so denkt er auch noch daran, daß sein Herr empfangene Gefälligkeiten belohnen müsse, und daß er dieses nicht durch Geldgeschenke machen kann, wohl aber sehr wirksam durch Rauchtaback und durch Indigo. Den ersteren wird er für die Männer, den zweiten für die Damen bestimmen, und so wird er denn verschiedene Centner Rolltaback und vielleicht ein Pfund Indigo, in einer großen Menge ganz kleiner Packete vertheilt, mitnehmen. Die Damen haben nämlich eine ungeheure Passion für blau aussehende Wäsche, und wenn sie Sonntags etwa im Stande sind, eine Kirche zu erreichen, auch für blaue Halsadern, wo dann der Indigo ein treffliches Mittel ist, dergleichen selbst auf der sonnengebräunten Haut einer Chilena mit großem Effect hervorzubringen.

Der Stolz des Spaniers wehrt sich dagegen, Bezahlung für erwiesene

Gastfreundschaft anzunehmen, aber ein solches Geschenk — der höchst schätzbare Taback und der unschätzbare Indigo — hat des Verlockenden doch zu viel, als daß selbst ein stolzer spanischer Bauer dem widerstehen könnte.

Der Peon kauft auch eine den Bedürfnissen des Reisenden angemessene Anzahl von Lederkoffern, welche nirgends so gut gemacht werden als in Süd-Amerika und vorzugsweise in Buenos-Ayres. Die europäischen sind ein schlechtes Spielwerk dagegen, sie bestehen nämlich aus Pappe mit darübergezogenem, gänzlich unhaltbarem Schafleder; die amerikanischen sind aus einem einzigen Stücke einer Rindshaut verfertigt, und ihr Werth richtet sich danach, ob sie von einer Stierhaut oder Kuhhaut gemacht sind, ferner ob man aus der Stierhaut nur einen Koffer gemacht hat oder mehrere. Es ist dabei nicht die Größe, welche den Werth bestimmt, sondern die Dicke des Felles, welche am größten ist, wenn man den Koffer aus dem Rücken der Thierhaut geschnitten hat. Während die europäischen Lederkoffer durchaus keine Nässe vertragen, sind selbst die tropischen Regengüsse für die amerikanischen Lederkoffer ganz gleichgültig; es wird darin nichts benetzt, sie weichen nicht auf, sie gehen nicht auseinander, sie schrumpfen beim Trocknen nicht zusammen, sie haben nur den einen Fehler, daß sie schwer sind, als ob sie von Holz gemacht wären. Indessen, da man doch nicht mehr als zwei Koffer auf ein Maulthier ladet, und dieselben nicht gewogen werden, wie auf den europäischen Post- oder Eisenbahnhöfen, so macht dies auch keinen großen Unterschied.

Ein lederner Sack, beinahe von der ganzen Größe, welche eine Kuhhaut gestattet, wird auch angeschafft; er dient, um die Matratze und die Decken des Reisenden aufzunehmen, womit er, sowie mit einer Hängematte, sich durchaus versehen muß, wenn er des Schlafes nicht ganz entbehren will.

Von großer Wichtigkeit ist bei jeder solchen Reise einiges Handwerkszeug. Kann man allenfalls auch des Hobels und der Ziehklinge entbehren, so wird Axt und Beil, Säge und Meißel, Bohrer und Hammer nebst einer großen Menge verschiedener Nägel von äußerster Wichtigkeit sein. Der Botaniker darf nicht vergessen, manches schöne Rieß Löschpapier mitzunehmen, und der Zoolog muß sehen, einen Peon mitzubekommen, welcher mit dem Ausbalgen und Trocknen der Häute erlegter Thiere vertraut ist. In solchem Falle wird der Peon immer zwei bis drei Maulthiere mehr miethen, als für das Gepäck des Reisenden nöthig ist, weil er weiß, daß die denselben aufgeladenen leeren Lederkoffer sich nach und nach mit den gesammelten Dingen füllen werden, die zwar für ihn höchst gleichgültig, deren Sammlung ihm wohl gar lächerlich ist, worin er jedoch mit großer

Nachsicht den Reisenden gewähren läßt. — Aus Höflichkeit! — Er ist zu galant, dem Reisenden zu sagen, daß er ein Narr sei, daß er Thiere und Pflanzen sammle, die durchaus werthlos, namentlich aber ganz alltäglich sind, wenn er das Alles auch wirklich denkt.

VI.

Die Reise wird angetreten. Ort und Zeit des Marsches. Freundlichkeit der Gutsbesitzer und der Damen. Gefahren zu großer Märsche.

Soweit hatte Voluda die ganze Angelegenheit gedeihen lassen. Man versah die gemietheten Maulthiere nun noch mit Fellen, deren jedes groß genug war, um die ganze Ladung zu überdecken. Voluda, sowie sein Peon hingen sich den Poncho um, setzten den gewaltigen breiten Hut, aus dem Haar der Vicunna gefilzt, auf, schnallten die riesigen Sporen mit Sternen von mehreren Zoll Durchmesser an, schwangen sich auf die enorm hoch gebauten Sättel und fort ging es an einem schönen Morgen sehr frühe, noch ehe die Sonne aufgegangen war, hinauf gegen die Gebirge.

Der Morgen in den Tropenländern hat immer etwas Entzückendes, etwas unbeschreiblich Erfrischendes. Gegen den blauen, sternklaren Himmel strahlt die Erde mächtig aus, was eine starke Erkältung der Oberfläche zur Folge hat; die überreich mit Feuchtigkeit gesättigte Luft läßt einen großen Theil des aufgelöst'en Wasserdampfes fallen, derselbe sinkt als Thau nieder und die Pflanzen sind damit bedeckt. Nunmehr kommt die Sonne zum Vorschein und ihr helles Licht strahlt in die Morgenfrische hinein, und so kann der Reisende mehrere Stunden reiten, bevor die Luft, durchstrahlt und durchwärmt, anfängt lästig zu werden. Hat man indessen etwa neun Uhr erreicht, so wird der fernere Marsch schon schwer, und länger als bis zehn Uhr hält weder Roß noch Reiter die Strapaze aus. Ist es möglich, so sucht man sich für die nunmehr folgende Mittagsruhe einen schattigen Platz aus, Wald allerdings darf man wohl nicht wählen, wenn er sich auch darböte, denn im Walde ist keine Nahrung für die Troppa, die des Grases bedarf, das wieder im Walde nicht wächst. Bei einer Reise zu den Andes hinauf bieten die Schluchten und Hohlwege den erforderlichen Schatten, denn nicht selten ist der Weg von tausend Fuß hohen Felsen meilenweit begrenzt, und man sucht nun nach einer Stelle, wo die Felswände nicht so hoch sind, wo also Luft und Licht eine Vegetation aufkommen lassen, die wenn auch nur dürftig, doch zur Ernährung der

Thiere ausreicht. Kann man eine Hacienda erlangen, so ist es um so besser, denn alsdann fehlt es wenigstens nicht an Futter für das Vieh, und für das Andere hat der Peon bereits in der Stadt gesorgt.

Voluda war so glücklich, verschiedene Male auf Meiereien zu stoßen, wobei es dann nicht an Gelegenheit fehlte, die außerordentliche Gefälligkeit und Gastfreundschaft der Chileno's zu bewundern. Die Landleute empfingen die Gäste mit einem außerordentlich zuvorkommenden Wesen, boten Alles auf, was ihre Kräfte irgend gestatteten, und suchten hervor, was das Haus irgend vermochte, um dem Reisenden den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Gern wollte man denselben dreimal und zehnmal so lange beherbergen, als er zu verweilen geneigt war, und nahete die Stunde des Abschiedes, so wurde dem Reisenden immer noch ein freundliches Geschenk mitgegeben. Man vermehrte seine Lebensmittel, man füllte die Schläuche mit frischem Wasser; war es möglich, so gab der Hausherr auch noch Wein mit auf den Weg, oder Aguardiente, das Beste, was er hat — ein Branntwein, so abscheulich wie möglich, doch eine große Kostbarkeit.

Die Damen zeigten sich besonders liebenswürdig. Sie hatten beim Abschiede gewiß ein Blumensträußchen an dem schönen Busen stecken; dieses wurde dem Reisenden zum Andenken gegeben. Wenn er schon auf dem Maulthiere saß, bot ihm vielleicht die junge Donna die eben angezündete Cigarre aus dem frischen Munde, dessen dunkelrothe Lippen so schelmisch zuckten, wenn der Gast sie zwischen die seinen nahm; es wurde wohl häufig noch darauf bestanden, die Troppa ziehen zu lassen, noch einmal abzusteigen und eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Mitunter geschah es, Voluda und sein Peon blieben zurück und die Mandrina (so heißt die Maulthierstute, welche bei jeder Troppa als Anführerin fungirt, gewissermaßen die Befehlshaberin; dasselbe, was Mandarin heißt, auch kein chinesisches, sondern ein portugiesisches Wort) führte allein die Heerde vorwärts, aber allerdings nur kurze Zeit in der nöthigen Ordnung. Die Thiere zertheilen sich, verlassen den Weg und suchen Futter, da dann der gastfreundliche Landwirth und all' die Seinigen unbeschreiblich ergötzt sind, sehr lachen, aber versichern, daß dieses nichts zu sagen hätte, daß, wie starrsinnig die Esel und Maulthiere auch seien, sie nicht weiter gingen, als sie die Glocke der Mandrina hören. Bei alledem aber ist es Zeit, sich von Neuem in den Sattel zu schwingen und den unordentlichen Thieren nachzujagen, die denn auch sogleich, wie sie den Lasso des Troppeiro und des Peon schwingen sehen, in ihre verlassene Bahn zurückkehren, in welcher sie stets eine ganz bestimmte Ordnung einhalten, dergestalt, daß jedes Maul-

thier seinen Vordermann und seinen Hintermann genau kennt, nicht leidet, daß ein anderes Thier aus den hinteren Reihen ihm voreilt, aber auch nicht leidet, daß ein anderes, als dasjenige, an dessen Gesellschaft es gewöhnt ist, ihm nachkommt.

Jetzt scheint die Mandrina wieder in ihrer eigentlichen Function; stolzen Schrittes geht sie den übrigen Maulthieren voran, die Glocke tönt und mit stets wackelndem, auf- und abgehenden Kopfe ziehen die Maulthiere ihres Weges so lange, bis die Ermüdung ihnen sagt, es sei nunmehr Zeit, den Tagemarsch zu beschließen.

Der Reisende thut stets sehr wohl, wenn er sich in dieser Hinsicht auf den Peon verläßt, der, sowie der Troppeiro, sehr genau die Gefahren, sowie die Bequemlichkeiten des Weges kennt und immer die Mittagsruhe, zu der der Reisende in den Tropengegenden gezwungen ist, sowohl als die Nachtruhe an die bestgeeigneten Plätze verlegt, an solche, wo es weder an Futter noch an Wasser mangelt, wo auch wohl eine gewisse Sicherheit vor Raubthieren eine ungestörte Nachtruhe verspricht, oder wo vielleicht wenn das Glück es will, eine menschliche Wohnung den Reisenden aufzunehmen bereit ist. Diese Leute, wenn sie nur einmal des Weges gekommen sind, haben eine solche Sicherheit in Wiederauffindung der gemachten Stationen, daß es geradezu eine Thorheit ist, sich ihnen zu widersetzen. Sie befolgen den Willen des Reisenden unweigerlich, wenn derselbe behauptet, der Tagemarsch sei zu kurz. Sie setzen denselben fort, aber immer zum Nachtheil des Reisenden. Bald wird er finden, daß die Maulthiere ermüdet und verdrossen einhergehen, er wird in die Finsterniß hineingerathen, durch das häufige Stolpern der Thiere wird er bald überzeugt werden, daß er deren Kräfte überschätzt habe und daß er sich ihnen nicht ferner in Sicherheit anvertrauen könne. Er wird genöthigt sein, selbst den Befehl zur Unterbrechung des Marsches zu geben, und er wird sich an einer Stelle finden, wo es weder Holz zur Feuerung, noch Wasser für die Thiere, noch Futter für dieselben, kurz, wo es keine der Bequemlichkeiten giebt, die er an der verschmähten Ruhestätte haben konnte.

Ist aber Alles in der gewohnten Weise verlaufen, wird die Station, welche der Peon kennt, eingehalten, so entledigt man die Thiere ihrer Bürden und läßt sie frei in der Nähe umherstreifen mit der einzigen Vorsicht, daß man die Mandrina mit ihrem Glöcklein an dem besten Platze anbindet, woselbst sie Wasser und Futter in reichlicher Menge findet. Die Thiere verlassen sie dann nicht, und man kann um dieselben ganz unbekümmert sein, ja selbst wenn sie ein Raubthier wittern, oder fremde Menschen sich nähern, die mitunter eben so schlimm sind, ist das erste Signal,

welches man von dieser Annäherung erhält, ein eiliges Zurückkehren dieser Heerde zu der Mandrina, was denn sehr geeignet ist, die Aufmerksamkeit der Reisenden zu erwecken und sie in Stand zu setzen, sich gegen die nahende Gefahr zu vertheidigen.

An solchem angemessenen und wohlbekannten Halteplatz ist immer auch Holz vorhanden, um ein lustiges Feuer anzuzünden, welches um so nöthiger wird, je höher man steigt. Holz und Wasser, beides miteinander, denn es sind immer die Ufer eines Bergstromes, an dem man rastet, und dieser ist es, der aus den höheren Regionen Gesträuche und junge Bäume losgerissen hat während der nassen Jahreszeit, die sein Bette reichlich füllt und überfüllt, und daß er nun liegen läßt, wie sich die Gewässer vermindern.

Das Holz ist schnell gesammelt, und obschon meistentheils frisch, denn lange nach der Regenzeit reis't man nicht, weil es da an Futter für die Thiere fehlt, so brennt es doch vermöge seines Harzgehaltes sehr lebhaft hell und wärmt.

An der ebensten Stelle des Bodens bereitet der Troppeiro das Lager des Reisenden. Die Koffer der Ladung und die Packsättel, an denen dieselben hängen, werden regelmäßig aufgestellt und vorzugsweise so, daß sie den Reisenden während der Nacht gegen den herrschenden Wind schützen. Der Ledersack bleibt uneröffnet, obwohl er als Lager dient, denn hier, ganz im Freien und ohne Bäume, kann man weder die Hängematte befestigen noch die Matratze brauchen; aber die Zeltstangen werden in die Erde gestoßen, oben miteinander verbunden und dann mit Fellen so bedeckt, daß nur eine Thüre vorne offen bleibt, vermöge deren der Reisende in das Freie schauen kann.

Außen an das Zelt lehnt der Troppeiro einige der Packsättel, welche ihm und dem Peon (der vom Tage der geschlossenen Uebereinkunft an den Namen des Reisenden trägt) zum Nachtlager dienen sollen.

Voluda, der Diener, kocht inzwischen für Voluda, den Herrn, den Maté, einen Aufguß auf die Blätter der Paraguaitheestaude, und der Reisende erhält davon den ersten Becher, den er sich mit Rum und Zucker angenehmer machen kann, indessen der Troppeiro und der Peon das Getränk unverfälscht zu sich nehmen. Ein nahrhaftes Abendessen wird sehr schnell und mühlos bereitet. In einer Blase führt man stets ein Gemisch aus feingeschnittenen Zwiebeln mit aus Fett braungeröstetem Weizenmehl mit rothem spanischen Pfeffer und kleingeschnittenem, hierauf aber zwischen Steinen förmlich zu Pulver zerriebenem getrocknetem Fleisch bei sich. Von diesem Gemische werden ein Paar Löffel in kochendes Wasser gethan und in wenig Augenblicken hat man ein äußerst nahrhaftes Abendessen fertig,

von entzückendem Wohlgeschmack, wie die Chileno's versichern, wiewohl es wahrscheinlich ist, daß ein europäischer Gourmand gegen diese Behauptung Einwendungen erheben würde. Daß es nahrhaft sei, läßt sich aus den Hauptbestandtheilen: Fleisch, Mehl und Fett, beweisen. Aus dem Schlauch wird ein Becher des starken Landweines getrunken, welcher zwar den eigenthümlichen Fleischgeschmack hat, der allen Weinen eigen ist, die in Schläuchen bereitet und bewahrt werden, dessen man aber sehr bald gewöhnt wird.

Nach solchem Mahle streckt sich ein Jeder nieder, um gewöhnlich die Nacht sehr ruhig zu verschlafen, denn nur selten kommt ein leichter vorübergehender Sommerregen zum Ausbruch, eine Art vermehrten Thaues, ganz gewiß auch der nämlichen Ursache zuzuschreiben; Abkühlung der Luft durch die mächtige Ausstrahlung bis zum Niederschlagen des darin aufgelös'ten Wasserdampfes.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang wird Alles munter; Mensch und Thier erhebt sich, denn es gilt, die kühlen Morgenstunden zu benutzen. Schlafen kann man auch um die Mittagszeit, reisen und arbeiten, was bei den Bewohnern heißer Länder immer gleichbedeutend ist, kann man nur in den Morgen- und Abendstunden.

Zum Frühstück bereitet der Peon die Chocolade für seinen Patron, und er hält sich für äußerst glücklich, wenn derselbe ihm erlaubt, so viel zu bereiten, daß auch für ihn eine Tasse abfällt; sonst begnügt er sich mit Thee und Schiffszwieback. Nun aber werden die Thiere zusammengeholt, mit ihren Sätteln und den Lederkoffern bepackt, und dann geht es mit frischem Muthe vorwärts. Im raschen Trabe setzt sich der Zug in Bewegung, und noch ehe die Sonne aufgegangen ist, hat man schon eine Meile zurückgelegt.

Auf diese Weise pflegt man, namentlich während des Sommers, alle längeren Reisen zu machen; man kehrt nur dann in einer Hacienda ein, wenn man seine Vorräthe vermehren will, oder wenn man, wie dies bei Voluda der Fall war, mit besonderen Empfehlungen versehen ist.

Eine solche führte Voluda auch in die Hacienda eines reichen Gutsbesitzers, dessen Felder und Weiden groß genug waren, um mit einem deutschen Fürstenthum zu wetteifern.

Voluda kam hier in den Fall, dem Rathe seines Peons zuwider, die Reise bis in die Zeit der größten Hitze fortzusetzen. Wie immer ohne Murren in solchen Fällen, fügte sich auch hier der Peon in die Befehle seines Herrn, und zwar um so lieber, als dieser ihm die Gründe angegeben, wegen deren er eine Ueberschreitung des gewöhnlichen Morgenmarsches wünschte. Hier lag auch für den Peon die Hoffnung vor, ein

anderes als die gewöhnlichen Gerichte zu kosten, und so wurde denn der Marsch weiter fortgesetzt, obschon man den klugen Maulthieren an dem unwilligen Kopfschütteln und den lang herabhängenden Ohren den Unwillen deutlich ansah; denn statt zwischen neun und zehn Uhr ein reichliches Frühstück einzunehmen und dann sechs Stunden lang sich dem Schlafe zu überlassen, sollten die armen Thiere noch wenigstens vier Stunden weitermarschiren, mehr als das — sie sollten eine Last von nicht geringer Bedeutung tragen.

Es ging. Zwar schien die Luft zu glühen, der Staub, der durch die sich entwickelnde heiße Luft emporgehoben wurde, auch ohne von den Hufen der Maulthiere aufgerührt zu sein, flimmerte in der Luft und benahm ihr einen großen Theil ihrer Durchsichtigkeit. Es wurde auf dem Wege immer stiller und einsamer; war man während der frischen Morgenzeit manchem Bauer begegnet, welcher sein Roß im fröhlichen Galopp tummelte, dasselbe mit großer Kunst parirend, um die Fremden mit ein Paar freundlichen Worten zu begrüßen, — war da oder dort ein Handelsmann mit einem oder vielen Maulthieren an Voluda vorübergezogen, so wurde es jetzt immer stiller und unheimlicher und heißer. Daß man hin und wieder einen Fluß passiren mußte, war eigentlich kein Trost; die Abkühlung war doch nur theilweise, und sie wurde gar sehr in ihrem Werthe verringert durch die große Plage, welche die auf dem Leibe trocknenden und wie man beinahe glaubte kochend nassen Gewänder verursachten. Nach einem solchen Bade war es aber doppelt schwer, auf dem widerspenstigen Thiere zu reiten, denn in dem augenblicklichen Gefühl des erhöhten Wohlseins war dasselbe so übermüthig, daß es nicht geringer Kunst bedurfte, um darauf sitzen zu bleiben.

VII.

Reise in der Mittagshitze. Gefährlicher Willkommen, ein chilenischer Garten. Eine Siesta wird gestört. Freundlichkeit der Chilenos.

Die Nähe der Hacienda, die man zu erreichen beabsichtigte, kündigte sich durch eine große Rinderheerde an, welche man in der Ferne liegend und wiederkäuend sah, unbekümmert um den furchtbaren Sonnenbrand. Es mochte zwei Uhr sein, die heißeste Stunde des Tages, dennoch erhoben sich beim Herannahen der Reiter einige der ältesten Stiere, um die Reisenden zu begrüßen.

Die Thiere haben einen eigenen Scharfblick; sie wissen auf große Entfernungen den Fremden von denjenigen zu unterscheiden, mit denen sie täglich zu thun haben, und wie sehr sie sich von diesen Letzteren Alles gefallen lassen, so wenig scheinen sie zu Concessionen geneigt gegen Personen, welche sich nicht der Ehre ihrer Bekanntschaft rühmen können. Gesenkten Hauptes stürmen sie auf den Reisenden zu, und er darf dem Himmel danken, wenn der schnelle Lauf seines Pferdes ihn der drohenden Gefahr entzieht.

Auch hier war eine solche Gefahr zu besorgen, das zeigten die ängstlichen Mienen des Peon, der mit großer Eile den Zügel des Maulthieres erfaßte, auf welchem Volnda saß, und es rechtwinkelig von der Straße ablenkte, die mitten durch die gelagerte Heerde führte. Im großen Bogen ging es nun um diese herum, und obschon die Stiere sich gleich Anfangs anschickten, auf die Troppa zuzugehen, so blieben sie doch, bei dieser Ablenkung derselben von dem Wege gewissermaßen befriedigt, beruhigt stehen und ließen die Reisenden ungehindert ziehen, so daß dieselben eine halbe Stunde später wieder in die eigentliche, im Uebrigen kaum kennbare Straße einbiegend, die Hacienda erreichen konnten.

Ein furchtbares Bellen von einer großen Meute wüthender Hunde tönte den Ankommenden entgegen; die bösen Kläffer fielen die Reisenden thatsächlich an, sie bissen den Pferden in die Beine, sie schnappten nach den Füßen der Reiter, und es wurde nöthig, die Lasso's zu schwingen und ein halbes Dutzend der Hunde für eine kurze Zeit still zu machen. Die Schlinge wird ihnen um den Hals oder, wenn sie emporspringen, um den Leib geworfen, und sie werden dann dergestalt schmerzhaft umfaßt und weit fortgeschleudert, daß sie vorläufig sich fernerer Anfälle enthalten und auch die nicht geschlingten einen heilsamen Schrecken bekommen.

Vor Volnda lag ein gewaltiger Baumgarten, ein weiter Raum, mindestens zwei Klafter hoch ummauert, wahrscheinlich der Raubanfälle wegen, die nicht selten von den Pehuenchen ausgeübt werden, denn gegen die übrigen Thiere des Feldes würde die Hälfte der Höhe und schon weniger als das ausreichend gewesen sein.

Die Mauer wurde von den prächtigsten Bäumen weit überragt, Alles, was die heiße Zone an genießbaren Früchten aufzuweisen hat, war hier vertreten, leider nur verlockend durch die schöne Form, denn genossen kann keine der tropischen Früchte werden — ohne vorherige sehr sorgfältige Vorbereitung, ohne Verwandlung in eine Confitüre, durch Entschälen, Auswässern, Zerreiben, Ueberzuckern und darauf folgendes unerläßliches Benetzen mit Madeira oder Rum, ohne welche Vorbereitungen alle diese köst-

lichen Früchte, wenigstens für den europäischen Gaumen, ungenießbar sind. Die Neger allerdings machen solche Umstände nicht, aber sie sind auch bis jetzt noch nicht als competente Richter des Geschmackes bekannt geworden, denn lieber als alles Andere essen sie z. B. Talglichte, und wenn ihnen Jemand im Scherz ein Wachslicht giebt, so halten sie sich oder den Geber für betrogen.

Obenan stand die Manga, welche man für die köstlichste Frucht hält, und welche uns nach Terpenthin schmeckt. Der weitschattende Baum, welcher die Akaja-Frucht trägt, und die Abacate, welche man aus der lederartigen Schale unter Zusatz von Citronensaft und Zucker mit dem Löffel herausißt, war nicht minder häufig zu sehen, auch die Mamao oder Mamong, welche verächtlich die Negerfrucht genannt wird, ragte über die Mauer hervor. Deutlich aber war bei allen diesen Bäumen eine solche Verwilderung, daß man unzweifelhaft sah, die pflegende Hand des Gärtners fehle gänzlich und es sei Alles der Natur überlassen, was am Ende wohl der Grund sein mag, warum die mehrsten tropischen Früchte schlecht erscheinen im Vergleich mit denjenigen, die in unseren Treibhäusern gezogen werden, wie z. B. die Ananas, welche in allen großen Handelsgärten Deutschlands in Menge gewonnen und bei Weitem besser wird als in ihrem Vaterlande.

Die Fruchtbäume wurden überragt von dem schönsten, stolzesten Baum der Erde, von der Araukaria und von einigen Palmen, welche jedoch nicht in Chile heimisch sind, da dieses Land nur eine einzige Palme besitzt, die sehr unförmliche und unschöne Jubaea spectabilis, welche viel mehr aussieht wie eine etwas langgezogene Madeirapipe denn wie ein Baum. Es will dem Beschauenden gar nicht einleuchten, daß ein schöner Palmbaum mit großer, breiter Krone den wunderlichen Einfall haben könne, in der Mitte des Stammes dreimal, viermal so dick zu werden als oben oder unten.

Die Reisenden waren nunmehr in das breit offenstehende Thor eingezogen und befanden sich auf einem sehr großen und eben so liederlichen Hofe, auf welchem Ackergeräthschaften, gefällte Bäume, große Haufen von türkischem Weizen und noch größere Haufen von Thierfellen umherlagen. Alles war still wie das Grab, man sah wohl ein halbes Dutzend größerer Häuser und Schuppen umherstehen, ganz ohne Plan zerstreut, aber man sah keinen Menschen, und dennoch mußte der Ort bewohnt sein, denn dies bewiesen die Hunde, welche nach erhaltener Züchtigung ganz demüthig und scheu, jedoch zähnefletschend herbeikamen; das zeigte noch mehr ein durchdringender Geruch von Charqui, von in der Luft getrocknetem Fleische (carne secco), welches einen der Schuppen zu füllen schien und seinen Duft

weithin verbreitete. Dieses Fleisch scheint den Chilenen, trotz seines Duftes, ein solcher Leckerbissen, daß sie immerfort davon naschen. Wie unsere Kinder auf dem Lande sich Kartoffeln in der Asche braten, wie die Italiener die Kastanien auf gleiche Weise rösten und keineswegs blos um den Hunger zu stillen, genießen, so die Chileno's mit dem Charqui, das sie auf einen Span, in seltenen Fällen auf eine Gabel gespießt, in mundrechten Bissen an das Feuer oder über Kohlen halten, bis es anfängt einen scharfen Geruch nach verbrannten Eierschalen zu entwickeln, worauf sie dieses köstliche Gericht mit Todesverachtung zu sich nehmen, und sofort einen neuen Bissen davon auf den Span stecken.

Das Vorhandensein dieses getrockneten Fleisches war ein sicheres Zeichen der Bewohntheit des Ortes, denn diesen Leckerbissen läßt der Chileno nicht zurück, wenn er seinen Wohnort wechselt. Dennoch war kein Mensch zu sehen und zu hören, und man mußte von Haus zu Haus gehen, um die Bewohner zu finden. Eine leere Scheune, ein leerer Stall und eine leere menschliche Wohnung, alle drei genau von derselben Beschaffenheit, nämlich vier Wände von Lehm mit einem mächtig schweren Ziegeldach, waren das Nächste, was man durchsuchte. Nun aber gelangten die Reisenden an ein Gebäude, welches die Küche zu sein schien. Als sie eintraten, sprang ein hochgewachsener, gebräunter Chileno von wunderschönen Körperverhältnissen und einer bewundernswürdigen Muskulatur, welche man sehr wohl sehen konnte, da er seinen Poncho der Hitze wegen abgeworfen und sein Beinkleid dermaßen verkürzt hatte, daß es den Badehosen der Europäer glich, auf, schnellte empor wie eine zusammengedrückte Stahlfeder, und ging mit einem Blick, der Drohendes verhieß, auf die Ankömmlinge zu, um sie mit seinen nervigen Fäusten zu ergreifen und Einen mit dem Andern todtzuschlagen.

Kaum aber erkannten seine noch halb schlaftrunkenen Augen die Reisenden, kaum sah er an Voluda's Kleidung und Gesichtsfarbe, daß er ein Fremder sei, als auch seine Miene sich erheiterte und er mit jenem Ausdruck von Offenheit, Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, der den Chilenen so sehr ziert, sich wegen seiner etwas raschen Bewegungen entschuldigte und die Gäste willkommen hieß, welche sich, wie er sagte, in die Küche verirrt hätten, welche wohl die Ruhestätte eines armen Guasso, eines Knechtes und Hirten, nicht aber der Aufenthalt vornehmer Don's und Herren sei, und die er sofort in ein ihrer würdiges Gemach führen werde.

Diese Höflichkeit, dieses wirklich feine Benehmen, welches unter den Chilenen auch dem Niedrigsten eigen, ist ohne alle Affectation, denn sie steht ihm gut, ist ihm natürlich — diese Höflichkeit ist jedenfalls eine

Erbschaft des spanischen Blutes. Wie im Mutterlande reden sich selbst die Bettler mit „Senor", „Don" an, und der Räuber öffnet höflich den Kutschenschlag, verbeugt sich und bittet tausendmal um Entschuldigung, daß er die geehrten Herrschaften, die Senores und Senorittas, belästigen müsse.

Der Chileno rollte zwei Holzblöcke und einen Sägebock gewissermaßen als Lehnstuhl, als Ehrenplatz herbei, lud zum Sitzen ein und wies Voluda den Sägebock, als dem Herrn zugehörig, an, warf dann seinen Ponjo über und verließ das Gemach, um seine Herrschaft zu wecken. Es war die Zeit der noch nicht beendigten Siesta, es hielt daher Alles, was Augen hatte, dieselben geschlossen. Aber der Lärm der Ankommenden, das Wiehern der Maulthiere und Pferde hatten doch schon ein Wenig gewirkt; die beiden der Küche benachbarten Häuser hatten sich geöffnet und neugierige Gruppen standen in der Thüre; die Damen in einem tiefen Negligé, die Herren wohl nicht anders, nur deshalb nicht so auffallend, weil das Negligé der gewöhnlichen Tracht auf ein Haar glich.

Außer dem Hause bekommt man die Gesichter der Damen beinahe gar nicht zu sehen; sie haben nämlich eine übermäßig lange und breite schwarzseidene Schürze um die Taille gebunden, aber nicht vorne, wie man sie in Europa trägt, sondern umgekehrt, hinten. Auch hängt die Schürze nicht herab, sondern sie ist über Kopf und Schulter genommen, so daß sie den oberen Theil des Körpers beinahe und den Kopf ganz umgiebt und verhüllt, denn die Schürze hängt vorne über das Gesicht herunter. Nun will man aber doch sehen, und dazu wird der letzte Streifen, der Saum der Mantille, so gefaßt, daß er quer über die Stirn, dicht über den Augenbrauen läuft. Die beiden herabhängenden Zipfel aber faßt die eine Hand so, daß durch den Zipfel rechts die ganze rechte Seite des Gesichts zusammt der Nase, durch den linken Zipfel aber die ganze linke Seite des Gesichts, mit alleiniger Ausnahme des linken Auges, zugedeckt wird. Man hat also ein großes, schwarzes Oval vor sich, in welchem vorne ein hellbräunliches Dreieck mit dem feurigen Auge sichtbar ist.

Die übrige Kleidung besteht in einem äußerst kurzen und äußerst engen, aber höchst elastischen Unterrock, welcher sich gleich Tricot an den Körper schließt und die Formen desselben auf das Deutlichste markirt; darüber hat die neuere Mode ein Kleid gehängt, welches zwar nicht länger, aber doch viel weiter ist, und besonders hinten sich von der Taille in solcher Art rechtwinkelig entfernt, daß man eher glauben möchte, einen Centauren, als einen Menschen zu sehen, würden nicht die ungemein zierlichen Füßchen, stets mit blendend weißen Strümpfen bekleidet, zeigen, daß

man sich nicht unter Geschöpfen der Mythologie befindet. Diese Füßchen aber, deren Spitzen vor dem Kleide weit vorstehen, da dasselbe vorne dicht am Körper liegt, und dessen Formen nicht unvortheilhaft verbirgt, stehen doch wenigstens 1½ Elle von dem hinteren Theile des Kleides, von dem letzten Ende der Schabracke, welche die Kruppe des Pferdes bedeckt, so daß man versucht wird, immer dort unten hinzusehen, ob an der leeren Stelle nicht ein Paar so zierliche Pferdehüfchen zum Vorschein kommen würden, wie vorne sich zierliche Damenfüßchen zeigen. Steht man gerade vor einer Dame, so hat die Tracht durchaus nichts Auffallendes, aber geradezu komisch wird sie, wenn man eine Dame von der Seite betrachtet, wenn sie z. B. an den Beobachter vorübergeht. Es fehlt nur noch, daß sie sich dabei verneigt, um durch die Bewegung des Hintertheils glauben zu machen, die schöne Centaurin schlage aus.

Jetzt, eben aus dem Schlaf erwacht, hatten die sämmtlichen Damen des Hauses, unter denen zwei sehr jung und folglich sehr schön waren, weder die Mantille noch den weiten Rock angelegt; sie standen da mit einem ganz offenen Hemde, das Schultern und Brust den neugierigen Blicken vollkommen Preis gab — mit der eng anliegenden Saja, welche kaum gestattet Schritte zu machen, die weiter sind als einfaches Voreinandersetzen der Füße, die aber Hüften und was darum und daran ist, Kniee und Waden, so außerordentlich scharf markiren, daß eine Dame in dieser Tracht beinahe geeignet wäre, einem Maler als Modell zu dienen.

Das Haar war ein Wenig in Unordnung, die Locken fielen in schweren, dicken Massen über die Schultern auf den Hals oder hingen auch in die Stirn herein, und wären Federbetten in diesem Klima gebräuchlich, so würde man auch wohl Federn in den Haaren gesehen haben; aber die Augen zeigten keine Schläfrigkeit mehr, die Neugierde hatte die letzte Spur daraus vertrieben, sie strahlten voll Feuer und Freude! — ja Freude! denn es gab ja Fremde, es gab Abwechselung, also genug Grund zu Glück und Freude.

Der Chileno, welcher von Voluda aufgejagt worden war, machte seine Meldung, und der Hausherr bat den fremden Herrn herbeizuführen. Mit dem nöthigen Ceremoniel — Voluda durfte die Worte des Herrn nicht hören, er mußte warten, bis der Diener sie ihm ausgerichtet — wurde der Auftrag vollzogen, und dem Nahenden kam der Hausherr und die Frau vom Hause mit außerordentlicher Freundlichkeit entgegen, ihn willkommen heißend, worauf er sofort den Damen zugeführt und in das Innere des Hauses spedirt wurde, denn bei der Tageszeit kann man im Freien nicht bleiben.

Die Damen zogen sich zum Theile zurück, kamen aber alsbald wieder zum Vorschein; die Eine brachte eine wallnußgroße, hohle Wachskugel mit einer wohlriechenden Essenz, von ihr selbst bereitet — eine Kunst, auf welche die chilenischen Damen sich etwas einbilden — die Andere hatte im Garten einen Orangenzweig, reich mit Blüthen geschmückt, gebrochen, und bot ihn zum Willkommen dem Gaste dar; die Dritte, die Jüngste und Schönste von Allen, brachte ihm das sinnigste und sentimentalste Geschenk, das sie zu geben wußte: ein halbes Dutzend Strohcigarren — Empfindung spricht sich auf verschiedene Weise aus, warum nicht auch durch Tabak.

Voluda kannte die freundliche Sitte und empfing dankend die Geschenke, obschon er der Odeurs nicht bedurfte, da er nicht an so stark hervorstechender Transpiration litt wie die Spanier, und eben so wenig Tabak rauchte. Allein es wäre höchst unhöflich gewesen, wenn er dergleichen hätte zurückweisen wollen, und so ging er noch den üblichen Schritt weiter, die poetische Geberin zu bitten, ihm auch eine Cigarre anzuzünden, was sie denn sofort und nicht ohne einen sehr lebhaften, vielverheißenden Blick that, der nur darum nicht zündete, weil Voluda's Herz gepanzert war.

VIII.

Eine glänzend eingerichtete Hacienda: Müller und Schulze in Valparaiso. Auf welche Weise die Damen mit ihren Caballero oder allein reiten.

Die Damen ließen sich keinen Augenblick durch ihre leichte Kleidung beirren; sie blieben in dem Negligé, welches sie als häusliche Tracht für vollkommen anständig hielten. Man ging nun auf der Gartenseite nach dem sogenannten Corridor, der eine liebliche Luftigkeit mit angenehmem Schatten verband; aber der Aufenthalt in dem Zimmer war doch lang genug gewesen, um Voluda zu zeigen, in welcher wunderbaren Weise sich das Altherkömmliche mit dem Modernen vereinigt hatte.

Die Lehmwände, kunstlos wie die eines jeden Bauernhauses, waren doch mit Kupferstichen von solcher Schönheit und in breiten, schwer vergoldeten Rahmen bedeckt, ein Flügel stand an der Seite, der mindestens einen Preis von tausend Piastern gehabt hatte. Der Boden war aus Lehm geschlagen, aber er war mit einem Teppich bedeckt, welcher einen Fürstensaal zu schmücken geeignet gewesen wäre.

Auf den Lehmwänden ruhte ein schweres Balkendach, mit noch viel schwereren Hohlziegeln, wie man denn keine andere Bedachung als diese

kennt; aber an den Balken hing ein Kronleuchter von schwer vergoldeter Bronce, reich mit prismatisch geschliffenen Krystallgläsern behängt. Gegen all' diese Pracht stachen auf das Sonderbarste die Lagerstätten ab, welche ganz ähnlich denen der Guauchо's in den Pampa's waren. Jede Lagerstätte bestand aus vier, tief in den Boden gerammten Pfählen, über welche eine Kuhhaut gespannt war; vier solche Lagerstätten waren in demselben Gemache vereint, und sichtlich waren alle vier gebraucht gewesen. Mann und Frau hatten auf der einen, ein Paar Mädchen auf der andern, ein junger Herr und ein Paar junge Damen auf der dritten u. s. w. in paradiesischer Unschuld gelegen. Das Lager bestand aus baumwollenen Säcken mit Baumwolle gestopft, und man konnte die Eindrücke, die die verschiedenen Körper zurückgelassen hatten, sehr deutlich erkennen. Es waren auch einige Gefäße zu sehen, welche das Bild der Häuslichkeit bis zu einem Grade vervollständigten, der haarscharf an das einer europäischen Kinderstube streifte. Von Stühlen und Sopha's war in dem ganzen, auf so sonderbare Weise ausgestatteten Raum keine Rede. Einige aufrecht stehende Fässer, einige dergleichen liegende, ein halbes Dutzend durchgesägter Baumstücke war dasjenige, was die Stühle vertrat, und an Stelle des Sopha's konnte man allenfalls eine ziemlich große, aber auch eben so grobe, schlecht zusammengesetzte Bank auf vier ungleichen Füßen setzen.

Doch mußte zugestanden werden, daß es nicht Mangel an Stühlen war, was die wunderliche Zusammenstellung hervorbrachte, sondern nur Mangel an genügend vielen Stühlen; auf dem Corridor nämlich sah man ein Dutzend Rohrstühle vom schönsten norddeutschen Birkenholz, wahrscheinlich in Bremen oder Hamburg gemacht, und jedenfalls etwas bei Weitem Kostbareres, als wenn sie von Mahagoniholz oder Polisander, in Amerika heimisch, gemacht gewesen wären.

Die Gesellschaft ließ sich unter dem breiten Schattendach nieder, welches noch erweitert wurde durch die schönen, naheſtehenden, das Haus weit überragenden Bäume. Beim Austritt aus dem Hause hatten die Damen ihre seidenen Mantillen mitgenommen und sich nach Landessitte damit verhüllt. Doch immer nur auf Augenblicke wurde die Mantille zusammengefaßt; wenn ein Herr, und wäre es der Bruder oder Vater gewesen, mit einer Dame sprach, sobald die directe Anrede aufhörte, sank auch die haltende Hand von dem Tuche herab und das schöne Oval des Gesichtes erschien ohne Verhüllung. Eine oder die andere Dame verließ ohne vorherige Verabredung mit der Frau vom Hause das Schattendach und kehrte bald wieder zurück mit Erfrischungen, aus jenen eigenthümlichen Früchten bestehend, denen man durch Auswässern den übeln Geschmack benehmen

und denen man durch Zusatz von Citronen oder anderen Fruchtsäften von Zucker und weingeisthaltigen Flüssigkeiten einen andern Geschmack geben muß. Nun erst konnte vor den lärmenden Fröhlichkeits- und Bewillkommnungsbezeigungen Voluda dazu kommen, zu erklären, daß er eine Recommandation eines Freundes an Senor Don Giuſepe de Almendral mitbringe.

Kaum waren die Worte gesprochen, als alle Anwesenden auf Voluda zuflogen und ihn beinahe erdrückt hätten in der Freude des Herzens, denn der Caballero Senor Don Henrico de Sulzeo i Mullero war ein vertrauter Freund des Hauses Almendral, hatte Teppiche und Kronleuchter, hatte Stühle und Flügel von Europa kommen lassen und seinen Freunden gezeigt, was für schöne Sachen man in Spanien zu machen verstehe — begreiflich gilt Spanien und Europa für gleichbedeutend. Signor Don Sulzeo vertrieb auch die Felle, welche Don Giuſepe nach Valparaiſo schickte, versah auch mit dem Carne secco seiner Hacienda die Schiffe; nicht minder verstand er es, die übrigen Producte des Ackerbaues zu verwerthen und dagegen wieder andere nützliche Dinge auf die Hacienda zu schaffen, und so war denn aus dem Handelsverkehr eine innige Freundschaft entstanden, und die Damen wurden nicht müde der Fragen nach dem Befinden der Signoritta Caroliana und der Signora Feriberiga und der Signora Loiſina u. s. w.; auch nach dem jungen Herrn des Hauses wurde gefragt, und es schien sich zu ergeben, daß mehr als gewöhnliche Freundschaftsverhältnisse die beiden Familien verbänden. Auch die geringste Kleinigkeit, welche Voluda erzählte, erweckte bei der einen oder der anderen der anwesenden Damen großes Interesse, brachte mitunter lautes Lachen hervor, nicht selten aber auch stummen Schrecken, ja man hätte beinahe sagen dürfen, Entsetzen, besonders als Voluda davon erzählte, daß die jungen Herren und Damen des befreundeten Hauses bei einer Tertulia gewesen, das ist eine jener heiteren Abendgesellschaften, welche immer mit Gesang und Tanz beschlossen werden, und bei denen sich am leichtesten Bekanntschaften machen, neue Freunde gewinnen, alte Freunde vergessen lassen. Braut und Bräutigam sind bei den Völkern südlicher Abkunft stets entsetzlich eifersüchtig, Mann und Frau dann schon weniger. Aber so eifersüchtig sie auch sind, so heißes Blut sie auch haben, so leichtes und fröhliches Blut ist ihnen auch eigen, dergestalt, daß die erhaltenen Eindrücke solcher Art ziemlich schnell beseitigt werden; und so geschah es denn auch hier, daß der Eindruck, den eine oder die andere böse Nachricht hervorbrachte, nicht gar zu lange währte. Es mag denn auch ein Jeder wohl wissen, daß er selbst nicht vollkommen frei ist von Fehlern. Den

jungen Damen sagt hie und da die Freundlichkeit, die Geschicklichkeit eines anwesenden Tänzers besser zu als die vielleicht ganz gleiche Geschicklichkeit des abwesenden Verlobten, und so mochte es kommen, daß die jungen Damen und Herren sich bald genug sichtlich beruhigten. Vielleicht war auch Voluda von da ab, wo er den Eindruck seiner Erzählungen bemerkte, klug genug, nicht mehr zu erzählen, als mit der allerweitest getriebenen Eifersucht immer noch verträglich war.

Unser Reisender fand sich nicht wenig überrascht, hier, mehrere Tagereisen von der Hauptstadt, einen vornehmen Mann zu finden, der nicht nur vertraut mit allen Annehmlichkeiten des bequemen städtischen Lebens war, sondern auch zugleich an wissenschaftlichen und Kunstgenüssen Freude fand und doch, wie es schien, aus Liebe zur Natur sich die Stadt versagte, um ein für den wohlhabenden Mann an Entbehrungen sehr reiches Leben zu führen; allein es erschloß sich ihm bald ein ganz begreifliches Verständniß hierzu. Es war wie mit den reichen, begüterten Familien des Festlandes; auch diese bringen den angenehmsten Theil des Jahres auf ihren Landsitzen zu, wissen aber sehr wohl, daß der Winter oder die nasse Jahreszeit in der Stadt angenehmer und schneller verfließt als auf dem Lande. Noch etwas kommt dazu; die Südländer sind sehr leidenschaftlich, diese Leidenschaften fordern Nahrung, welche ihnen in der Stadt nicht gegeben werden kann, aber auf der Jagd nach Raubthieren, bei der Hetze wilder Stiere, beim Einfangen und Zureiten wilder Pferde sich auszutoben vermag. Diese heißblütigen Menschen fordern Bewegung. Sie könnten sich dieselbe sehr gut durch Arbeit verschaffen, aber das ist nicht nach ihrem Geschmack, — so wollen sie denn lieber tanzen und jagen, sich bis zum Tode ermüden, aber doch mit Vergnügen ermüden. Alles das kann ihnen in der Stadt nicht werden, alles das suchen sie auf dem Lande auf. Eigentliche Liebe zur Natur, eine poetische Richtung ist es durchaus nicht, denn welche Saite Voluda auch berührte, sie fand keinen Wiederhall in dem Herzen dieser sonst sehr liebenswürdigen Leute. Als aber ein Wort fiel von den Heerden, welche Voluda passirt, und von der Kampfbereitschaft der Stiere, denen man nur durch einen großen Umweg habe ausweichen können, da flammten die Augen der jungen Männer lebhaft auf, und auch die Damen schienen einigen Theil an der Aufregung zu nehmen.

Da die Müdigkeit, welche der unterbrochene Schlaf noch hervorgebracht, jetzt glücklich beseitigt schien, auch die gewaltige Tageshitze nachgelassen hatte, so machte der Herr vom Hause den Vorschlag, mitten unter die Heerde zu reiten, um zu beweisen, daß diese gewaltigen Thiere sehr sicher ihre Herren von dem Fremden zu unterscheiden wissen, und nur diesen Letzteren angreifen würden.

Voluda dankte verbindlichst für die zugedachte Ehre; er fühlte keine Neigung sich spießen oder in die Luft werfen und mit den Hörnern sich wieder auffangen zu lassen, durfte aber, um nicht die Achtung der guten Leute zu verlieren, dergleichen nicht merken lassen, machte daher bei der Ablehnung den Vorschlag, ein wildes Pferd einfangen zu helfen, um zu erfahren, in welcher Weise dasselbe gezähmt würde. Dieser Vorschlag fand sofort allgemeine Billigung, denn auch die Damen konnten Theil daran nehmen.

Das ist nun eine sonderbare Sache mit solcher Reiterei, wenn die Dame quer auf dem Sattel sitzt und durch ihre Kleidung so beengt ist, daß sie sich den gewöhnlichen Schluß, den der Damensattel gewährt, durchaus nicht verschaffen kann. In der Regel reitet die Dame nie allein, immer wird sie von dem Herrn auf die Kruppe des Pferdes gehoben, dann schwingt er sich in den Sattel und zwar auf eine ziemlich beschwerliche Weise. Da die Dame auf der Kruppe des Pferdes sitzt, so kann er nicht, mit dem linken Fuß im Steigbügel stehend, den rechten Fuß über das Pferd bringen, er müßte ihn dann auch über das Haupt seiner Dame hinwegschwingen, was zugleich unanständig und unmöglich wäre. Er muß daher, nachdem er seiner Dame den Ritterdienst geleistet hat, neben dem Pferde stehend, halb rückwärts gewendet, einen solchen Sprung ausführen, daß er mit dem rechten Bein über den Hals des Pferdes hinweg und so rückwärts in den Sattel kommt. Der Kunstreiter nennt dieses den spanischen Jungfernsprung, weil vorzüglich in Spanien auf diese Weise das Pferd bestiegen wird.

Die auf solche Weise hinter dem Herrn sitzende Dame umfaßt nun mit ihrem rechten Arm den Herrn und hält sich an ihm, dessen Sitz im Sattel also fest genug sein muß, um für Beide, für Herr und Dame, die erforderliche Sicherheit zu gewähren. Das geht nun sehr gut für den Landprediger von Wakefield, wenn er mit Frau und Tochter in langsamem Schritt zur Kirche reitet; das geht schon viel schwerer, wenn man einige Meilen im Trabe zurücklegen will, aber es ist geradezu unthunlich, wenn es sich um eine Jagd und nun vollends auf ein wildes Steppenpferd handelt. Aber die Damen wollen doch an der Jagd Theil nehmen; da verlassen sie und ihre Männer sich auf die unglaubliche Gewandtheit eben dieser schönen Spanierinnen, und in der That dieselbe genügt, bietet nicht nur der Gefahr Trotz, sondern versteht es, dieselbe zu überwinden.

Der Sattel für die Dame ist ganz gleich dem spanischen Männersattel: ganz gewaltig hoch mit einem Sattelknopf auf beiden Seiten, d. h. sowohl vorne als hinten, wodurch es dem Manne beinahe unmöglich

gemacht wird, aus dem Sattel zu fallen. Die Dame aber, welche quer in diesem Sattel sitzt und keinen Schluß hat, bedient sich der beiden Hände, indem sie sowohl den vorderen als den hinteren Sattelknopf festhält, und so, beinahe immerfort in der Luft schwebend, macht sie die wildeste Jagd mit und vermag auch die eine oder die andere Hand frei zu brauchen, denn es genügt vollkommen, daß sie eine Hand an den Sattel liegend habe. Sie jagt jauchzend dem wilden Pferde nach, man glaubt beinahe eine geschickte Kunstreiterin zu sehen, so schwebt sie in der Luft, so schwebt sie sicher dahin, so nimmt sie Theil an allen Gefahren und an allen Freuden des Unternehmens.

IX.

Der allgewaltige Lasso. Ein gefangener Wildling. Wie ein solches Roß gebändigt wird. Ein vernünftiger Mensch.

Im gegenwärtigen Falle hatte Volnda Gelegenheit, alles dieses aus nächster Nähe zu beobachten. Sechs oder acht der schönsten Pferde wurden herbeigeführt, jede Dame setzte einen mächtigen, Schatten gebenden Hut auf und befestigte ihn durch ein Band unter dem Kinn; Jede versah sich mit einer Reitgerte, und nun, auf die Rosse gehoben, jagten sie davon, den Männern weit voraus, so daß diese Mühe hatten, sie einzuholen.

Nach einer kurzen Zeit war die Heerde wilder Pferde, welche zu dem Gute gehörte, erreicht, und bald wurde eins derselben abgesondert und durch den Lasso gefangen.

Dieser Lasso ist eine, etwa zwanzig Ellen lange Leine, aus der Haut eines Büffels geschnitten, an einem Ende mit einem starken eisernen Ringe versehen, überaus festgenäht, der den laufenden Knoten vertritt. Etwas mehr als eine Klafter von der Länge des Riemens wird durch den Ring gezogen, so daß sich eine Schlinge von einer Elle Durchmesser bildet. Der Reiter hat diese Schlinge, welche das schwerste Stück der ganzen Leine ist, in seiner rechten Hand, dazu noch so viel von der Leine selbst, daß nichts davon weit genug danieder hängt, um das Pferd am vollsten Jagen zu hindern. Das andere Ende des Lasso ist hinten am Sattel befestigt.

Soll nun ein Thier gefangen werden, so jagt der Reiter hinterher, bis er dasselbe in der Wurfweite seiner Schlinge glaubt; dann schwingt er diese mehrmals in Kreisen über dem Haupt, läßt Alles plötzlich los,

und mit einer Sicherheit, von welcher wir gar keinen Begriff haben, senkt sich die geöffnete Schlinge über das Haupt desjenigen, der gefangen werden soll. Rind, Pferd oder Reiter, Alles ist gleich, die Schlinge umfaßt die Beute, und der Gefangene ist verloren; denn im Augenblicke, wo die Schlinge gefallen ist, wirft der Reiter sein Roß herum, galoppirt zurück und reißt das gefangene Geschöpf mit sich fort. Pferd oder Rind stürzen zu Boden, der gefesselte Reiter wird aus dem Sattel gerissen und geschleift; jeder Versuch, sich zu wehren, ist überflüssig. Wenn ein Reiter einen großen Regenschirm über seinem Kopfe ausspannte, so würde er allerdings von der Schlinge nicht gefaßt werden können, aber der Gegner würde diese Schlinge dann um den Kopf oder die Beine seines Rosses werfen und er wäre doch verloren.

Ein solches Beispiel wurde hier an einem Manne allerdings nicht geliefert, das gefangene Pferd aber war alsbald zu Boden gerissen und der junge Herr vom Hause, der es geschlingt hatte, sprang aus dem Sattel und ging darauf zu.

Hier sah Volnda ein Beispiel von der großen Gelehrigkeit der schönen Rosse. Das Pferd, welches der Reiter verlassen hatte, lehnte sich, ohne dazu ermuntert zu sein, mit seinem ganzen Gewicht seitwärts, um den Lasso gespannt zu erhalten, und wie der Herr längs desselben auf das gefangene Pferd zuging, bestrebte sich sein Roß durch immer schärferes Anziehen des Lasso das gefangene Pferd immer fester zu binden, so daß es förmlich strangulirt wurde, denn es bemüht sich gleichfalls loszukommen, und zieht dadurch die Schlinge nur immer fester um seinen Hals.

Der junge Herr hatte das gefangene Pferd erreicht, und während dasselbe in Todesangst zitterte, hatte er ihm eine Decke und darüber den Sattel aufgelegt, und diesen nicht sowohl durch Schnallen als durch mehrfach umgelegte Riemen, die durch Knebel angezogen wurden, befestigt, was ihm das gefangene Thier dadurch sehr leicht machte, daß es, auf der Kruppe sitzend, sich mit den Vorderbeinen gegen den Lasso sträubte.

Ein großer, breitriemiger Zaum mit sehr schwerem arabischen Gebiß wurde dem Thier nunmehr angelegt, und so wie ihm derselbe übergestreift war, ertönte ein Pfiff aus des Reiters Munde, wie ihn unsere besten Schäfer nicht besser geben können. Sein Reitpferd richtete sich auf dieses Signal aus der halb liegenden Stellung auf und trabte auf seinen Herrn zu; doch in demselben Augenblicke hatte auch das gefangene Roß, sich befreit fühlend von der Zuschnürung der Gurgel, erhoben, und sich mit einem rasenden Sprunge in Galopp gesetzt. In demselben Augenblicke war auch Don Pasquale im Sattel und faßte die wollene Decke mit seinen

langsternigen Spornen, in demselben Augenblick hatte er auch die Schlinge von dem Halse des wilden Pferdes gelöst, hinweggeworfen und die Zügel ergriffen.

Dies Alles geschah so zu gleicher Zeit, so plötzlich und mit solcher, nach Sekunden gar nicht zu bestimmenden Schnelligkeit, daß gewiß keiner der Begleiter sah, was eben geschah, sondern Alle nur wahrnahmen, was bereits geschehen war.

Das wilde Pferd, die ganz ungewohnte Last, den noch nie gefühlten Zwang durch Zaum und Sattel empfindend, wehrte sich mit der ganzen Kraft der Verzweiflung dagegen. Der junge Mann ließ das Pferd toben, er saß darauf wie angenagelt; das Bäumen, das Bocken, das gewaltigste Hintenausschlagen, die gewaltigsten Lançaden, sie hatten auf ihn keine größere Wirkung als auf eine Fliege, die an seiner Stelle im Sattel gesessen hätte. Als ob er gar kein Gewicht habe, als ob er nichts zu überwinden, als ob er nicht den geringsten Widerstand zu leisten habe, so theilte er alle Bewegungen des Pferdes ohne Anstrengung und mit sichtlicher Lust an der ungeheuren Mühe, und Alle die Seinigen, welche ihm folgten, nahmen Theil in freudigem Aufjauchzen bei jeder ihm gelungenen Bewältigung eines der wilden Manöver des Pferdes. Höchst drollig war es nunmehr anzuhören, wie Don Pasquale sich mit dem wilden Burschen unterhielt. Nachdem der Kampf des Pferdes mit seinem Reiter wohl zehn Minuten gedauert hatte, ohne daß er einen Laut von sich gegeben, fing er plötzlich an:

„Wie ist's, wirst Du nun endlich zufrieden sein? Du siehst ja doch, daß Du nichts gegen mich ausrichtest! Begieb Dich zur Ruhe, Narr, und folge mir freiwillig, denn Du wirst es doch endlich müssen!"

Neue Bocksprünge antworteten auf die freundliche Anrede; aber ganz unbeirrt fuhr der junge Herr fort:

„Was ist das nun wieder, ich habe Dich für ein viel vernünftigeres Thier gehalten; ich sehe, ich habe Dich bei Weitem überschätzt, Du bist lange nicht so klug als ich dachte!"

In dem Augenblick stürzte das Pferd seitwärts zu Boden, als habe es die Absicht, seinen Plagegeist zu erdrücken; in solcher Absicht legte es sich auf den Rücken. Aber es hatte nichts erreicht, der junge Mann stand lachend neben dem Thiere, welches mit seinen vier Hufen in der Luft focht; er stand ganz dicht bei ihm, nur so weit entfernt, daß die um sich hauenden Hufe ihn nicht direct treffen konnten, und doch nahe genug, um mitunter kaum ein Zoll breiten Spielraum zu lassen.

Keiner von der Gesellschaft hatte gesehen, wie er sein Kunststück aus-

geführt, Keiner aber, Voluda ausgenommen, schien den geringsten Werth darauf zu legen; es war für alle Anderen das hundertmal selbstversuchte und das tausendmal selbstgesehene Schauspiel der Demüthigung eines wilden, rohen Thieres durch die überlegene Kunstfertigkeit des Menschen.

Eben so plötzlich wie das Roß sich niedergeworfen hatte, stand es jetzt wieder auf seinen vier Beinen; es hatte sich aber entschieden geirrt, wenn es geglaubt, damit irgend etwas zu gewinnen, denn sein Plagegeist saß ihm wieder auf dem Rücken, eben so fest und eben so unerschütterlich wie vorher, und der junge Mann sagte lachend und mit gutmüthigem Spott zu dem wilden, sich immerfort sträubenden Pferde:

„Nun, närr'scher Kerl, was hast Du ausgerichtet? — Mit mir wird man nicht so leicht fertig; ja, wenn es Don José wäre, der alte Kauz, der wohl Rosse verkaufen, aber nicht reiten kann, dann ginge es eher, dann könntest Du etwas ausrichten, aber mit mir? Da gieb Dir nur gar keine Mühe, ich kann Dir sagen, daß sie doch vergeblich ist."

Don José mußte eine komische Person sein, denn Alle, die im fortwährenden Jagen hinter dem jungen Manne her waren, lachten sehr über die Bemerkung; doch blieb die Anspielung für Voluda unverständlich und es war auch keine Zeit zu fragen, was eigentlich mit diesem Scherze gemeint sei. Die Aufregung durch die Jagd war so allgemein, daß die Gesellschaft allenfalls noch Sinn für die Witze und Späße des Bruders hatte, keineswegs aber die einfache Frage des Gastes würde haben beantworten können.

Viel über eine Stunde dauerte der grimmige Kampf des Rosses gegen seinen Dämon; große Strecken waren im sausenden Galopp zurückgelegt, dann hatte es sich wieder in ganz kleinen Kreisen gedreht, dann war es gestiegen und hatte zehn bis zwanzig Schritte auf den Hinterbeinen gemacht, wobei der Reiter in die Nothwendigkeit kam, das Pferd um den Hals zu fassen und sich parallel mit ihm auszustrecken. Nach diesem Manöver hatte sich das Pferd auf den Rücken geworfen und Voluda konnte sich eines lauten Ausrufes des Entsetzens nicht enthalten. Aber keiner der Anderen, selbst keine der Damen, hatte dasselbe gethan; es war auch ganz überflüssig, denn Don Pasquale stand, noch ehe das Pferd auf dem Rücken lag, neben demselben, hatte aber doch seinen Gleichmuth in etwas verloren, denn er züchtigte es durch Anspannen der Kandare auf eine grausame Weise und gab ihm auch mit seinen langen Sporen ein Paar Hiebe in die dicken Hüften, daß dieselben sofort aus fünf bis sechs Wunden bluteten und das Thier im rasenden Schmerz aufsprang, und wo dann Don Pasquale alsbald wieder auf ihm saß.

Voluda hatte sich aber in der Beurtheilung des jungen Mannes vollständig geirrt. Nicht die eigene Gefahr hatte ihn in Zorn versetzt, sondern die Gefahr, welche das Thier lief; das war ganz deutlich aus seinen Reden zu sehen:

„Du dickköpfige Bestie!“ so rief er, indem er die Stange gewaltsam hin- und herzerrte und dem Thiere beinahe die Zunge zerriß. — „Wie kannst Du so dumm sein? Weißt Du denn nicht, daß, wenn Du Dich so gewaltsam hintenüber wirfst, Du Dir den Hals brechen kannst? — Danke Gott, daß Du einen Herrn hast, der vernünftiger ist als Du, der Dir den Kopf noch zur rechten Zeit in die Höhe riß, sonst wärest Du jetzt eine blasse Leiche und lägest morgen im Sarge. — Nun komm, sei vernünftig, ich hoffe, wir werden näher miteinander bekannt werden.“

Das Roß schien nach einem erneuerten Versuch, Don Pasquale abzuwerfen, indem es sich mit großer Schnelligkeit ein halbes Dutzend Male im Kreise umherdrehte, erschöpft zu sein, denn es stand plötzlich, an allen Gliedern zitternd und mit den Flanken heftig schlagend, still. Don Pasquale aber sagte, indem er dem Pferde den Hals klopfte: „So, so mein Thierchen, nun hast Du Deine Kräfte versucht an mir, jetzt will ich auch einmal meine Kräfte versuchen an Dir,“ und hiermit gab er ihm mit der schweren Peitsche einen Schlag auf die blutende Hüfte, und fort ging es mit den letzten, von Neuem zusammengerafften Kräften des Pferdes.

Der Herr vom Hause wandte sich an Voluda und sagte: „Das Interesse an der Sache ist jetzt eigentlich vorüber, das Pferd ist gedemüthigt, es erkennt seinen Herrn an, es wehrt sich, wie Ihr seht, nicht mehr gegen ihn, wir könnten mithin umkehren, denn es soll nur noch müde geritten werden. Aber da Don Pasquale (der Vater spricht von dem erwachsenen Sohn und der erwachsenen Tochter nie anders als mit Senor Don, Senora Donna, so will es die überaus große Höflichkeit der Spanier) uns beim Tanze fehlen wird, so wollen wir ihm noch ein Weilchen folgen, bis er selbst umkehrt.“ Und so geschah es auch; und was das Interesse betrifft, so war es auch, wie der würdige Herr gesagt hatte, denn die Jagd beschränkte sich auf ein Galoppiren hinter Don Pasquale her, welcher jetzt das Pferd vollkommen in seiner Gewalt hatte, es nach Belieben lenkte, zwar immer im Galopp, aber doch stets vom Zügel bewogen in kleinen und großen Schlangenlinien, in weiten und engen Kreisen umhertrieb, dann in Trab fiel, was jetzt schon in der Richtung nach Hause geschah, dann sein Pferd in Schritt gehen ließ und nun mitten unter den Anderen sich so, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, der Unterhaltung überließ. Er war zwar sehr roth, er war auch mit Schweiß bedeckt,

welcher von der Stirn herabperlend, lange Furchen durch den Staub grub, der auf seinem Gesichte lag, aber er war durchaus nicht angegriffen, er war nicht außer Athem, er zitterte auch nicht vor Aufregung wie sein Pferd, sondern schien nur auf die ganz gewöhnliche Weise durch rasche Bewegung bei hoher Lufttemperatur warm geworden. Das Pferd aber hatte sicher genug an dem Versuche, denn es ging langsam, den Kopf herabhängend, neben den anderen her, und als diese den fremden Gast beschnupperten und mit etwas stark angekniffenen Ohren demselben Zeichen der Feindschaft bemerkbar machten, ließ das arme Thier sich alles ruhig gefallen, es erwiederte die feindlichen Anfälle nicht, und Don Pasquale sagte wohlgefällig, es hat genug, es ist mein!

Als man noch einige Tausend Schritt von Hause entfernt war, stieg der junge Mann ab, führte es eine kurze Zeit am Zügel und sprach sehr eindringlich mit ihm, wie man mit einem jungen ungezogenen Menschen sprechen würde, der für einige Fehler derb gezüchtigt worden ist, und dem man doch wieder einigen Muth einsprechen will. Er warf dem Thiere den Zügel über den Sattelknopf, streichelte es am Halse und machte jene krabbelnde Bewegung mit den Fingern, welche ohne eigentlich zu kratzen, doch ein angenehmes Reiben hervorbringt unter dem Halse und unter der Kinnlade, an den Ohren, drückte neben ihm hergehend den über seine Schultern ragenden Kopf an den seinigen und sprach unter allen diesen Liebkosungen doch ganz ernsthaft:

„Du siehst mein Kind, daß mit mir nicht zu spaßen ist, Du wirst doch wohl nun so vernünftig sein, eine gute, freundliche Behandlung vorzuziehen, Du wirst es lieber haben, wenn ich Dich streichle und kraue, als wenn ich Dich züchtige, Du wirst mir keine Veranlassung mehr geben, Dich so hart zu strafen, Dir beinahe die Zunge zu zerbrechen — und Du fühlst selbst, daß es so sein mußte! nimm es nicht übel, es soll nicht wieder geschehen, vorausgesetzt, daß Du Dich benimmst wie ein vernünftiger Mensch."

„Un ombre racional", er brauchte ganz deutlich diese Worte, ihm war das Pferd bis jetzt ein unvernünftiges Kind gewesen, er hoffte nunmehr es würde jetzt ein vernünftiger Mensch geworden sein.

X.

Feine Sitte und muntere Leute. Wie man sich auf dem Lande unterhält. Der Wein in Chile und seine Gefäße.

Mehr als bei anderen Beherrschern fleischfressender Bestien in dem Käfig der Menagerie, konnte man hier die Uebergewalt des Menschen über das Thier erkennen. Nachdem Don Pasquale die gedachten Worte gesprochen, machte er dem Pferde noch einige leichte Liebkosungen, dann ging er davon, und siehe, das Pferd folgte ihm, er ging in einem kleinen Kreise umher, dasselbe ging in demselben ihm nach. Er blieb stehen, das Pferd gleichfalls; nicht ohne die äußerste Verwunderung konnte Voluda dies Alles ansehen, die Anderen aber verwunderten sich gar nicht, was hier geschah, war ihnen etwas alltägliches. Es kommt nur höchst selten vor, daß ein Pferd nach solcher Behandlung nicht sofort gezähmt wäre, sich nicht dem Herrn unterwürfe, den es als seinen Meister kennen gelernt. Es wird dann zwar nochmals in ganz ähnlicher Weise behandelt, aber im Allgemeinen legt man wenig Werth darauf, man hält ein solches Thier, das an einer einmaligen Erfahrung nicht genug hat, für ungelehrig und sucht sich desselben durch Verkauf möglichst bald zu entledigen. Dieses Thier entsprach allen Anforderungen, und man war deshalb mit dem Fange sehr zufrieden.

Aeußerst ermüdet kehrte Voluda mit der Gesellschaft heim, es war lange nach Sonnenuntergang, es war längst Nacht, aber die Müdigkeit, welche er empfand, wurde von seinen Begleitern durchaus nicht getheilt, sie waren sämmtlich fröhlich und wohlgemuth und waren höchst erfreut darüber, daß eine große Gesellschaft ihrer wartete.

Herren und Damen hatten sich auf ihren flüchtigen Pferden eingefunden, es waren die Besitzer benachbarter Landgüter, welche einen Abend hier zubringen wollten, eben so heiter und ungenirt, wie sie gewohnt waren, Gäste bei sich zu sehen.

Unverkennbarer Jubel begrüßte die Angekommenen, und es verursachte große Heiterkeit, daß die eigentlichen Gäste, namentlich Herr und Frau eines benachbarten Landgutes, genau so thaten, als seien sie die Besitzer der Hacienda, und die Ankömmlinge mit freundlichen Worten als höchst willkommene und lange erwartete Gäste begrüßten, welche nun endlich doch einmal handelten, wie es Freunden zieme, endlich kämen ohne besonders eingeladen zu sein.

Signor Don Almendral und Donna Paquita gingen ganz auf den Scherz ein, entschuldigten sich, daß sie in so großen Haufen kämen

und noch gar auf die Nachsicht ihrer Freunde rechnend, einen fremden Herrn mitbrächten, den sie hiermit vorstellen wollten, sie erwarteten aber auch, daß ihre Freunde es eben so machen und sie auch ganz ungenirt besuchen würden.

Unter lautem Lachen betrat man die große camera oder sala wie sie auch heißt, wenn die Räumlichkeit eines gewöhnlichen großen Zimmers überschritten wird. Wie mit einem Zauberschlag war aber nunmehr plötzlich alles Lachen, aller Scherz entschwunden, unterdrückt, die Damen reihten sich auf der einen Seite längs der Wand und setzten sich dort auf Klötzen, Bänken und Stühlen steif und ernsthaft hin. Die Herren standen ganz entgegengesetzt am gegenüberliegenden Ende des Gemachs sehr ernsthaft ohne irgend ein Zeichen der früher dagewesenen heiteren Laune. Es war die Bewillkommnungsceremonie, man wollte zeigen, daß man wisse, was Styl, was Ton, was gute feine Sitte sei, und diese feine Sitte fordert, daß man unmittelbar nach dem Eintreten in den Salon marionettenartig steif an der Wand sitzt oder steht, wenn nicht genug Sitze vorhanden sind und so im steifen Ceremoniel verharrt, bis — — — — nun glücklicherweise nicht lange, sondern nur bis die natürliche Lebendigkeit dieser Menschen, denen statt des Blutes Queckſilberkügelchen in den Adern zu rollen scheinen, zum Durchbruch kommt.

Nach 5 oder 6 Minuten geht irgend Jemand, der das Piano zu behandeln weiß, mitunter es auch nur mißhandelt, an dasselbe und spielt einen der beliebten National-Tänze. In der niedern Gesellschaft waltet statt des Piano die bekannte spanische Zither mit 12 Metallsaiten vor, welche zwar jederzeit viel schwerer zu spielen ist, als das Piano, weil sie bei weitem unvollkommener ist, aber doch in der niedrigsten Hütte wie in dem vornehmsten Hause mit einer Virtuosität gehandhabt wird, bis zu welcher Niemand es bringt, wenn sich's um das Pianoforte handelt.

Die Töne, welche den Tanz andeuten, haben kaum das Ohr der Anwesenden erreicht, als auch schon die Paare sich ordnen, nicht um steif eine Polonaise zu tanzen, oder um noch steifer und ganz abscheulich einen fremden französischen oder polnischen Nationaltanz, sondern um *spanisch* zu sein und zu bleiben von Anfang bis zu Ende. Niemand fällt es ein, eine Fertigkeit zu affectiren die er nicht hat, Niemand will ein Franzose oder Pole scheinen, da er doch ein Spanier ist. Ein Jeder ist stolz darauf, der erhabensten Nationalität anzugehören, der spanischen. Was kann es Größeres geben, als die spanische Nation?! Wer doch dem Deutschen so viel Selbstgefühl beibringen könnte. Gewiß, Deutschland würde eine mächtigere Nation sein, wenn es so wäre.

Sobald der Tanz begann, war jede Spur von Steifheit verschwunden, Alles überließ sich der Fröhlichkeit, welche einem Jeden naturwüchsig war. Der Majordomo, ein wackerer alter Neger, hatte für den Thee gesorgt, derselbe kam in zwei verschiedenen Auflagen zum Vorschein; er wurde von den Männern alten Styls in der Form des Mate, eines Aufgusses von Paraguai-Blättern aus Näpfchen oder Töpfen, nicht getrunken sondern mittelst silberner Röhrchen, welche Bombillas heißen, aufgesogen, oder er wurde von den jüngeren als chinesischer Thee aus zierlichen Tassen getrunken. Man konnte ganz deutlich an dieser Trinkweise die ältern Personen von den jüngern unterscheiden. Dann wurden Dolce's, eingemachte Früchte aller Art herumgegeben, aber die leuchtenden Blicke der Damen und das verzehrende Feuer der Augen des männlichen Theils der Gesellschaft, und die Ungeduld, mit welcher dem störenden Eintritt des präsentirenden Negers zugesehen wurde, verrieth, wie wenig den jungen Leuten daran lag. Tanzen wollten sie, nicht essen und trinken, tanzen, hierzu waren sie zusammengekommen, essen und trinken konnten sie daheim auch. Die züchtige Mantille, der verhüllende Schleier fiel, und mit unbeschreiblicher Lust ergaben sich Alle dem Vergnügen, welches bei dem in wilden Schlägen pulsirenden Blut nicht mehr eine bloße Unterhaltung, sondern ein unabweisbares Bedürfniß zu sein scheint. In dem Drange südlicher Leidenschaftlichkeit führen sie die wunderbaren Tänze auf, welche keiner unserer Balletmeister nachzuahmen weiß, weil ihm das sittliche Verständniß derselben ganz und gar abgeht. Diese Tänze sind kein Hüpfen und Springen, kein rasendes Umeinanderdrehen in wildem Wirbel, sie sind ein Liebesroman. Ein Roman, der an jedem neuen Tag wieder neu und auf eine eigene Art aufgeführt wird. Da ist nirgends etwas einstudirtes, angelerntes, keine Dame und kein Herr tanzt so wie der Vorgänger getanzt hat. Der Fremde kann stundenlang solchem Tanze zusehen, immer wieder sieht er etwas Neues, denn dieselbe Leidenschaft, welche das eine Paar auf diese Weise ausdrückt, giebt dem anderen Paare Gelegenheit zu einem durchaus anderen und doch nicht minder schönen Muskel- und Mienenspiel. Auf das Herrlichste entfalten sich die reizenden Formen der schönen Kinder des Südens, keine der Stellungen entzieht sich flüchtig dem Blicke, überall ist ein genügendes Verweilen, um die ganze Schönheit des Anblicks mit Muße aufzunehmen, und nun die Pracht der männlichen Gestalten. Welch ein Stolz, welch ein männliches Selbstbewußtsein spricht aus den flammenden Augen, spricht aus der kühnen Stellung der jungen Männer. Wahrlich es ist kein Wunder, wenn aus solchem Tanz sich die Liebesintrigue entwickelt, welche er vorstellt, und es ist kein Wunder, daß

die Spanier und Portugiesen so verliebter Natur sind; kein Wunder, daß die Mädchen schon im neunten Jahre Lust zum Heirathen haben und sehr oft im zwölften Jahre wirklich heirathen. Denn alle Gefühle, welche vernünftigerweise noch recht lange in dem Busen des Kindes hätten schlummern sollen, werden aufgeweckt und bekommen reichliche Nahrung durch alles das, was sie die Erwachsenen täglich sehr ungenirt thun sehen. Aber die natürliche Folge von dieser Verwöhnung ist auch eine wirklich bis zum Erschrecken tief gesunkene Moralität nicht blos etwa darin, daß die jungen Leute einander viel zu frühe so nahe kommen, wie es wohl nur der Ehestand mit sich bringen sollte, so hat man auch noch leider zu beklagen, daß eheliche Treue ein gänzlich unbekanntes Ding ist, im Lande des Fandango und der Saltarella. Auch legt Niemand Werth darauf, nur der Bräutigam ist eifersüchtig auf die Braut, nur diese auf den Bräutigam. Es wäre durchaus lächerlich, wenn man dasselbe noch fände zwischen verheiratheten Leuten. Wozu verheirathet man sich denn, als um frei und ungenirt zu sein; dies ist auch der Grund der entsetzlichen Liederlichkeit in den Sclavenstaaten. Die Sclaverei nämlich bringt mit sich, daß der Gebieter über alles das befehlen kann, was man sonst nur durch Bemühungen erwirbt. Dieser leicht errungene Genuß scheint sehr bald keiner mehr zu sein und führt zu einem Wechsel, der dann wieder einen neuen Wechsel einleitet, und so geht es in allen Kreisen, und so geht es nicht nur bei den Männern mit den Sklavinnen, sondern auch bei den Damen den Sclaven gegenüber. Wir meinen hier nicht die Neger, sondern die weißen Sclaven. Die Männer sind so grob sinnliche Naturen, daß es ihnen ziemlich gleichgültig ist, welche Farbe die Sklavin hat. Die Damen haben einen feinern Geschmack, es kommt nur höchst selten vor, wie wohl es auch vorkommt, daß eine weiße ihre Zuneigung einem Neger schenkt. Die Männer aber haben dafür gesorgt, daß es so viele Abkömmlinge aus zweiter und dritter Generation giebt daß, wie man sich darüber ausdrückt, „der Neger beinahe ganz weiß ist."

Sclaven sind allerdings in Chile und in den Republiken von Süd-Amerika nicht mehr zu finden, und es ist eine unbeschreibliche Schmach für das so sehr moralische Volk der nordamerikanischen Union, daß Sclavenstaaten sich erhalten können. Die südlichen Staaten sind hierin den nördlichen weit voran, aber zugleich hat wenigstens im Norden von Nord-Amerika die Verachtung der farbigen Race vor der Vermischung mit derselben bewahrt, indessen in Süd-Amerika, wo man die Abkömmlinge der freigelassenen Sclaven für ebenbürtig mit den Weißen hält, eine solche Verachtung nicht herrscht, und mithin eine Vermischung der beiden Racen

bei weitem weniger auffallend wird, was denn zur Folge hat, daß die Kinder einer Mulattin bei weitem heller von Farbe, und die einer Spánierin oft bei weitem dunkler sind, als man, nach den Racen zu urtheilen, glauben sollte.

Nachdem die ersten wilden Neigungen beschwichtigt waren, nachdem der Tanz soweit seine Rechte geübt, daß jedes Mitglied der Gesellschaft seinen kleinen Roman durchgespielt, kam eine neue Auflage der Dolces, der Süßigkeiten und mit ihnen eine kurze Zeit der Ruhe für die Füße, nicht so was das Uebrige betrifft, denn die Lippen und die Hände blieben in ununterbrochener Bewegung, nicht blos etwa der überzuckerten Kastanien wegen, oder wegen der Ananas, welche ausgewässert waren und nun mit Zucker genossen wurden, sondern wegen der allerliebsten Liedchen, welche die jungen Leute improvisirten und mit der Zither begleiteten.

Dies ist ein eigenes Talent, was den Südländern besonders eigen zu sein scheint, was aber bei weitem mehr in der Sprache als in dem großen Reichthum an Geist zu suchen ist.

Petrarca hat eine unendliche Menge der schönsten Sonnete auf die Augen seiner Laura gemacht. Man erstaunt darüber, denn die Form des Sonettes gehört zu den schwierigsten; wenn man aber das berühmte Werk „Die Reime des Petrarca" in der Ursprache vor sich hat, so fällt der Grund zu dieser Verwunderung augenblicklich fort. Man sieht, daß die italienische Sprache eigentlich nur fünf Reime hat, die fünf Vocale, die Zahl der auf jeden dieser Reime ausgehenden Worte ist mithin so unendlich groß, daß der Dichter niemals auch nur eine Sekunde lang in Verlegenheit kommt, wo er einen Reim hernehmen soll. Da giebt es kein Wort, auf welches man nicht eine unendliche Menge von Reimen hätte, welche sich demnach jedem Gedanken unbedingt fügen, da giebt es kein Wort wie Mensch, wie Jungfer, auf welche man vergeblich nach einem Reime sucht, und so wird die Sprache durch die Feder des Lyrikers zu einem Sonett, und im Munde des muthwilligen jungen Mannes zu einem Rappier, mit welchem er flache Hiebe austheilt nach allen Seiten.

So geschieht es denn auch hier, daß man alsbald, wenn der Tanz für eine kurze Zeit sein Ende erreicht hat, nach der Zither greift, welche der Spanier noch so gut zu schlagen versteht wie damals, wo er mit gleicher Vollendung wie die Zither, so auch das Schwert führte in der eisernen Rüstung kühn genug und kräftig genug, um das edele Volk der Mauren aus Granada zu verjagen, woselbst es die Poesie und die bildenden Künste, woselbst es Astronomie und Mathematik zu gleicher Zeit mit den Künsten, welche das Leben verschönern, zur höchsten Blüthe gebracht hatten.

Die jungen Leute erfreuen sich an einer scherzhaften Art der Improvisation, indem sie in das Bereich ihrer drolligen Einfälle Alles ziehen, was sich ihren Blicken darbietet. Kein Mitglied der Gesellschaft wird geschont, aber kein Mitglied der Gesellschaft nimmt dieses im Geringsten übel, denn sobald der poetische Erguß des jungen Satyrikers sein Ende erreicht hat, so nimmt der eben Angegriffene gleich die Zither und antwortet in demselben Tone.

Hiebei wird nun zur Ermunterung der geistigen Kräfte, zur Belebung der drolligen Einfälle, fleißig dem Weine zugesprochen, den man in Chile baut, und der durchaus nicht verächtlich ist, denn sehr reich an Zucker liefert er ein höchst geistiges Produkt, und würde sich den köstlichsten Weinen Spaniens und Siciliens gleich stellen lassen, wenn nur die Behandlung eine etwas bessere wäre. Zwar ist er frei von jenem fauligen Geschmack, den die Weine Spaniens und Griechenlands haben, weil er nicht in Schläuchen aufbewahrt wird, wiewohl er nur in diesen transportirt werden kann, sondern in großen Thongefäßen. Aber fehlt ihm das höchst Widerliche des verwesenden Fleischgeschmacks, so hat er doch an dessen Stelle etwas Anderes angenommen, was man auch nicht gerade als sehr angenehm rühmen kann.

Wie noch jetzt in vielen Gegenden von Spanien und Portugal der Wein nicht in Fässern aufbewahrt wird, weil es an Holz dazu mangelt, so auch hier und zwar aus dem nämlichen Grunde. Aber in Spanien wie in Chile ist man so weit gekommen, den Thon an die Stelle des Leders zu setzen und es ist ganz erstaunend, bis zu welcher Vervollkommnung man in Verfertigung kolossaler Thongefäße gekommen ist. In Form von Urnen stehen in manchem Weinlager 5—6 Reihen von Gefäßen hintereinander, welche 8—9 Fuß Höhe messen und bei 4 Fuß weitestem Durchmesser den Inhalt von 3—4 Stückfässern bergen. Dieselben sind aus roth werdendem Thon gebrannt. Auf welche Weise sie geformt sind, ist schwer zu sagen, denn sie sind bei weitem zu groß und zu schwer, um auf einer Töpferscheibe gedreht zu werden. Um dem gewaltigen Druck der Flüssigkeit zu widerstehen, welcher bei 9 Fuß Höhe nicht gering ist, müssen sie unten mehrere Zoll dick, in der Mitte wenigstens noch 2 Zoll und ganz oben 1 Zoll Wandstärke haben, sie wiegen also leer 10 Zentner und sind in Folge dessen bei den geringen Hülfsmitteln der Chilenen ebenso wenig im Ganzen zu verfertigen, als sie voll oder auch nur leer zu transportiren sind. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie gleich den großen Hafen für die Glasfabrikation mit der Hand zusammengeknetet und gedrückt, aus vielen einzelnen Bröckeln, welche man vielleicht ebenso wie für die

Glashafenfabrikation vorbereitet hat, zusammengeschlagen sind. Voluda hatte sich hierüber keine Gewißheit verschaffen können. Auf der Reise wird der Wein in Schläuchen aus Ziegenfellen transportirt. Um ihn als Handelswaare nach den Städten zu bringen, bedient man sich ähnlicher Schläuche aus Rinderhäuten. Dieselben sind immer mit der Haarseite nach Innen gerichtet und mit Erdpech, mit Asphalt ausgegossen. Die Thongefäße werden, um sie dicht zu machen, auswendig damit überzogen. Diese kolossalen Urnen sind übrigens so schön gebrannt, daß sie bis in die Mitte gahr geworden, ganz roth sind, wie Stücke von gebrochenen Gefäßen der Art zeigten, sie sind dabei so hart, daß größere Stücke beim Anschlagen einen deutlichen Klang geben.

XI.

Eigenthümliche Zeiteintheilung. Reise nach San Jago. Früherer Handelsverkehr mit den Gebirgsvölkern. Die Pehuenchen.

Obwohl die Gäste dem Weine recht fleißig zuzusprechen schienen, zeigte sich doch nirgends eine Spur von Ausschreiten nach der Seite des Zuvielgenusses, des Rausches, auch nicht ein Anflug davon konnte wahrgenommen werden. Die Südländer alle sind im Weingenuß bescheidener und mäßiger als die Nordländer.

Lange nach Mitternacht kehrte man von der Veranda zurück in die Sala, woselbst zwei Tische gedeckt waren, welche, wie es dort Sitte ist, ein sehr reichliches Abendessen enthielten, das unabweisbar jede Gesellschaft beschließen muß. Dasselbe bestand aus mächtigen Schüsseln mit Fleischgerichten, aus verschiedenen Gemüsen, aus dem nie fehlenden Reis und aus in Zucker eingesottenen Früchten, wobei als Dessert die Mandel der Araukaria erschien, die, wie bei uns, mit Rosinen genossen wurden, aber nicht solche Rosinen, welche in Kisten verpackt, im dumpfigen Schiffsraum lange Seereisen gemacht hatten, sondern aus Trauben, welche am Stocke gereift, von diesem Stocke gepflückt zur Tafel gebracht wurden, was denn allerdings eine lieblichere Speise ist, als die gleichnamige im Handel vorkommende.

Lange nach Mitternacht ging man zur Ruhe, und das Lager für die Männer, welche als Gäste auf der Hacienda waren, befand sich an dem Ehrenplatze des Hauses, auf dem Corridor, also halb im Freien. Das ist aber gerade das Angenehme und dasjenige, was der Chilene immer sucht, denn das Zimmer, wenn-

schon ohne eine es nach oben verschließende Balkendecke, gestattet doch niemals die angenehme Kühlung, der man sich in den heißen Ländern gerne überläßt.

Weniger als drei Stunden eines gesunden Schlafes schienen Allen genug zur Wiederherstellung ihrer Kräfte, und sie sind es auch in der That, denn sie bilden keineswegs die eigentliche Schlafenszeit. Der Chilene, sowie der Spanier und Italiener und überhaupt der Bewohner heißer Länder, könnte ganz gut ohne nächtliche Ruhe auskommen; seine eigentliche Schlafenszeit dauert von zehn Uhr Vormittags bis vier oder fünf Uhr Nachmittags, umfaßt also einen Zeitraum von sechs bis sieben Stunden, was für einen erwachsenen, gesunden Menschen ausreichend genug ist. Sie thun aber noch ein Uebriges, indem sie nach Mitternacht noch einige Stunden zulegen.

In Folge solcher sich von selbst ergebenden Anordnungen stehen auch die Chilenen nach unseren Begriffen sehr früh auf, meistens schon um fünf und von da an bis zehn Uhr ist ihre ganze Zeit den Geschäften oder der Arbeit gewidmet. Nun kommt die Schlafenszeit und zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags wirft sich der Städter und der reiche Landmann in seine besten Kleider, d. h. in die leichtesten, wenn schon darum nicht weniger kostbaren, dann speist er zu Mittag, und nun ergiebt er sich der Freude jeder ihm zugänglichen Unterhaltung. Zwischen sechs und sieben Uhr wird es Nacht so plötzlich wie es am Morgen Tag wird, denn es giebt keine Dämmerung. Bei dem Schein der Kienspäne oder der Wachskerzen, oder der kostbarsten Lampen geht Tanz, Spiel, Musik, abermals Tanz seinen Gang fort, bis um eins nach Mitternacht das Abendessen die Unterhaltung beschließt und man nun von zwei bis fünf vielleicht auch erst von drei Uhr an sich dem Schlafe überläßt, den wir etwa mit dem Mittagsschläfchen vergleichen können. Der anbrechende Morgen weckt Alles im Hause und und sofort ist wieder Leben und Munterkeit und rege Geschäftigkeit im Gange.

Nach mehrtägigem Aufenthalt, welchen Voluda benutzte um botanische Ausflüge zu machen, verließ er die äußerst liebenswürdige Familie, um weiter südlich nach San Jago zu gehen.

Ganz in der bisher befolgten Weise wurde die Reise fortgesetzt und am zweiten Tage wurde das berühmte San Jago de Chile erreicht.

Dem Raume nach eine Stadt, welche eine Million Einwohner beherbergen könnte, erscheint sie doch fast menschenleer, weil die Häuser alle ganz unverhältnißmäßig weitläuftig, der Erdbeben wegen, immer nur einstöckig gebaut sind und weil aus derselben Ursache die Straßen größtentheils eine ganz unverhältnißmäßige Breite haben. Sie sind so breit, damit

bei Erderschütterungen derjenige, der sich aus seinem Hause bis mitten auf die Straße flüchtet, daselbst sicher sei, von den Trümmern der einstürzenden Mauern nicht erreicht zu werden. Die vier Hauptstraßen haben über 100′ Breite, die anderen nur 70 — 80′. Da aber die Häuser nur 10 — 12′ hoch sind, so bleibt in der Mitte selbst dieser weniger breiten Straßen doch ein Raum von 40 — 50′, den die niedergelegten Mauern nicht erreichen. Die Vorstädte, der gewerbtreibende Theil, hat sehr viel engere Straßen, aber durchweg auch nur Holzhäuser. Abschreckend ist die Unreinlichkeit der gänzlich ungepflasterten Straßen, auf deren Fläche Alles geworfen wird, was sich in den Häusern Unbrauchbares, Uebelriechendes, Verwesendes zeigt. In den Sommermonaten hauchen diese Straßen eine wahrhaft giftige Atmosphäre aus. Die Straßenpolizei wird ganz allein durch den schwarzen Geier gehandhabt, der mit einer Furchtlosigkeit, die Furcht erwecken könnte, „überall umhergeht, und suchet was er verschlinge."

Dieser Geier ist ein sehr großes, mächtiges und gefährliches Thier. Er hat nicht nur einen Schnabel und Klauen von viel größerer Kraft als der Adler, sondern er hat auch noch an dem ersten Gelenk des Flügels, an dem Hauptknochen desselben einen fingerdicken, gekrümten fingerlangen Haken von Horn, mittelst dessen er, bei der gewaltigen Kraft seiner Flügel, einem Menschen das Bein von der Hüfte bis zum Knie aufschlitzen kann. Zum Glück sind die Thiere so wohlgenährt, daß sie träge, daß sie nicht streitsüchtig sind, ferner sind sie durch den Aufenthalt unter Menschen so sehr an deren Anblick gewöhnt, daß sie keine Feinde in ihm erkennen, auch werden sie durch das Gesetz selbst so wie durch den Volksglauben geschützt, man hält sie gewissermaßen für heilig, und dieses hat natürlich zur Folge, daß sie mit sich sprechen lassen, daß ein Angriff auf einen Menschen beinahe etwas ganz Unerhörtes ist.

Die Zahl der Einwohner soll 60,000 nicht übersteigen, da diese aber in so breiten Straßen und so weitläuftigen Häusern wohnen, so meint man, daß auch diese Zahl eine übertriebene sei. Nur in den Vorstädten gewahrt man größeres Leben, weil daselbst erstens alles kleiner und enger zusammengedrängt ist, ferner alle Arbeiten auf den Straßen vollzogen werden, was so gut vom Schuster und Schneider, wie vom Fleischer oder Leinweber, der seinen kunstlosen Stuhl aus der dumpfen Hütte in's Freie trägt, zu verstehen ist.

Nur kurze Zeit hielt sich Voluda in der Stadt auf, er wollte nur seine Reisevorräthe ergänzen und eilte, um weiter südwärts zu kommen, weil er dort über die magnetischen Verhältnisse Beobachtungen anzustellen gedachte. Wenn in Valparaiso das südliche Ende der Neigungsnadel schon

30 ° und in San Jago 35 ° nach abwärts geneigt war, so durfte er erwarten, diese Neigung noch sehr verstärkt zu sehen, wenn er sich weiter nach Süden begebe. Man warnte ihn zwar vielfältig vor den Gefahren mit den Bewohnern der südlichen Gebirge in Berührung zu kommen, namentlich mit den Pehuenchen, allein er wußte, daß mit diesen Leuten — reißende Thiere, welche keine Furcht und Treue kennen, — wenn sie berauscht sind, doch ganz gut zu verkehren ist, so lange sie nüchtern sind, und deshalb begab er sich ohne Furcht dahin.

Diese Völker waren schon sehr früh mit den eingewanderten Spaniern in Handelsverkehr, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden mehre Dörfer an den Engpässen der Cordilleren angelegt, welche zum Theil militärisch organisirt, die gefährlichen Straßen zu sperren vermochten, zum Theil aber auch einen sehr lebhaften Verkehr mit den Völkern der Andes unterhielten. Auf diesen nämlich und keineswegs wie man fälschlich vermuthet in den Pampas, in den baumleeren Graswüsten, ist der Sitz jener Nomaden- und Räubervölker, welche alljährlich in die Flächen der östlich gelegenen Pampas hinabsteigen, um dort zu plündern, Heerdenvieh und Lebensmittel und junge Frauen oder Mädchen zurück in die Gebirge zu führen.

Der Handel mit diesen Wilden muß sehr vortheilhaft gewesen sein, denn alle diejenigen, welche sich hier niederließen, wurden in kurzer Zeit reich und sie waren schlau genug, ihren Reichthum zu verbergen, um nicht mehr Ansiedler herbeizulocken, als ihnen nöthig schien, ja sie waren grausam genug, die sich Aufdrängenden mit Gewalt zu vertreiben.

Drei eiserne Ringe sind erforderlich, um den Lasso, die Lederschlinge am Sattel zu befestigen. Für diese drei Ringe gaben die Pehuenchen immer zwei Pferde, oder eine wohlgenährte trächtige Kuh her. Diese Pferde aber waren nicht nur sehr gesucht, sondern sie sind es noch jetzt, nicht gerade wegen ihrer großen Schönheit, sondern wegen ihrer unglaublichen Ausdauer und der unförmlich großen Hufe, welche ein unschätzbares Kleinod sind (so unschön sie auch sein mögen), wenn man die Gebirge durchreis't, wo auf den scharfen, kantigen Lawen die dicken Hornmassen bei weitem haltbarer sind, als die besten Hufeisen. Sehr auffällig ist bei diesen Pferden die Vielfarbigkeit der Haut, sie sind ganz klein gescheckt, weiß, braun, roth, schwarz, haben einen unförmlich dicken Kopf und ihr Auge ist wie das der Falben, der isabellfarbigen Pferde, hellblau. Ein zweiter Handelsgegenstand war das langhaarige Schaaf, dessen silbergraue, seidenartig glänzende und mehr als spannenlange Haare so gut zu verwerthen sein sollen, als die der Cachemirziege, vor welcher sie noch den Vorzug haben bei weitem

länger zu sein. Auch anderes Heerdenvieh wurde in Tausch gebracht, der dritte Hauptgegenstand war aber das Salz, welches in Blöcken von blaß rosenrother Farbe von außerordentlicher Schönheit und ungewöhnlicher Reinheit im Geschmack in den Handel kam. Die Tauschgegenstände waren Wein und Taback, Waffen und Schießbedarf, Eisenwaaren und Glasperlen und endlich auch Getreide.

Die Bewohner dieser letzteren Niederlassungen waren bei allem freundschaftlichen Verkehr mit den Andes-Völkern doch wohl steter Gefahr ausgesetzt, denn Voluda fand nicht nur ihre Häuser ganz von Lehmziegeln aufgebaut viel höher als sie gewöhnlich sind und ganz frei von Thüren und Fenstern, so daß das Licht durch Oeffnungen im Dache und der Bewohner nur mittelst der Leiter Zugang fand, sondern sie waren auch noch außerdem sämmtlich mit Pallisaden umgeben, und man fand alle Zugänge zu den Gebirgen mit drei bis vier Schlagbäumen verschlossen, ein Gegenstand von Bedeutung in einem Lande, in welchem nur zu Pferde gekämpft wird. Sind nun auch die Pehuenchen äußerst geschickte Reiter, so machen mehrere Schlagbäume das Hinwegräumen nöthig, sie führen also einen Aufenthalt herbei, während dessen man sich zur Abwehr bereit machen kann, und Pallisaden von 12 Fuß Höhe und Mauern von 14 Fuß sind auch nicht so schnell übersprungen.

Die Wilden sind ganz und gar Nomaden und Jäger, welche sich durchaus an keinen festen Wohnsitz gewöhnen können, ja die Beschäftigung mit dem Ackerbau für etwas Schimpfliches halten. Sie ziehen fortwährend in den Andes herum, um für ihre Heerde Futter zu suchen. Jeder Stamm hat zwar seinen ziemlich fest bestimmten District, der auch selten überschritten wird, allein wie es doch geschieht, wo zwei Stämme mit einander in demselben Thale in Berührung kommen, entsteht zuerst Zank und Hader unter den alten Weibern, dem sich merkwürdigerweise die jüngeren stets fern halten, und dann mischen sich die Männer drein und der Streit endet immer blutig mit der Ermordung vieler und mit der Vertreibung Aller, welche als die schwächeren unterliegen.

Wenn aber der Winter kommt, besonders in den kalten Monaten Juli und August, die höheren Gegenden sämmtlich mit Schnee bedeckt sind, die Flüsse unglaublich anschwellen und das Ueberschreiten unmöglich machen, dann bauen sich diese Völker festere Hütten, welche überall, wo gleiche Bedürfnisse und gleiche klimatische Verhältnisse auftreten, von dem nämlichen Ansehen sind. Die Jurten der Nomaden in Nord-Asien und die der Kansas im Innern von Nord-Amerika sind fast ganz gleich. Sie bestehen aus einer beliebigen Anzahl 10—12 Fuß langer Stangen, welche in einem

großen Kreise in die Erde gesteckt, mit den Spitzen zusammengebunden und dann mit Stierhäuten bedeckt sind. Diese mehrfach übereinander gebreitet, oben mit Schnüren festgebunden, am Boden mit gewichtigen Steinen beschwert, gewähren einen genügenden Schutz gegen Regen und Schneegestöber und gegen die Windstöße, welche oft plötzlich aus den Schluchten der Andes hervorbrechen.

Im Innern der Hütte, welche geräumig genug ist, um eine zahlreiche Familie zu bergen, brennt stets ein Feuer, an welchem ebenso ununterbrochen irgend etwas dem Gahrwerden entgegensieht. Große oder kleine Stücke Fleisch oder ganze abgezogene kleinere Thiere sind auf Spießen befestigt, und ragen halb über das Feuer, wo sie erst auf einer, dann auf der andern Seite halbgahr geworden, von demjenigen verzehrt werden, der sich die Mühe gegeben hat, sie dort aufzupflanzen, denn eine Mittagsstunde, oder überhaupt eine Stunde der Mahlzeit giebt es nicht, ein Jeder ißt, wenn er Hunger hat, und er ißt das, was er sich bereitet hat. Schon das Kind lernt einen Vogel erlegen, ein Stück Fleisch von der Jagdbeute des Vaters sich aneignen und zubereiten. Nur für die Mädchen sorgt die Mutter etwa bis zu ihrem sechsten Jahre, dann aber müssen auch sie für sich selbst sorgen.

XII.

Die prächtige Araukaria und deren Werth. Die Pehuenchen. Sitten und Gebräuche derselben. Wie ihre Ehen geschlossen werden.

Die Leute haben fast nur Fleischnahrung, und man würde das Wort „fast" fortlassen können, wenn nicht die Araukaria wäre, eine Piniengattung, d. h. der gewaltig großen natürlichen Familie der Coniferen (Kegel tragende, d. h. Nadelbäume, zu denen auch die Araukaria gehört, obwohl ihre Nadeln so breit sind, wie die Blätter der großen Myrthe) angehörig.

Der Baum ist mächtig groß und erhebt sich 100 Fuß hoch und drüber ganz gerade und säulenartig, ohne einen einzigen Zweig; erst dann beginnen diese regelmäßig angesetzt und man möchte fast sagen tellerförmig sich auszubreiten. Wie bei einer Tanne von schönstem Wuchs gehen 10—12 Zweige von dem Stamme rechtwinkelig aus, so daß sie ganz horizontal stehen. Jeder Zweig hat wieder Seitenzweige, die sich genau in derselben Richtung wie die größern Aeste horizontal ausbreiten und nach zwei Seiten,

dergestalt, daß jeder einzelne Zweig sich dem andern nähert und in Folge dessen alle zusammen einen großen 10 bis 12 eckigen Teller bilden.

Die einzelnen Zweige sind mit Nadeln besetzt, aber nun nicht mehr einseitig, sondern rundum und die Nadeln so scharf und so hart, als wären sie von Blech geschnitten, sitzen schuppenartig über einander und decken einander zum größten Theil, so daß von jeder dieser scharf schneidenden Lanzetten etwa ein Zoll zu sehen ist, und 2—3 Zoll verdeckt liegen unter den übrigen Schuppen, welche selbst wieder auf gleiche Weise bedeckt sind.

Einige Fuß höher entsteht ein ganz ähnlicher Teller, und weiter aufwärts wieder ein ähnlicher, nur immer kleiner jeder folgende, bis ganz oben ein einzelner fingerdicker Schaft emporragt, der unter sich einen Teller vielleicht von 1 Fuß Durchmesser hat und auf dessen Spitze 4 oder 5 Augen sitzen, welche im folgenden Jahre einen neuen fußgroßen Teller bilden werden, indessen aus ihrer Mitte wieder ein Stiel emporwächst zur ferneren Erhöhung des Baumes, und der nächstgelegene unter, fußbreite Teller in derselben Zeit ellenbreit auch halbklafterbreit wird.

Man sieht hieran schon die aller auffallendste Aehnlichkeit mit unseren gewöhnlichen Nadelbäumen, gerade so wächst unsere Tanne, Fichte und Föhre, und bei der letzteren ist auch die Stellung der Nadeln rundum an dem Zweige ebenso wie bei der Araukaria; es fehlt zu der Aehnlichkeit nichts als die außergewöhnliche Breite und Härte dieser Nadeln. Wenn die Bäume ganz jung sind, so ist die Aehnlichkeit noch viel auffallender. In unseren botanischen Gärten, namentlich in den reich dotirten, finden sich Araukarien, aber in ganz kleinen Exemplaren, und man ist beinahe überrascht, wenn man hört, daß diese Pflanze etwas so Kostbares sei, denn sie hat vollständig das Ansehen einer wunderschönen Edeltanne.

Am Ende der Zweige befinden sich die kopfgroßen Früchte, mehr rund als kegelförmig, aus Schuppen bestehend, gerade wie unsere Tannenzapfen, nur sind die Schuppen größer und härter und sie bergen nicht kleine Samenkörnchen, ähnlich den Apfel- oder Pflaumenkernen gestaltet, sondern große mandelähnliche aber 4—5 mal so schwere wohlschmeckende Früchte. In einer solchen schuppigen Kugel sitzen 2 und 300 derselben, und mehr als 30 Früchte trägt ein solcher Baum. Es würde eine Familie also von 18—20 solcher Bäume Jahr aus Jahr ein leben können, selbst vorausgesetzt, daß sie gar keine andere, daß sie gar keine Fleischnahrung hätten, denn diese Früchte enthalten eine reichliche Menge Stärkemehl, sehr viel Fett und in den Fasern auch Stickstoff genug, um diesen in genügender Menge dem Körper zuzuführen; aber diese Früchte sind schwer verdaulich und es dürfte wohl nicht gerathen sein, sich ausschließlich von ihnen zu nähren.

Die Früchte zu erlangen, würde man für sehr beschwerlich, wenn nicht für unmöglich halten können; an einem Stamm, der 4 Fuß Durchmesser hat, bei 100 Fuß Höhe hinaufzuklettern, ist keine Kleinigkeit, ja bei dem gewaltigen Durchmesser, welcher alles Umspannen hindert, gradezu unmöglich, wenn man nicht Leitern hat, und diese in solcher Länge zu beschaffen, gehört vielleicht wieder zu den Unmöglichkeiten, aber die Natur hat dafür gesorgt, daß alle diese Bemühungen überflüssig sind.

Sobald die Zeit der Reife kommt, blähen sich die Früchte oder vielmehr die schuppenförmigen Hüllen, welche sie umschließen, auf. Die Schuppen gehen weit auseinander, fallen allmählig ab und lassen die eingeschlossenen Samen nachfallen, so daß Ende März der Boden um jede Araukaria weit und breit mit Schuppen und mit Tausenden von Früchten bedeckt ist, und es nur des Einsammelns bedarf, wobei allerdings Papageien und Kernbeißer behülflich sind.

Die Araukaria bildet auf dem Abhange der Andes in Chile vom 34° bis zum 46° südlicher Breite mächtige Wälder, viele Tagereisen lang zusammenhängend, die Früchte liegen dort im März, April auch wohl noch im Mai in solch ungeheurer Menge umher, daß es dem Reisenden gradezu wehe thut, ein so vortreffliches und reichliches Nahrungsmittel umkommen zu sehen. Von diesen Früchten allein, die sonstige Nahrung nicht gerechnet, würde eine tausendmal so große Bevölkerung als die Andes besitzen, zu leben vermögen. Geröstet haben die Nüsse fast ganz gleichen Geschmack mit den süßen Kastanien. Roh sind sie den Mandeln ähnlicher, gekocht werden sie breiartig und können an Nahrhaftigkeit den Reis vollkommen vertreten. Will man sie für den Winter aufbewahren, werden sie gekocht und dann an der Sonne getrocknet, die Leute bereiten sich sogar ein vortreffliches Satzmehl (Stärkemehl) daraus, und wissen dasselbe zu Brod und zu Kuchen zu verbacken.

In früheren Zeiten wurden die Früchte in großer Menge nach den Städten gebracht, später haben sich andere nuß- oder mandelähnliche Früchte an deren Stelle gedrängt. Voluda untersuchte das Holz der Bäume, und fand es außerordentlich schwer und harzreich, von einer Festigkeit, welche die des Eichenholzes bei weitem überbietet, es dürfte daher wohl zum Schiffsbau anwendbar sein, nur nicht zu Masten, zu denen es zu verwenden, ihr schlanker Wuchs einladet, denn es ist für diese Verwendung bei weitem zu schwer. Wozu es unübertrefflich wäre, zu den äußeren Planken, kann man es eines einzigen Umstandes wegen nicht benutzen; es wächst zu weit von den Meeresküsten und es giebt weder Land- noch Wasserweg, um es zur Meeresküste zu schaffen.

Dieser schöne Baum, welcher auch in den botanischen Gärten von Deutschland Eingang gefunden hat, ist, wie bereits oben bemerkt, die einzige Pflanze, welche den Eingeborenen dieser Gegenden mehlreiche Nahrung giebt. Um Cerealien anzubauen, müßten die Männer arbeiten, und das kann doch kein Mensch verlangen, arbeiten schändet. Für die Banane aber, den Pisang, welcher ohne Pflege und Anbau einen gewaltigen Ertrag liefert, ist es zu kalt. Möge auch Niemand den Getreidebau bei diesen guten Leuten einführen, er würde die Lasten, welche auf dem armen, schwächeren Geschlechte ruhen, auf das Schrecklichste vermehren. Der Pehuenche ist Jäger und Nomade, er hat eine unbesiegbare Neigung zum Wanderleben, er kennt keinen anderen Reichthum als seine Heerden und die Ergiebigkeit seiner Jagdgründe, so wie den Reichthum der unteren Länder, er ist abwechselnd bald Hirt, bald Jäger, bald Dieb, als solcher steigt er, zu verderblichen Raubzügen geschaart, in die Ebenen hinab und trägt Mord und Brand nicht selten bis an die Thore von Buenos Ayres.

Wenn er aber daheim ist, und sein gesatteltes Pferd an die Zeltpfähle seines Lederhauses gebunden, und seinen Speer daneben in den Boden gepflanzt, steht, oder wenn er den Thieren des Gebirges nachjagt, oder wenn er mit seinem langen Speer bewaffnet, Unglück und Verderben in die Ebenen hinabträgt, immer ist die Frau diejenige, welche sämmtliche Arbeiten zu thun hat, sie muß mit ihren Töchtern die Heerde hüten, denn die Knaben, wenn sie einmal das sechste oder siebente Jahr erreicht haben, sind schon viel zu hochmüthig, um dem verachteten Weibe, und wäre es die eigene Mutter, die geringste Hülfe zu leisten. Die Frau muß auch dem Manne das Pferd von der Weide holen, was er besteigen will, sie muß es satteln und zäumen, sie muß ihm die Schaffelle gerben, um ihm ein weiches Lager zu bereiten, sie muß die Säcke aus Kuhhaut nähen, welche mit Moos gefüllt, diesen weichfliesigen Fellen untergebreitet werden, muß die Nüsse sammeln und das Fleisch braten oder kochen, muß aber auch das Thier schlachten und abziehen, denn der Mann will nur das Thier auf der Jagd tödten, vom Schlachten ist keine Rede; merkwürdig ist dabei, daß diese Leute, welche Schaf- und Rinderheerden besitzen, doch das Fleisch der Stuten allem anderen vorziehen.

Die Kochkunst ist übrigens in sehr einfache Grenzen eingeschränkt, sie kennen nur zwei Bereitungsarten des Fleisches; eine Grube wird mit Brennmaterial gefüllt, und wenn dieses abgebrannt und die Erde durchglüht ist, werden die glühenden Kohlen herausgeräumt, die großen Fleischstücke werden in das Fell des Thieres gewickelt in die heiße Grube gelegt, mit der heißen Asche umschüttet; darauf bringt man die vorher weggenommenen

glühenden Kohlen, ohne jedoch das Feuer weiter zu vermehren, und wenn die Kohlen ganz zu Asche geworden sind, gilt das Fleisch für fertig, für gahr. Dies nennen sie gekochtes Fleisch.

Die zweite Bereitungsart ist einfacher. Man steckt das Stück Fleisch auf einen hölzernen Spieß und bohrt dies Stück Holz mit seinem untern Ende so weit in die Erde, daß es ganz nahe über dem Feuer steht, natürlich schlägt nicht bloß die Hitze, sondern auch der Rauch dagegen; das so zubereitete Fleisch heißt gebraten. Und wenn das erstere oder gekochte allenfalls von einem Europäer gegessen werden könnte, so dürfte doch das gebratene Fleisch unseren Gaumen nicht besonders zusagen da, wie es scheint, der Rauch das einzige Gewürz ist, was daran kommt.

Sind die Pehuenchen auf der Wanderung begriffen, so müssen die Frauen die Hütten abbrechen, die Häute kunstgerecht zusammenrollen, die Lastthiere bepacken und während des Marsches nicht nur diese, sondern überhaupt die ganze Heerde in Ordnung halten. An dem Ruheplatz angekommen, müssen die armen Frauen die Pferde entlasten, Feuer anzünden, und während diese brennen und das Fleisch röstet, müssen sie die neuen Hütten aufschlagen und Alles was zur häuslichen Einrichtung gehört, ordnen. Zu allen diesem aber müssen sie auch noch die Kinder tragen, und wenn Säuglinge dabei sind, diese mit Aufopferung ihrer letzten Kräfte nähren, und wehe der Unglücklichen, welche irgend einer dieser Pflichten nicht in dem Grade nachkommt, wie ihr grausamer Eheherr es angemessen findet; eine grausame Züchtigung ist die Folge des geringsten Fehlers und zwar besteht diese Züchtigung beinahe immer in einem Stich mit dem langen Speer oder in einem Schnitt mit dem Messer, daher die Frauen sämmtlich zahllose Narben an ihrem Körper tragen.

In sehr sonderbarem Widerspruch mit dieser schändlichen Behandlungsweise steht die Art, wie der Pehuenche seine Frau erwirbt. Sie muß nämlich gekauft werden, gekauft im eigentlichsten Sinne des Wortes und bezahlt nach Maßgabe dessen, was der Vater und der Freier besitzt und nach Maßgabe des Werthes, den dieser letztere darauf zu legen scheint. Wenn ein junger Pehuenche sein Auge auf eine Schöne seines Stammes wirft, so begiebt er sich zu dem Vater und erkundigt sich nach dem Preise, den dieser auf seine Tochter setzt. Je nach dem Reichthum der beiden Contrahenten wird eine gewisse Anzahl von Pferden, Waffen, Zaum- und Sattelzeug ausbedungen, oder es werden statt dieses Preises auch Kühe und Schafe oder anderes Heerdevieh gefordert. Da die Leute in Gegenden wohnen, wo gediegenes Silber nicht selten gefunden wird, so sind auch Zierrathen von diesem Metall, Pfund schwere Ohrgehänge, Spornen der begehrte Preis.

Wehe dem Armen, der die Forderung für eine angemessene hält, und sich bereit erklärt, das Verlangte zu zahlen, alsbald wird der Vater erklären, daß er sich geirrt habe, und daß er lieber „den Artikel auf dem Lager lasse, als daß er ihn unterm Preise verschleudere“ und er wird zulegen müssen, und wenn er, von Zärtlichkeit getrieben, auf die neue Forderung eingeht, so wird der Vater auch diese erhöhen u. s. f. Da man dies weiß, so ist in der Regel ein widerliches Markten und Dingen die Folge. Der Käufer schlägt die Hände über den Kopf zusammen über die Höhe der Forderung, der Verkäufer desgleichen über die Niedrigkeit des Angebotes, bis sie endlich beide zusammenkommen auf einen Punkt, welcher die Mittelstraße zwischen dem Zuviel und Zuwenig scheint.

Nun aber ist der Handel noch lange nicht geschlossen, denn die Mutter, Geschwister und auch nähere Verwandte wollen ihr Anrecht geltend machen, ein Jeder hat eine größere oder geringere Forderung, und bevor Alles ausgeglichen ist, sind die Schwierigkeiten noch nicht beseitigt.

XIII.

Sitten der Pehuenchen. Neigung zum Putz und Schmuck. Ihre Raubzüge. Unerhörte Grausamkeiten bei denselben.

„Nach so viel Leiden warten nun der Holden nicht Liebesfreuden“, sondern sie geht in dasselbe Elend, in welchem sich ihre Vorgängerinnen befanden und in welchem sich ihre Nachfolgerinnen befinden werden. Der Mann kauft so viele Frauen, als er bezahlen kann, und es ist nicht eine Spur von Zuneigung zwischen den Ehegatten, es ist nur der thierische Trieb, der das männliche Geschöpf zu dem weiblichen zieht, und wenn dieser befriedigt ist, gilt die neue Frau dem Manne genau so viel, als das Schaf dem Widder im gleichen Falle.

Da nun aber die Frau den Mann verlassen, und in diesem Falle der Mann den Kaufpreis nicht zurückfordern kann, so sollte man meinen, es müßte der Eigennutz den Mann zu einer besseren, freundlicheren Behandlung der Frau bewegen, wovon aber keine Rede ist, im Gegentheil sieht man meistentheils, daß je mehr die Frau dem Manne gekostet hat, sie um so schlechter behandelt wird, als wolle er sie gleichsam dafür abstrafen, daß sie ihm soviel gekostet hat. Sie scheinen die Frauen nicht für Menschen, sondern für Dinge zu halten, und sie scheinen es unehrenhaft zu finden, irgend einem Dinge, also auch einer Frau, eine Zuneigung zu bezeigen.

Ob die Vielweiberei der Grund ist, daß bei weitem mehr Mädchen

als Knaben geboren werden, oder ob dieser letztere Umstand der Grund der Vielweiberei ist, wollen wir dahin gestellt sein lassen, es dürfte schwer sein, sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich aber das Letztere behaupten, da auch bei den ärmeren Pehuenchen, welche nur eine Frau bezahlen können, auf einen Sohn gewöhnlich drei Töchter kommen. Sonderbar ist übrigens, daß, obschon drei bis vier Kinder als die Norm für eine Familie anzunehmen sind, welche in der Monogamie lebt, doch nun nicht etwa bei einer Familie mit 6 oder 7 Frauen 25 bis 30 Kinder vorkommen, im Gegentheil sind solche Familien kaum einmal reicher mit Kindern gesegnet als andere.

Daß mehr Mädchen als Knaben geboren werden, ist eine Thatsache, und der Grund dürfte, wie gesagt, schwer zu ermitteln sein, daß *aber noch viel* mehr erwachsene Mädchen als Jünglinge vorhanden sind, kommt wohl von den ewigen Kriegen und Räubereien her, denn jeder Streifzug, jeder Raubzug kostet einer Anzahl von liebenswürdigen Männern das Leben.

Die Erziehung ist wie die aller ganz rohen Völker, vollständig der Natur überlassen. Die Mutter nimmt ihre Kinder hinter sich auf das Pferd, und bald lernen die Knaben dasselbe in solcher Art tummeln, daß sie schon kühne Reiter sind, wenn andere kaum gehen können. Die Mädchen, wie bei allen eingeborenen Völkern dieses Welttheils, sanfte, zur Schwermuth geneigte Geschöpfe, haben dabei viel zu leiden, von der Härte der Knaben, welche schon in den frühesten Jahren gewöhnt werden, die Mädchen als etwas ganz Untergeordnetes zu betrachten; die Knaben selbst aber scheinen sich doch schon so früh als Männer zu fühlen, daß man den Begriff noch kaum entwickelt glauben möchte, um so höher zu achten, als sie wirklich seltenen Stoicismus besitzen, und dieser zeigt sich ganz besonders in ihren Schlägereien. Die Väter begünstigen dieselben, die Knaben werden zwar nicht gemartert auf eine ganz unmenschliche Weise, wie dieses Sitte ist bei den nordamerikanischen Völkern, aber ihre Streitigkeiten untereinander gelten nicht für ehrenvoll, wenn sie nicht blutig sind. Die Knaben greifen einander an mit Speeren, welche zwar nicht eiserne Spitzen haben, wohl aber so scharf gespitzt sind, daß sie den nackten Körper tief verwunden, sie nehmen sich auch kleine Beile von scharfkantigen Steinen und kämpfen hiermit gegen einander, und *eine* erhaltene Wunde beendet den Streit niemals, der Verwundete ist nur um desto wilder, und er ruht nicht eher, als bis er dem Gegner eine gleich starke Verwundung beigebracht hat. Und die Väter freuen sich über die Wunden und über die Narben, und Knaben von 10 Jahren werden, falls sie deren genug aufzuweisen, mit in den Krieg, mit in den Raubzug genommen, und sie

sind vielleicht unter den Kämpfern die Wüthendsten, und unter den Schlächtern und Plünderern die Grausamsten.

Es ist höchst merkwürdig, daß dieses so kriegerische und hartherzige Volk zugleich eine ganz außerordentliche Neigung zum Putz hat. Sie behängen sich mit Zierrathen aller Art, wissen das gediegene Silber, welches sie in den Gebirgen aufzusuchen verstehen, sehr wohl zu Schmuck zu verarbeiten. Zu Ohrringen z. B., von denen das Paar drei Pfund wiegt, wie ein Vorlegeschloß geformt, die zwar wirklich in dem durchschnittenen Ohrloch, aber doch auch zugleich mittelst eines Bandes um den Kopf getragen werden. Sie haben auch ihre Waffen mit Silber verziert, das Pferdegeschirr darf nie ohne Silberschmuck sein, reiche Leute haben hunderte von Scheiben von Doppelthalergröße an ihrem Pferdegeschirr hängen. Der Häuptling oder Kazique trägt als Zeichen seiner Würde einen Schild von Silber, der beinahe einen halben Centner schwer ist.

Was gelb ist an Metallen, halten sie für Gold, und sie behängen sich daher gerne mit eben so schweren Zierrathen von Messing, als mit denen von Silber. Auch Glaskorallen und alles Derartige, wenn es nur schöne Farben hat, ist ihnen als Schmuck höchst willkommen, aber das Wunderlichste scheint jedenfalls das Schminken des Gesichtes. Sie tätowiren sich nicht, ein solcher Schmuck könnte beweisen, daß sie den Schmerz nicht achten, sie bemalen sich mit bunten Farben, und bei allen mit benachbarten Völkerschaften verabredeten Kriegszügen, hat ihnen diese für unmännlich, für recht eigentliche weibisch gehaltene Neigung zum Putz, das entschiedenste Mißtrauen eingebracht, bis sie sich durch eine wirklich bewunderungswürdige Tapferkeit die gute Meinung ihrer Nachbarn errangen.

Daß die Frauen einer ähnlichen Neigung ergeben sind, wenn schon die Männer sich so zeigen, wird natürlich Niemand wundern. Sie hängen sich an die Zöpfe, zu denen sie ihre langen Haare sehr geschickt zusammenflechten, unzählig viele kupferne Scheiben, Ringe und sonstige Metallzierrathen; sie hängen Aehnliches um ihren Hals, schmücken Arm und Beine damit und putzen Alles täglich mit größter Sorgfalt blank. Auch dieser Schmuck ist immer so schwer, daß er zur Last wird, die man aber gerne trägt, denn gerade die Schwere dieses Schmuckes giebt ein Zeugniß von dem Reichthum der Besitzerin.

Voluda kam zu einer Zeit in diese Gegenden, welche den Leuten geeignet schien, barbarische Raubzüge nach dem Unterlande zu machen. Einen solchen Raubzug ordnet stets einer ihrer Häuptlinge an, und es verbinden sich 3 oder 4 kleine Stämme zu einem solchen, so daß die Zahl derselben sich mitunter bis auf 100 und auch darüber beläuft.

Wenn ein Raubzug unternommen werden soll, und die Verabredungen dazu getroffen sind, so begeben sich die Theilnehmer daran auf verschiedenen Pfaden in äußerster Stille nach dem Ziele ihres Anschlages, nach dem Flecken, welcher dem Untergange geweiht ist. Sie versuchen es stets, ihren Marsch so zu beschleunigen oder zu verzögern, daß sie ein Paar Stunden nach Mitternacht den Sammelplatz dazu erreichen. Hier erwarten sie ihre Kundschafter und hier werden die einzelnen Rollen des Trauerspiels ausgetheilt.

So wie die ersten Spuren des Morgengrauens sich zeigen, und lange ehe die Sonne aufgegangen ist, beginnt der Ueberfall; sie stürzen ohne alle Ordnung, aber unter furchtbarem Geschrei in das Dorf oder den Flecken, und verbreiten sich in den Gassen so schnell, daß beinahe niemals Zeit übrig bleibt, um den Bewohnern die Möglichkeit der Flucht zu lassen.

Wer sich blicken läßt, dem männlichen Geschlecht angehörig, wird sofort niedergeschlagen oder gespießt, oder durch den Lasso strangulirt und durch das Dorf geschleift, oder mit den schweren Kugeln, welche an drei Riemen hängen und gleich dem Lasso geschleudert werden, um dem Unglücklichen die Glieder zu zerschmettern, mit eingeschlagenem Kopfe oder zerbrochenen Armen und Beinen zu Boden geworfen, auch Kinder und Greise haben dasselbe Schicksal zu erwarten. Die älteren Frauen werden mit viehischer Grausamkeit gemißhandelt und sind allen Abscheulichkeiten preisgegeben. Sobald in dieser Weise das Dorf wehrlos gemacht ist, werden die jungen Frauen und die Mädchen zusammengebunden und nebst dem Heerdenvieh fortgetrieben. Nun wird Alles durchsucht, keine Hütte bleibt unverschont, was nur irgend Werth hat, wird zusammengepackt, auf die Pferde gebunden, und gewöhnlich ist Alles vollbracht, wenn die Sonne aufgeht. Nun wird noch Feuer in die Hütten geworfen, und dann wird mit eben solcher Eile als Vorsicht der Rückweg angetreten, wobei man sich zu gleicher Zeit bemüht, die Spuren des Marsches möglichst zu vertilgen.

Nur selten haben sich aus den rauchenden Ruinen einige wenige Personen gerettet, welche Zeugniß ablegen können von der Schreckensnacht, die sie verlebt. Die bei weitem größte Zahl liegt schauderhaft ermordet oder mit teuflischem Hohn verstümmelt da.

Entsteht ein Kampf, ist das Dorf vielleicht durch Gefangennahme eines Spions noch rechtzeitig von dem bevorstehenden Schicksal unterrichtet, und findet also eine wirkliche Gegenwehr statt, so sind die Pehuenchen in solchem Kampfe nicht minder furchtbar, als beim nächtlichen Ueberfall gegen Wehrlose. Da aber höchst merkwürdiger Weise ein solcher, durch Kampf errungener Sieg bei weitem nicht so ehrenvoll ist, als ein heimtückischer,

nächtlicher Ueberfall, so dauern sie in einem solchen Kampfe nicht aus. Widerstehen die Angegriffenen dem ersten wüthenden Anprall, so ziehen sich die wüthenden Feinde zurück und suchen ihre Rettung in der Schnelligkeit des Pferdes. Allein man erzählt sich, daß es nichts Kleines sei, einem solchen Anfall zu trotzen. Die Männer erscheinen alle nackend, an Armen und Beinen mit frischem Pferdeblut bestrichen, das lange Haar, das ihnen sonst über den Rücken hinabhängt, wird nach vorne genommen und bedeckt das ganze Gesicht, so daß man kaum glauben sollte, sie vermöchten zu sehen. Nun strecken sie ihre 18 Fuß lange, mit eiserner oder kupferner Spitze versehene Lanze vor, legen sich mit dem ganzen Körper vorwärts nieder, so daß sie auf dem Halse des Pferdes und mit dem Kopf neben dem Kopf des Thieres liegen. Unter einem furchtbaren, dämonischen Geschrei, stürzen sie in einer gut geschlossenen Reihe auf die Gegner los, und es gehört ein sehr kräftiger Muth und ein schwer zu erschütterndes Herz dazu, um solchem Anfall zu widerstehen. Gelingt es vielleicht, mit Hülfe der Feuerwaffen, mit denen die Europäer mehrentheils versehen sind, so kehren die Räuber um und entweichen schnell, wie sie gekommen sind, in ihre Gebirge, und es dürfte wohl sehr schwer sein, ihnen nachzusetzen, obwohl die Chilenen, oder die Bewohner der westlichen Pampas, welche desselben Ursprungs sind, auf Pfaden zu galloppiren verstehen, denen sich ein Europäer selbst auf dem sichersten Maulthiere und im langsamsten Schritte nicht anvertrauen würde.

Ist umgekehrt, der widerstehende Haufe nicht muthig genug gewesen, um den Feind zurückzuschlagen, wendet er sich zur Flucht, so ist Alles verloren, was auf dem Platze stand. Was die lange, schwankende Lanze nicht erreicht, das tödtet die mit sicherer Hand geworfene Doppelkugel, und jetzt hat der Pehuenche auch Zeit, den Widerstand, welchen er als eine Empörung ansieht, zu bestrafen. Was nicht getödtet, sondern nur verwundet wurde, hat jetzt zu erwarten, daß entsetzliche, glücklicherweise nicht lange währende Martern der Niederlage ein Ende machen.

Das Gewöhnlichste ist, daß man mit langen Riemen die Gefangenen so zusammenschnürt, daß der Kopf zwischen den Knieen steckt, und die Hände die Schienbeine umfassen, der Mensch also gewissermaßen eine Kugel bildet. Zwischen Arme und Beine hindurch wird ein Zaunpfahl gesteckt, an beide Enden wird ein Seil, aus vielen ganz dünnen Riemen geflochten, festgebunden, und diese beiden Seile werden nunmehr beiderseitig an dem Sattel eines Pehuenchen festgemacht, welcher darauf sein Thier in Trab und in Galopp setzt, und folgt ein zweiter, ein dritter, jeder einen ähnlichen Klumpen hinter sich herschleifend, so viel der Gefangenen gemacht

worden sind. So geht's im rasenden Galopp durch die Gassen des Fleckens, bis die wirbelnde Bewegung die Unglücklichen getödtet hat, oder ein Glied nach dem anderen zerbrochen worden ist, oder das Genick an irgend einem Felsstück oder an der Ecke eines Hauses abgestoßen wurde.

Auch die schöne Kunst des Viertheilens verstehen die Pehuenchen, nur sind sie darin freilich nicht so geschickt, als die Scharfrichter der französischen Könige und Königinnen, welche einen zum Viertheilen Verurtheilten gewöhnlich einen halben Tag auf dem Richtplatz hin und her rissen. Die Pehuenchen vollziehen dieses Amt weniger kunstgerecht. Sie binden für jedes Glied des Körpers zwei Lassos zusammen, also für Arme und Beine acht derselben. An das andere Ende solch eines doppelten Lassos wird ein Stier gebunden, und vier derselben stehen auf solche Weise ganz nahe an dem Körper des zu Tödtenden. Doppelt so viel berittene Pehuenchen halten neben den Stieren, welche vorläufig noch gefesselt, doch mit den spitzen Lanzen zur furchtbarsten Wildheit angestachelt werden. Auf ein gegebenes Zeichen läßt man die Stiere los, und sie jagen mit hoch geschwungenem Schweif wüthend davon, immer getrieben und gespornt durch die sie begleitenden Pehuenchen, bis plötzlich alle vier durch ein gewaltiges Hinderniß gehemmt, niederstürzen, aber auch gleich wieder aufspringen und nun davonlaufen. Das Hinderniß, woran sie zusammenbrachen, war der Körper des unglücklichen Menschen, der zerrissen werden soll, und der nun auch, mit einem Ruck in vier sehr ungleiche Theile getheilt, den Stieren im Sande nachschleppt.

Haben sie alle Gräuel verübt, denen unmenschliche Barbaren sich nur überlassen können, und welche zu überbieten wohl nur den Spaniern zur Zeit der Inquisition, und den Engländern zur Zeit des indischen Krieges gelungen ist, so raffen sie, wie in jedem anderen Falle, wenn sie Sieger sind, ihre Beute zusammen und fliehen mit ihren Heerden von Frauen, Schafen, Pferden und Kindern den Gebirgen zu, wo dann die Beute vertheilt wird. Die unglücklichen Mädchen und Frauen haben das Loos der einheimischen Frauen, ihre weiße Farbe schützt sie nicht gegen die härteste und rücksichtsloseste Behandlung, gleichviel, ob der Arbeit gewohnt oder nicht, wird einer jeden das Härteste aufgebürdet, und die eingeborenen Frauen, namentlich die älteren, die reizlosen, sind aus wüthender Eifersucht die ärgsten Plagegeister der Unglücklichen. Diese häufige Vermischung des spanischen Blutes mit dem der Chilenen scheint übrigens die Race der letzteren, körperlich wenigstens, sehr zu veredeln. Geistig, wie es den Anschein hat, nicht, denn die an ihrer helleren Farbe kenntlichen Mischlinge sind ebenso wild und ebenso grausam, als die braunen Vettern.

XIV.

Kriege der Pehuenchen. Martern der Gefangenen. Heldentod solcher, die man opfern will. Natürlicher und unnatürlicher Tod.

Wenn die Pehuenchen einen Krieg (nicht einen Raubzug) mit ihren Stammesgenossen führen, so ist derselbe allerdings höchst blutig, denn ein Jeder kämpft lieber bis zum Tode, als daß er sich gefangen nehmen ließe, aber umgekehrt ist wieder auf jeder Seite das Bestreben vorhanden, Gefangene zu machen, um sie im Triumph heimzuführen und einem wo möglich schmachvollen Opfertode zu übergeben.

In der heimathlichen Niederlassung angekommen, wird der Gefangene von seinen Banden befreit, und man sollte meinen, er würde leichtlich entfliehen können, dem ist jedoch keineswegs so. Ein jeder Krieger hat sein Augenmerk auf ihn gerichtet, und wenn er auch scheinbar unbeachtet bis an die Grenzen des Dorfes käme, so würde ihm ein Schritt darüber hinaus ein Zerschmettern des Beines zuziehen. Die vollkommen sicheren Bolas, die pfundschweren in Leder eingenähten Bleikugeln, werden mit eben so großer Sicherheit geworfen, wie die Büchsenkugeln geschossen, und fast könnte man sagen, auf noch größerer Entfernung, denn Voluda sah einen Stier durch Bolas tödten, welchen ein Pehuenche aus einer Entfernung von 600 Schritt auf ihn geschleudert.

Dieses wohl wissend, versucht der Gefangene gar nicht die Flucht, sondern er setzt sich außerhalb derjenigen Hütte nieder, welche er für die der Rathsversammlung hält. Dies ist der Ehrenplatz, und ihn einzunehmen hält er sich für berechtigt, denn er ist ein tapferer Krieger, und nur sein Unglück hat ihn in diese Lage geführt, auch wird er seinen Feinden beweisen, daß es ihm nicht an Muth und Standhaftigkeit fehlt. Seine Gegner wollen diese allerdings auf eine sehr harte Probe stellen, aber sie wollen keineswegs etwas dazu beitragen, daß diese Standhaftigkeit durch irgend etwas, wie Mangel an Nahrung und dergleichen, geschwächt werde; darum reichen sie ihm das Beste, worüber sie verfügen können, und er leidet durchaus keine Noth.

Indessen versammelt sich Alles, was die Waffen tragen kann, zum Siegesfeste. Es wird geschlemmt, gepraßt, es wird ein gegohrenes Gebräu aus den zermahlenen Früchten der Arankaria und dem Safte einiger herber Beeren getrunken, und Alles berauscht sich bis auf einen Grad, welcher dem Gefangenen die Möglichkeit der Flucht versprechen würde, wenn

Weiber und Kinder nicht wären, welche ebenso begierig sind auf den Tod des Gefangenen, als die Männer.

Nun kommt der Morgen und mit ihm die Stunde der Hinrichtung. Der Gefangene wird auf einen freien Platz gestellt, wo man dicht vor seinen Füßen eine flache Grube aushöhlt, und die daraus geworfene Erde ihn zum Standpunkte anweist. Man giebt ihm einen Grashalm, das heißt einen solchen, aus dem die Pehuenchen ihre Lanzen machen, und dessen Länge und Widerstandsfähigkeit das Bambusrohr vertritt, in die Hand. Nunmehr stellen sich einige 20 Männer mit ihren Lanzen in einem Kreise um ihn, in einem größeren Kreise befinden sich die übrigen Männer und die halb erwachsenen Knaben, und hinter ihnen die Weiber. Die älteren derselben machen einen entsetzlichen Lärm und drohen mit allen nur möglichen Waffen, welche sie zur Hand bekommen können. Sie schreien und pfeifen, so daß ihnen sehr oft Ruhe geboten werden muß, auch wohl die eine oder die andere von den allerschlimmsten einen Lanzenstoß erhält, der sie niederstreckt, aber durchaus nicht abhält, noch im Fortkriechen zu schimpfen und den Gefangenen zu bedrohen.

Dieser indessen steht frei, ungebunden und aufrecht, stolz auf seinem Todeshügel und blickt mit Verachtung auf diejenigen, welche ihn umgeben; er nennt sie elende Wichte, verächtliche Weiber, heißt sie Schürzen vorbinden, aber nicht Waffen tragen, was nur den Männern geziemt, ihnen aber nicht anstehe, denn sie wüßten dieselben nicht zu gebrauchen. Sie hätten ihm ein Rohr in die Hand gegeben, was er damit soll? Ob sie wohl glaubten, daß er an demselben die Zahl der Feinde zählen könne, die er umgebracht, und wenn er alles Rohr, was am Rande ihrer Wälder wachse, so zerbreche, wie er diesen Stab zerbrechen wolle, so würde er noch nicht die Zahl der Feinde erreichen, die er mit eigener Hand erwürgte.

Nun beginnt seine prahlende Rede, und er erzählt, daß er diesen oder jenen Häuptling auf solche Weise getödtet; dabei bricht er ein Glied von dem Rohr ab und wirft es in die Grube zu seinen Füßen und schiebt mit dem Fuße etwas Erde darauf; dann erzählt er, wie er einen andern auf eine andere Weise getödtet; und er bricht wieder ein Glied von dem Rohre ab und thut wie vorhin. Dann erzählt er, wie er Jemanden mit seiner Lanze durchbohrt, und wie er dieselbe auf der anderen Seite wieder herausgezogen, um sie ganz gefärbt zu haben von dem Blute seines Feindes; und er bricht wieder ein Stückchen Rohr ab und begräbt es auf die vorige Weise. Dann hat er einen Feind mit seinen Kugeln den Kopf zerschmettert; dann hat er einen anderen mit der Schlinge gefangen und hinter sich her in die Gebirge geschleift, bis zuletzt nur noch das Bein in der Schlinge

gesessen, der ganze Körper in kleine Fetzen zerrieben seinen Weg gekennzeichnet habe; und je mehr er so erzählt, desto wilder wird das Geheul der Weiber, desto grimmiger werden die Blicke der ihn umringenden Männer. Ihre bis dahin hochgehaltenen Lanzen fangen an sich zu senken und ihn zu bedrohen, aber er lacht über diese Bewegung und erklärt, sie hätten gar nicht den Muth, einen solchen Feind, wie er, zu tödten; sie kämen ihm vor wie die Vikunnas, gegenüber dem schwarzen Löwen der Berge, sie zitterten ja, wenn er spreche, sie senkten ja die Lanzen, nicht um ihn zu durchbohren, sondern weil sie dieselben vor Angst nicht mehr aufrecht halten könnten.

Zähneknirschend erheben die Männer wieder ihre Speere, und die Weiber in Furien verwandelt, heulen und kreischen so entsetzlich, daß es den wilden Kriegern selbst widerwärtig wird.

Nun aber fährt der Gefangene ruhig fort, seine Thaten zu erzählen, und immer berühmtere und größere Namen auf die Liste der von ihm Ermordeten zu bringen, und von Neuem senken sich die Lanzen, bis er wieder höhnend von seinen zitternden Gegnern spricht, und sie wie beschämt ihre Speere wieder aufrichten.

Sein Rohr geht zu Ende, nur noch ein Glied desselben hat er in der Hand, triumphirend hält er dasselbe empor. „Wißt ihr," so fragt er, „wen dieses Rohr bedeutet, könnt ihr ahnen, welche Schmach ich ihm angethan habe? Seht! der Mann, den dieses Stückchen Holz bedeutet, floh vor mir! Er floh! Versteht ihr das? O ja, ihr kennt das sehr gut, denn ihr seid ja Alle Feiglinge, ihr zittert, wenn ihr einem Manne gegenübersteht."

Triumphirend hebt er das Endchen Rohr empor und ruft: „diesen Mann hab ich in die Flucht gejagt, hinter ihm her bin ich auf meinem Rosse gewesen, von hinten habe ich ihn durchbohrt, und damit meine Lanze nicht mit dem Blute eines Feiglings befleckt werde, habe ich die Spitze derselben weggenommen, und ihn mit dem bloßen Rohre durchstochen. Der Feigling liegt unbegraben, und möge dort von den Hunden gefressen werden. Die Anderen, welche ich erschlug, waren Männer, da liegen sie vor mir im Sande, und ich habe auf jeden etwas Sand gehäuft, wie ich ihre Körper begraben habe, so habe ich auch ihren Namen begraben, aber der hier, den dieser Splitter bedeutet, ist des Begräbnisses nicht werth!" Mit einer verachtenden Bewegung wirft er das Stückchen Rohr weit über den Kreis seiner Zuhörer hinaus und ruft: „der Feigling ist dessen nicht werth, denn es war euer Anführer."

Ein hundertstimmiger, lauter Schrei der grimmigsten Wuth erfüllt die Lüfte. Die sämmtlichen Speere sind bei den Worten: „es war euer

Anführer" bis zur Brusthöhe des Gefangen gesunken, und sie alle bohren sich gleichzeitig tief in den Körper des Gefangenen, welcher nun mit den Speeren aufgehoben und durch die näher zusammenrückenden jungen Männer hoch erhalten und im Kreise umhergetragen wird, indessen aus 20 Wunden blutend, dieses Blut herabrieselt an seinem Körper und die Träger ringsumher bespritzt.

Voluda sah mit Schaudern dieser Execution zu, allein er hatte doch die Genugthuung, zu sehen, daß nicht jene grausame Martern dem Tode des Gefangenen vorhergingen, welche der stoische Muth der nord-amerikanischen Wilden verlangt, nicht fürchtet, sondern fordert, und der Wilde, dem man solche Martern nicht anthun wollte, würde sich für entehrt halten. Daß man den Gefangenen hier gestattet, seiner Thaten zu prahlen, liegt vielleicht in einer Art von Gerechtigkeitsgefühl, vermöge dessen man ihm die zukünftigen Schmerzen und den Tod versüßen will.

Sehr sonderbar kam unserem Reisenden die Verkehrung der Begriffe über natürlichen und unnatürlichen Tod vor, wie er dieselben hier vorfand. Nur der Tod durch irgend eine Waffe, und der gewaltsame Tod scheint ihnen natürlich, der Tod durch Krankheit oder durch Alter scheint ihnen der unnatürliche, und er ist immer durch einen Feind, durch einen bösen Zauberer herbeigeführt. Schon das Altwerden ist ein Beweis solcher Verzauberung, denn in vollster Manneskraft durch eine scharfe Waffe zu sterben, ist allein das Natürliche, und um dem unnatürlichen Tode durch Krankheit oder Alter zu entrinnen, geben sie sich alle mögliche Mühe, der Bezauberung entgegenzutreten, sie aufzuheben, aufzulösen, und deshalb haben sie Aerzte, welche bei ihnen in sehr hoher Achtung stehen; Aerzte, welche dem bösen Zauber entgegenwirken und den Gang der Natur wieder herstellen, so daß es wenigstens möglich wird, des natürlichen Todes, das heißt eines solchen durch eine Waffe, theilhaftig zu werden.

Es schien Voluda sonderbar, hier beinahe bei den Antipoden denselben Glauben zu finden, den die alten Helden des hohen Nordens über denselben Gegenstand hatten. Bei ihnen galt auch der Tod durch eine Waffe als der allein eines Mannes würdige, der natürliche, und der Greis unter ihnen gab sich den Tod selbst, indem er sich in sein Schwert stürzte, um nicht elend auf dem Lager der Krankheit zu verderben und in das Reich der grausen Hel zu fallen. Tod durch Krankheit war etwas schreckhaftes, denn er führte in die Unterwelt. Blutiger Tod war das wünschenswertheste, denn es brachte den Held nach Walhalla, in die Gesellschaft von Helden, welche ihre Zeit damit zubrachten, Schlachten zu liefern, Meth zu trinken und die schönen Walküren zu küssen.

Und auch der Hexen- und Zauberglauben war den Bewohnern des Nordlandes ebenso eigen, wie diesen süd-amerikanischen Völkerschaften, aber was ihn am mehrsten interessirte, das waren die Spuren der Anwendung des thierischen Magnetismus — nicht Spuren, das ist viel zu wenig gesagt, es war die wirkliche Anwendung desselben, ob bewußt oder unbewußt, es war die Anwendung des Bestreichens aus der Entfernung oder in der unmittelbarsten Nähe, es war das Berühren, Drücken, Anwehen, Anhauchen, kurz Alles dessen, was man einen geschickten Magnetiseur verrichten sieht, wenn er einen nervenkranken Patienten behandelt, nur erschien das Ganze in ein mystisches Dunkel gehüllt, mit Besprechung und angeblichen Zaubereien vermischt, welche für die Hauptsache galten, indessen die Anwendung des Magnetismus gewissermaßen als Mittel dem Zauber Eingang zu verschaffen, gebraucht wurde.

XV.

Aerztliche Anwendung des thierischen Magnetismus bei diesen Völkern. Hexen und Bestrafung derselben. Beispiele wunderbarer Errettung.

Voluda hatte sich bereits längere Zeit unter den Pehuenchen aufgehalten, und hatte sich einen Zauberer zum großen Freunde gemacht, indem er ihm die Benutzung einiger Rinden und Wurzeln gegen gewisse Krankheiten, oder vielmehr die Symptome, die äußeren Kennzeichen, derselben kennen lehrte. Nun war da ein dem Anschein nach vierzigjähriger Mann, welcher an Rheumatismus litt, eine durch die ungeregelte Lebensweise dieser Eingeborenen sehr häufig hervorgebrachte Krankheit. Der Zauberer oder Machi, zugleich Priester und Arzt, gestattete dem weisen Fremden Eintritt in die Medicinhütte, welche allein zu dem Behufe einzuleitender Kuren errichtet ist.

Diese Hütte, auch nur von Fellen über Rohrhalme gezogen, errichtet und genau ebenso gestaltet wie alle übrigen, hat doch eine bei weitem größere Ausdehnung, denn sie soll den Kranken, den Arzt, seine Gehülfen und den ganzen Zauberapparat aufnehmen, welcher in Trommeln, ausgestopften Thieren, lufterfüllten Blasen u. s. w. besteht.

Der Kranke, welcher kaum gehen konnte, wurde in diese Hütte gebracht, auf viele Schaffelle gelegt, um ihm eine weiche Lagerstätte zu bereiten, und wurde dann durch den Zauberer besprochen; der böse Dämon wurde aufgefordert, den Kranken zu verlassen.

Als dieses, wie begreiflich nicht geschah, wurde die Thüre der Hütte sorgfältig zugemacht, und ein tiefes Geheul von dem Zauberer ausgestoßen, welches sofort veranlaßte, daß die im Bereich des Warnungsrufes Anwesenden sich so weit als thunlich zurückzogen.

Nun wurde in der Hütte an verschiedenen Punkten Feuer angezündet, wodurch ein entsetzlicher Qualm entstand, indem der Rauch unmöglich zu der oberen Oeffnung des Zeltes heraus konnte. In das Feuer wurden Steine gestellt, welche man mit Sorgfalt glühend zu machen suchte. Während dieser Zeit schrie der Priester langsam und pausenweise aus dem tiefsten Innern der Brust herauf, er stöhnte und ächzte furchtbar. Bald darauf setzte er sich nieder und begann unter Augenverdrehungen ein Zauberlied zu singen, wobei er sich mit Händen und Füßen zu wehren schien gegen äußere Gewalten, die auf ihn eindrangen.

Wie die Steine glühend wurden und die Hitze einen solchen Grad erreicht hatte, daß Volnda kaum mehr im Stande war, auszudauern, goß einer der Gehülfen auf diese glühende Steine Wasser, so daß ein dichter Dunst die Hütte erfüllte, und sie in ein Dampfbad verwandelte. Die sämmtlichen Insassen derselben nackend, vermochten dieses allenfalls zu ertragen, dem durch seine Kleider beengten Europäer wurde es dagegen äußerst schwer, doch wollte er den Verlauf dieser merkwürdigen Kur nicht verlieren und ertrug deshalb das kaum noch Erträgliche.

Als der Dampf die Hütte so weit abwärts erfüllt hatte, daß er das Haupt des Priesters und Arztes erreichte, fiel dieser rücklings zu Boden, brüllte entsetzlich, schlug mit Händen und Füßen um sich und stieß ganz unverständliche Töne aus. Der eine seiner Gehülfen kniete neben dem Kranken nieder und begann völlig kunstgerecht ihn zu streichen, indem er die beiden Hände gegen seinen Kopf drückte, und von demselben mit geöffneten Fingern abwärts fuhr, gerade wie man nach Mesmers Anleitung einen Kranken magnetisirt.

Nach mehr als 30 Mal wiederholten Streichen solcher Art, wobei jeder folgende etwas näher an dem Körper des Kranken ausgeführt worden war, berührte er denselben und setzte das Streichen fort, nicht mehr aus der Entfernung, sondern in wirklicher unmittelbarster Nähe oder in der Berührung.

Jetzt trat der zweite Gehülfe auf die andere Seite des Kranken, kniete dort neben ihn nieder, und beide setzten nun das Streichen fort, wobei sie immer die fünf Finger auf den Leib des Kranken brachten, und dann, vom Kopfe anfangend, über die Arme oder über den Leib bis nach den Füßen die Hände in Berührung mit dem Körper fortzogen.

Unter dieser Berührung streckten sich die verkrümmten Glieder des Kranken allmählig aus, er wurde dann von den beiden Gehülfen umgedreht, und es wurde in seinem Rücken dieselbe Operation vorgenommen wie vorhin auf der Vorderseite. Derjenige, welcher mit dem Magnetisiren angefangen hatte, zeigte sich erschöpft, und er rief alsbald einen dritten Gehülfen herbei, welcher nunmehr seine Stelle einnahm und das Streichen fortsetzte, indessen der ermüdete Schüler oder Gehülfe das Zelt verließ und sich außerhalb desselben niederlegte.

Bald folgte ihm auch der zweite, welcher durch einen vierten ersetzt wurde, hierdurch mit erneuerter Energie auf den Kranken zu wirken suchend, welcher nun bereits ganz gerade gestreckt lag.

Nun wurde er abermals umgekehrt, so daß er wieder mit dem Gesichte oben lag, und die beiden Gehülfen setzten das Streichen fort, indessen der Arzt selbst ein immer furchtbareres Gebrüll ausstieß, schreckliche Verdrehungen des Körpers machte, in Zuckungen zu liegen schien, und so wüthend wurde, daß ihm der Schaum auf die Lippen trat. Endlich scheint er zu erstarren, er fällt regungslos zurück, streckt Arme und Beine von sich und sieht mit gläsernen Augen nach der Rauchöffnung des Zeltes empor.

Sobald dieses geschieht, hören die beiden Gehülfen auf, den Kranken zu streichen, sie rufen: „Der böse Geist ist vertrieben, der Zauber ist gelöst", und sie ergreifen eine große, schwere Kürbisschaale, mit Wasser angefüllt, und gießen sie dem Kranken über den ganzen Körper, worauf dieser aufspringt, um die Hütte zu verlassen, aus einer zweiten Kürbisschaale einen neuen Guß über den Rücken erhält, dann aber wirklich die Hütte verläßt, und — was bewunderungswürdig genug ist, vollkommen geheilt erscheint.

Hier war, so glaubte Voluda unzweifelhaft, zu erkennen die Wirkung des thierischen Magnetismus, gleichzeitig mit der des Dampfbades vereint, und der Erfolg war ganz sicher.

Der Machi erklärte später auf Befragen, warum er diese Manipulationen vornehmen lasse, zuerst nichts weiter, als das sei so Sitte, dann aber, als Voluda ernstlicher in ihn drang, sagte er, die Geister der Krankheit können das Streicheln und Berühren nicht vertragen, er, der Zauberer selbst, kämpfe mit dem bösen Gotte, dessen Untergebene, dessen Diener in den Kranken führen, um ihn zu peinigen; während er nun so mit dem bösen Gotte ringe, sei dieser außer Stande, seinen Untergebenen Hülfe zu leisten gegen diejenigen, die den Kranken strichen, und so werde denn durch diese der Sieg errungen über die Untergebenen, wie er selbst, der Machi, den Sieg erringe über den bösen Gott — nein, so wolle er nicht sagen,

den Sieg erringe er keineswegs, sondern er werde, wie der Fremde ja selbst gesehen habe, von dem Gotte besiegt und wehrlos niedergeworfen, allein in der Zeit des Kampfes sei der Dämon außer Stande, seinen bösen Geistern beizustehen, und deshalb könnten seine Gehülfen den Sieg über diese erringen, während er selbst der übermächtigen Kraft des Gottes erliegen müsse.

Diese Erklärung war allerdings vollkommen wahr in dem Sinne eines Zauberers der Pehuenchen, allein nicht wahr im Sinne eines europäischen Arztes und Naturforschers, und deshalb mußte Voluda sich zu erklären suchen, was ihm dunkel war, und was der Zauberer selbst unmöglich erklären konnte, da ihm alle Mittel dazu abgingen.

Voluda glaubte zu bemerken, daß der Zauberer die Macht der Mittel, welche er angewendet, gar nicht kenne; es schien ihm klar, daß Alles, was hier geschah, nach einer alt hergebrachten, vielleicht von denjenigen, die Amerika civilisirt, von den Inka's und ihren Stammesgenossen ererbten Methode geschehe, in einer Weise, die sich vom Vater auf den Sohn übertrage, aber keineswegs in irgend ein System gebracht worden sei. Aus längerem Umgange mit dem Zauberer ergab sich die Ueberzeugung, daß er keine Krankheit kenne, wohl aber äußere Kennzeichen gewisser Krankheitstypen, und daß er nach diesen Symptomen gerade so verfahre, wie Hahnemann und dessen unmittelbarste Nachfolger. Er fand, daß dieser Zauberer sehr gut Kopfschmerzen, welche aus dem Magen herrührten, von Kopfschmerzen, welche durch Erhitzung hervorgebracht waren, zu unterscheiden wußte. Er fand, daß derselbe das Erbrechen, was auf die Ueberladung mit Speisen und Getränken folgte, keineswegs mit demjenigen Erbrechen verwechselte, das durch eine Gehirnerschütterung, durch einen Fall, durch einen Sturz mit dem Pferde (ein Sturz vom Pferde kommt bei diesen Reitern nicht vor) hervorgebracht war. Aber bei alle dem hatte er weder einen Begriff von Gehirnerschütterung, noch von Indigestion, Alles, was er wußte, war rein empirisch. Gegen Uebelsein unter diesen Umständen versuchte er ein solches Mittel, gegen Unwohlsein unter anderen Umständen ein anderes Mittel, und er brauchte immer diejenigen, von denen er erfahren hatte, von denen ihm entweder seine eigene Beobachtung, oder die Tradition gelehrt, daß Hülfe darauf erfolge, immer aber geschah dieses nur, um böse Geister zu verscheuchen, deren Oberherrn, den bösen Gott, er selbst zum Kampfe herausfordern mußte, damit dieser nicht im Stande sei, die für ihn thätigen Untergebenen zu unterstützen.

Gelang ihm eine vorgenommene Kur nicht, so war ein böser Mensch, ein Feind, gewöhnlich ein altes Weib, mit im Spiele, und der Machi be-

zeichnet dann die Person, von welcher die nicht zu bannende Krankheit ausgehe. Dies hat den unmittelbaren Tod derselben zur Folge, und deshalb ist der Machi eine sehr gefürchtete Macht. Die Männer geben sich alle erdenkliche Mühe, ihn zum Freunde zu erhalten; seine Hütte wird mit den besten Fellen, sein Heerd mit den besten Speisen versorgt, kein Jäger kehrt von der Jagd zurück, der nicht ihm seinen Tribut zollte; kein Krieger aus der Schlacht, der ihm nicht eine Trophäe, die Waffe eines Feindes oder einen Schmuck desselben brächte. Kein Indier kehrt von einem Raubzuge heim, ohne einen Theil seiner Beute dem Zauberer mitzubringen, und dies ist wohl der Grund, warum selten oder niemals ein Mann als der Schuldige angeklagt wird. Aber wehe dem alten Weibe, das einmal unterlassen hat, ihm die erforderliche Hochachtung zu bezeugen, gewiß wird sie bei der nächsten Gelegenheit als diejenige bezeichnet werden, welche Schuld an der Hartnäckigkeit des Uebels ist, welches der Zauberer vergeblich zu bannen versucht. So wie dieses geschieht, so versammeln sich die Häupter um ihre Hütte, bedrohen sie und fordern sie auf, den Kranken aus ihrer Macht zu entlassen. Weint sie, heult sie, betheuert sie ihre Unschuld, so sind dies nur immer sicherere Zeichen ihrer wirklichen Schuld, und da der Kranke unterdessen krank bleibt, so häufen die Kinder und Jünglinge große Massen von Strauch und dürrem Holz um ihre Hütte zusammen und zünden dieses an, wo sie denn in ihrer Hütte des entsetzlichsten, qualvollsten, langsamsten Feuertodes stirbt. Eine Möglichkeit, sich zu retten, ist durchaus nicht vorhanden, denn das Feuer rundum ist viel zu furchtbar, zu hoch und zu wild lodernd, als daß Jemand da hindurch dringen könnte. Von zwei Fällen allerdings ist Kunde vorhanden, und der Machi theilte dieselben den Reisenden mit, sie waren ihm ein Beweis von der außerordentlichen Hülfe, welche der böse Gott seinen Anhängern leisten könne, falls er ein besonderes Wohlgefallen an ihnen finde. Der eine Fall wurde folgendermaßen erzählt: eine Frau, als Zauberin verurtheilt, das heißt als verderbliche, mit dem bösen Dämon nicht im Kampfe sondern in Verbindung stehende, war zum Tode verurtheilt, in ihrer Hütte eingeschlossen worden, und dieselbe stand rund umher in der gewaltigsten Lohe. Da that sich plötzlich die Hütte weit auf, ein großes Stück der dieselbe bildenden Thierhäute that sich auf und fiel in seiner ganzen Breite auf die Flammen, dieselben verlöschend, und das alte Weib sprang aus der Hütte hervor, über das darniederliegende Fell hinweg, und kam ungefährdet in's Freie; sie war von da an so gefürchtet, daß Niemand sich ihr nahete; aber auch als beschützt durch die unmittelbare Hülfe des mächtigen Gottes, so geehrt, daß Keiner es wagte, ihr etwas zu thun. Sie war die Freundin

des Gen Talca (Herr des Donners) und war als solche unverletzlich; Versuche, sie zu tödten, würden immer mißlungen sein und würden Gen Talca, den Herrn des Donners, zum ergrimmten Feinde desjenigen gemacht haben, der sich hätte an ihr vergreifen wollen.

Ein zweiter Fall wurde Volnda als noch bei weitem merkwürdiger, wie der eben genannte, mitgetheilt. Eine dem Feuertode übergebene Frau war in der Hütte gestorben, war zu Asche verbrannt, daß man nicht einmal die Knochen derselben fand. Solche Execution geht allerdings für denjenigen, der sie erdulden muß, grauenvoll langsam vor sich, im Ganzen aber doch ziemlich schnell, so daß von dem Augenblick der Entzündung des Gesträuches um die Hütte her, bis dahin wo alles niedergebrannt ist, gewiß keine Viertelstunde verläuft. Der Leichnam der zu diesem Tode Verurtheilten ist immer nur äußerlich versengt; der Arme ist erstickt und dann gebraten, aber nicht verbrannt, daher mußte das Verschwinden des Leichnams in dem vorliegenden Falle allerdings großes Aufsehen erregen. Noch größeres Aufsehen aber erregte der Umstand, daß während sich die Häuptlinge über das Verschwinden der Leiche besprachen, der Boden sich bewegte und daraus hervor die verbrannte Hexe gesund und unbeschädigt aufstieg.

Auch sie wurde, gleich der anderen, als ein Liebling des bösen Gottes geehrt, und lebte fortan unangetastet und unangefeindet bei ihrem Stamme, wie wohl immer ein Gegenstand des äußersten Schreckens und Entsetzens für einen Jeden, der in ihre Nähe kam.

XVI.

Einwirkung aufrecht stehender Gegenstände auf die Magnetnadel. Inclination. Wichtigkeit für die Schifffahrt. Die Neger in den Sclavenstaaten. Wunderbare Begriffe von Anständigkeit.

Der göttliche Einfluß war hier allerdings nicht hinwegzuläugnen, möge es nun der Herr des Donners, oder Gen Laoquen, der Herr des Meeres, oder Gen Mutu, der Herr der Erde, gewesen sein, der diese beiden Frauen beschützte, wir wollen nicht untersuchen von wem es ausging, aber das Wunder geschah, das Wunder, daß die eine der beiden Frauen die Stierhäute, welche das Zelt bilden, mit einem Schnitte so trennte, daß ein großer Lappen derselben auf das Feuer fiel und sie Zeit hatte, darüber hinwegzuschreiten, lange bevor das Fell durch die Gluth verzehrt war; Thatsache ist es, daß im anderen Falle derselbe oder ein anderer Gott die Frau errettete von dem qualvollen und schmachvollen Tode, indem er ihr

den Gedanken eingab, eine Grube, wie dieselbe sich als Keller in jeder Hütte befindet, um so vieles zu erweitern, daß sie ihrer ganzen Länge nach darin Platz hatte, ein Fell darüber zu breiten und ganz mit Erde zu bedecken, sich aber innerhalb der Grube und unter diesem Felle und der darauf geschütteten Erde zu verbergen.

Die furchtbar hoch emporschlagende Lohe des Strauchfeuers hat wohl Kraft, den Unglücklichen, der davon eingeschlossen ist, zu rösten, aber keineswegs genügende Kraft, um die handhoch auf einem Rinderfelle liegende Erde soweit zu durchwärmen, daß ein darunter liegender Mensch gleichfalls gebraten wird, und so kam es, daß durch dieser Götter Hilfe die beiden Frauen wirklich gerettet wurden.

Zu diesen höchst interessanten Entdeckungen sowohl über den thierischen Magnetismus, als die dämonische Hülfe, welche den beiden Frauen geleistet worden war, gesellte sich noch eine dritte Erfahrung, den mineralischen Magnetismus betreffend.

Voluda machte die Bemerkung, daß langgestreckte, aufrechtstehende Gegenstände auf eine sehr empfindliche Magnetnadel einwirken. Die mehrere 100 Fuß hohen Araukarien lenkten die Magnetnadel, insofern dieselbe an einem seidenen Faden aufgehängt war, von ihrer eigentlichen Stellung ab. Die Thatsache an sich konnte nicht neu genannt werden, denn er wußte sehr wohl, daß ein Eisenstab, der vollkommen frei von Magnetismus gefunden wurde, sich sofort magnetisch zeigte, lediglich dadurch, daß man ihn aufrecht stellte. Er wußte, daß Basaltsäulen unter solchen Umständen sich gleichfalls magnetisch zeigten, aber in dem einen Falle war das Vorhandensein eines magnetischen Metalles, des Eisens, eine feststehende Thatsache; im anderen Falle, beim Basalt, war die Möglichkeit, vielleicht die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieses Mineral Eisen enthalte, oder als Mineral magnetisch sei, so wie Nickel und Kobald. Neu war nur, daß ein Vegetabil, daß ein Pflanzenkörper durch die aufrechte Stellung, des Magnetismus der Lage, theilhaftig wurde, und Voluda fand sich durch diese Entdeckung reichlich belohnt für die, in der That nicht geringen Beschwerden seiner Reise.

Auch die Neigung der Nadel mit dem Südende nach unten, hatte er genau beobachtet, und er hatte sich überzeugt, daß diese größere Neigung nicht abhängig sei von seinem Standpunkte auf dieser oder jener Felsart, sondern lediglich von der geographischen Breite, daß die Neigung also zunehme, je weiter man sich vom Aequator polwärts entferne.

Er kehrte nunmehr zurück nach Norden, um die Untersuchungen zu verfolgen, kam durch Peru und Bolivia, durch die Republik Ecuador und

ging so immer weiter nordwärts durch Guatemala und Mexico, bis er nach Veracruz gelangend, über den Meerbusen von Mexiko nach Nord-Amerika kam.

Ueberall hatte er die Verhältnisse zwischen magnetischer Neigung und geographischer Breite festzustellen gesucht, und überall war ihm klar geworden, in welchem Grade wichtig für die Schifffahrt eine solche Zusammenstellung sein müßte, so daß, wie bereits oben angedeutet worden, man durch die Neigungsnadel von seiner Lage auf dem Meer unterrichtet werden konnte, auch wenn man weder Sonne noch Sterne sehen könne. Allerdings lagen in seinen Beobachtungen nur die Keime, aber bei einiger Pflege derselben war wohl zu hoffen, daß sie sich auf eine Nutzen bringende Weise entwickeln dürften.

Kurze Zeit nur hielt er sich in New Orleans auf, es widerte ihn die Abscheulichkeit des Sclavenwesens an, und er beeilte sich weiter nach Norden zu kommen, wiewohl er bis zu dem Zeitpunkt, an welchem die weite Reise ihm möglich wurde, des Abscheulichen und Entsetzlichen so viel sah, daß er für seine Lebenszeit genug daran gehabt hätte, nur leider drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß ohne Sclaven, das heißt ohne schwarzes, zweibeiniges Arbeitsvieh — als solches wird der Sclave in ganz Amerika betrachtet, das Land nicht zu bearbeiten sei.

Mehr noch als die Last, welche man den Unglücklichen aufbürdet, der allein im Stande ist, sie zu tragen (der Europäer unterliegt der Arbeit im Laufe der ersten zwei Jahre, wenn er hier im heißen Süden in den Zuckerrohrpflanzungen oder den Reispflanzungen arbeiten soll, der Neger hält diese Arbeit 30 bis 40 Jahre aus), empörte ihn der Gedanke, daß man ihn wirklich und im recht eigentlichsten Sinne des Worts als Thier betrachtete, ihm menschliche Empfindungen nicht gestattete, nicht glaubte daß er sie habe, eine Thatsache welche allein den Umstand erklären kann, daß die zarte junge Miß oder die Frau des Pflanzers, von 18 bis 20 Jahren, sich ohne zu zögern von ihrem Neger entkleiden läßt, nackend in das Bad tragen, darin von ihm frottiren, abwaschen, abspülen, sich herausheben, abtrocknen, in das Schlafzimmer tragen, auf das Bett legen und in wollene Decken zum Nachschwitzen einwickeln läßt, was Alles unmöglich wäre, wenn sie, das Fräulein oder die Frau, den Neger für einen Menschen hielte, was Alles aber gerade so ungenirt geschieht, wie man sich ungenirt irgend einem beliebigen physischen Bedürfniß überläßt, wenn etwa eine Katze oder ein Papagei Zeuge dieser Handlung ist.

Dieselbe Miß, welche alles das Gesagte thut und selbst bei Verrichtung irgend eines solchen Bedürfnisses sich von dem Neger bedienen läßt,

würde untröstlich sein, würde sich für entehrt halten, wenn ein Europäer nur die Strümpfe sähe, welche sie am vorigen Tage getragen, indeß der Neger alles das Gedachte thun und sehen darf, eben aus dem einfachen Grunde, weil er gar nicht ein Mensch ist, weil er gar nicht Sinne hat, wie ein Mensch, und bei alle dem was er sieht und thut, ebenso wenig empfindet, wie ein Widder oder ein Stier im gleichen Falle.

So entsetzlich dieses ist, so macht es doch allein die Unmenschlichkeit erklärlich, unter welcher sehr häufig die Neger erliegen. Die Behandlungsweise derselben hängt von dem Temperament des Besitzers ab. Der Deutsche liebt und pflegt sein Pferd, streichelt und hätschelt es, füttert und tränkt es, und läßt Sporen und Peitsche nur dann fühlen, wenn es ihm wirklich nöthig scheint. Der Italiener, für welchen bei dem tollen, bei dem wahnsinnigen Wettrennen auf dem Corso in Neapel sein Pferd einen Preis von ein Paar Dukaten gewonnen hat, fällt wohl vor demselben auf die Knie, umarmt die schlanken Beine und ruft nach der Mutter Gottes und seinem Schutzpatron um Barmherzigkeit für sein Roß, das ja wahren Menschenverstand hat, das ja nichts dafür kann, daß es nicht auf zwei Beinen geboren ist; er bittet für dasselbe um Aufnahme in das Paradies, und er will sich gern behelfen, und demselben die Hälfte des für ihn, den guten Christen, bestimmten Platzes abtreten, denn er möchte sich nur ungern von ihm trennen, und daß er selbst, als ein sehr guter Katholik, in den Himmel kommen wird, versteht sich ja; aber eben derselbe Italiener wird keinen Augenblick anstehen, sein edles Pferd so furchtbar zu mißhandeln, daß einem Jeden, der nicht Italiener ist, bei Erblickung solcher Schändlichkeiten die Haut schaudert.

So ist es nun auch mit den Schwarzen, überhaupt mit den Farbigen, welche man in Nord-Amerika lediglich als Vieh betrachtet, als Arbeitsvieh, als Lastthiere, als Zuchtvieh. Wie unter den Schweinen eine Sau besonders hoch geachtet ist, wenn sie alle Jahre zweimal 12 Junge wirft, so unter den Negern ein Weibchen, welches wo möglich alle 10 Monat ein Paar Junge bekommt — Junge natürlich, denn Kinder hat ein Thier so wenig wie ein Neger, der auch nichts als ein Thier ist.

Wie es nun wohl kommt, daß man ein Huhn oder ein Schaf, welches man hat aufwachsen sehen, mit welchem man gespielt hat, nicht gern schlachten mag, so auch mit diesen Negern, sie mögen schwarz, dunkelbraun, hellbraun oder weiß sein, und so kommt es, daß mitunter die Neger ganz gut behandelt werden. Umgekehrt giebt es wieder Leute, die nicht so sentimental sind, welche sich nichts daraus machen, das Hühnchen, mit welchem sie am Morgen gespielt, jetzt am Abend gemüthlich zu verspeisen, und das ist denn

natürlich der Grund, daß die Neger hin und wieder mit weniger Zartgefühl behandelt werden, ein Paar hundert Peitschenhiebe mehr bekommen, als sie, ohne zu sterben, ertragen können.

Diese Fälle sind allerdings nicht gerade sehr häufig, nicht eigentlich alltäglich, denn ein jeder Sclavenbesitzer weiß, daß, wenn er sein Vieh mißhandelt, es nicht so lange hält, da es zu stark angegriffen wird. Er will, daß der gekaufte Schwarze 40 Jahre lang arbeitsfähig sei. Die verdammten Engländer mit ihrer Sclavenemancipation haben ihm das Vieh sehr theuer gemacht; ein rüstiger, wohl gebauter Sclave von 20 Jahren kostet 1400 bis 1500 Dollars, er kann wohl prätendiren, daß solch ein Thier ihm doch wenigstens 40 Jahre aushalte, dann denkt er sein Kapital reichlich wiedergewonnen zu haben. Er kann auch indessen, wenn er ihm alle 10 Jahr ein neues fruchtbares Weibchen giebt, eine hübsche Anzahl von Schwarzen gezüchtet haben, und er wird sich sogar im Besitz der dritten Generation finden, ehe noch die Kräfte der Stammeltern erschöpft sind, allein das kann er nicht erwarten, falls er sein Vieh mißhandelt, und ihm dadurch sowohl die Arbeits- als die Fortpflanzungskräfte raubt.

Diese Betrachtungen, welche sich in jedem Heerdenbesitzer von selbst entwickeln, machen das Loos der Farbigen in der Regel soweit erträglich, wie es sein kann, wo es an dem edelsten Gute der Menschheit, wo es an der Freiheit fehlt; aber allerdings liegt dieser Begriff ja gar nicht in dem Schwarzen. Er ist gar kein Mensch, wie könnte er denn dergleichen Empfindungen haben; und so befindet sich also, die Abwesenheit solcher Gefühle vorausgesetzt, der Farbige äußerst wohl, denn er hat eine Hütte, er hat ein Weibchen, er hat Junge, welche ihm belassen werden, bis sie so weit erwachsen sind, um sie verkaufen zu können; was um Himmelswillen kann er denn mehr verlangen, warum sollte er sich nicht über alle Begriffe glücklich fühlen?

Voluda verließ gern eine Gegend, in welcher dergleichen Gedanken so alltäglich waren, daß eine Abweichung davon zu den aller unerhörtesten Wundern gezählt werden würde; aber er hatte noch manche schöne Meile zu reisen, bevor er aus dem Lande solcher Ansichten kam, aus dem Lande, in welchem sogar die Geistlichen von der Rechtmäßigkeit der Sclaverei predigten, in welchem sonntäglich die Berechtigung der Weißen, Sclaven zu halten, und die Verpflichtung der Schwarzen, Sclaven zu sein, auseinandergesetzt wurde.

Sonderbar ist übrigens die Inconsequenz dieser höchst moralischen Nation, welche die Neger als Thiere betrachten, wie das vorhin angeführte Beispiel von der schönen Miß lehrt, und sich doch mit denselben vermischen. Bekanntlich

ist die Vermischung von Mensch und Thier ein so verabscheuungswürdiges Verbrechen, daß es in alten Zeiten mit einem höchst qualvollen Tode, mit dem lebendig Verbrennen, bestraft wurde, und daß es noch jetzt mit mehrjähriger Zuchthausstrafe und Entehrung belegt ist, und dennoch findet bei dem höchst moralischen Volke der Nord-Amerikaner diese Vermischung von Mensch (Amerikaner) und Vieh (Neger, oder Farbiger) alltäglich viele tausendmal statt, ohne daß ein Richter darin ein Verbrechen sieht, oder ein Geistlicher nur eine unmoralische Handlung darin findet.

So verschieden sind die Begriffe von Moral und Religion, von Recht und Unrecht.

XVII.

Sclavenjäger und Sclavenfänger. Merkwürdige Ereignisse in Pittsburg. Madame Fox und ihre Klopfgeister.

Voluda gelangte bald an die Grenze zwischen den Sclavenstaaten und den übrigen, und er hatte hier das Vergnügen, einen neuen Industriezweig kennen zu lernen.

Das erhabene Volk der Nord-Amerikaner fühlt eine tiefe Entrüstung über die Abscheulichkeit der Bewohner des Südens. In einem freien Staate Sclaven zu halten, ist ein wahrer Hohn gegen den Begriff Freiheit. Die nördlichen Staaten halten daher auch keine Sclaven, nicht weil des rauheren Klima's wegen die Schwarzen dort nicht andauern könnten als Arbeiter, nicht weil eben dieses Klima's wegen der Europäer oder sein Abkömmling alle seine erforderlichen Arbeiten selbst verrichten kann, ohne zu leiden, nicht weil durch Abschaffung der Sclaven der ganze Süden, welcher durch seinen Reichthum schon lange ein Stein des Anstoßes bei den moralischen Nordländern ist, zu Grunde gehen würde, sondern wirklich aus moralisch religiösem Widerwillen gegen das Institut der Sclaverei.

In Folge dieser Abneigung kommt es wohl vor, daß ein gemißhandelter Sclave aus den südlichen Staaten entläuft, und sich in die nördlichen flüchtet, — er ist ja nunmehr frei! Nicht so eigentlich. Er wird gefangen und ausgeliefert.

Auf dieses schöne Princip stützt sich ein sehr einträgliches Gewerbe, das der Sclavenjäger, welche sich in zwei Branchen theilen, in solche, die den Sclaven aus Gutmüthigkeit, aus Menschlichkeit, zur Flucht verhelfen, und ihm dazu die erforderlichen Mittel bieten, und in solche, die aus

Rechtsgefühl und Religiosität den entlaufenen Sclaven wieder einfangen, und gegen Erlegung des Finderlohnes diese Sache wieder an den eigentlichen Herrn zurückliefern.

Der eine dieser beiden Sclavenjäger spricht sehr freundlich, gutmüthig mit dem Sclaven, der ihm solche Freundlichkeit werth scheint, der jung und kräftig genug ist, um seinem Herrn zu dem Angebot von mehreren hundert Dollars zu veranlassen. Er verbirgt den Sclaven in seiner Wohnung und ernährt ihn ganz gut, er schafft ihn dann als sein Eigenthum über die Grenze zu seinem Compagnon.

Nun kommt in der nächsten Zeitung ein Artikel, welcher lautet:

An dem und dem ist von der Pflanzung des sehr ehrenwerthen Herrn Scrub ein Neger entsprungen, derselbe ist sehr hellfarbig (oder braun, oder schwarz, oder auch beinahe ganz weiß), besonders aber daran kenntlich, daß er ein abgerissenes Ohrläppchen und eine Narbe von einem Peitschenhieb über die linke Wange hat (daß er den Rücken ganz voller Narben hat, kann niemals als Kennzeichen angegeben werden, denn dieses Merkmal tragen die entlaufenen Neger alle). Wer zur Wiedererlangung dieses Negers verhilft, erhält eine Belohnung von 100 Dollars.

Der Sclavenjäger lacht zu diesem Angebot. Ein solcher Sclave, wie der entlaufene, ist ja 1400 Dollars unter Brüdern werth. Der Herr, welcher den Sclaven verloren hat, wird schon mürbe werden.

Der Sclavenjäger hat recht, denn schon am nächsten Tage wird das Angebot auf 200 oder 300 Dollars erhöht.

Der Sclavenjäger ist empört über die Zähigkeit, noch einen Tag giebt er dem Herrn des Sclaven Frist, erfolgt bis dahin kein annehmbares Gebot, so wird der Sclavenjäger seine Beute nach Texas führen, und er wird dort den vollen Verkaufspreis für das sehr werthvolle Stück lösen.

Und der Mann hat richtig gerechnet; er weiß sehr gut, daß der Besitzer des Sclaven lieber 500 Dollars für die Rückgewinnung des Sclaven ausgiebt, als 1500 Dollars für das Erkaufen eines neuen, und so erfolgt denn auch am nächsten Tage die Anzeige, daß der Herr des Entlaufenen 500 Dollars zahlen wolle, wenn man ihm denselben wiederbringe.

Nun ist der sehr moralische Nord-Amerikaner befriedigt, nun hat er, was er erwartet, und höher will er doch den Herrn des Sclaven nicht schrauben, der Vortheil bei der Wiedergewinnung des Sclaven muß jedenfalls ein vollständig einleuchtender sein, sonst ist das Geschäft weder für den einen, noch für den anderen lohnend. Reell muß man sein, nichts übertreiben, nichts unvernünftig überbieten, nur einen Sclaven in jeder Woche, und 25,000 Dollar sind gewonnen. Einige Jahre treibt man ein

solches Geschäft, dann geht man mit der redlich erworbenen Summe weiter nach den nördlichen Staaten, und steht daselbst genau auf der nämlichen Stufe der Achtung, zu welcher die Größe des Vermögens berechtigt.

Nachdem Voluda einige Zeit das Treiben der Nord-Amerikaner angesehen, war ihm durchaus nichts mehr unbegreiflich, und er war geneigt, das schöne Land mit den höchst moralischen Bewohnern zu verlassen, sobald als nur irgend thunlich, denn die Zeit, welche er innerhalb seiner Grenzen zugebracht, hatten ihm genügende Aufschlüsse gegeben über die außerordentlich glückliche Methode der Amerikaner, in sehr kurzer Zeit reich zu werden, und über manches Andere, worüber man besser schweigen mag. Da kam es, daß in dem Oertchen Pittsburg ein Ereigniß die Aufmerksamkeit der Leute fesselte, ein Ereigniß von einer Tragweite in wissenschaftlicher Hinsicht, wie wohl schwerlich ein anderes es haben mochte.

Pittsburg, die Hauptstadt der Grafschaft Alleghany des nord-amerikanischen Staates Pennsylvania, war der Schauplatz ganz auffallender physiologischer Erscheinungen.

Physiologisch? Vielleicht kann man diese auch physikalisch nennen. Wenigstens wurden Erscheinungen dabei laut, welche den Gesetzen der Physik zu unterliegen schienen. Bewegungen — Aeußerungen einer gewissen Elasticität, Aeußerungen eines gewissen Widerstandes, Aeußerungen der Durchdringlichkeit der Körper, Aeußerungen einer selbstständigen Widerstandsfähigkeit, oder einer nicht selbstständigen Nachgiebigkeit — wer vermag das Alles auseinander zu setzen und zu unterscheiden, wie es sich auf so wunderbare Weise in Pittsburg zutrug.

Pittsburg ist eine schöne Stadt, mit außerordentlich vielen geraden Straßen, in denen außerordentlich wenig schöne Häuser stehen, nichts destoweniger findet man daselbst ein Rathhaus, ein Markthaus, ein Museumshaus, ein Zeughaus, mehr als ein Wirthshaus, ein Bibliothekhaus, manches Weinhaus, sogar ein Schulhaus, aber was das Wichtigste ist, an diesem Ort wohnen viele Practik-Men, practische Leute, Geschäftsleute, welche Fabriken führen, zuerst und vor allen Dingen Branntweinfabriken, in zweiter Reihe Bierfabriken, dann aber auch Bleiweiß-, Glas-, Porcellan- und Baumwollen-Waaren-Fabriken, und daß Pittsburg, oder vielmehr seine Einwohner dem Zeitgeiste huldigen, geht daraus unzweifelhaft hervor, daß auch Kanonen daselbst gegossen und Nähmaschinen gemacht werden. Darum ist auch der Ort schwunghaft emporgekommen, denn er, welcher 1756 von den Franzosen angelegt wurde, und damals noch nicht 20 Bewohner zählte, der Ort zählte schon zehn Jahre darauf 500, im Jahre 1801 5000, im Jahre 1830 15,000, und als im Jahre 1849 Voluda denselben besuchte,

mehr als 60,000 Einwohner, was, wie man behauptet, nur den Nähmaschinen und den Kanonengießereien gedankt werden kann.

Pittsburg ist im Allgemeinen ziemlich langweilig, wie alle amerikanischen Orte, in denen man durchaus kein anderes Bestreben kennt, als Geld auf möglichst leichte Weise zu erringen. Ist dieses gelungen, so geht der Glückliche, dem es gelang an einen anderen Ort, an dem es nun auch Kurzweil giebt. Solchen Ort sucht man auf, um nicht vor Langweil zu sterben.

Voluda ist es niemals ganz klar geworden, ob, was er hier erlebte, lediglich dem Streben, sich Kurzweil zu verschaffen, seine Existenz dankte. Es schien ihm indessen interessant genug, aufzuzeichnen, was er erlebte; erstlich, um nicht in den Fall zu kommen, es zu vergessen, wie man wirklich dummes Zeug leicht vergißt; zweitens, um nicht in den Verdacht zu kommen, etwas irgendwie Merkenswerthes übersehen zu haben.

Gerade in der Zeit, als Voluda für wenige Tage in Pittsburg weilte, machte eine Madame Fox Aufsehen — sollte das richtig sein? Nicht die Madame Fox machte Aufsehen, sondern was in ihrem Hause verging.

Diese Frau, in einem Dorfe wohnend, das sich den stolzen Namen einer Stadt beilegt, Hydesville (in Nord-Amerika giebt es überhaupt gar keine Dörfer, jeder einzelne Ansiedler benennt seine Ansiedelung vor allen Dingen nach Belieben, zweitens aber, immer als Stadt, englisch oder französisch, Town oder Ville, je nachdem er über New York oder New Orleans einwanderte), hatte Geistererscheinungen. Das ist nun eigentlich nichts Besonderes, und kann Jedem passiren, der etwas Weniges über die Grenze hinausgeht, welche man vernünftiger Weise halten muß, wenn man Wein trinkt. Ihre Geister aber kamen, wie es scheint, ohne eine solche äußerliche Hülfe. Die Mistreß Fox hörte in ihrem Hause einen seltsamen Lärm. Die Stühle knackten, wenn man sich darauf setzte (einige ungläubige, böswillige Leute behaupteten, dieselben seien schon alt gewesen und aus dem Leim gegangen), die Tische krachten; aus ähnlichen Ursachen die Thürklopfer, welche man in England und allen seinen Colonien an Stelle der Klingeln hat, polterten von selbst mit sehr lauten Schlägen — es gab überhaupt einen Rumor in dem Hause, welcher in Schrecken setzte. Dieser ganze Spektakel konnte doch sehr wohl von bösen Geistern herrühren.

Sonderbar genug äußerten die Damen, nämlich Madame Fox und ihre Töchter, keine Besorgniß über diese wunderbare und unerklärte Thätigkeit der Geister in ihrem Hause, sondern sie fingen an, mit denselben höchst vertraut zu werden. Sie besprachen sich mit ihnen, sie stellten laute Fragen, und die Geister antworteten mit einer liebenswürdigen Uneigen-

nützigkeit, keineswegs eigentlich ins Geheim, wenn schon ohne Worte. Wozu auch Worte, wenn ein Tisch ein Bein aufhebt, so ist dieses möglicherweise eine so unzweideutige Geberde, als wenn ein Hund ein Bein aufhebt.

Die Damen Fox und Töchter stellten auf solche Art eine Correspondenz zwischen sich und den Geistern her, errichteten ein Frage- und Antwortspiel, und als sie damit vor die Oeffentlichkeit zu treten begannen, thaten sie es sehr zu ihrem Vortheil. Es scheint sogar, als ob ihr Hausarzt, Mr. Austin Flirt, Professor, und ihr Seelsorger, der Reverend Sir Coldwater, ihnen dazu die nöthigen Hülfsmittel verschafft oder wenigstens dazu gerathen hätte.

Das Klopfen hatte eine außerordentliche Aehnlichkeit mit demjenigen, was man hört, wenn man den Mittelfinger auf einen Tisch, den Zeigefinger auf den Mittelfinger legt, und dann diesen letzteren, unter einem gewissen Druck, von dem ersteren herab, auf den Tisch schnellen läßt.

Es ist unzweifelhaft eine abscheuliche Verleumdung, wenn man behauptet, diese Damen hätten den Ton dadurch hervorgebracht, daß sie mittelst des großen Zehens und innerhalb ihrer weitläuftigen Fußbekleidung unsichtbar dasselbe gethan hätten, was so eben als mit den Fingern sehr leicht ausführbar, beschrieben worden ist. In diesem Falle hätten dieselben Misses Fox ja nicht einmal die Ehre der Erfindung für sich, es wäre dann nämlich ganz dasselbe Experiment, welches schon in Wagners Gespensterbuch beschrieben steht, also mindestens 80 oder 90 Jahre alt ist, denn in diesem Buche wird von der Schwester des Barbiers erzählt, daß sie im Zimmer, in Gegenwart aller Anwesenden, auf die gedachte Weise das langsame Gehen einer Person im oberen Stockwerk nachahmte. Wir weisen eine solche, der Möglichkeit durch die Wissenschaft Aufklärung zu erhalten, schnurgerade zuwiderlaufende Behauptung mit der gebührenden Verachtung von uns. Selige oder unselige Geister waren es, welche hier den Spectakel verursachten, und von dieser Seite — und von diesem Gesichtspunkt ausgehend, wollen wir das Uebrige, damit zusammenhängende vortragen, obschon ein anderer Arzt, Meyer, gerade das hier Vorgebrachte gleichfalls behauptete und angab, daß die ganze Geschichte der Tischklopferei mit einem Scherz anfange, mit dem Scherz nämlich, den Zuhörern zu zeigen, welche ungewöhnliche Kraft die Muskulatur des großen Zehen habe, wie laut man damit pochen könne, ohne daß unbefangene Leute hinter die Ursache zu kommen vermöchten. Derselbe Arzt behauptete, daß das Ende der Geschichte der Klopfgeisterei nichts weiter wäre, als die allerniedrigste Geldschneiderei.

Die Damen Fox und Comp. erfuhren in ihrer Wohnung wie bereits bemerkt, entsetzliche Anfechtungen von Geistern, die einen großen Rumor

verursachten. Mehrere Geistliche, die auf ihrer Wanderschaft das Dorf besuchten, kamen auch zu diesen vortrefflichen Damen und fanden Gelegenheit wahrzunehmen, bis auf welche Art das Geisterreich in das Leben hineinrage. Die Geister beschäftigten sich mit dem Leben und den Verhältnissen der Anwesenden auf die mannigfaltigste Art, sie waren z. B. mit den Kirchenbüchern sehr vertraut, wußten das Alter, Geburtstag, Trauungstag der einzelnen Personen sehr genau anzugeben, aber auf eine etwas unbequeme Weise, nämlich durch Pochen, Klopfen so viele Male, daß man daraus die Stelle der Buchstaben im Alphabet erkennen und so sich die Worte zusammensetzen konnte. Anfangs bestand die Antwort lediglich in einem einfachen Klopfen, welches jederzeit Ja bedeutete, wenn keine Antwort erfolgte, so galt dieses für Nein, zweimaliges Klopfen hatte die Bedeutung eines wiederholten Ja. Wenn man z. B. eine junge Dame fragen ließ, bin ich 30 Jahre, und es folgte ein ja darauf ganz unerwartet, denn welche junge Dame wird 30 Jahre alt, und es wurde nochmals gefragt, bin ich wirklich 30 Jahre alt, so erfolgte ein zweimaliges Klopfen in derselben Bedeutung, als wenn ein Mensch die Frage mit einem ungeduldigen ja, ja! beantwortet hätte.

Nachher aber machten die Geister in löblichem Entgegenkommen es den Menschen leichter, Fragen zu stellen, es ist z. B. gar keine Kleinigkeit, das Alter einer Dame durch den Klopfgeist zu erfahren, wenn man nur ja oder nein zur Antwort erhält. Man muß von Jahr zu Jahr schreiten, und kann vielleicht zwanzig Fragen vergeblich thun, ehe das bestätigende Ja kommt.

Ist die Dame 35 Jahre? Nein. Ist die Dame 34 Jahre? Nein. Ist sie 33 Jahre, ist sie 32 Jahre, immer Stille, man geht vielleicht zurück bis auf 20 Jahre, höchst verwundert, daß man noch immer nicht auf das Rechte gekommen ist. Man hätte allerdings von 35 nicht rückwärts zählen sollen, sondern vorwärts, da hätte man nicht vielleicht 15 Fragen vergeblich gemacht, sondern wäre mit 10 abgekommen, aber wer kann das wissen. Eine 56jährige Dame ist mitunter ganz entrüstet, wenn man sie für 36 ausgiebt, denn sie hätte ja für jünger gehalten werden können.

Diesen Umstand und Uebelstand berücksichtigend, verstanden sich die Klopfgeister dazu, eine Buchstabensprache einzuführen, so daß sie a mit 1, d mit 4, k mit 10 ꝛc. bezeichneten. Auch die eigentlichen Zahlen wurden direkt angegeben durch so viel maliges Klopfen als der Zahl entsprach.

XVIII.

Madame Fox in Pittsburg. Ihre Erfolge. Eine Geistesepidemie. Volnda kehrt nach Europa zurück.

Um auf Madame Fox zurückzukommen, so waren die Geister ihres Hauses so gefällig, ihr die beliebigen und erforderlichen Antworten zu geben. Die Nachbarn des Dorfes (vielmehr der Stadt) Hydesville kamen in Schaaren herbei, um sich von den Klopfgeistern etwas vorsagen zu lassen. Wie viel Jahre zählt meine jüngste Tochter, zwei Schläge gaben die ganz richtige Antwort. Wie lange ist mein Mann todt, fünf Schläge gaben gleichfalls die ganz richtige Antwort, worauf die arme Frau unter lautem oder heimlichem Lachen der Anwesenden davon lief. Die 20jährige Miß Lindhurst fragt, wie lange ist mein Bräutigam schon todt, und sie erhält die Schreckenskunde, daß dieses schon 21 Jahre her sei, sie folglich schon ein Jahr vor ihrer Geburt verlobt gewesen, oder über ihr eigenes Alter in einem schwer zu erklärenden Irrthum befangen sein müsse.

Der Scandal, der aus solchen Eröffnungen entstand, verbreitete sich schnell genug, um Leute auch von fern her herbeizulocken. Da aber Madame Fox hiervon gar nichts hatte als lästige Besuche, so kam sie auf den sehr zweckmäßigen Einfall, selbst Besuche zu machen. Sie reiste mit ihren Töchtern nach einigen der benachbarten Städte und hielt öffentliche Vorträge, welche, als sie einmal in Pittsburg, einer ziemlich großen Stadt, angelangt war, recht einträglich zu werden begannen.

Die Redacteure der Zeitungen, vor allen Dingen der Lokalblätter in Nordamerika, sind allwissend, nichts ist ihnen verborgen, mit einer wahren Sehergabe durchdringen sie die Geheimnisse eines jeden Haushalts und geben dieselben in ihrem Blatte Preis, denn je größer der Scandal, desto größer ist der Erfolg ihres Blattes. Haben sie sich einmal in Kredit gesetzt, sich ein Publikum geschaffen, so pflegen sie mit ihrem Wissen einen höchst einträglichen Handel zu treiben. Sie erfahren, daß man bei Madame so und so Abends einen Besuch hat eintreten sehen, der sich erst in der Dämmerung des nächsten Morgens durch ein Fenster entfernt hat. Der Redacteur fragt sich nun so: „wodurch habe ich mehr Vortheil, durch Aufnahme dieser Geschichte in mein Blatt und eine dadurch hervorgerufene Vermehrung der Abonnentenzahl, oder durch diskrete Mittheilung dieses Geheimnisses an die beiden darin verwickelten Personen?“ Dasjenige, was den mehrsten Vortheil verspricht, wird unbedenklich gethan, gleichviel, ob

dadurch die Ehre eines Hauses, die Existenz einer Familie auf das Spiel gesetzt wird, oder nicht.

Diese Allwissenheit, welche die Lokalblätter sehr gefürchtet macht, rührt von einem sehr einfachen Mittel her. Man pflegt zu sagen, das Spionirsystem der geheimen Polizei habe in Wien einen sehr hohen Grad erreicht. Wenn irgend eine Stadt hier zu einem Rangstreite mit Wien auftreten könnte, so wäre es Paris — aber beide Städte verschwinden neben den Städten der amerikanischen Union. Die Redacteure haben alle Dienstboten in ihrem Solde, eine jede Nachricht, welche ihm hinterbracht wird, bezahlt ein solcher Redacteur mit einem Dollar und er fragt nicht im mindesten danach, ob der Thatbestand richtig sei, aber er setzt allerdings die Wahrheit voraus und macht den Spion dafür verantwortlich, indem er, falls sich die erhaltene Mittheilung als unwahr ergiebt, sofort der betreffenden Herrschaft die Anzeige macht, daß ihr Dienstbote der Verräther sei. Die Folge davon ist natürlich die sofortige Entlassung, und deshalb, weil sie wissen, daß sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt werden, wenn sie etwas Unwahres berichten, sind diese Spione sehr vorsichtig und theilen nur Sachen mit, welche sich beweisen lassen.

Mistreß Fox ergriff alsbald das sicherste Mittel, zum Zwecke zu gelangen, sie besuchte persönlich zu einer späten Abendstunde den Redacteur des Hauptblattes von Pittsburg, bat ihn um seinen Beistand und bot ihm Theilung des Gewinnes an. Der Redacteur ging mit Feuer auf die Sache ein und unterrichtete die Dame sofort von dem wichtigsten Vorgefallenen; er machte ihr diejenigen Personen namhaft, welche sie gewiß besuchen würden, und gab ihr Data an die Hand, die geeignet genug waren, um ein großes Aufsehen zu erregen.

Zunächst wurde nun durch das Blatt bekannt gemacht, daß die hochberühmte Mistreß Fox, die Beherrscherin der Klopfgeister, in Pittsburg angekommen sei und daselbst Vorträge halten werde. Dann wurde in jedem andern Blatte der vortrefflichen Stadt nicht nur dasselbe wiederholt, sondern auch eine Fülle von interessanten Thatsachen mitgetheilt, vermöge deren man hoffen durfte, das Aufsehen der Leser zu erregen, was denn auch natürlich in einem genügenden Grade gelang, und nun geschah das Erstaunliche. Der gläubigen Welt wurde vorgeführt, was nur irgend Tolles zu erdenken war, die allerverrücktesten mystischen Erläuterungen, das Geisterreich betreffend, wurden gegeben und wurden fast allgemein für baare Münze genommen, denn die Geister, über welche Mistreß Fox herrschte, sagten in der That auf das Unwiderleglichste die Wahrheit, wovon sich ja ein Jeder leicht überzeugen konnte, da es kein Familiengeheimniß mehr gab,

was sie nicht kannte, und wenn sie also mit diesen Familiengeheimnissen so vortrefflich umzuspringen wußte, wie sollten denn andere Geheimnisse den Geistern verborgen sein, welche dabei ja recht auf ihrem eigenen Terrain operirten.

Mistreß Fox war sehr klug, sie isolirte sich nicht, sondern sie zog die Mitglieder der Gesellschaft in ihren Kreis, dieselben mußten sich um einen großen auf Rollfüßen stehenden Tisch setzen, ihre Hände auf den Tisch legen, so daß die Daumen sich berührten und die kleinen Finger der Nachbarn auf einander lagen, dies nannte man eine Kette. Da aber die Spannweite zweier Hände in der Regel nicht so groß ist als die Breite des Körpers, so mußten die Theilnehmer ziemlich weit von dem Tische absitzen, was jedenfalls für den Experimentirenden nachtheilig war, indem man in solchem Falle unter den Tisch sehen und wahrnehmen konnte, was von den Experimentirenden vorgenommen wurde. So wurde denn eine andere Anordnung getroffen. Man kreuzte seine Arme und legte die Hände dergestalt auf den Tisch, daß die Daumen der beiden sich zunächst Sitzenden berührten und zwar die Daumen der rechten Hand eines jeden Theilnehmers auf den Daumen der linken Hand seines Nachbars lag.

Die Sache ergiebt sich ganz von selbst, wenn man nur zwei Personen neben einander mit sich kreuzenden Armen setzt.

Diese mystische Durchkreuzung, diese der Kette der Freimaurer nachgebildete Kette der Tischrücker brachte die Theilnehmer näher an den Tisch, und gab folglich den aufgeregten geistigen Kräften Gelegenheit hervorzutreten, was sich denn auch bald dadurch manifestirte, daß die Tische selbst zu reden anfingen. Zuerst war es das Klopfen der Geister in irgend einem Winkel, oder mitten in der Stube, oder wo es sonst sein mochte; dann aber wurde die Thätigkeit der Geister in die Tische gebannt. Diese fingen an, sich zu bewegen, umher zu rollen, worauf dann die Theilnehmer an dem Experiment aufspringen und den Tisch schieben mußten — nicht doch, sie mußten ihm nachlaufen, der begeisterte Tisch lief von selbst und zog die ganze Gesellschaft hinter sich her. Erst als dadurch Verwirrung entstand und die Kette riß, die sich berührenden Hände getrennt wurden, hörte das Laufen des Tisches auf.

Voluda war gerade in Pittsburg angelangt, als dieses Unwesen recht auf seinem Gipfel stand. Ein Jeder hielt sich überzeugt von der Wichtigkeit der neuen Entdeckung und schwor auf den neuen Glauben, nichts so Tolles gab es, was nicht behauptet wurde. Madame Fox trug große Summen von Pittsburg fort und wandte sich nach dem Norden, aber die Tollheit, welche sie mitgebracht hatte, blieb zurück. Wie ein Lauffeuer

verbreitete sich die Nachricht von den tanzenden Tischen und überall, wo man hinkam, wurden Tische gerückt und wurden sie nach übersinnlichen Dingen befragt, welche sie dann auf ihre eigene Weise, je nach dem Standpunkte des von den Klopfgeistern Inspirirten, beantworteten.

Mit einer rapiden Schnelligkeit verbreitete sich die Tischrückerei über die ganze Union, in jeder Stadt, und deren sind in Nord-Amerika unzählige, fand sich ein Medium, fanden sich hunderte von Medien, welche wahrsagten, so nämlich wurde die Person bezeichnet, auf welche der Geist sich niedergelassen hatte. Der Geist selbst konnte sich nicht offenbaren, aber er konnte eine Mittelperson, ein Medium wählen, es begeistern, es mit sich selbst erfüllen und auf diese Weise befähigen die Wahrheiten des Jenseits schon hier auf dieser Erde zu verbreiten.

Im Laufe zweier Jahre stieg die Zahl der sich durch die Zeitungen ankündigenden Medien auf mehr als eine halbe Million, das will sagen auf je 50 Menschen kam ein Medium.

Allerdings waren die Talente dieser Medien sehr verschieden, die einen gaben die Antworten durch Klopfen, die anderen durch Reden, noch andere durch Schreiben, wieder andere durch Singen und abermals andere durch Tanzen und durch Possenreißen. Einige ihrer sind geschickte Mimiker, sie vermögen Stimme und Geberden solcher, die sie ein oder zwei Mal beobachtet haben, auf das Täuschendste nachzuahmen und diese Kunst geben sie dann in denjenigen Kreisen, welche sie um sich versammelt haben, preis. Die Wahrsager lös'ten alle Probleme und errieth en die geheimsten Gedanken, enthüllten die Zukunft. Geister ersten Ranges führten die Entdeckung herbei, daß die Seelen Abgeschiedener die Sprechenden in den Tischen seien. Man fing an die Todten zu beschwören, ihre Seelen heraufzurufen und zu zwingen, innerhalb des Holzes eines Tisches Platz zu nehmen, um auf die Fragen, die man ihnen vorlegte, zu anworten, oder um ihr eigenes Leben und das Leben der Zeitgenossen zu beschreiben, und man glaubte auf das Festeste an alle diese Lügen. Die Tochter eines Professors in New-York citirte Washington, und der gute Mann kam wirklich dem Mädchen zu Gefallen, er kam und diktirte ihr in die Feder nicht nur seine Geschichte überhaupt, sondern die allergeheimsten Thatsachen aus seinem Leben und der Vater gläubig, wie der frommste Pietist, erzählte überall von diesem Wunder und von der außerordentlichen Begabung seiner Tochter.

Voluda sah in allen diesen Fabeln, — welche von Leuten, die man sonst für verständig zu halten, gewohnt war, ausgekramt wurden — nichts weiter als eine Ansteckung, eine geistige Epidemie, wie sie schon viele Male dagewesen. Die Ansteckung beginnt immer bei dem weiblichen Geschlecht,

verbreitet sich aber mit unglaublicher Leichtigkeit sehr bald auch auf die Männer, und die Geschichte bestätigt uns das wiederholte Vorkommen solcher Seuchen oder Epidemieen, welche in den Springern und in den Geißelbrüdern das Kühnste überboten, was die menschliche Vernunft zu fassen vermag, denn in großen Kreisen mit wahnsinniger Hast und Behendigkeit auf einem Beine drei Schritte vorwärts und zwei Schritte zurück und dann wieder drei Schritte vorwärts und zweie zurückspringen u. s. f. bis zum Niederstürzen vor tödtlicher Erschöpfung, oder sich gegenseitig mit Drathgeißeln auf die grausamste Weise den Rücken zerfleischen und diese Operation, durch die Länder wandernd, täglich auf den Märkten der Städte wiederholend, dieses sind gewiß Wahnsinnserscheinungen ansteckender Art, wie sie durch die Tischrückerei und Klopfgeisterei noch keineswegs erreicht werden. Und als solche Ansteckung, wenn schon nicht so gefährlicher Art, zeigte sich auch für Voluda dies ganze, tolle Wesen. Er hatte dasselbe an verschiedenen Orten der Union auf das Gründlichste studirt, und kehrte jetzt, reich beladen mit wissenschaftlichen Schätzen, zurück nach Europa, um seiner beinahe siebenzigjährigen Mutter die letzten Tage ihres Lebens durch seine Anwesenheit zu versüßen.

Dieselbe hatte nach Voluda's Abreise sein Haus und den schönen Garten verkauft, weil es ihr unheimlich war, auf dem Schauplatz aller jener Schrecknisse zu wohnen, und weil die Wunden, die ihrem Herzen geschlagen worden waren, immer wieder von Neuem aufbrachen, wenn sie den Garten, wenn sie die Laube betrat, in welcher ein verächtlicher Mensch das Herz ihrer Tochter berückt, dieselbe verführt und dem Tode geweiht, und sie selbst für die Dauer ihrer Tage dem nie versiegenden Kummer preisgegeben hatte.

Sie mochte auch wohl empfinden, daß ihr Sohn aus gleichem Grunde geflohen sei, von gleichem Schmerz zerrissen, nur die Stätte hatte meiden wollen, auf der alle jene Schrecken über ihn und sie gekommen waren.

Im schönsten und gesundesten Theile jenes großen Parks, der bei keiner Residenz von Europa schöner und ausgedehnter gefunden wird, im Thiergarten, hatte sie für den Erlös ihres Hauses eine andere Besitzung gekauft und dem Hause sowohl als dem Garten eine so geschmackvolle Einrichtung geben lassen, wie es ihre schönen Mittel erlaubten. Hier nur mit wenigen vertrauten Freunden umgehend, verlebte sie manches Jahr halb und halb in Einsamkeit, der Rückkehr ihres Sohnes wartend, der denn auch endlich kam, ein Mann, auf dessen Haupte die Hand des Schicksals schwer gelastet, ein Mann, dessen Haar erbleicht, dessen Nacken aber noch nicht gebeugt war.

Voluda fand sich hier bald wieder heimisch in einem kleinen befreundeten Kreise. Da eine wissenschaftliche Wirksamkeit ihm zum Bedürfniß geworden war, er aber nicht Neigung hatte, von Neuem als Lehrer aufzutreten, so suchte er nunmehr durch Schriften zu leisten, was er sonst durch das lebendige Wort geleistet hatte, und da seine Darstellung eine ungewöhnlich glückliche und lebendige war, so frisch in ihrer Färbung, als verständlich für einen Jeden, auch den Laien in der Wissenschaft, so erhielten seine Mittheilungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde und der Naturwissenschaft bald eine solche Bedeutung, daß die Verleger gern und doppelt dasjenige ersetzten, was er an Gehalt verlor, da er nunmehr seinen Abschied nahm.

Er hatte dem Geisterspuk in Amerika zu entfliehen geglaubt, allein derselbe war ihm vorangeeilt, er fand ihn in Europa bereits ausgebildet vor.

XIX.

Die Tischrückerei kommt nach Berlin. Wie die Leute darüber denken.

Die Wiederkehr Voluda's fiel in die wunderliche Epoche der Tischrückerei; alle Welt hatte Wunder zu erzählen, alle Welt hatte Wunder erlebt, es waren Dinge vorgegangen, die den Physiologen so gut wie den Physiker in Erstaunen setzten. In jedem Hause beinahe wollte man Unerklärliches erlebt haben, unerklärlich war jedenfalls eine Richtung des menschlichen Geistes auf das durchaus Wunderbare, wenn schon keineswegs neu, denn so gut wie es einen religiösen Wahnsinn giebt, so kann es ja auch einen physikalischen Wahnsinn geben, für eines wie das andere sind die eclatantesten Beispiele vorhanden.

Im gegenwärtigen Falle lag nichts anderes vor, als schon dagewesen, nur die Form war eine veränderte.

Zunächst war von Bremen, dorthin war von England, dahin war von Nordamerika die Nachricht von einer neuen Naturkraft gelangt. Dies wäre nichts Besonderes gewesen, denn wahrscheinlich giebt es eine große Menge von weitgreifenden Mächten oder Thätigkeiten, welche seit Jahrtausenden vorhanden sind, ohne daß wir etwas davon ahnen. Newton hat nicht die Schwere und die allgemeine Gravitation gemacht, sie war vorhanden, lange bevor man an ihn dachte, lange bevor man muthmaßte, daß es jemals eine Insel geben würde, welche Großbritannien heißen und

Newton's Vaterland werden würde. Die Kraft war da, lange bevor irgend Jemand etwas darüber denken konnte, denn sie war vorhanden, viel früher als es denkende Geschöpfe gab, aber so lange sie auch vorhanden war, es mußte immer ein Newton geboren werden, um zu finden, daß sie vorhanden sei, daß sie das Weltall beherrsche, daß sie den Apfel vom Baum fallen, den Mond um die Erde und die Sonne laufen mache.

Lange bevor Thales von Milet gesagt hat, im Bernstein sei eine Seele, welche, wenn er gerieben wird, erweckt werde und leichte Körperchen anzöge, hat es schon Electricität gegeben und lange bevor man einem gewissen schwarzen Steine, dem Eisenerz den Namen Ἡρακλεῖα λιθός oder Magnet gab und erzählte, derselbe habe die Eigenschaft, Eisen anzuziehen, hat es schon Magnetsteine gegeben und die Kraft, welche Seebeck entdeckte, als er einen Kupferdraht an zweien Stellen mit einem Cylinder von Antimon zusammenlöthete und eine dieser Löthstellen erwärmte — die Kraft, welche man Thermomagnetismus nennt, war vorhanden, lange bevor Seebeck Mitglied der Berliner Akademie wurde, lange bevor es eine Berliner Akademie, lange bevor es eine Geographie gab, welche einen Unterschied zwischen Asien und Europa machte, lange bevor der Erdball bewohnt wurde. Warum sollte es jetzt nicht auch noch so sein, warum sollte es nicht noch Kräfte geben, welche man nicht kennt und welche zu entdecken unsere Zeit berufen ist!

Dieser neuen Kraft, welche sich vielfältig manifestirte, wußte man nur keinen rechten Namen zu geben, darum nannte man sie kurzweg ein Fluidum, und weil sich gewisse entfernte Aehnlichkeiten mit der Electricität zeigten, nannte man sie auch wohl ein electrisches Fluidum, ja, weil man glaubte, eine Aehnlichkeit mit dem Magnetismus zu finden, so war man nicht eben blöde, sie auch ein magnetisches oder wohl gar ein electromagnetisches Fluidum zu nennen.

Dieses noch nicht genau genug bekannte, dieses noch nicht bestimmt benannte Fluidum war es, welches damals eine allgemeine Bewegung in der civilisirten Welt hervorrief. Es muß etwas an der Sache gewesen sein, denn Personen, welche sich für Gelehrte ausgaben, für Fachgelehrte, welche einer gewissen Zunft angehörten, Professoren der Physik — nicht alle, aber doch manche — glaubten daran und erklärten sich für überzeugt von der Existenz einer solchen neu entdeckten Thätigkeit.

Auch Schwenzel gehörte zu denselben. Er war ein sehr gelehrter Mann, er hatte zuerst das Gebiet der Philologie gründlich durchstudirt, hatte sich dann auf das Angelegentlichste der Mathematik und dann der Physik ergeben, diese letztere nannte er seine Fachwissenschaft und er war,

wie wir bereits wissen, als Lehrer der Mathematik und nebenbei auch der Physik (denn die Naturlehre ist ja überhaupt auf unseren Gymnasien nur eine Nebensache) bei einem Gymnasium angestellt gewesen, Lateinisch und Griechisch hatte er nur getrieben, weil verlangt wird, daß der Mathematikus außer der Nebensache auch die Hauptsache, die Philologie lehren könne, wenn der Fall eintrete, daß einer der Philologen krank werde oder verreis't sei, also durch den Mathematikus vertreten werden müsse.

Schwenzel war ein großer Gelehrter und sein Ohr war für das Neue nicht verschlossen. Er hatte mit Feuer sich in's Geschirr gelegt, als Herr v. Driberg seine Hypothese von dem Nichtvorhandensein des Luftdruckes vortrug. Er hatte mit gleicher Lebhaftigkeit sich für die Goethe'sche Lehre von dem Licht erklärt, er hatte auf gleiche Weise Theil genommen an Nowak's neuer Quellen-Theorie, und so war es denn zu erwarten, daß er sich auch für diese neue Lehre erklären werde, auch fand er eine bedeutende Stütze an einen Baron v. Erzberg und an einigen anderen Personen, nicht gerade dem Gelehrtenstande angehörig, doch voll Schwärmerei für das Licht, welches der Welt aufzugehen versprach.

Die neue Thatsache, welche die Welt bewegte, war eine geheimnißvolle Kraft, durch welche Tische und Stühle zum Tanzen gebracht wurden; man operirte dabei in folgender Weise: Um einen, wo möglich runden Tisch, welcher wo möglich auf Rollen stand und sich in einem Zimmer befand, welches wo möglich einen gebohnten Fußboden hatte, setzten sich viele Personen, wo möglich jung und verschiedenen Geschlechts.

Diese verschiedenen Möglichkeiten waren keineswegs unerläßliche Bedingungen, aber je mehr derselben erfüllt wurden, desto sicherer gelang der Versuch.

Die um den Tisch sitzenden Personen legten sämmtlich ihre Hände auf die Tafel und zwar immer so, daß die rechte Hand eines Jeden die linke Hand des Nachbarn berührte und daß bei dieser Berührung der kleine Finger der rechten Hand auf demselben Finger von des Nachbars linker Hand lag. Wie wir sehen, so ist dieses minder unbequem, als das oben beschriebene Kreuzen der Arme.

Da dieses rund um die Tafel ging, so hatte der Erste im Kreise seinen kleinen Finger der rechten Hand auf der linken Hand des Nachbarn rechts liegen und der Allerletzte im Kreise, welcher folglich unmittelbar neben dem Ersten saß, hatte den kleinen Finger seiner rechten Hand auf der linken Hand von Nr. 1 liegen.

Man nannte diese Anordnung eine Kette, eine geschlossene Kette, und es war von Wichtigkeit, dieselbe geschlossen zu erhalten, denn gerade hier-

durch wurde jene Thätigkeit hervorgebracht, welche den Tisch in Bewegung setzen sollte.

Da Jugendkraft erforderlich war, und da es von Wichtigkeit war, daß die beiden Geschlechter bei einer solchen Operation vertreten waren, so erschien nichts natürlicher, als daß man diese Thätigkeit eine electrische, eine animalisch-electrische, eine Sexual-Electricität nannte.

Ein jeder Gebildete weiß, daß die Lebensthätigkeit selbst nichts weiter als ein Akt der Electricität ist. Professor Schwenzel erklärte, daß gerade dieses nichts Neues sei, denn die thierische Electricität sei schon im vorigen Jahrhundert durch Galvani entdeckt worden.

Daß die Geschlechtsverhältnisse ihren Grund in der Electricität hätten, sei etwas allgemein Bekanntes, erklärte Professor Schwenzel, weil der berühmte Italiener, Spalanzani, den Kausalnexus der Zuneigung zwischen den verschiedenen Geschlechtern, — weil er den zureichenden Grund der Geschlechtsliebe in der electrischen Attraction der verschiedenen Polaritäten gefunden habe. Der Mann sei immer das positive, das Weib sei das negative Element, der Mann sei der Glaskörper, sei der reibende Cylinder, das Weib sei das metallische, sei das geriebene Reibezeug, und wo reiben und gerieben werden, zusammenkäme, da entstehe immer Electricität.

Daß die Jugend eine wesentliche Bedingung (wenn schon keine unerläßliche) für das Gelingen des Experiments sei, mußte man als vollkommen sachgemäß erkennen; denn die Jugend habe überall eine größere Vitalität, als das Alter, Vitalität und Electricität seien aber identisch. Wenn nun aber ein Blitz, der auch nichts weiter, als ein electrischer Funke genannt werden könne, eine Eiche zersplittern, einen Thurm spalten und zu Staub zermalmen könne, so werde sich doch Niemand wundern, daß eben diese Electricität auch einen Tisch auf ebenem Stubenboden in Bewegung setze.

Gegen solche Argumente konnten selbst die Ungläubigsten nicht aufkommen, sie konnten keinen Gegenbeweis führen und das bloße Kopfschütteln war nicht genügend, so tiefe Wahrheiten zu erschüttern, besonders wenn sie von einem in der Wissenschaft ausgezeichneten Manne, von einem Professor vorgetragen wurden.

Es gab wohl schwerlich eine Familie, welche den gebildeten Ständen angehörte, in der nicht Versuche dieser Art gemacht worden wären. Auch im Hause des Baron v. Erzberg hatte man sich angelegentlich damit beschäftigt. Ein junger Offizier, Deleour, ein Franzose seines Stammes, wie schon sein Name sagt, doch ein geborner Berliner, da seine Familie der französischen Colonie angehörte, brachte hier das Gespräch auf den

Gegenstand und forderte den Baron auf, einen Versuch zu machen. Der Baron war ein Gelehrter, ein großer Mathematiker, ja er war viele Jahre lang Professor an einer Kriegsschule in Oestreich gewesen und hatte dort die Naturwissenschaften gelehrt. Mit diesem Manne war nicht so leicht fertig zu werden, er lehnte Anfangs den Vorschlag ab, da jedoch seine Gattin und seine schöne Tochter ihre Bitten mit denen des jungen Offiziers vereinigten, so gab der würdige Mann nach und alsbald wurde ein runder Tisch in die Stube gesetzt, etwa 10 Personen nahmen um denselben Platz und die sogenannte Kette wurde geschlossen.

Nachdem man fünf Minuten so gesessen hatte, frug der Baron: „Was soll denn nun eigentlich werden, seid Ihr noch nicht zufrieden, das Ganze ist ja dummes Zeug, es ist einer jener vielen Schwindel, von denen die Welt mitunter befallen wird. Vor zehn Jahren war es der Liszt-Schwindel und der Jenny-Lind-Schwindel, vor zwanzig Jahren war es der Henriette-Sonntag-Schwindel. In den neunziger Jahren war es der gefährlichere Revolutions-Schwindel, vor ein Paar hundert Jahren war es der lächerliche Flagellanten-Schwindel. — Alle diese Schwindel sind vorübergegangen, wie sie gekommen sind und ich hoffe, daß ich es noch erlebe, auch von diesem Schwindel das Ende zu sehen. Es thut mir nur leid, mein verehrter Herr Lieutenant, daß ich Ihren Bitten nachgegeben und auch mein Haus diesem Schwindel geöffnet habe."

XX.

Die Tische drehen sich wirklich. Versuche, die Thatsache zu erklären. Eine neue Thätigkeit ist entdeckt. Kleine Anfänge zu großen Begebenheiten.

Kaum hatte er seine Rede beendet, als ihn ein Schauer überlief, der Tisch fing an zu wanken, es war ihm, dem würdigen Baron, dem alten gedienten Offizier, dem Naturforscher, als wolle ihn ein wirklicher Schwindel überfallen; denn der Tisch bewegte sich unter seinen Händen gewissermaßen wellenförmig. Er traute seinen Sinnen nicht, er glaubte sich zu täuschen, und doch fühlte er unabweisbar die vorhandene Bewegung und bevor er noch mit sich selbst über das, was er fühlte, im Reinen war, ging das wellenförmige Schwanken in ein Drehen über; aus Aller Munde erscholl der laute Ruf: „der Tisch bewegt sich! der Tisch dreht sich!" und Alle erhoben sich von ihren Sitzen und folgten dem unter ihren Händen davonlaufenden Tische.

Der Baron schlug die Hände über den Kopf zusammen und ein lautes Oh! und Ach! bezeichnete das Aufhören der Bewegung. „Wie Schade," sagte die Tochter und Delcour meinte, „der Herr Baron hätte die Kette zerrissen und da sei natürlich der electrische Strom unterbrochen und folglich habe die Bewegung aufhören müssen."

„Was ist das?" sprach der Baron, „daß es Electricität sei, wird mir Keiner weiß machen, wo sollte sie denn herkommen, wo wäre der Erreger derselben?"

„Nun, Herr Baron," meinte der junge Offizier, „Erreger sind wohl genug da. Ist denn das Leben selbst nicht ein electrischer Prozeß, strömt denn durch unsere Nerven nicht ein electrisches Fluidum, was uns fühlen, empfinden, was uns lieben und hassen lehrt, oder vielmehr uns dazu zwingt, denn wir haben es nicht in der Gewalt, zu lieben und zu hassen, wen wir wollen. Hängt dies nicht von der Polarität ab? Ziehen ungleichnamige Electricitäten einander nicht an, stoßen gleichnamige einander nicht ab? So im Allgemeinen die gleichnamigen, Mann gegen Mann und Weib gegen Weib und die ungleichnamigen Mann für Weib und so auch im Einzelnen, im ganz Speciellen, wo die ungleichnamige Polarität zwar überhaupt vorhanden ist, aber dennoch eine größere Verwandtschaft hervorgebracht wird zwischen stärkeren Polaritäten, zwischen mehr differenten Personen."

„Bester, das scheint qualificirte Tollheit," erwiederte Erzberg, „wie wollen Sie denn Liebe und Haß unter Electricität reihen, das eine ist eine moralische — oder auch unmoralische — Aeußerung der menschlichen Empfindung, das andere ist eine Naturkraft, zwischen beiden findet sich nicht die geringste Analogie."

Delcour sagte: „Auf den Namen kommt es mir gar nicht an, ich gebe Ihnen die Electricität preis, wir wollen das Ding meinetwegen Magnetismus nennen oder wie Sie sonst wollen, wenn diese Bezeichnung Ihnen auch nicht gefallen sollte, die Thatsache an sich aber bleibt stehen, unter welche Bezeichnung sie auch gefaßt werde, die Polarität, wie sie uns Electricität oder Magnetismus in Anziehung und Abstoßung zeigen, bleibt stehen. Ein Mann mit braunen oder schwarzen Haaren findet die Blondinen schön und die schwarzhaarigen Italierinnen, Spanierinnen, Französinnen, sind gewöhnlich ganz vernarrt in blonde Deutsche oder Engländer, welche ihr Land besuchen. Auf dem Balle können Sie sehen, daß sehr große Männer sich gewöhnlich die kleinsten Damen zum Tanze aufsuchen und die großen Damen würden gewiß sämmtlich sitzen bleiben, wenn sie nicht gar zu sehr nach dem Geschmack der kleinen Männer wären."

Alle lachten über diese Auseinandersetzung, aber Delcour frug ganz ernsthaft, ob er nicht Recht habe und ob, nicht etwa blos für einen Ball, sondern für das ganze Leben geschlossene Verbindungen die Richtigkeit seiner Behauptung nicht bewiesen. Diese Polarität lasse sich verfolgen durch alle möglichen geistigen und leiblichen Eigenschaften. Eine heftige Frau findet einen sanften Mann liebenswürdig, eine sehr sanfte Frau nennt einen solchen Mann eine Schlafmütze. Die schwarzhaarigen Mädchen mit hellblauen Augen und die blonden Männer mit schwarzen Augen sind Ehen entsprossen, welche durch die gedachten körperlichen Ungleichheiten zusammen kamen. Ehen, bei denen Vater und Mutter so äußerst verschieden waren, wie Blondin und Brünette nur sein können und das ist auch ein wahres Glück; denn sonst würden die Menschen alle aussehen, wie über einen Kamm geschoren. Ein großer Mann mit einer großen Frau verbunden, würde lauter Riesenkinder in die Welt setzen, und solche mit einander verheirathet, würden der Länge ihrer Nachkommen wieder einige Zoll zulegen, kleine Ehepaare aber würden das Menschengeschlecht zu der Stufe der Pygmäen und Myrmidonen zurückführen. Die Racen würden immer schlechter werden, dieses verhindert die Polarität, welche das Ungleiche zusammenführt und so das Mannigfaltige und das Schöne erzeugt.

„Wenn ich auch keineswegs zugestehen kann, daß Alles, was Sie angeführt haben, wahr sei," erwiederte Erzberg, „so haben Sie doch in vielen Punkten die Wahrscheinlichkeit für sich, aber in dem Falle, von welchem wir ausgingen, kann unmöglich von Electricität oder Magnetismus, oder überhaupt nur von Polarität die Rede sein. Dies ist das Problem, welches mich jetzt beschäftigt und welches ich durch Ihre geistreiche, halb scherzhafte, halb ernsthafte Auseinandersetzung durchaus nicht erklärt sehe."

„Nun denn, so wollen wir den Versuch wiederholen, vielleicht kommen wir auf ein Fundament."

„Ach ja!" so scholl es von allen Seiten, „noch einmal! Nicht wahr, lieber Papa, wir wiederholen es?"

Und einen Augenblick nachher saßen alle Anwesenden wieder um den großen runden Tisch. Delcour aber bat den Baron, dieses Mal nicht die Kette zu öffnen; denn so wie es geschehe, müsse natürlich der Tisch zu laufen aufhören.

Der vorher schon errungene Erfolg machte alle Anwesenden doppelt aufmerksam, ein Jeder wollte den Mechanismus entdecken, durch welchen der Tisch in Bewegung gesetzt worden, allein dies ging nicht so leicht, denn eine ganze Weile machte sich nicht das Geringste bemerkbar, dann aber fing der Tisch an zu rücken und wenig Augenblicke darauf fing

er an zu spazieren und die Anwesenden mit ihm im Zimmer umher, fast immer in großen Spirallinien, in der Walzerbewegung, in derjenigen, welche man sonst die Planeten machen ließ, in Epicykeln.

Nachdem die Stube zweimal so vielleicht in zwanzig Schlingen durchlaufen war, sagte der Baron: „Jetzt habe ich genug, das macht mich toll! das raubt mir den Verstand!“ Und er erhob seine Hände vom Tische, worauf dieser alsbald in der Ecke stehen blieb, in welche er gekommen war.

Die mehrsten waren stark erhitzt und wischten sich die dicken Tropfen von der Stirne, ein Paar Damen und der junge Offizier lachten, Erzberg aber war äußerst ernsthaft geworden. Er setzte sich in eine Sophaecke, stützte seinen Kopf in die Hand und grübelte.

„Was ist das,“ so unterbrach er sein Schweigen, „was hier wirkt? Wer giebt mir hierzu den Schlüssel. Das ist eine geheimnißvolle, wunderbare Thätigkeit, wir setzen mit unsern schwachen Fingern diesen großen Tisch mit seiner Marmortafel in Bewegung und er läuft umher, als ob er tanzte. Er steht zwar auf Rollen, aber er ist doch so schwer, daß, wie ich gesehen habe, immer zwei Personen gebraucht werden, um ihn von der Stelle zu rücken.“

„Lieber Mann,“ sagte Frau v. Erzberg, „das geschieht nur, wenn er vom Teppich auf die Dielen gebracht werden soll, damit der Teppich nicht Furchen bekomme durch die großen Messingrollen. Er wird dann von diesen Leuten aufgehoben und hinüber getragen, auch steht unsere große Moderateurlampe mit einem Paar Blumenvasen darauf. Ohne diese Umstände würde ich den Tisch allein und vielleicht mit einer Hand schieben können, das Alles aber beweis't nichts für die Bewegung des Tisches, sondern nur für seine Beweglichkeit, wir aber haben ihn nicht bewegt, ihn nicht geschoben.“

„Nein, wahrhaftig, lieber Vater,“ sprach das Fräulein hoch erröthend, „wir haben ihn nicht geschoben, er ist mit uns davon gelaufen, und wir hatten die größte Mühe, seinen flinken Beinen mit den unseren zu folgen.“

„Daß Ihr nicht den Tisch geschoben habt, glaube ich,“ sprach der Baron, „denn das wäre eine Albernheit und ein Betrug, und des einen, wie des andern, halte ich keinen in der Gesellschaft fähig. Aber um desto wunderbarer, desto weniger zu enträthseln ist die Sache.“

„Sollte denn hier die thierische Electricität das Wirksame sein?“ frug Delcour.

„Bester Freund, wie können Sie so fragen,“ erwiederte der Baron. „Angenommen, es wäre Electricität; sie bringt allerdings Bewegungen hervor, aber welche? Sie setzt die schmalen Goldstreifen eines Electrometers

in Bewegung, sie zieht ein Paar Hollundermark-Kügelchen an und wenn das geschieht, so giebt sie sich auch sogleich durch knisternde Funken dem Gehör und Gesicht kund. Damit aber selbst diese so schwachen Wirkungen — mit der Bewegung dieses Tisches in gar keinen Vergleich zu setzen — hervorgebracht werden, muß die electrische Thätigkeit isolirt sein. Wo ist denn aber hier der Isolator? Wir sitzen auf hölzernen Stühlen, wir berühren einen steinernen Tisch, da muß ja jede Spur von Electricität abgeleitet werden, wenn sich wirklich welche durch unser Hände-Auflegen erzeugen sollte."

„Aber Holz ist ein Nichtleiter der Electricität," sagte der junge Offizier, „und Marmor gleichfalls."

Der Baron erwiederte: „Dies ist nicht ganz richtig, einen absoluten Nichtleiter giebt es überhaupt nicht. Jeder Körper leitet die Electricität, selbst die Luft, welche, wenn sie trocken, noch der beste Nichtleiter zu sein scheint; Holz aber und Marmor gehören beide nur in die Kategorie der schlechten Leiter, keineswegs in die der Nichtleiter. Die geringe Menge von Electricität, welche wir möglicher Weise erzeugen könnten, würde demnach sofort abgeleitet werden durch die schlechten Leiter, auf denen wir stehen oder sitzen; die Hauptsache aber ist, daß überhaupt keine Electricität vorhanden ist. Mich beschäftigt jetzt nur die Frage: was ist der Grund dieser Thätigkeit? Ich würde großen Ruhm erlangen, wenn ich im Stande wäre, den Schlüssel zu diesem Räthsel zu geben; aber, ob ich den Namen habe oder nicht, die Thätigkeit steht fest; es ist hier eine Kraft, die wir früher noch nicht gekannt haben, und ich halte für einen Narren einen Jeden, der das nicht eingestehen will."

Die Begebenheit im Hause des Barons machte nicht geringes Aufsehen; ein so ernster, ein so würdiger Mann hatte sich für die Sache erklärt, es mußte also etwas d'ran sein. Der Baron galt für eine bedeutende wissenschaftliche Autorität, vielleicht nicht gerade bei den Professoren der Physik und Chemie, doch gewiß in jedem Kreise von gebildeten Leuten; man trug seine Worte von Haus zu Haus, berief sich auf ihn und jeder Ungläubige wurde zum Schweigen gebracht, sobald man sagte: „der Baron Erzberg ist gleichfalls überzeugt, daß hier eine neue, bisher unbekannt gewesene Thätigkeit im Spiele sei". Es war sonach kein Wunder, daß sich mit reißender Schnelligkeit das neue Wunder verbreitete, aber es ergab sich bald, daß die Tische mehr konnten, als laufen, sie konnten auch an sie gestellte Fragen beantworten durch Klopfen mit einem Fuß. Hierzu war zwar jeder Tisch geeignet, aber ein etwas wackeliger oder einer mit drei Füßen am besten. Hatte er vier Füße, und waren sie nicht alle gleich,

so war dieses ein großer Vorzug, der Tisch brauchte dann nicht große Anstrengungen mit dem Aufheben eines Beines zu machen.

In dem Hause eines alten Mannes, von dem man bisher nichts gehört, als daß er sich geflissentlich bemüht habe, seinem Namen Ehre zu machen (er hieß Hornvie), wurde, wie es scheint, die neue Eigenschaft der Tische zuerst aufgefunden. Er erzählte einer Gesellschaft, die sich bei ihm eingefunden, daß er gehört habe, man sei in England weiter vorgeschritten in der Kunst der Benutzung der neuen und eigenthümlichen Kraft, welche jetzt Aufsehen mache in der Welt; er habe gehört, daß Tische und Stühle und alle beweglichen Möbel durch Klopfen Fragen zu beantworten vermöchten, wenn man sie nur richtig zu stellen wisse. Auf diese richtige Stellung käme es natürlich an, denn die Antwort des Tisches bestehe in einem Schlag mit einem Beine und dieser Schlag bedeute ja; das Ausbleiben dieses Schlages bedeute nein, und hiernach müsse man, wie begreiflich, die Fragen zu stellen suchen.

So kleinen Anfang haben öfter die größten Ereignisse. Ein einfacher Schusterlehrling war es, welcher die verworrene Naturgeschichte in ein klares, faßliches System brachte. Der Schusterjunge hieß Linné und wurde Anfangs ausgelacht, wurde aber nachmals ein hochberühmter Gelehrter.

Unter einem Baume seines kleinen Gärtchens schlief ein armer Münzwardein zu Cambridge. Ein Apfel fiel ihm auf die Nase und weckte ihn auf; er stellte nicht philosophische Betrachtungen an über die schätzbare und glückliche Einrichtung, die Gott den Fruchtbäumen gegeben, indem er sie nicht Kanonenkugeln oder Kürbisse von 50 Pfund Gewicht, wohl aber höchstens Aepfel von vier Loth tragen ließ, sondern er stellte Betrachtungen über den Grund der heftigen Wirkung an, welche der kleine Apfel auf seine große Nase gemacht, welche blutete.

Das erste wäre eine sehr unfruchtbare Bemerkung gewesen, denn es giebt Bäume, welche Früchte tragen von dem Gewicht einer sehr großen Kanonenkugel, wie die Malediviſchen doppelten oder auch nur die gewöhnlichen einfachen Cocusnüsse, welche, wenn sie von dem 80—100 Fuß hohen Gipfel des Baumes auf einen Menschen fallen, denselben unfehlbar tödten. Das andere führte ihn zu der Ursache des freien Falles, zu der Ursache der Schwere, zu den Gesetzen der Anziehung, zu der allgemeinen Gravitation, kurz zur Lösung des großartigsten Problems, zur Lösung der Frage: wodurch werden die Weltkörper in ihren Bahnen erhalten? Der Münzwardein hieß Isaac Newton.

Ein armer Musikus, in einem hannöverischen Regiment dienend und

mit demselben nach England verpflanzt, sah einmal zufällig ein Paar Planeten, den Jupiter mit seinen Monden und den Saturn mit seinen Ringen durch ein mäßig gutes Fernrohr. Sein Tagelohn von einem Schilling reichte kaum zu, um ihm das Leben zu fristen; er mußte Stunden geben, und da dieses in der Soldaten-Uniform nicht möglich war, mußte er sich von einem wohlhabenden Manne Geld schenken lassen, um sich bürgerliche Kleidung zu verschaffen, aber der arme Soldat lebte jetzt bei reichlichem Verdienst nicht besser, als vorher, er sparte wie der ärgste Geizhals und verwendete seine Ersparnisse zur Anschaffung eines Fernrohrs und dann zur Anschaffung einer Maschine, auf welcher er selbst sich Spiegel schliff, aus denen er Telescope machte, welche bald eine solche Berühmtheit erlangen sollten, daß sie ihn zum wohlhabenden Manne machten. Die wunderliche Neigung des armen Musikanten hatte zur Folge die großartigsten Entdeckungen in der physischen Astronomie. Der Mann hieß Herschel.

XXI.

Eine Sitzung von Tischrückern. Anwesenheit von Geistern wird dargethan. Psychograph und Emanulector.

Aehnliches ereignete sich auch hier. Ein unscheinbarer, simpler Mann, noch dazu gedrückt von einem verhängnißvollen Namen, sollte der Welt den Schlüssel geben zu dem verborgensten Geheimniß, zur Lösung der tiefsten Räthsel, von denen selbst die Eleusinischen und Samothrakischen Mysterien nichts geahnt hatten — er sollte der Welt den Schlüssel zum Jenseits liefern.

In dem Hause dieses einfachen Mannes versammelten sich wißbegierige und neugierige Frauen, um den Eröffnungen zu lauschen; man setzte sich um einen Tisch, man legte die Hände darauf — die sogenannte Kette — und richtete nunmehr eine Frage an den Tisch:

„Weißt Du alle Geheimnisse der Vergangenheit?"

Der Tisch hob ein Bein auf und ließ es klopfend nieder, das hieß ja.

„Siehst Du auch in die Zukunft?"

Der Tisch hob ein Bein auf, gab damit einen Schlag, das hieß abermals ja.

„So bist Du also allwissend?"

Der Tisch hob dieses Mal kein Bein auf, das hieß nein.

„Zähle einmal, wie viele Personen hier gegenwärtig sind?"

Der Tisch machte neun Schläge.

„Wie?“ bemerkte der Frager, Herr Hornvie, „es sind ja zehn Personen im Zimmer.“

Der Tisch machte abermals neun Schläge.

„Unbegreiflich, da doch wirklich zehn hier gegenwärtig sind,“ und zum Tisch gewendet, sprach Herr Hornvie: „siehst Du wirklich nur neun?“

Der Tisch klopfte ein Mal.

„Ist denn die zehnte anwesende Person nicht auch ein Mensch?“

Da kein Klopfen entstand, so mußte man das Schweigen des Tisches für eine Verneinung nehmen.

„Sehr sonderbar,“ äußerte eine Dame, „so muß demnach eine von uns anwesenden Personen mehr oder weniger als ein Mensch sein.“

Der Tisch antwortete, obschon er eigentlich nicht gefragt worden war, mit einem Schlage. Die Annahme mußte also eine richtige gewesen sein.

Dieses räthselhafte Ergebniß der Befragung setzte die Gesellschaft in hohes Erstaunen und veranlaßte eine weitläufige Debatte. Man war zweifelhaft, was man thun sollte, endlich entschloß man sich, noch ein paar Fragen mehr an den Tisch zu richten.

„Die Person, welche Du nicht zu den Menschen zählst, ist sie etwas höheres als ein Mensch?“

Der Tisch verharrte in einem mysteriösen Schweigen.

Allgemeines Staunen bemächtigte sich der Anwesenden. Eine Frau von Dämlich meinte, der Tisch würde wahrscheinlich die sublime Ansicht haben, das anwesende Dienstmädchen gehörte nicht zu ihnen, sei ein niedriger gestelltes Wesen, gehöre mithin eigentlich nicht zu den Menschen — die Natur stellt oft ganz andere Unterschiede auf, als der Gelehrte.

„Wir wollen hierüber gleich in's Klare kommen,“ sprach der Herr vom Hause und richtete an den Tisch die Frage: „Sind Dienstboten auch Menschen?“

Der Tisch hob graciös den einen Fuß auf und klopfte ja.

„Die gnädige Frau war also nicht auf der rechten Fährte,“ bemerkte ein etwas schnippischer Referendarius Tilly, „die Dienstboten gehören auch nach dem Allgemeinen Landrecht zu den Menschen, und ich hoffe, daß unsere Berliner Geister die Rechtsbegriffe nicht so sehr verwirren werden.“

Ein anderer der Anwesenden meinte, „wir sollten doch fragen, ob der zehnte Anwesende etwa ein Thier sei?“

Alsbald richtete der Wirth die Frage an den Tisch: „Ist der zehnte Anwesende blos ein dummes Thier?“

Pathetisch klopfte der Tisch zweimal mit dem Fuße.

„Maliciös!“ sagte der Referendarius, „höchst impertinent, man könnte den Geist wegen Injurien verklagen.“

„Man könnte ihm einen fiscalischen Prozeß an den Hals werfen,“ sagte ein Assessor, „denn es sind hier Beamte anwesend.“

„Jedenfalls müssen wir wissen, wer von uns das dumme Thier ist,“ meinte der Referendarius. Wir wollen der Reihe nach herum fragen: Ist der Herr —“

„Nicht doch,“ meinte der Hausherr, „das könnte unangenehme Collisionen geben, könnte einen von uns beschämen. Ein jeder der verehrten Anwesenden kann sich ja dem süßen Gedanken hingeben, er sei nicht die einzelne Ausnahme, sondern er gehöre zu den neun gewöhnlichen Menschen.“

Man ließ es sich so gefallen und nahm das Frageſpiel in anderer Richtung wieder auf.

„Was hier antwortet, ist es das todte Holz des Tisches?“

Es erfolgte keine Antwort.

„So ist es etwas Lebendes?“

Der Tisch antwortete wieder nicht.

Es wurde hierüber viel geredet, denn man konnte sich den Widerspruch nicht recht erklären. Es sei nichts Todtes und auch nichts Lebendes, was denn?

Die Gesellschaft kam zu dem Schlusse, daß noch eine aufklärende Frage nöthig sei und man überließ dem geistreichen Assessor, dieselbe zu thun. Dieser sagte: „wir wollen schon dahinter kommen, man muß nur systematisch verfahren; wir Juristen haben eine eigene Geschicklichkeit im Fragen.“

„Ja wohl,“ sagte ein Herr von Kalb, „das ist eine tiefe Wahrheit. Durch solche geschickte Fragen bin ich um Haus und Hof und mein ganzes Vermögen gebracht worden.“

„Da sind am Ende die geschickten Fragen weniger Schuld, als die ungeschickten Antworten,“ erwiederte der Jurist. „Sie sollten einmal unsere Spitzbuben hören, wenn sie ein einziges Jahr im Zuchthaus gesessen haben. Die verfangen sich nicht so leicht durch ihre Antworten und geben dem geschicktesten Inquirenten etwas zu rathen.“

„Sie vergessen, daß ich diese schöne Schule noch nicht durchgemacht,“ sagte Herr von Kalb.

„Noch nicht? Nun, was nicht ist, kann noch werden,“ erwiederte der maliciöse Assessor, wandte sich aber, um eine Antwort zu vermeiden, sogleich an den Tisch, indem er sagte:

„Wenn es kein lebender Mensch ist, der hier antwortet, und auch kein todtes Holz, so ist es doch vielleicht etwas Anderes.“

„Gott, wie geistreich!“ sagte Herr Simon. „Man erkennt sogleich den scharfsinnigen Juristen.“

Die Bemerkung war laut genug, um gehört zu werden, allein der Assessor ergriff die klügste Parthie, er hörte sie wirklich nicht und frug weiter:

„Ist es etwa der unabsichtliche Wille eines der Anwesenden, durch dessen Einwirkung die Fragen beantwortet werden?“

Der Tisch regte sich nicht.

„Ist es vielleicht der Zufall?“

„Der Tisch hält noch immer das Maul, so geistreich die Fragen sind,“ sagte Herr Simon.

Der Assessor konnte nicht umhin, dieses zu hören und er sagte deshalb zu dem Banquier: „Vielleicht thun Sie selbst die ferneren Fragen?“

„Gott! wie heißt? Warum soll ich nicht fragen,“ und er schlug mit der Hand auf den Tisch und sprach: „Ist es ein Geist, der antwortet?“

Der Tisch klopfte.

Triumphirend sah sich der reiche Herr um, als suche er in den Mienen der Anwesenden sein Lob. Dann frug er schnell den Tisch: „Ist es ein höheres Wesen?“

Ein abermaliges Klopfen bestätigte, daß die Frage die richtige sei.

Simon klopfte abermals auf den Tisch und frug: „Ist es der Geist eines verstorbenen Menschen?“

Der Tisch klopfte.

„Nun, was wollen Sie? Man braucht doch kein Jurist zu sein, um vernünftige Fragen zu stellen, wenn es schon schwer fallen dürfte, dieselben so geistreich einzurichten, wie es der Herr Assessor gethan hat.“

Dieser biß sich auf die Lippen, weil er den reichen Mann nicht erzürnen wollte, der ihm schon manches schöne Hundert Thaler vorgestreckt hatte auf sein dereinstiges Patent als Rath; aber Simon hätte auch kaum darauf geantwortet, denn er war zu sehr beschäftigt mit der Größe seines Erfolges. „Wir haben hier,“ sagte er, „etwas ganz Positives vor uns, wir haben gehört, daß wer die Fragen beantwortet, sei ein Geist, sei ein höheres Wesen, sei der Geist eines Verstorbenen. Ein solcher also befindet sich gegenwärtig unter uns.“

Die Damen, welche anwesend waren, schrien laut auf vor Entsetzen, aber Herr Simon sprach mit ruhiger Fassung weiter: „Gott! was wird sein? Können wir nicht sein umgeben immerfort von Geistern? Haben wir nicht die Hoffnung, daß die Geister unserer Angehörigen uns umschweben? Lassen Sie uns ruhig Gebrauch machen von der Anwesenheit

des Herrn Geist, der nicht allwissend ist, aber doch weiß sehr Vieles. Ich werde ihn fragen, ob ich kaufe Oesterreichische Metalliques oder neue Anleihe von 111 Millionen, und ob Krieg wird werden und die Papiere fallen, oder ob Frieden wird bleiben und die Papiere werden steigen."

„Nehmen Sie sich in Acht," sprach der Assessor, „er hebt eben den Fuß auf." Schnell sprang Simon auf, setzte sich aber sogleich wieder nieder und sagte schelmisch lachend zu dem Assessor:

„Haben Sie mir erschreckt mit dem Aufheben von'n Fuß! Er wird doch nicht, er ist ja kein Hund."

Die Gesellschaft lachte über den schlechten Witz, blos Frau von Dämlich rümpfte die Nase, weil derselbe doch einen gar zu schlechten Beigeschmack hatte. Im Ganzen aber schienen die sämmtlichen Anwesenden von den Resultaten der Sitzung auf das Vollständigste befriedigt und man trennte sich mit der gegenseitigen Versicherung, sich bald wieder zu ähnlichen Versuchen einzufinden.

So unvollkommen diese Versuche waren, so erregten sie doch die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt, ja, man kann wohl sagen, der ganzen gebildeten Welt, und zu der Tischrückerei gesellte sich ganz entschieden die Tischklopferei, und wo man hinsah und hinhörte, wurden Versuche gemacht, welche entscheiden sollten, ob der Schleier der Zukunft von den Menschen gelüftet werden könne.

Der Gedanke ist kühn, aber nicht neu, schon vor Tausenden von Jahren haben die Menschen dergleichen versucht und die Orakel der alten Griechen danken ja nur diesem Bestreben ihr Entstehen, und ob es weise sei, nach der Zukunft zu forschen, ist eine andere Frage, und wenn es ein Geschick giebt, ein Verhängniß, so muß die Frage jedenfalls mit Nein beantwortet werden, denn was kann es Schrecklicheres geben, als etwa ein ungünstiges Schicksal zu kennen und es doch nicht zu ändern vermögen; denn vermöchte man dies, so hätte man ja nicht das Richtige über seine Zukunft erfahren. Sein Schicksal kennen lernen, setzt jeder Zeit die Unabänderlichkeit desselben voraus.

Aber der Mensch ist nun einmal so, er ist neugierig, darum läßt er sich die Karten legen, darum läßt er sich aus dem Kaffee wahrsagen, darum befragt er das Punktirbuch oder das Traumbuch. Hier war eine neue Art gefunden, zu fragen, aber die Antworten waren zu dürftig. Man kann zwar sehr Vieles erfahren durch bloßes Ja und Nein, aber doch nicht Alles, und man muß die Fragen schon geschickt stellen, um sie nur der Beantwortung fähig zu machen.

Ob es dieser oder ob es ein anderer Gedanke war, welcher einen Musiker, mit Namen Wagner, auf den Gedanken einer neuen, höchst großartigen Erfindung brachte, wissen wir nicht, aber gewiß ist, daß er sich ein seltenes Verdienst um Diejenigen erworben hat, denen das Tischklopfen eine Angelegenheit war.

Wagner lehrte den Geist buchstabiren und schreiben und er nannte das Instrument Psychograph, und ließ es sich mit einem Friedrichsd'or bezahlen.

Es bestand aus sechs Linealen, welche genau in der Art zusammengesetzt waren, wie dasjenige Instrument, welches die schlechten Zeichner Storchschnabel nennen, und welches sorgfältiger und nicht aus Holz, sondern aus Metall gemacht, Pantograph heißt.

Mittelst einer Schraube wird die eine Ecke des Instruments an einem Tische befestigt. Derjenige Theil, welcher sonst den Zeichenstift trägt, ist hier mit einem Stift von Knochen, den man gewöhnlich für Elfenbein ausgiebt, versehen, welcher dazu dient, auf einem untergelegten Alphabet beliebige Buchstaben anzuzeigen. Derjenige Theil des Instrumentes, welcher bei seinem gewöhnlichen Gebrauch denjenigen Stift trägt, welcher nicht schreiben, wohl aber auf den Umrissen einer Zeichnung umhergeführt werden soll, damit der zeichnende Stift die, dem entfernteren Stift untergelegte Zeichnung im verkleinerten Maßstabe wiedergebe — hat gleichfalls einen nicht schreibenden, unten aber wohl abgerundeten Elfenbeinstift und er dient dazu, um die Hand eines Menschen zu tragen, welche durch den Geist geleitet werden soll.

Auf verschiedenen Punkten dieses Instrumentes, namentlich auf denjenigen Stellen, wo durch eingesteckte Stifte gewissermaßen Gelenkverbindungen gemacht worden sind, ruhen kreisrunde Tafeln, um mehreren Personen zugleich Gelegenheit zu geben, ihre Hände auf das Instrument zu legen.

Dieses wunderbare Instrument macht es dem Geiste möglich, die Fragen deutlich und unzweifelhaft zu beantworten und überhebt den Fragenden der gar zu künstlichen Stellung seiner Worte, um dem Geiste das Ja oder Nein zu entlocken.

Der Verfasser dieses Buches hat das Instrument in vieler Leute Händen gesehen, welche zu den gebildetsten und vornehmsten der Residenz gehören und hat überall gleich günstige Urtheile über dasselbe vernommen. Einen Mangel nur erkannte ein Jeder an. Das Auflegen einer oder vieler Hände führte zu nichts, wenn nicht eine gewisse geheime Wunderkraft das Individuum begeisterte, welches seine Hand zur Führerin des

Instrumentes hergiebt. Es war bald Allen klar, daß nicht Jedermann unter dem Einfluß der Geister in dem Grade stehe, der erforderlich war, um dem Instrumente die nöthigen Bewegungen zu geben.

Bald fand man für die wenigen so Begabten einen eigenen Titel, man nannte solch' eine Person, nach dem Vorgange der erleuchteten Nordamerikaner, ein Medium, und es begann eine allgemeine Jagd nach begeisterten Medien. Es fand sich übrigens bald, daß besonders unbefangene Gemüther geeignet seien zu Medien; junge Mädchen von 12 bis 15 Jahren waren es meistentheils, und diese Mädchen, sonst als ziemlich muthwillig und schelmisch bekannt, zeigten sich bei dieser Angelegenheit mehr als gewöhnlich ernst, und von einem Eifer für die Sache beseelt, welcher wahrhaft Staunen erregt, und der Meinung großen Vorschub that, hier liege wirklich der begeisternde Einfluß einer höheren, ungekannten Macht vor.

Gleichzeitig mittel- oder unmittelbar nach der eben gedachten Erfindung trat ein würdiger alter Mann, der Rendant Hornung, mit einer ähnlichen Vermittelung zwischen dem Diesseits und dem Jenseits auf, mit dem Emanulector, einem Instrument, welches viel einfacher als das vorige, aus einem Zeiger besteht, welcher von der Hand des Mediums in Bewegung gesetzt wird (natürlich nur von dem geistigen Einfluß desjenigen höheren Wesens, welches in dem Augenblick waltet), und dann auf diejenigen Buchstaben eines vor den Zeiger liegenden Alphabets deutet, welche an einander gereiht werden sollen, um die Antwort auf eine Frage zu geben.

Mit diesen beiden Instrumenten trat eine neue Epoche für die Wissenschaft ein, der die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mit so großem Eifer huldigte. Eins wie das andere Instrument wurde in unzähligen Exemplaren gekauft und nach allen Richtungen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus verlangt. Einige Tischler bemächtigten sich der neuen Erfindung sehr zum Schaden des tief denkenden Musikers, welcher dieselbe vielleicht durch manche schlaflose Nacht erkauft. Er hatte in England ein Patent auf diese Erfindung erhalten, aber das undankbare Preußen — das Vaterland des großen Mannes — schützte dessen geistiges Eigenthum nicht, und so ward es die Beute schnöden Eigennutzes. Die Handwerker verkauften das Instrument für einen Thaler, auch für noch weniger, was natürlich der Erfinder nicht konnte, wenn er von seiner Erfindung denjenigen Nutzen ziehen wollte, dessen sie würdig war. Wenn man auch nur das Eine in Betracht nehmen will, daß sie aus den mehrsten geselligen Kreisen die sogenannten Gesellschaftsspiele verscheuchte, Niemand wollte sich mehr auf den Moquirstuhl, jeder wollte sich lieber an den Psycho-

graphen, oder falls er kein Medium war, wenigstens an den Tisch mit dem Psychographen setzen.

Auch im Hause des Baron Erzberg zog ein solches Geist anziehendes Wesen ein und siehe, es fand sich sehr bald, daß sein freundliches vierzehnjähriges Töchterlein ein Medium war. Der Geist, der sie zum Wohnsitz gewählt hatte, war neckischer, war schelmischer Art, und er führte die Hand seines Mediums so behende, daß man derselben kaum von Buchstab zu Buchstab folgen konnte. Man machte die Versuche nicht mehr so einfach, man machte es dem Geiste schwerer. Es wurden Fragen gestellt, welche nicht Jedermann beantworten konnte.

„Wo befindet sich jetzt der General Ruehl."

Mit großer Schnelligkeit flog der Stift des Psychographen von Buchstab zu Buchstab und die Antwort, der Niemand hatte folgen können, lautete, durch den Mund des Fräuleins gegeben: „In der Ressource".

Ja, so mußte es sein, ein Jeder fühlte die Wahrheit dieser Antwort, denn der General ging jeden Abend dahin.

Der Baron frug: „Wird er uns heute Abend noch besuchen." Die Antwort lautete: „Heute nicht, wohl aber Donnerstag."

Dies war gewiß sehr frappant; woher wußte der Geist, daß er heute nicht kommen würde, woher, daß er gerade am Donnerstag erscheinen würde? Dies war nämlich der Tag, an welchem sich in Erzberg's Hause zwei L'hombre-Parthien versammelten, bei denen der General niemals fehlte.

Man frug: „Wie befindet sich seine Gattin?"

Die Antwort war: „Es steht mit ihr noch immer beim Alten."

„Wird sie vielleicht morgen aufstehen können?"

Sehr schnell ging der Psychograph hin und her und machte gewaltige eckige Bewegungen, welche Fräulein Therese dahin deutete, „daß, da sie bereits vierzehn Tage bettlägerig wäre, keine Aussicht vorhanden wäre, sie morgen aufstehen zu sehen."

„Wo befindet sich jetzt der Bruder des Generals?"

Die Antwort lautete: „Auf einer Reise und gegenwärtig ist er in Paris, aber er wird von da bald abreisen."

Zum Erstaunen sagte der Baron: „Nun läugne einer, wenn es möglich ist, noch diese Thatsache," und er eilte an sein Schreibepult und holte einen Brief hervor, indem er erzählte, dieser Brief sei gestern bei dem General angekommen und er habe ihm heute denselben zum Durchlesen geschickt; er habe ihn vor ganz Kurzem seinem Inhalt nach den Seinigen mitgetheilt, und er müsse jeden Unparteiischen, jeden vernünftigen Menschen

fragen, ob es nicht staunenswürdig sei, dieses Stück Holz, oder vielmehr dasjenige, wodurch es beseelt werde, selbst von solchen kleinen und unbedeutenden Familiengeheimnissen unterrichtet zu sehen.

Der würdige Mann setzte sich nunmehr mit Wagner und mit Hornung in Verbindung, und sie stifteten einen magnetischen Verein, dessen Aufgabe war, mit Hülfe solcher Psychographen und einiger guten Medien die Zukunft zu entschleiern.

XXII.

Wirkungen des Tischrückens in den vornehmen Gesellschaften. Wie ein populärer Schriftsteller abgeführt wird. Theorie des Tischrückens.

Selbst bis an den Hof drang das Gerücht von der neu entdeckten Thätigkeit und in den Salons mit den polirten Fußboden mußten die Tische tanzen so gut wie in der mit Sand bestreuten Stube des Handwerkers. Eine sehr hochgestellte Dame frug den greisen Humboldt, was er von dem Tischrücken denke. Er antwortete: „Ich habe mir noch niemals Mühe gegeben, darüber nachzudenken und kann allein nicht begreifen, wie vernünftige Menschen dergleichen dummes Zeug treiben können."

Man hat dem alten Herrn dieses schrecklich übel genommen, und mit Recht, ja wäre der Mann nicht schon 85 Jahre alt gewesen, so würde er vielleicht ganz in Ungnade gefallen sein; an diesem Tage wenigstens wurde er nicht in Gnaden entlassen. Man hat Recht, wenn man verlangt, ein solcher Gelehrter, eine so berühmte Autorität, soll nicht spotten oder Achsel zucken über etwas Neues, nicht in seinen Kram Passendes, sondern solle untersuchen und dann belehren.

Humboldt's Ausspruch ging als Anekdote von Mund zu Munde, war aber den Leuten nur der Beweis, daß auch ein großer Hofmann Ungeschicklichkeiten begehen könne, überzeugte indessen Niemand von der Richtigkeit seiner Ansicht.

Das Haus des Baron Erzberg kam geradezu in Mode und eine Menge bedeutender und hochgestellter Personen fand sich daselbst ein, um die Orakel zu hören, welche der Psychograph ertheilte. Auch der Assessor Braunsfeld, welchen wir schon bei Hornvi gefunden, trat dort auf und debütirte mit einigen geistreichen Fragen, welche noch geistreicher beantwortet wurden. Den Manifestationen des fremden Wesens folgte gewöhnlich ein bescheidenes, aber gern gebotenes Abendessen, da man sich

bei gutem Thee und schlechtem Wein über das am heutigen Abend Erlebte unterhielt und seine Bemerkungen daran knüpfte. Der Assessor äußerte zu dem Fräulein, welche den Psychographen geführt, er habe hier erst recht die tiefe Wahrheit der Worte empfunden, die ein berühmter Philosoph über das Andersseiin in dem Anundfürsichsein durch die Wiederkehr des Nichtseins in das Andersseiin gegeben habe; denn nichts sei erhabener, als die Tendenz zum Transcendentalen und das Absolute in dem Sein überrage immer das Nichtsein, welches mit jenem ersten identisch.

Leuchtenden Blickes sah ihn Fräulein Therese an und frug: „So sind Sie eingeweiht in die Geheimnisse der Abstraction von der Anwesenheit des gegenseitigen Duplicismus und der sich daraus hervorwindenden Erhöhung des Identicitätsbegriffes von der Verschiedenheit des Auseinandergehens im Einigsein?"

Etwas verlegen schlug der Assessor die Augen nieder vor den fragenden Blicken seiner schönen Nachbarin, und er sagte: „Ich habe nicht geahnt, daß ich in Ihnen eine so tiefe, gründliche Gelehrte und eine der Lehren des großen Propheten so Verstandesbegriffsmächtige finden würde. Ich selbst fühle in dem Augenblick meine Unzulänglichkeit Ihnen gegenüber und gestehe lieber offen, daß ich Sie nicht vollkommen gefaßt habe, als daß ich mir durch unpassende Antworten eine Blöße geben möchte."

„Nun denn," sagte das Fräulein, „so gestehen Sie, gewaltiger Herr der Schöpfung, wenigstens ein, daß auch ein Weiberkopf fähig sei, etwas abstract Philosophisches zu fassen."

„Mit Bewunderung gestehe ich es ein," erwiederte der Assessor, „obwohl ich an Ihrem überaus schelmischen — man möchte fast sagen, laut lachenden Auge sehe, daß Sie irgend eine Schelmerei im Hintergrunde Ihres Köpfchens haben."

„Da sind Sie ganz im Irrthum, mein werther Herr, es ist keine Schelmerei, die mich lehrt so zu sprechen, es ist die Frucht eines Studiums, dem ich mich mit Vergnügen ergeben habe. Mein Vater lehrte mich, daß nicht nur Königinnen, wie Christine oder Elisabeth, sondern daß auch einfache Mädchen, wie Hypathia in Alexandrien, Gelehrte und Philosophen werden können, und so hab' ich mir mit Ihrer Erlaubniß — oder eigentlich ohne Ihre Erlaubniß die Freiheit genommen, etwas Philosophie zu studiren. Da nun hierzu nicht einmal Griechisch und Lateinisch gehört, es sei denn, um ein paar einzelne fremde Wörter zu verstehen, da auch nicht einmal die gesunde Vernunft dazu gehört, wie der große Philosoph selbst sagt, daß sie vom Studium der Philosophie ganz ausgeschlossen bleiben müsse, so geben Sie wohl zu, daß die Sache nicht so bodenlos schwierig sei."

„Ich fühle Ihre Berechtigung, mir solchen Vorhalt zu machen," erwiederte der Assessor, „und ich kann auch nicht einsehen, warum das Weib weniger geschickt sein sollte, den Lehren der Weisen zu lauschen. Haben Sie doch sogar, wie ich eben wahrgenommen, die Lehre der Unsichtbaren verstanden."

„O! das ist ein Scherz, oder wenn Sie wollen, mehr Uebung als Gelehrsamkeit oder als Empfänglichkeit für etwas Höheres, vielleicht gar Ueberirdisches," sagte Therese, doch kaum waren ihr diese Worte entflohen, als sie darüber heftig erschrak; denn ihr Vater sagte mißbilligend: „Du scheinst mir mit etwas hoch Erhabenem und Wunderbarem ein frevelhaftes Spiel zu treiben, wenn das wahr ist, was Du eben geäußert."

„Lieber Vater," sagte beinahe erschrocken Therese, „ich habe nur mit dem Herrn Assessor gescherzt."

„Nun denn, so möge es allenfalls hingehen," sagte der Baron, „ich würde es auch überhaupt für unmöglich gehalten haben, daß Du mit Deinem Vater Spott triebest, abgesehen von der Heiligkeit der Sache selbst. Mit Dingen, welche so mächtig eingreifen in eine, unseren Sinnen sonst verschlossene Welt, darf man nicht Spaß machen, und ich bitte Dich, darüber auch nicht einmal scherzhafte Reden zu führen."

Mit diesen Worten entfernte sich der Baron, Herr Braunsfeld war schon längst der Strafpredigt entwichen.

Zu Deleour gewendet, der sich so eben genähert und die letzten Worte gehört hatte, sagte das Fräulein: „Himmel! mein Vater nimmt die Sachen gewaltig ernst, ich habe das gar nicht geglaubt."

Der Baron war zu ein Paar anderen Herren getreten und unterhielt sich mit denselben über eine Sitzung des magnetischen Vereins, wobei er mit Begeisterung erzählte, welche tiefe Blicke er in das Jenseits gethan. Diese Sitzung sei in dem Hause eines hiesigen reichen Particuliers, Namens Messing, gehalten, und das unschuldige 12jährige Töchterchen dieses Mannes sei das Medium gewesen, welches die Stimme des Jenseits verkündet. Er nannte eine Menge bedeutender Personen, welche an diesen Sitzungen Theil genommen. Man habe Anfangs ziemlich unwichtige Fragen gestellt, welche allenfalls ein Jeder hätte beantworten können. Da sei der Pfarrer von Reichenheim, den keiner in der ganzen Gesellschaft gekannt habe, durch den General Ruehl eingeführt und der Gesellschaft vorgestellt worden. Der Erfinder des Psychographen habe plötzlich den sehr glücklichen Einfall gehabt, den das Instrument beherrschenden Geist zu fragen, ob er den eingetretenen Herrn kenne.

In raschem Tempo habe der Psychograph geantwortet, und da

Niemand den schnellen Bewegungen des Instruments habe folgen können, so habe das Medium die Antwort übersetzt. Diese habe gelautet: „Zwei sind eingetreten, ein gewaltiger Degen, mir schon längst bekannt, und etwas von meinem Wesen, eine Person, die mir noch nicht bekannt war."

Wir waren hierüber erstaunt, denn die Antwort war uns unklar, aber die an das Instrument gerichtete zweite Frage: „Wie dieses zu verstehen sei?" — wurde dahin beantwortet: „Er ist auch etwas Geistliches oder Geistiges, so wie ich."

„Nun sehen Sie, ist hier nicht ein so deutlicher Fingerzeig, wie er nur irgend gefunden werden kann? Der antwortende Geist giebt sich selbst kund als etwas Geistliches, und dann, wer lenkte hier die Hand des Kindes, wenn es nicht eine höhere Macht war."

General Ruehl, welcher in der Gesellschaft zugegen, sagte unaufgefordert: „Es bedürfen die Worte meines Freundes keiner Bestätigung, denn es versteht sich von selbst, daß keine Silbe von dem, was er gesagt hat, bezweifelt werden kann, allein ich kann nicht umhin, zu sagen, daß ich allerdings dabei war und daß die Sache sich von Wort zu Wort so zugetragen hat, wie der Baron erzählte."

Der Assessor Braunsfeld sprach: „Kein vernünftiger Mensch kann der Angabe den geringsten Zweifel entgegenstellen, es verbietet uns die unbedingte Hochachtung, welche wir den beiden Herren schuldig sind. Dies eine nur wünschte ich noch für die gute Sache, daß ein paar Gelehrte von Fach sich davon überzeugen ließen und dafür in die Schranken treten, und ich wundere mich, daß dieses nicht bereits geschehen ist."

„Das wundert mich gar nicht," erwiederte der Baron, „alle diese Leute sind zu hochmüthig, um sich zu etwas herabzulassen, was sie läppisch, was sie kindisch nennen. Dem Geiste, der sich uns offenbaren soll, muß man mit Vertrauen entgegenkommen; man muß solcher Sitzung nicht beiwohnen, um überzeugt zu werden, man muß die Ueberzeugung schon mit dahin bringen. Wer sich überzeugen lassen will, steht schon auf einem ganz falschen Standpunkte. Die Kräfte des Jenseits, die Geister einer andern Welt haben keine Neigung, sich damit abzugeben, was jene weisen Herren verlangen. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das fasset in Unschuld ein kindliches Gemüth. Ein solches Gemüth ist allein befähigt, in jene Tiefen zu blicken, und der Zweifel verschleiert das Auge des Forschenden, der Zweifel ist es gewesen, der von dem Urbeginn alles Wissens so viele, so schreckliche und so zerstörende Irrthümer hineingebracht hat.

„Aus derselben Sitzung kann ich Ihnen ein Beispiel, einen Beleg

für meine Ansicht, daß die Geister des Jenseits sich mit der Belehrung der Menschen nicht abgeben, mittheilen.

„Da ist so ein Mensch, für den unser Freund, der Baron Hinz, ein großes Tendre hat, ein gewisser Zimmermann. — Ich glaube nicht, daß er eigentlich so heißt, er hat wohl nur unter dem Namen seine verrückten naturwissenschaftlichen Werke geschrieben, wenn ich nicht irre, so heißt dies obscure Subject, welches lediglich durch die vielen Auflagen seiner Bücher Aufsehen macht, Vollmer oder Volmar oder Folkmann — wer kann die Namen all' solcher Schmierer behalten — ich sage, daß der Baron Hinz für diesen Menschen eine mir unerklärliche Zärtlichkeit hegt und daß er demselben die Ehre anthut, ihn von dem Vorhandensein des geistigen Einflusses, der auf den Psychographen wirkt, zu überzeugen. Der Mensch stellt sich ungeheuer gelehrt und das mag unserm Freunde imponirt haben, er hat auch wohl noch ein arrière pensée gehabt. Der Mensch schreibt populäre Bücher und gilt bei dem Plebs für so eine Art von Autorität. Der Baron Hinz mag nun geglaubt haben, wenn er ihn überzeugen könne von all' den Wundern des Geistmagnetismus, so werde er darüber schreiben und der Sache Anhänger gewinnen. Das ist aber Unsinn! der gute Baron möge mir das nicht übel nehmen. Eine so hochheilige Sache braucht keine Proselyten, gemachte Anhänger können ihr nichts helfen, sie braucht Jünger, sie braucht Propheten und diese fallen ihr zu oder erstehen von selbst ganz ohne Ueberredung.

„Genug, Baron Hinz führte den Volmar an demselben Abend, von welchem ich vorhin sprach, in den magnetischen Verein und bat ihn, sich hier von den Wundern dieser Thätigkeit zu überzeugen.

„Ein Jeder bemerkte bald, daß ein maliciöses Lächeln die Lippen des großen Gelehrten umspielte, er hielt sich für klüger als Alle, er hatte schon genug gesehen, er hatte das unschuldige 12jährige Kind in dem schmählichen Verdacht, daß dasselbe mit dem Psychographen so schnell operire, damit Niemand den Bewegungen folgen solle und daß es dann eine Phrase als Antwort gebe, die es sich während des Hin- und Herfahrens ausgedacht.

„Der Baron sprach in einer Ecke des Zimmers angelegentlich mit ihm und führte ihn als Beweis dasjenige an, was ich soeben von dem Geistlichen erzählt, und bemerkte, daß ja doch Niemand gewußt habe, wer der fremde Mann sei.

„»Als er hereintrat allerdings nicht,« erwiederte der Doctor, »als der General Ruehl ihn aber vorgestellt hatte, kannten seinem Namen und Stande nach ihn alle im Zimmer Anwesenden.«

„»Nun, was folgt daraus?«

„»Daraus folgt, daß also auch Ihr sogenanntes Medium, die Tochter des Herrn Messing, wußte, wer er war und folglich ganz bequem sagen konnte, er sei etwas Geistliches, was mir übrigens noch passable dumm vorkommt, das Mädchen ist gescheut genug, um bessere Antworten geben zu können.«

„So der große Gelehrte! Ich hatte genug gehört und wandte mich mit Entrüstung ab, aber der Baron Hinz suchte noch fortwährend nach Mitteln, den hartnäckigen Menschen zu überzeugen. »Stellen Sie sich selbst an den Psychographen,« sagte er zu ihm, »und Sie werden sofort wahrnehmen, daß Ihre Hand von einem unsichtbaren Wesen, von einem geheimen Zauber fortgezogen wird.«

„Der große dicke Herr that, wie verlangt wurde, und erklärte dann, »er habe nichts gefühlt,« der Psychograph stand auch wie angemauert, etwas, was mir gar nicht wunderbar vorkommt, denn um einen Elephanten zu bewegen, braucht man größere Kräfte, als der Psychograph zuzusetzen hat. Der Mensch ist unbillig groß und dick, in seinen Dreißigern möchte er einen prächtigen Wachtmeister bei den Kürassieren abgegeben haben, aber einen Gelehrten denke ich mir aus anderm Holze geschnitzt."

Die Gesellschaft war sehr heiter über die humoristisch-satyrische Schilderung des Ungläubigen, aber Erzberg wollte gar nicht lachen, er wollte Unwillen erregen und erzählte deshalb, wie dieser Mensch sich gegen die bessere Ueberzeugung gewehrt habe. So habe er zum Beispiel verlangt, man solle dem Kinde die Augen verbinden und dann sei er maliciös genug gewesen, die Tafel mit den Buchstaben zu verkehren, auf den Kopf zu stellen und habe recht impertinent gelacht, als eine vorgelegte Frage ebenso prompt beantwortet worden sei, als vorher, während doch der Stift, der die Buchstaben anzeigen sollte, in der ganzen Zeit nur auf dem weißen Papier herumgefahren wäre.

Auch hier gab sich ein bescheidener Anfang zum Lachenwollen kund, allein der Baron schnitt dieses sogleich ab, indem er erklärte, hier sei das Heiligste, hier sei ein großes physisches Geheimniß verletzt und profanirt und dabei sei gar nichts zu lachen.

„Nochmals habe der Baron den Doctor veranlaßt, seine Hand auf die Hand des Mediums zu legen und mit demselben die Bewegungen zu machen, aber der Psychograph habe bei seiner Berührung jedes Mal einen solchen Schwung gemacht, daß der Stift weit von der Tafel mit den Buchstaben herabgeschoben sei. Der dicke Mann sagte: »Die Kleine will nicht haben, daß Jemand sie controlirt;« ich aber konnte mich nicht mehr halten vor Zorn und sagte: »Nein, Herr! nicht das Kind, sondern der

Geist, der das Kind beseelt, will solche Subjekte, wie Sie, nicht dulden!«"

Eine gewisse Spannung verrieth sich und ein Paar Personen frugen: „Was antwortete denn der Herr Doctor?"

„O! er war impertinent genug," sagte Erzberg. „Er verbeugte sich sehr höflich gegen mich und erwiederte: »Objekte! Herr Baron, denn für Personen Ihres Ranges und Standes sind wir Alle niedriger geborne, ja nicht Menschen, sondern nur Dinge! im besten Falle Dinge mit Gebrauchs-Anweisungen, damit ungeschickte grobe Menschen nicht gar zu tölpisch damit umgehen.«"

„Nun, das war auch nicht fein," sagte der Referendarius Tilly, aber Erzberg fiel ihm schnell in die Rede, indem er zornfunkelnden Blickes ihn ansah und äußerte: „Mit dieser Bemerkung wollen Sie sagen, daß meine Aeußerung gleichfalls grob gewesen wäre und er ein Recht gehabt, so zu antworten, weil ich mit der Grobheit angefangen?"

„O, O! Herr Baron, wie viele Worte zum Kommentar so weniger Worte, wie ich gebrauchte. Ich verwahre mich ernstlich dagegen, alles dieses haben sagen zu wollen, und ersuche Sie einfach, bei der Bemerkung stehen zu bleiben, die ich machte, als ich Herrn Volmar's Aeußerung vernahm."

Fräulein Therese suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem sie frug: „Ließ sich denn nun der Herr Doctor überzeugen?"

„Ich weiß es nicht," sagte der Vater, „ich war zu ärgerlich, um noch länger dort zu bleiben; ich glaube aber nicht, denn ein Narr ist nicht so leicht überzeugt, dem Narren gefällt seine eigne Kappe immer am besten; er ist übrigens schon mit Mehreren über diesen Gegenstand in Zwist gerathen, so auch mit unserm liebenswürdigen und durchaus ehrlichen Freunde Hornung, der sich um diese neue Lehre so hoch verdient gemacht. — Wie war doch die Geschichte? Du warst ja wohl dabei, wie Hornung mir seine Zusammenkunft mit ihm auseinander setzte?"

„Ja, Papa!" erwiederte Therese, „er war zu dem Herrn Doctor gegangen und hatte ihm seine Erfolge mitgetheilt, es war das noch in der Periode, wo man nur das Tischrücken kannte, nicht den Psychographen. Er wollte von dem gelehrten Herrn die Erklärung des Phänomens haben, und dieser sagte: »ich kann mich nicht auf das hohe Pferd setzen, wie der große Humboldt, ich kann nicht sagen, „das ist dummes Zeug," sondern ich muß wirklich eine Erklärung zu geben suchen. Da stehen mir nun aber gleich zweie bereit; diejenige nämlich, welche Faraday gegeben

hat, und diejenige, welche von unserm berühmtesten Physiker, von Dove, stammt.«"

„Ganz richtig," sagte der Baron, „jetzt weiß ich schon, Faraday erklärte: wenn viele kleine Kräfte, und wären sie auch noch so unbedeutend, sich summirten, so könne daraus endlich eine nicht unbedeutende Wirkung resultiren. Ueberhaupt sei die geforderte Kraft nicht groß, es sei lediglich die Reibung zwischen den Füßen des Tisches und dem Fußboden zu überwinden und wenn nun gar Rollen unter dem Tische, so wolle dieses gar nichts bedeuten, ein Kind könne solchen Tisch mit einem Finger schieben. Das wird wohl nicht alles Faraday gesagt haben, in der Hauptsache aber ist es so."

„Das wollte natürlich der ehrliche alte Mann nicht als Erklärung gelten lassen, aber Herr Vollmer erklärte, falls ihm diese Ansicht nicht gefalle, so könne er nur noch mit der des Professor Dove dienen, welcher eine höchst geistreiche Theorie des Tischrückens aufgestellt habe."

„Nun?" frugen Mehrere der Gesellschaft.

„Ach! ich weiß nicht, was der Herr Doctor dem ehrlichen Hornung vorgeschwatzt hat, mir ist diese Theorie nicht bekannt."

„O! Papachen, ich weiß es," sagte Fräulein Therese, „der Tisch will stehen bleiben, die Leute wollen ihn laufen machen, endlich läuft er wirklich, denn — — — — der Klügste giebt nach!"

„Das ist glänzend! das ist in Dove's Geist!" sprachen ein Paar der Anwesenden, aber der Baron und der General waren sehr ungehalten über diese Beifallszeichen und sie erklärten: „Wenn ein Gelehrter nichts Besseres zu machen wisse zur Erklärung eines großen erhabenen Phänomens, als einen Witz — so solle er lieber still schweigen und schweigend zugestehen, daß seine Weisheit hier ihre Grenzen gefunden habe."

XXIII.

Die Gesellschaft des Herrn Hornvi. Ein frommer Präsident. Wenn Leute Geld haben und wenn nicht.

Auch in der Gesellschaft des Herrn Hornvi wurde die neue Lehre auf das Kräftigste vertreten und es wurden daselbst Erfolge erzielt, welche alle Erwartungen übertrafen. Es schien fast, als beutete Hornvi dieses merkwürdige Phänomen in solcher Art aus, daß dadurch seine Renten einen vielleicht nicht unbedeutenden Zuwachs erhielten. Man wußte wohl,

daß der Mann ein kleines Häuschen in der Linienstraße habe, man wußte aber doch nicht, wovon er eine so glänzende Existenz hatte, denn das Häuschen an sich war sehr klein, hatte vielleicht im Ganzen fünf oder sechs in verschiedenen Geschossen liegende Zimmer, welche alle zwar sehr elegant möblirt und zum Vermiethen eingerichtet, niemals aber vermiethet waren, denn immer hingen die Miethszettel heraus. Der Ertrag seines Hauses war es also nicht, wovon so viel Ungarwein, Capwein und Champagner und so viel Kuchen und sonstige Delicatessen, wie Austern, Caviar, Straßburger Pasteten ꝛc. bezahlt wurden. Der Mann war dazu so einfach, man könnte fast sagen, einfältig, daß er gewiß den Stein der Weisen nicht erfunden oder auch nicht andere Erfindungen gemacht hatte, welche ihm große Schätze eintragen konnten und doch gab er viele Gesellschaften, zwar nicht zahlreich, sondern höchstens nur 8 bis 10 Personen umfassend, doch so oft wiederkehrend und so splendid bewirthet, daß man glauben mußte, er habe ein sehr bedeutendes Einkommen.

Seine Gesellschaften beschäftigten sich besonders mit dem Tischrücken und Tischklopfen und es nahmen daran meistens sehr vornehme und sehr reiche Leute Theil, auch der würdige Geheimrath Wolff, dessen die Leser sich vielleicht noch erinnern, nahm dann und wann an den Gesellschaften Theil. Nie waren dieselben anders geordnet, als Paarweise, immer waren gleichviel Herren und Damen gegenwärtig, nur sonderbarer Weise waren die Damen sämmtlich sehr jung und sehr schön, indessen die Männer weit über das Alter hinausgeschritten schienen, wo man noch Damen gefallen kann. Weniger als fünfzig zählte keiner und der jüngste war der Präsident Tilly, dessen Sohn, einen jungen Mann von 25 Jahren, wir bereits kennen.

Die alten Herren schienen sich übrigens sehr wohl zu fühlen in der Nähe so junger und liebenswürdiger Damen, und obschon das Tischrücken einen wesentlichen Theil der Unterhaltung ausmachte, so schien unter dem Tisch doch noch viel mehr Geheimnißvolles vor sich zu gehen, als unter den Händen auf dem Tische, der auch nur selten in eine solche Bewegung kam, daß man aufstehen mußte.

Wenn sich die Kette getrennt hatte, so vereinigten sich bald darauf einzelne Paare und es begannen nunmehr Separat-Unterhaltungen, von denen wir den Schleier nicht zu lüften vermögen. — Dann vereinigte man sich zu einem gemeinsamen Mahl, bei welchem gewöhnlich die fröhlichste, man könnte fast sagen, die ausgelassenste Laune herrschte. Durch die würzigen Speisen wurde der Appetit geweckt und doch konnte man davon nicht viel essen, sich nicht den Magen belasten, dagegen wurde des feinsten

Weines und des köstlichsten Champagners, besonders Seitens der Damen, getrunken, und wenn dieser begann, recht reichlich seine Wirkung zu üben, so pflegte sich gewöhnlich die Gesellschaft zu trennen, nicht sowohl um das Haus zu verlassen, als vielmehr, um sich ungestört zu unterhalten. Aus der Belle-Etage, wo die Gesellschaft versammelt gewesen war, verschwand dieselbe allmählig, einige Paare stiegen eine Treppe höher hinauf, einige Paare wandten sich nach unten, aber nach ein paar Stunden war Alles wieder fröhlich beisammen und kurz nach 10 Uhr ging die ganze Gesellschaft mit einander nach Hause, um sich in die verschiedenen Straßen, rechts und links und gerade aus zu zerstreuen.

Dies war der gewöhnliche Verlauf der häufig wiederkehrenden geselligen Abende bei Hornvi. Auch an dem heutigen Abend war es nicht anders, eine kleine Störung wurde dadurch hervorgebracht, daß der Allen wohlbekannte reiche Wolff einen fremden Mann, den Präsidenten Tilly, einführte, aber dergleichen Störungen gingen schnell vorüber, denn ein Jeder der Anwesenden war schon sehr häufig Zeuge von ähnlichen Vorfällen gewesen.

Auch heute bedurfte es nur der wenigen Worte, daß der geehrte Gast, ein Fremdling in den preußischen Staaten, hergekommen sei, um seinen Sohn zu besuchen, welcher hier die Rechtskunde studirt und nun die praktische Carriere eingeschlagen habe, um späterhin einmal mit seinen hier erworbenen Kenntnissen dem Vaterlande Nutzen zu bringen.

Der Präsident war ein dicker Mann mit einer wahren Fannenphysiognomie, gegen welche seine salbungsreichen Reden sehr auffallend abstachen. Er begrüßte die Gesellschaft im Namen des Herrn; beim Beginn der Sitzungen um den Tisch schloß er weniger die Kette, als seine Hände unter sich, wie zum Gebet, und wenn er erinnert wurde, daß er seine Hände an die des Nachbarn legen müsse, so sagte er: „Nun wohlan, im Namen des Gesalbten laßt uns das Werk beginnen und seinen Segen zum Gelingen desselben erflehen.“ Mit seiner Nachbarin rechts oder links sprach er nur unter Vorausschickung der Worte: „Geliebte Schwester in Christo.“

Die jungen Damen, welche derartige Unterhaltungen nicht gewohnt waren, trieben ihren Muthwillen mit dem alten Herrn und antworteten scherzend in ähnlicher Weise, wie er sie anredete.

Geheimrath Wolff stieß den braven Mann verschiedene Male an, konnte denselben jedoch keineswegs aus dem gewohnten Geleise herausbringen. Das that viel mehr und viel besser der Champagner, welcher, nach einer guten Grundlage von Ungarwein, den Herrn in so fröhliche Stimmung versetzte, daß er bald ausgelassener wurde, als die anderen, und ihn

Wolff wieder daran erinnern mußte, daß er sich in einem Hause von höchst anständigem Aeußern befinde, in einem Hause, welchem die Polizei und der böse Leumund nicht das Geringste nachweisen könnten; er möchte sich also somit vorsehen, daß dazu nicht durch ihn die erste Gelegenheit gegeben werde.

Die Erwähnung der Polizei machte einen sehr tiefen Eindruck auf den frommen Herrn und er wurde so auffallend still, als er vorher laut gewesen war. Auch die ganze übrige Gesellschaft war durch die Bemerkung des alten Geheimraths etwas bestürzt geworden, und es wollte Anfangs die alte Fröhlichkeit nicht wieder einkehren, bis nach und nach der erste Schreck sich gelegt hatte und Champagner oder Ungarwein das Ihrige thaten, um der abhanden gekommenen Fröhlichkeit wieder die Herzen zu öffnen. Auch der Präsident kam nach verschiedentlich gefalteten Händen und rechts oder links auf die Schulter gehängtem Kopfe so weit zu sich, daß er sich über sich selbst beklagen und innigst bedauern konnte, so sündhaft beschaffen zu sein. „Aber — gerechter Himmel," so fuhr er salbungsreich fort, „wir Menschen sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms! — Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach! — Darum bitten wir mit Recht, Herr, führe uns nicht in Versuchung! — Denn, wenn es geschieht, so erliegt unsere Schwäche immer den Reizen des Satanas! — Der Pfahl im Fleisch, o! der Pfahl im Fleisch, wie viel Böses hat er schon gethan! Ach! und er stachelt den sündigen Abkömmling des sündigen ersten Paares immer fort! Ja, das ist es, was wir unter Erbsünde verstehen. — Auch dieses edle Wesen, meine liebliche Nachbarin, — könnte man von ihren Augen nicht sagen: „wie schön leuchtet uns der Morgenstern?!" und dennoch ist nicht Heiligkeit in diesen Blicken, sondern schnödes, weltliches Verlangen; nicht himmlische, sondern irdische Lust, — Verlangen nach einem Bräutigam, aber nicht nach dem alliebenden Bräutigam, der sich für uns geopfert, sondern nach dem irdischen Bräutigam, von welchem geschrieben steht: „Er führet mich in den Weinkeller und die Liebe ist sein Panier über mir; er erquicket mich mit Blumen und labet mich mit Früchten; denn ich bin krank vor Liebe. Seine Linke liegt unter meinem Haupt und seine Rechte herzet mich; er küsset mich mit dem Kuß seines Mundes und seine Liebe ist lieblicher denn Wein."

Nach dieser herzhaften Rede, ob welcher Alle in nicht geringes Staunen geriethen, stärkte er sich mit einem tüchtigen Zuge süßen Ungars, dann ergriff er die Hand seiner schönen Nachbarin und sagte: „O, folge mir, Holdseligste, in dieses Kämmerlein, damit ich in traulichem Zwiegespräch

Dich unterrichte in der Frömmigkeit, denn dieses ist die wahre und die einzige Weisheit auf Erden, wie im Himmel."

Mit diesen Worten erhob er sich und nahm die junge Dame unter den Arm, sich mit ihr in das Nebenzimmer begebend.

Seine Gesellschafterin war die Tochter eines jener vielen guten Häuser, bei denen — wie das alte Sprüchwort sagt — die Elle länger ist als der Kram. Es werden gewaltige Ansprüche von Seiten der vornehmen Welt an die Familie, von Seiten der Frau und der Töchter an den Vater gemacht. Das Einkommen ist nicht solcher Art, daß diesen Ansprüchen genügt werden könnte, wenn nun doch die Töchter kostbare Shawls, schwere seidene Kleider tragen sollen; wenn nun doch ein überhand nehmender Luxus die Frau des Handwerkers, des niederen Beamten, ja des Unteroffiziers in den schwersten seidenen Stoffen erscheinen läßt, so kann man sich kaum wundern, wenn die vornehme Frau der niederen nicht nachstehen will. Wo nun aber herbekommen?

Je nun, da giebt es ja noch Hülfsmittel genug. Der Moralist nennt die Personen, welche dazu verhelfen, Kuppler und Gelegenheitsmacher und der Staatsanwalt schickt sie in's Zuchthaus; der Moralist nennt die Mädchen, welche solchen Weg gehen, Prostituirte; aber ach, was helfen alle die Worte, wenn man doch nun einmal ein Kleid für 50 Thaler und einen Shawl für 90 Thaler braucht und wenn man doch solcher Kleider viele nöthig hat, und wenn man doch mit Tüchern und Hüten und Mantillen im Jahre wenigstens drei, auch wohl fünf Mal wechseln muß!

Der Vater giebt jeder seiner Töchter monatlich zwei Thaler, er schenkt auch wohl zum Geburtstag oder zu Weihnachten ein neues Kleid, aber im Uebrigen müssen die jungen Damen selbst für ihre Garderobe sorgen. — Ei nun, mein Himmel, es geht auch, sie haben sehr viele Kleider; wenn nun eins unmodern wird, so verkauft man es, legt ein paar Thaler zu und hat ein neues. So ergänzt sich die Garderobe immer aus sich, indem jedes Mal Herr Gerson so gütig ist, für das Geld, welches der Trödler um das alte Kleid gab, ein neues zu liefern.

So denkt der Vater.

Was denken die Töchter?

Die Töchter denken, anständig muß ich mich kleiden, ich kann nicht schlechter gehen, als die Kinder des Regierungsraths X. oder Y., als die Kinder des Advocaten Z. oder Tz. oder als die Frau des Lieutenants von So und So, der doch nur 300 Thaler Gehalt hat, indessen mein Vater 1000 Thaler einnimmt. Der Vater aber ist geizig, er giebt mir das nöthige Geld nicht, nun denn — so bleibt mir nichts übrig, als mir wel-

ches zu verdienen, und eine hülfreiche Freundin macht das junge, unerfahrene Mädchen mit einer Madam Silbertitz oder einem Herrn Hornvi bekannt, in deren Hause sehr vornehme Herren aus- und eingehen, welche gern so viele Geldstücke hergeben, als nöthig sind, um das fehlende zu den zwei Thalern zuzulegen, und welche dafür gar nichts verlangen, als ein freundliches Gesicht und die Erlaubniß, mit den feinsten Weinen und den größten Delicatessen tractiren zu dürfen.

Beim Tischrücken, oder in früheren Zeiten beim ästhetischen Thee, beim gemeinschaftlichen Lesen eines Lustspiels, oder in noch früheren Zeiten in den Liebhaber-Theatern auf den Proben wurden solche Bekanntschaften gemacht, wie sie erforderlich waren, um allen Wünschen der jungen Damen zu entsprechen und gleichzeitig die begehrlichsten Wünsche der Herren der Schöpfung zu erfüllen.

Papa Wolff wußte sehr gut, wohin er seinen Freund Tilly geführt hatte; der gute Mann war vom Herrn gesegnet in mancher Art und die junge Schöne (einem Hause angehörig, in welchem man dergleichen nicht erwartet hätte, wiewohl das oben Mitgetheilte vollständig auf dasselbe paßte) war gefällig genug, des alten Herrn schwere Füchse anzunehmen und ihm zu gestatten, eine freundliche Wohnung zu miethen, in welcher er sie ungestört sehen konnte, und so hatte die edle Kunst des Tischrückens hier ein würdiges Paar vereint, welches sich sonst vielleicht nie gefunden hätte.

Der Präsident ging rasch zu Werke, er wollte keine Zeit verlieren. Zwar nicht ganz so, wie Herr Wolff gesagt, war er nicht lediglich hergekommen, um seinen Sohn zu besuchen, wohl aber hatte er nicht vor langer Zeit erst die kleine Residenz des Ländchens, dem er angehörte, mit der genußreichen des mächtigen Staates vertauscht, theils um dadurch für seinen Sohn das Indigenat zu erlangen, theils aber, um sein per fas et nefas erworbenes Vermögen hier fern von dem Schauplatz seiner Thaten in Ruhe genießen zu können.

Durch Wolff war er auch mit Madame Silbertitz bekannt geworden und diese würdige Dame verschaffte dem alten Herrn bald ein Quartier von einer Bequemlichkeit und Eleganz, wie er es nur irgend wünschen konnte. In einem schönen Hause des benachbarten großen Parks, mit Garten, vorne sowohl als auf der Rückseite, waren drei Zimmer auf das Eleganteste eingerichtet, zu seiner Verfügung gestellt; sie hatten Alles, was erforderlich war, um sich recht heimisch, recht wohl zu fühlen. Die feinsten Tapeten waren nicht durch Bilder verunziert, wohl aber fehlte es keineswegs an großen Spiegeln längs der Pfeiler oder über dem Sopha, noch an persischen Teppichen, um den Tritt auch des schwersten Mannes

unhörbar zu machen. Die Stühle waren auf das Schönste gepolstert, mit Plüsch überzogen; die Sopha's so elastisch, daß man darin zu versinken glaubte, und das Bett, welches nach französischer Art so lang als breit war, trug außer einer Matratze von 200 Springfedern, noch eine fußhohe Matratze von Roßhaaren, so daß Graham's himmlisches Bette nicht elastischer gewesen sein konnte. Rothe, seidene Vorhänge verschleierten das eine breite Fenster, welches nach dem Garten hinaus ging, und rothe, seidene Gardinen umgaben das ganz freistehende Bett von allen Seiten. Ein Paar Gemächer, welche über dem ziemlich hochgelegenen Erdgeschoß unter dem Dache angebracht waren, beherbergten eine alte erfahrene Dienerin und die Madame Silbertitz, welche von Zeit zu Zeit erschien, um nachzusehen, ob Alles in der gehörigen Ordnung.

Hierher führte die würdige Frau den Präsidenten und versicherte ihn, es sei das eleganteste Absteigequartier, über welches sie zu verfügen habe. Der Präsident glaubte dieses gern; denn außer den fürstlichen Gemächern in dem Palais seines Herrn, hatte er noch nie Aehnliches gesehen, er äußerte nur die Besorgniß, daß die Wohnung sehr theuer sein würde.

„Nicht im Mindesten," sprach sie, „80 Thaler monatlich ist gewiß sehr wenig; aber Sie können, falls Sie Ihre Zeit gut eintheilen, die Wohnung auch für 25 Thaler haben, und das ist ein Vortheil sowohl für Sie als für mich. Ich theile alsdann die Miethszeit in drei Abschnitte: von Morgens 10 Uhr bis 2, oder von Nachmittags 3 Uhr bis 7 bewohnt, kostet diese Räumlichkeit nicht mehr als 25 Thaler, wer dagegen diese Wohnung von Abends 8 Uhr bis Morgens 9 Uhr benutzen will, zahlt 50 Thaler. Sie sehen, bei einer solchen Theilung komme ich besser weg, als wenn Sie die Wohnung um den Preis von 80 Thalern für sich allein nehmen."

Der Präsident äußerte, daß, auf solche Weise arrangirt, die Sache sich besser und leichter mache, und daß er glaube, mit ihr einig werden zu können, nur müsse er sich dies doch noch vorher überlegen, er müsse sich mit dem Herrn berathen.

Madame Silbertitz erwiederte, sie wolle ihn an diesen frommen Vorsatz nicht hindern, doch ihm bemerklich machen, daß dergleichen Quartiere nur selten zu haben seien, daß sie ihm Vortheile böte, wie er sie schwerlich wo anders erhalten würde, daß er für die Zeit der Benutzung das Haus ganz ausschließlich für sich habe, daß jeder Besuch von dem andern durch eine ganze Stunde Zwischenraum getrennt sei, also keiner von dem andern etwas wisse, und daß dergleichen Wohnungen nur selten leer stehen, wie es gerade jetzt, während der Bade-Saison, der Fall wäre,

daß aber ihre alten Kunden jeden Augenblick brieflich davon Besitz nehmen könnten.

Der Präsident besann sich nun nicht länger. „Ich glaube," erwiederte er, „der Herr wird wohl mit mir sein; ich will nach abgeschlossenem Handel mich mit ihm berathen."

„Ja, das wird wohl eben so gut sein," so unterbrach ihn Madame Silbertitz, aber der Präsident fuhr, ohne sich stören zu lassen, fort: „und also die Wohnung für den Nachmittag miethen und Ihnen etwas d'raufgeben."

„Nicht doch," sagte Madame Silbertitz, „d'raufgeben ist unnöthig, Sie sind ein zu vornehmer Herr, als daß es dessen bedürfte. Sie zahlen die Miethe ein Vierteljahr praenumerando, das ist besser, als wenn Sie mir etwas d'raufgeben."

Zögernd griff der Präsident nach seinem Taschenbuch und 75 Thaler in schönen Kassen-Anweisungen, welche noch ganz neu waren, herausnehmend, sagte er: „Nun, wenn es denn nicht anders ist, so muß ich mich wohl dazu verstehen."

„Schön," sagte Madame Silbertitz, „es fehlen jetzt nur noch fünf Thaler für die Bedienung."

„Auch noch?" fragte der Präsident; „ich brauche aber gar keine Bedienung."

„O! doch," sagte Madame Silbertitz, „zwischen 9 und 10, zwischen 2 und 3 und Abends zwischen 7 und 8 müssen die Zimmer jeder Zeit auf das Sorgfältigste gereinigt, abgewischt, ausgestäubt werden. Zu diesem Behuf sind eben die Zwischenstunden so geordnet, wie ich Ihnen angezeigt habe."

Etwas verstimmt suchte der Präsident noch fünf Thaler hervor und gab sie an Madame Silbertitz. Diese aber besah dieselben etwas genauer und sagte: „Ei! mein Herr, diese kann und darf ich nicht annehmen; es sind ja lauter fremde, und ich bin straffällig so gut wie Sie, der Sie mir dieselben geben."

„Nicht doch, mein liebes Kind, das findet wohl im kleinen Verkehr statt, aber nicht bei so großen Summen; es ist das Papiergeld meines Landes — das will sagen, des Landes, dem ich gedient habe, und wenn Sie zum ersten besten Wechsler gehen, so tauscht er Ihnen dieselben ohne Weiteres mit einem Verlust von ⅓ Procent aus und diesen ⅓ Thaler will ich Ihnen sogleich geben."

Madame Silbertitz erklärte sich für beruhigt, sie hatte immer eine Garantie an dem sogenannten Geheimrath Wolff, von dem sie wußte, daß

er ihr nichts Schlechtes zuführen werde. „Also die Nachmittage befehlen der Herr Präsident, und vielleicht gleich von heute an?"

„Wenigstens von morgen," erwiederte der Präsident, „morgen Nachmittag gedenke ich meinen Einzug zu halten."

Hiermit war der Bund schöner Seelen geschlossen, Madame Silbertitz befand sich im Besitze von 80 ganz neuen Thalerscheinen von einem der Mittelstaaten, der Herr Präsident im Besitze einer eleganten und äußerst bequem gelegenen Wohnung, sie war nicht weit von der Kirche entfernt und er konnte allemal, wenn er dem Nachmittags-Gottesdienste beigewohnt, hier in Ruhe und Beschaulichkeit sich der herrlichen Lehren erfreuen, welche er soeben vernommen. Es konnte für das körperliche, wie für das Seelenheil des würdigen Mannes gar nichts Besseres gefunden werden. Am Nachmittage des folgenden Tages erschien eine unscheinbare Droschke vor dem Gartenpförtchen, heraus stieg ein alter Herr, dem eine tief verschleierte Dame folgte, so daß es unmöglich war, deren Züge zu erkennen, aus deren elastischem Gange man aber mit Sicherheit schließen konnte, daß sie das zwanzigste Jahr noch nicht erreicht. Beide verschwanden in dem Hause und erst gegen Abend sah man — dieses Mal aber einzeln, zuerst den Herrn und dann die Dame das Haus verlassen und sich auf dem Wege nach der Stadt in den Gängen des Thiergartens verlieren. Es waren die uns bereits bekannten Personen: der Präsident, welcher es vorzog, sich weniger beobachtet dem beschaulichen Leben hinzugeben, als es im Hause des wackern Hornvi geschehen konnte, hatte sich mit Fräulein Sportmann dahin verabredet, daß er sie Unter den Linden an einem der vielen Bilderladen erwarten wolle, um sich von dort mit ihr nach einer für sie gemietheten Wohnung zu begeben. Die junge Dame hatte viel Freundinnen, welche zu besuchen ihr der Nachmittag sehr geschickt lag, die Eltern waren auch dieser häufigen Ausflüge schon seit Jahren gewohnt, sie kannten die Familien, mit denen ihre Tochter Umgang pflegte, als durchaus würdig und ehrenwerth, es war mithin gegen das ganze Behaben nicht das Mindeste einzuwenden, und Fräulein Sportmann war also unbeschränkte Herrin ihrer Zeit.

Der Präsident hatte sich gleich am Anfange sehr generös gezeigt, seine Brieftasche war durch Zufall in ihr Ledertäschchen gerathen, welches sie gewöhnlich am Arme zu tragen pflegte, und dieses Taschenbuch enthielt die runde Summe von 100 Thalern in nagelneuen Papieren, zwar waren es fremde, nicht preußische, aber sie hatte von ihrem Vater gehört, daß man dieselben mit sehr geringem Verluste bei jedem Wechsler umsetzen könne, und da dieses Geld sich in ihrem Strickbeutel vorfand, so glaubte sie sich berechtigt, dasselbe als das ihrige zu betrachten.

Der Präsident hatte ihr gesagt, daß er nur an zweien oder dreien Tagen in der Woche sie werde sehen können, hatte sie aber gebeten, an diesen bestimmt zu verabredenden Tagen nicht zu fehlen. Sie sollte auch nicht mehr Unter den Linden auf ihn warten, dieses sei nur für das erste Mal gewesen, da er sie doch habe einführen müssen in ihren Palast, für die Zukunft solle sie ohne ihn hier eintreten; denn die Wohnung sei ein für alle Mal die ihrige, und wenn sie nach 3 Uhr komme, würde sie Niemanden finden, der sie störe. Er selbst würde wohl erst eine Stunde nach ihr, vielleicht auch noch später eintreffen; bis zu seiner Ankunft möge sie sehen, wie sie sich, vielleicht durch ein gutes Buch, die Zeit vertreibe.

So war es gleich am ersten Abende ausgemacht worden, und so sollte es weiter gehalten werden; nur dies eine war der jungen Dame unangenehm, daß sie durch den Thiergarten unbeschützt nach Hause gehen sollte. Sie nahm sich daher vor, die erste Droschke, die ihr begegne, anzunehmen, aber noch ehe dieses geschehen konnte, hatte sich ein junger Mann von äußerst elegantem Wesen und, soweit die Gaslaternen eine Beurtheilung erlaubten, von ungewöhnlicher männlicher Schönheit an sie geschlossen. Er erbot sich in den bescheidensten Ausdrücken, ihr sein Geleit bis zum Thore, oder wenn sie es erlaube, auch noch weiter zu geben, weil man gerade in den beiden nächsten Straßen, den lebendigsten der Stadt, der Unbescheidenheit fremder Herren am mehrsten ausgesetzt sei.

Die junge Dame nahm das Erbieten dankbar an und unterhielt sich mit ihrem Begleiter so angenehm, daß sie zur Belohnung für seine Ritterlichkeit — gewissermaßen in Gedanken — den Schleier, der sie bis dahin neidisch verhüllt hatte, lüftete, und ihm ein Gesicht von bewunderungswürdiger Schönheit zeigte.

Da dies gerade in dem vollsten Schein einer Gaslaterne geschah, so konnte er nicht nur ihre Schönheit, sondern auch sie sein freudiges Erstaunen bemerken. Ein Mädchen fühlt sich immer geschmeichelt, wenn es einen ungewöhnlich lebhaften Eindruck auf einen jungen Mann macht. Ist der Mann nun selbst wirklich schön, so ist dieses freudige Gefühl um so größer.

Der Herr und die Dame fanden einen solchen Gefallen an einander, daß er sie bat, ihm irgendwie Gelegenheit zu geben, sie wieder zu sehen, und Fräulein Sportmann hatte so wenig dawider, daß sie ihm sagte, sie gehe in der Regel einen Tag um den andern desselben Weges und zwar um die gleiche Zeit, er könne sie also übermorgen hier wiederfinden.

In der Nähe der Straße angelangt, wo das schöne Mädchen wohnte,

verabschiedete sie sich von ihm, und mit einem feurigen Händedruck sagte er ihr, daß er an dem bestimmten Abende gewiß nicht fehlen werde.

XXIV.

Herr Hornvi macht Fortschritte in der neuen Lehre. Ein Protokoll aus dem berühmten Werke „Heinrich Heine" von David Hornung.

Einige Wochen waren vergangen, als von dem Hause des Herrn Hornvi ein neues Licht ausging. Man erzählte sich in der Stadt, es seien dort Geister citirt worden und zwar so, daß an den Tisch, an welchem die Gäste saßen, nicht sowohl Fragen gestellt wurden, welche etwa die gewöhnlichen Ereignisse betrafen, über die man sich leicht selbst Rechenschaft geben kann, als vielmehr direct gefragt wurde, wer aus dem Tische heraus die Antwort gebe. Dies war durch ein einfaches Pochen, welches etwa ja, oder durch Nichtpochen, welches nein bedeutete, nicht zu beantworten. Es mußte also ein anderer Modus gefunden werden und Hornvi schlug diejenige Bezeichnungsart vor, welche die Sträflinge in den Zuchthäusern anwenden, wenn sie sich von Zelle zu Zelle oder durch die Rauchfänge der Oefen mit einander unterhalten wollen. Ein Schlag bedeutet a, zwei Schläge bedeuten b, zehn Schläge bedeuten k, dreiundzwanzig bedeuten z, weil in dem Spitzbuben-Alphabet x und y nicht vorkommen.

Unter Acclamation wurde dieser Modus angenommen und nun die Frage an den Tisch gestellt: „Wer bewohnt Dich? wer antwortet aus Dir?"

8, 5, 9, 13, 17, 9, 3, 8 — 8, 5, 9, 13, 5 — 9, 8, 17 — 5, 18, 5, 11 — war die Zahl der Schläge, man buchstabirte nach und siehe, die Antwort lautete: „Heinrich Heine! ihr Esel."

„Das war grob," sagte einer der Anwesenden; ein anderer meinte: „aber zugleich genial, denn nur Lumpe sind bescheiden; solche Männer, wie Heine, haben nicht nöthig, es zu sein."

„Ob es wohl unser bekannter Dichter sein mag, der hier gemeint ist?" frug ein Dritter.

„Wir wollen das gleich erfahren," sagte der Herr vom Hause und er stellte an den Tisch die Frage: „Bist Du derselbe Heine, der einst als Dichter so viel Aufsehen machte und dann in Paris so elend verkommen ist."

Auf die oben beschriebene Weise wurde mit wiederholten Schlägen geantwortet, und in Worte übersetzt, lautete dieselbe: — „Ja, Du Hornvieh."

„Sehen Sie einmal, er weiß Ihren Namen," sagte einer der Gäste.

„Ja," sagte der Hausherr, „er buchstabirt denselben aber falsch," und gleichgültig darüber hingehend, frug er weiter: „In welchem Stadium der Seligkeit befindest Du Dich?"

Mit vier verhängnißvollen Zahlen, — 5, 18, 5, 11 — begann die Antwort und lautete ferner: „Ich bin, dem Teufel sei Dank, nicht in Eurem langweiligen Himmel, sondern in der kurzweiligen Hölle. Der Himmel ist für solche frommen Burschе, wie Du, aber nicht für unser Einen; Ihr habt nur Grütze im Kopfe, könnt also dort wohl aushalten, wir aber haben Spiritus und brennen also lichterloh. In solcher Gesellschaft würde Euch Angst und bange werden, sowie uns in der Eurigen."

Die Beantwortung der Fragen dauerte nicht so lange, als man nach der Zahl der Worte hätte glauben sollen, denn die Schläge folgten ungemein rasch auf einander und man war dahin gelangt, statt der Zahl gleich den betreffenden Buchstaben niederzuschreiben, indem man nicht schrieb: 5, 18, 5, 11, sondern gleich E, S, E, L, womit diese Antwort angefangen hatte.

„Das ist ja ein recht lustiger Geist," bemerkte einer der Anwesenden.

„Ja," sagte der andere, „und er giebt uns noch dazu die Aussicht auf ein fröhlicheres Jenseits, als unsere geistlichen Herren uns gewöhnlich versprechen."

„Wer weiß auch," meinte ein Dritter, „wir wollen ihn einmal fragen, ob die Hölle sehr heiß ist?"

Die rasch gegebene Antwort lautete: „Du wirst Dir die Finger dort nicht verbrennen, so dumme Kerls, wie Du, kommen nicht hinein."

Hornvi frug: „Hörst Du Alles, was wir hier von Dir sprechen?"

Die Antwort lautete: „Hornvieh, glaubst Du, daß ich taub bin?"

Der würdige Hausherr ging über die Beleidigung hinweg und frug: „Wie heißt der Ort oder die Stelle, welche Dir zum Wohnsitz angewiesen ist?"

Alsbald antwortete der Tisch: „Ich befinde mich dort, wo die Juden Manna und Honig gefressen haben."

Hornvi frug: „Wie heißt denn dieser Ort?"

Die Antwort lautete: „Es stinkt dort höllisch, denn Manna und Honig haben eine ganz abscheuliche Wirkung gehabt."

Hornvi frug ferner: „Willst Du uns denn den Ort nicht nennen, nach dem ich schon drei Mal frage? Wie heißt der Ort, wo Du jetzt weilest?"

Der Geist oder der Tisch antwortete: „Ich kann Dir den Gefallen

wohl thun, wenn Dir daran gelegen ist; ich habe es nur aus Hochachtung vor Dir und Deiner Gesellschaft nicht gethan; ich verweile jetzt in einem Eselstall. Es sind auch einige Eselinnen darin."

Die Gesellschaft wagte heute nicht weiter zu gehen mit Fragen, denn sichtlich war Herr Heine schlecht aufgelegt. „Wie sich die Leute ändern," sagte einer der Anwesenden, „ich habe Heine während seines Lebens sehr gut gekannt; er war zwar immer satyrisch, immer sehr geistreich, mitunter auch in seiner Satyre maliciös, aber niemals grob. Ich erinnere mich noch sehr gut des Jahres 1828, wo der kleine, behende Mann in München war und jeder Tag neue Gelegenheit bot, seine Spitzbübereien zu bewundern. So machte er einmal seine Freunde aufmerksam auf die frappante Aehnlichkeit zwischen dem Professor Naßmann, dem letzten Demagogen, und der Gypsbüste des Philosophen Plato, und als Naßmann geschmeichelt und die Anderen frappirt, Vergleiche anstellten, sagte er so ruhig und so unschuldig, wie ein Kind: »Besonders von Innen!« — „Sehen Sie, das war seine Art, aber mit Esel und Hornvieh und dergleichen um sich zu schmeißen, war seine Manier nicht."

„Doch hat sich hier Heine uns wirklich kund gegeben," sagte Herr Hornvi.

„Ach nicht doch," erwiederte der Andere, „wer weiß, was für ein Dummkopf — eventualiter Grobian sich uns als Heine aufdrängen möchte. Ich habe von dem wirklichen Heine, und wäre er wirklich in der Hölle, eine bessere Meinung, und die ganze Geschichte hier kommt mir vor wie ein Witz und zwar wie ein schlechter Witz, den sich Jemand mit uns macht!"

„Erlauben Sie!" sprach sehr entrüstet Herr Hornvi. „Das ist gar kein dummes Zeug, das sind geistige Manifestationen, das sind geistmagnetische Herüberblicke aus dem Jenseits."

„Machen Sie dieses einem Anderen weiß, mein Bester, und erlauben Sie, Ihnen einzuwenden, daß mir alles dieses, was Sie da aussprechen, nicht wie eine Manifestation, sondern wie eine Mystification erscheint."

Es erhob sich ein wahrer Tumult in der Gesellschaft; fast alle männlichen Personen fuhren mit unverhaltenem Grimm auf den Sprecher los, und schließlich äußerten sie sich sehr bedenklich über dessen Verstandeskräfte, wenn er jetzt, nachdem von allen Seiten die Wichtigkeit, die große Bedeutung — ja die religiöse Tiefe der neuen Lehre über allen Zweifel erhaben sei, noch von dergleichen Einwendungen reden könne. Herr Hornvi aber holte andächtig ein in schwarzem Maroquin gebundenes, mit goldenem Schnitt verziertes Büchelchen hervor, welches er mit Inbrunst küßte, wie

Katholiken eine Reliquie und wie die Engländer das Evangelium, es dann öffnete und triumphirend sagte:

„Hier dieses classische Werk von dem Rendanten Hornung, Verfasser der »neuen Geheimnisse des Tages« — dieses Büchlein, welches betitelt ist: „„Heinrich Heine, der Unsterbliche. Eine Mahnung aus dem Jenseits. Nur Thatsächliches, keine Dichtung"" wird Sie belehren, wenn Sie überhaupt fähig sind, an Thatsachen zu glauben und wenn in Ihrem Herzen noch eine Spur von Religiosität befindlich ist.

„Dieses schätzbare Werk ist leider nicht in Jedermanns Händen, darum erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einige Seiten aus diesem Buche vorlese, für dessen Glaubwürdigkeit Atteste sprechen, welche wörtlich in dem Buche abgedruckt sind von einem Magnetiseur und Galvaniseur F. A. F. Gehrig, einem Kaufmann A. B. Murmann, einem General von Zedlitz, einem Baron von Forstner, einem Chemiker Stöcklein, einem Fabrikbesitzer Carl Frick, einem Baumeister Achilles, dreien Doctoren: Fischer, Wolff und Steinbeck, einem Castellan Ries und dem Verfasser Hornung, was, glaube ich, genügend bedeutende Autoritäten sind, um den Verdacht irgend einer Betrügerei zu beseitigen, noch dazu, da als Zeugen so große Gelehrte, wie der Professor Dr. Diesterweg und Andere anwesend waren.

„Hören Sie, meine Herren, das folgende Protokoll:

„Berlin, den 15. November 1856.

„In Gegenwart der dazu eingeladenen Herren: Magnetiseur Gehrig, Kaufmann Murmann und Baron von Forstner, wurden durch die geistmagnetische Kraft des Medii X folgende Fragen auf dem Kreuzpsychographen schnell und exact beantwortet. Diesem Instrument war das Tableau untergelegt, welches in drei concentrischen Kreisen die Buchstaben und Ziffern darstellt und zwar so, daß der äußere Kreis die Konsonanten, der mittlere die Vocale und Umlaute und der innere die Ziffern enthält. Dem Medium waren auf seinen Wunsch die Augen verbunden, wodurch das Gelingen des Experiments nicht im Mindesten behindert wurde.

„Fragen: „Können Geister lebender, örtlich weit von einander entfernter Menschen vermittelst des Emanulectors oder durch geistmagnetisches Schreiben in geistmagnetischen Rapport treten, und wie, und nach welchem höherem Naturgesetz wird das bewirkt?" „„Ja, — wenn Menschen von gleicher Geistesbildung sind — frei von jedem Vorurtheil, so giebt es keine Entfernung.""

„Können für diesen Rapport minder Befähigte in dieser Fähigkeit gestärkt werden, und durch welche Mittel kann das geschehen?" „„Was

nennt Ihr Stärke? Der scharfe Geist hat Euch durchdrungen, dieses sollt Ihr selbst ergründen.""

„Weshalb gelang der heutige Versuch auf einem anderen Instrumente nicht?" „„Von einem Gelingen ist eine mechanische Kraft bedingt, und solche Kräfte sind (hier) wirkungslos."" „Was willst Du damit sagen?" „„Nur eine geregelte Geistesverbindung ist von Wirkung — mechanische Kräfte sind wirkungslos."" „Zwischen wem wirkungslos?" „„Zwischen gleichdenkenden Geistern, gleichgültig, ob lebend, oder für diese Welt todt."" — (Die Zeit erlaubte weitere Fragen nicht.)

D. Hornung. J. A. J. Gehrig. A. B. Murmann.

„Was sagen Sie hierzu? Ist das auch Täuschung, ist das auch Mystification?"

„Ja, da steht einem der Verstand stille," äußerte einer der Herren, „aber der boshafte Satyriker sagte: vorausgesetzt, daß man welchen habe."

Hornvi wurde sehr empfindlich und sagte: „Mein Herr! Ich habe Sie für einen Mann gehalten, welcher so viel Anstand hat, als erforderlich ist, sich in einer gesitteten Gesellschaft anständig und gesittet zu betragen; es will mir aber scheinen, als ginge diese Gesittung nicht so weit, wie erforderlich ist, um in denjenigen Schranken zu bleiben, welche eine anständige Gesellschaft mit Recht von Ihnen verlangen kann."

„Lieber Herr Hornvi," sprach der so Angeredete, „Sie verfahren sehr hart mit mir; ich kann mich keiner Unbill erinnern, als daß ich an dem Ausdruck: »da steht einem der Verstand stille«, gemäkelt habe. Wenn Sie aber auch noch so böse sind, so kann ich meine Aeußerung nicht vollständig zurücknehmen; denn sehen Sie — mir steht der Verstand nicht still."

„O! der Herr ist ein starker Geist, vielleicht gehören Sie zu denjenigen, welche Hornung in diesem seinem ausgezeichneten Werke »die Herren von Kraft und Stoff« nennt. Zu solchem Gelichter, wie Moleschot, Vogt, Büchner und Genossen."

„Nun, wenn das wäre, so könnte ich mich immerhin trösten, denn ich glaube, diese Leute sind nicht die Geringsten unter den Naturforschern; was ich aber hier sehe, scheint mir gar nicht in den Bereich der Naturforschung zu gehören."

„Ich denke, meine geehrten Herren, wir lassen den ganzen Streit, als höchst unerquicklich, ruhen und erfreuen uns noch an ein paar Capiteln aus dem köstlichen Werke, welches ich in Händen habe. Ich will Sie, geehrter Herr, übrigens durchaus nicht zwingen, an dieser läppischen Unterhaltung Theil zu nehmen."

„Wenn Sie mir erlauben, so bleibe ich doch hier, und wäre es nur, um zu sehen, wie weit der menschliche Geist sich verirren kann."

Ein gründlich verächtliches Schweigen war die einzige Antwort, welche man dem Ungläubigen gab; nach einiger Zeit begann Herr Hornvi wieder zu lesen.

XXV.

Zwei weitere Protokolle aus dem berühmten Werke „Heinrich Heine" von David Hornung.

„Ich wähle absichtlich das nächstfolgende Protokoll aus Hornung's unsterblichem Werke „Heinrich Heine".

Berlin, am 29. November 1856.

Das Medium X experimentirte heut auf dem Emanulektor, dessen Buchstaben ihm abgewendet, den Prüfenden dagegen sichtbar sind. Die Buchstaben waren so gestellt, daß keiner in der alphabetischen Ordnung sich befand. Das Medium verlangte selbst, daß ihm auch noch die Augen verbunden würden, und nachdem dieses geschehen, begann die Prüfung.

Es wurde schnell und sicher von ihm jeder beliebige Buchstabe und darauf auch als Beispiel das Wort „Mutter" gezeigt. Hierauf verlangte der Unterzeichnete von demjenigen, der am 1. November das Gedicht über den Werth der Thräne gefertigt, eine Erklärung über die von ihm den Worten „Sohn des Weibes" beigelegte Bedeutung und schnell psychographirte auf dem vorbeschriebenen Instrument das Medium mit verbundenen Augen Folgendes ganz correct: „Der Mensch in seiner vollkommensten Ausbildung ist frei von jedem Vorurtheil. — Und dazu gelangt er, wenn jede Leidenschaft abgestumpft und die Seele unbefriedigt im Körper weilt, und durch ein mit sich selbst Beschäftigen sich gegen das Alltagsleben ein Reich von Gedanken bildet. Sie erlangt dann den Grad von Selbstständigkeit, um die wahren Ideale der Wahrheit und Tugend zu erkennen; und dann darf der Sohn des Weibes nicht länger klagen."

Frage. „Was ist in jenem Gedicht mit den »ewigen Göttern« gemeint, die ihren ganzen Himmel gern um eine Thräne gäben?"

„Unter Göttern versteht Ihr die höchsten, vollkommensten Wesen und dieses ist die **Ausbrut Eurer beschränkten Phantasie,** weil

Ihr etwas haben müßt, das Euch beherrscht, — Ihr könnt ohne Sclavenketten nicht leben."

Frage. „Was bedeutet der Himmel und der Werth der Thräne in jenem Gedicht?"

„Der Mensch trägt seinen Himmel in sich selbst. — Und steht er in seinem ungetrübten Selbstbewußtsein nicht höher als ein solches Phantasiebild, das er sich selbst geschaffen? — Daß die Götter nicht weinen können, bedeutet ihre Unvollkommenheit."

Frage. „Wer hat diese Erklärung und jenes Gedicht gegeben?"

„Ich, Heinrich Heine, der als Atheist gestorben." Bist Du der bekannte, in Paris nach langem schmerzlichen Leiden gestorbene Heinrich Heine? „Ja." Bist Du glücklich? „Ich bin stets glücklich gewesen, da ich mir stets selbst treu geblieben." Wer nannte sich uns am 1. November als Beantworter unserer Fragen?

„Herwegh." Welche Buchstaben wählte derselbe zur Darstellung seines Namens? „Herwich." Lebt derselbe noch? „Ja." Wo lebt er? „Jetzt in Zürich in der Schweiz." Ist das derselbe, der sich uns Herwich nannte und in New York zu leben vorgab? „Ja, es ist derselbe und lebte in New-York als Flüchtling."

Ich sagte darauf: „Heinrich Heine! Bist Du wirklich hier, so bitte ich Dich — wenn Du es vermagst — uns, die an solche Geistermanifestationen nicht glauben, durch Deine Erscheinung davon zu überzeugen, daß Du wirklich hier bist." — Das Medium legte auf meine Bitte die Hand auf den Zeiger des oben beschriebenen Instruments, und augenblicklich wurde buchstabenweise Folgendes gezeigt:

„Ich bin hier — Ihr sollt mich sehen — macht es finster, doch zittert nicht." Die Lampe wurde nun aus dem Zimmer entfernt, und in weniger als einer Minute rief das Medium hastig: „Ich sehe ihn! bringt schnell die Lampe herein!" Als dies geschehen, erschraken wir vor den bleichen Zügen des tief erschütterten jungen Mannes, der nun aufgefordert wurde, zu beschreiben, was er gesehen, da die übrigen Anwesenden nichts gesehen hatten. Er zeigte den Ort im Zimmer, wo er die Gestalt, an das Fortepiano lehnend, die rechte Hand auf ein Tischchen, die linke in die Hüfte gestützt, die Beine übereinander geschlagen, in der Stellung eines in Gedanken Versunkenen gesehen habe, forderte Bleistift und Papier und zeichnete das Gesicht, wie es ihm erschienen, das Haupt- und Barthaar. Man wollte die Prozedur noch einmal wiederholen, der vom Schreck Ergriffene verbat sich jedoch dieselbe. Als der Magnetiseur

Gehrig eingetreten war, wurde das Zimmer wieder finster gemacht, mit Einwilligung des Medii, welches seine Augen mit den Händen deckte. Auch diesmal sahen wir nichts, was zu beweisen scheint, daß unsere Sehnerven für dergleichen Erscheinungen nicht geeignet sind.

Die Wahrheit der vorstehend dargestellten Thatsachen bezeugt gewissenhaft

D. Hornung.

„Nun sehen Sie, meine Herren," so nahm nach der Vorlesung des Protokolls Herr Hornvi das Wort. „Hier ist doch Alles so thatsächlich und wahr, von einem Ehrenmann, wie Herr David Hornung, mit seiner Namensunterschrift bestätigt, daß gar kein Zweifel dagegen aufkommen kann, und die Erscheinung Heine's, des Gottläugners, wird durch eine höchst gelehrte Anmerkung so sicher und bestimmt motivirt, daß auch da von einem Zweifel gar nicht die Rede sein kann, selbst wenn dieses nicht genügend sein sollte, daß Herr Hornung es sagt. Die Anmerkung lautet:

Ueber die Art des Erscheinens oder des Sichkundgebens der Spukgeister sagt die Seherin von Prevoost, und übereinstimmend mit ihr auch Dr. Werner's Somnambule R.: „Sie erscheinen den menschlichen Sinnen vermittelst des Nervengeistes, den sie zu einer scheinbar ganz sinnlichen Figur, mit Hülfe der Luft und von Stoffen, die sie aus der Atmosphäre an sich ziehen, condensiren und vermöge der dem Nervengeiste eigenen plastischen Kraft ganz dem Leibe ähnlich zu formen vermögen, der auf Erden ihre Hülle gebildet habe. Selbst die Form ihrer Kleider wissen sie auf diese Weise nachzubilden, und obwohl nicht selten ganz gesunkene Geister in abscheulichen Thiergestalten und ungeheuren Charakterfiguren erscheinen, so sei doch Regel, daß die Seelen eine menschliche Figur annehmen, welche je nach ihrer Stufe bald hellglänzend wie Sonnenlicht und Morgenroth, bald wolkengrau, bald schwazgrau erscheine.

„Diese dem berühmten Werke entlehnten Worte haben in ihrer Folge 14 Citate, 14 Anführungen von Titeln, in denen Jung Stilling mit seiner Theorie der Geisterkunde den Reigen eröffnet, und Eschenmeyer, Justinus Kerner, Ennemoser ꝛc. nicht vergessen sind, woraus hervorgeht, welch' ein gründliches und tiefes Studium dem Manne innewohnte, welcher jenes vortreffliche Werk schrieb.

„Aber je weiter man in Hornung's köstlichem Werke lies't, desto tiefere Blicke erhält man in das geheimnißvolle Geistesleben; wenn Sie nichts dawider haben, so theile ich Ihnen noch das nächste Protokoll mit."

Es hatte Niemand etwas dawider, selbst der satyrische Beobachter schwieg und Herr Hornvi begann zu lesen.

Berlin, am 13. Dezember 1856, Abends von 8 Uhr ab.

Gegenwärtig: Das Medium X, Kaufmann Murmann, Chemiker Stöcklein und Gemahlin. Der Unterzeichnete hatte sich einige Stellen aus Heinrich Heine's „Atto Troll" und aus Alfred Meißner's Erinnerungen an Heinrich Heine notirt, und stellte über dieselben die folgenden Fragen, die zum Theil auf dem Emanulektor, welcher die Buchstaben außer der alphabetischen Reihenfolge, dem Medio unsichtbar, enthält, zum Theil durch geistmagnetisches Schreiben von dem Medio mit fest verbundenen Augen beantwortet wurden, wie folgt:

1. Wen bezeichnetest Du in dem von Dir herstammenden Gedicht: Atto Troll mit den Namen: „Atto Troll und Mumma"? (Antwort auf dem Emanulektor): „Diese beiden Individuen personificirten die Thorheiten der herrschenden Welt." — Durch geistmagnetische Schrift wurde auf die Frage: Ist die psychographirte Antwort richtig? geantwortet: „Nein, es heißt nicht personificirten — sondern nur personificiren." — Ist der Satz beendet, so mache ein Kreuz! — Dies erfolgte, mit dem Beisatz: „Vermuthet Ihr vielleicht den Teufel, des Kreuzes wegen? Heinrich Heine." — „Wie Du willst."

2. Welche Person bezeichnetest Du mit dem „Junker Einehr"?

Antwort. „Welcher Schriftsteller hat Euch schon gesagt, wen er mit seinem Namen gemeint? Menschen, seid doch nicht so dumm!"

3. Wen meintest Du mit dem kolossalen Eisbär?? auf Seite 202 in den Worten:

„Droben in dem Sternenzelte,
Auf dem goldnen Herrscherstuhle,
Welt regierend majestätisch
Sitzt ein kolossaler Eisbär."

Antwort. „Euer Phantasiebild, das Ihr Gott nennt und zu Euren Thorheiten einen Festmarsch brummt.

4. Erkläre uns die Stelle von den Bärenheiligen (S. 203), wo es heißt:

„Ihm zu Füßen sitzen fromm
Bärenheil'ge, die auf Erden
Still geduldet, in den Tatzen
Ihres Märtyrthumes Palmen."

Antwort. „Dieses sind die Pietisten, die da hoffen, sie werden, — wenn sie todt sind — ein besseres Leben führen und sich deshalb die Freuden der Erde versagen."

5. Erkläre uns die folgenden Worte auch:

„Manchmal springt der Eine auf,
Auch der Andre, wie vom heil'gen
Geist geweckt, und sieh' da tanzen
Sie den feierlichsten Hochtanz."

„Hochtanz, wo der Strahl der Gnade
Das Talent entbehrlich machte
Und vor Seligkeit die Seele
Aus der Haut zu springen sucht."

Antwort. „Dieses sind Menschen, die über Eure Thorheiten erhaben sind, sich mit kecker Kühnheit dem Throne des Eisbären nahen, seinem Zorn trotzen, indem sie ihm etwas vortanzen."

6. Du nanntest gegen Alfred Meißner eins Deiner Gedichte „blasphemisch-religiös" (S. 198). Vor Deinem Tode aber glaubtest Du, daß das philosophische Ergebniß Deines Atheismus einer Revision bedürfe (S. 229 in Meißner). Hast Du diese Revision in Deinem jetzigen Zustande angestellt und welche Resultate ergaben sich daraus?

Antwort. „Die Revision ist schon vor meinem Tode geschehen, und nicht vielleicht weil ich anders dachte, sondern nur um meine zurückbleibende Frau vor den Pfeilen der pietistischen Welt zu schützen."

7. Als Dein Bruder Gustav Dich fragte (S. 232 in Meißner), ob Du an die Existenz eines höchsten Wesens glaubtest? äußertest Du spottend:

„Wenn es ein höchstes Wesen giebt, so ist es auch mit den vollkommensten Eigenschaften, mit Allwissenheit und Allmacht ausgestattet. Was kann es nun dieses große, allwissende, allmächtige Wesen kümmern, ob ein Mänschen in der Rue d'Amsterdam an ihn glaubt oder nicht?"

8. Was hältst Du jetzt von der Existenz eines höchsten Wesens und von dessen Eigenschaften?

Antwort. „Nur die Narren erkennen außer sich ein höheres Wesen; ich fand stets in meinem ungetrübten Selbstbewußtsein das höchste Wesen, welches mir Gesetze gab, — und so denke ich heute noch."

9. Alfred Meißner sagt von Dir (S. 260): „die Menschenhand, die bisher die entzückenden Akkorde auf dieser Leier gegriffen, wird als Geisterhand reiner und mächtiger hinein greifen und das Grabesschweigen durchklingen." Eine Bestätigung dieses Freundeswortes erbitten wir uns von Dir in einem sinnigen Gedichte. Die sofort erfolgte Antwort lautet:

„Frei bin ich! Gedanken ruhen nie in Fesseln
Sie hält kein Band, — sie fesseln keine Schrecken —
D'rum durch die Wogen kühn, dem Sturme preisgegeben,
Durchstreiche Brust des Lebens Brandung ohne Zagen.
Der Freiheit galt ja nur mein ganzes Wagen;
Riß auch des Lebens Fluth mich in den Brand hinunter,
Ich zittre nicht, — die Seele geht im Sturm nicht unter.

Heinrich Heine.

Ich las hierauf das von Alfred Meißner (S. 250—257) mitgetheilte Gedicht vor, welches Heinrich Heine drei Wochen vor seinem Tode für seine „Mouche" gedichtet hat, in welchem er sich in einem Sarkophag erblickt und seine Mouche als Passionsblume zu seinem Haupte stehend ꝛc., und sprach dann über den bejammernswerthen Zustand dieses Unglücklichen.

Hierauf ließ ich das Medium die Hand auf den Zeiger des obengenannten Instrumentes legen, welches mit verbundenen Augen die folgenden Fragen schnell beantwortete:

„Hörst Du Alles, was wir hier von Dir sprechen?"

Antwort: „Glaubst Du, daß ich taub bin?"

„Wie nennst Du den Ort, wo Du Dich jetzt befindest?"

Antwort: „Ich bin da, wo die Juden Manna und Honig geleckt."

„Wie heißt dieser Ort?"

Antwort: „Es stinkt dort **höllisch** — denn Manna und Honig haben **verdammt** gewirkt."

„Willst Du Dich uns jetzt sichtbar manifestiren?"

Antwort: „Narren — Ihr habt ja Angst."

Es wurde entgegnet: „Bange machen gilt nicht." — Das Zimmer wurde finster gemacht und die anwesenden Herren warteten ab, was erfolgen würde. Nach etwa zehn Minuten fragte das auf dem Stuhle sitzende Medium, auf dessen linker Schulter ich meine Hand hielt, ob ich den Stuhl festhalte? Ich erwiederte: „meine Hand liegt auf Ihrer Schulter." Kaum hatte ich das gesagt, als das Medium mit einer ungeheuren Vehemenz vom Stuhl und der Stuhl mit solchem Gepolter niedergeworfen wurde, daß wir Alle glaubten, der Niedergeworfene müsse stark beschädigt und der Stuhl total zertrümmert sein. Es wurde schleunig Licht herbeigebracht und das Medium vom Boden — ohne sich, außer einer leichten Contusion am Arme, verletzt zu haben — aufgerichtet. Herr M. hatte eine schwarze Hundegestalt an seinen Füßen vorbeistreichen sehen, wobei es ihm eiskalt über den Rücken lief. Das Medium hatte die ganze Zeit über die Gestalt

des Heinrich Heine gesehen, der zuletzt an seinen Stuhl scheinbar die Hand anlegte und dadurch Veranlassung zu obiger Frage gab. Die beiden anderen Herren sahen und empfanden nichts. Alle, auch die hinzugetretenen Damen, nahmen einen widerlichen Ozongeruch wahr, der eine ganze Zeit hindurch sich nicht verzog. Nach einer Weile wurde beschlossen, das Zimmer wieder finster zu machen. Die Herren setzten sich nun, mit dem Rücken dem Ofen, mit dem Gesicht dem Sopha zugekehrt, das Medium in ihre Mitte nehmend, und verlangten, daß das Sopha von dem angeblichen H. Heine fortgeschoben werde. Es dauerte nicht lange, als man ein Knacken im Sopha und zugleich in dem Stuhle, auf welchem das Medium saß, wahrnahm. Das Medium erkärte: „Heine steht hinter meinem Stuhl." Wir hielten dasselbe fest, damit sich das Herunterwerfen nicht wiederhole. Herr M. rief plötzlich: „das Sopha rückt!" Wir untersuchten und fanden, daß das Sopha wirklich um mehr als einen halben Fuß sich von uns entfernt hatte. Nun legten wir Alle die Hände leise auf die Lehne des Sopha's, um die Möglichkeit dieses außerordentlichen Phänomens zu prüfen, und verlangten — wenn die unsichtbare Kraft es vermöge —, daß das Sopha noch weiter gerückt würde. Zu unserm Erstaunen geschah dies in mehreren Rucken um einige Zoll weiter, obgleich das Medium seine Hand nicht auf die Lehne, sondern auf die Hand eines andern Herrn, der nicht den leisesten Druck spürte, gelegt hatte. Nun wurde das Zimmer wieder erhellt und die wunderbare Erscheinung besprochen. Ein Versuch, ob auf unserm festen Willen, bei ganz mattem Lampenlicht, ein Stuhl von der sich hier manifestirenden Kraft in die Höhe gehoben werden könne, hatte keinen Erfolg, und es mochte das später erfolgte Werfen desselben die Rache dafür sein. Man beschloß darauf, daß wir Herren und eine der Damen sich auf das Sopha setzen und dann verlangen sollten, daß dasselbe, mit vier Personen beschwert, gerückt werde. Zuvor wurden noch Versuche angestellt über die Leichtigkeit oder Schwere des Rückens des leeren Sopha's, wozu eine ziemliche Kraftanstrengung erforderlich war. Das Zimmer wurde, nachdem die vier Personen auf dem Sopha Platz genommen, wieder dunkel gemacht, und mit concentrirter Willenskraft verlangt, daß das Sopha von der unsichtbaren Kraft fortbewegt würde, welches indeß nicht geschah. Dagegen that es in dem Tische, der so entfernt vom Sopha stand, daß wir weder mit den Händen noch Füßen ihn erreichen konnten, einen entsetzlichen Knall, der auch von den im anderen Zimmer befindlichen Personen und vom Dienstmädchen in der Küche gehört wurde, so daß wir glauben mußten, die Platte desselben müßte zertrümmert sein. Wir erwarteten indeß noch immer im Dunklen die Bewegung des Sopha's, jedoch

vergeblich. Statt dessen bewegte sich ein von uns acht Schritte entfernt stehender Stuhl, ohne daß wir uns von der Stelle rührten, und ohne irgend ein hörbares Geräusch, bis etwa zwei Schritte vor unseren Füßen, wo er mit schrecklichem Gepolter umgekippt und niedergeworfen wurde. Als Licht hereingebracht war, fand sich bei der Untersuchung auch dieser Stuhl, sowie der Tisch unversehrt. Das Medium hatte, nach seiner Versicherung, während der ganzen Zeit, als wir im Dunklen saßen, Heine's Gestalt, etwa sieben Schritte von uns entfernt, auf dem Emanuelcer gebeugt, denselben untersuchen sehen. Als wir von ihm die Beschreibung dieser Gestalt verlangten, erfolgte auf mehrmals wiederholtes Anrufen keine Antwort und wir überzeugten uns, als schleunigst Licht herbeigebracht war, daß es in einen lethargischen Zustand verfallen war, aus welchem Gegenstriche dasselbe aufzuwecken nicht vermochten. Es machte mit den Lippen die Bewegung des Kauens und lispelte: „Es schmeckt bitter, was mir der Kerl giebt, der Schafskopf!" Man fragte das Medium, was geschehen müsse, um diesen Zustand zu beseitigen? Antwort: „Macht ihm drei Kreuze auf den Buckel!" Als dies in die Luft nach der genannten Richtung geschah und dem Geist der Befehl zum Weichen im Namen des Dreieinigen gegeben wurde, erwachte das Medium plötzlich aus seinem lethargischen Zustande und befand sich zwar matt, aber dennoch ganz wohl. Dieser Vorfall hatte keine weiteren nachtheiligen Folgen für das Medium, als daß dasselbe die folgende Nacht des Schlafes entbehrte und die Gestalt Heine's an seinem Bette verweilen sah. Am nächsten Tage und in der Folgezeit befand sich dasselbe bei seinen Geschäften heiter und wohl.

D. Hornung.

Die der Wahrheit getreue Darstellung der von uns mit gespannter Aufmerksamkeit beobachteten Thatsachen, wie der vorstehende Bericht sie enthält, beglauben wir durch unsere Namensunterschrift.

gez. Murmann, Kaufmann. gez. Stöcklein, Chemiker.

„Nun sehen Sie, meine Herren, hier haben wir zwei höchst merkwürdige Gegenstände zu betrachten; erstens das Factum, daß Heine ganz dieselben Worte braucht, welche ebenderselbe hier in unseren Kreisen vor einer halben Stunde hat verlauten lassen, worüber der geehrte Herr dort seine, von der unsrigen so sehr abweichende Meinung äußert, dann haben wir hier abermals eine ganz entschiedene Manifestation überirdischer Wesen, uns sterblichen Menschen gegenüber. Man könnte das ganze eine gewöhnliche Gespenstergeschichte nennen, wenn nicht ein so ehrenwerther Mann, wie Herr Rendant Hornung, dieselbe mitgetheilt hätte, und wenn nicht so ehrenwerthe Personen, wie die hier genannten, unter denen sich sehr

bedeutende wissenschaftliche Autoritäten finden, die Angaben durch Unterschrift ihres Namens bewahrheitet hätten.

„Wer jetzt noch zweifeln kann, muß entweder von einer wunderbaren hochmüthigen Verblendung ergriffen sein, oder er muß zu bornirt sein, um sein Ohr der Stimme der Wahrheit zu öffnen."

„Ich habe mein Theil," sagte der satyrische Herr, machte der Gesellschaft sein Compliment und ging.

XXVI.

Ein kleines Mißverständniß. Fromme Herzensergießungen. Fräulein Sportmann beruhigt ihre Mutter.

„Wer war der Herr?" so frug man von verschiedenen Seiten; Herr Hornvi erwiederte, er kenne denselben nicht, er sei kurz vor Beginn der Sitzung von einem seiner Bekannten als ein Herr Wagner eingeführt worden und dann von dem Einführenden verlassen. Einer der Anwesenden meinte aber, „das kommt mir sonderbar vor mit diesem Herrn Wagner, ich glaube viel eher, daß er unter den Mitgliedern unserer Universität eine sehr hervorragende Stellung einnimmt; wenn ich nicht irre, ist es der Professor —, doch da er selbst seinen Namen nicht genannt hat, will ich ihn lieber auch nicht aussprechen."

„So, so! Nun, wenn es ein Professor, wohl gar der Naturkunde ist, so kann ich mir seine Reden wohl erklären; diese Menschen sind ja lauter aufgeblasene, hochmüthige Narren, — sind klüger, als alle Leute, — haben die Weisheit mit Löffeln gefressen und für uns arme, beschränkte Menschen nichts übrig gelassen, — darum stehen wir auch so tief auf der Stufe der Wesen, — darum lassen wir uns auch alles Mögliche weiß machen."

So scholl es durch einander, jeder gab seine Stimme dazu, aber einer der Herren, der bis jetzt noch nicht gesprochen, sondern mit gefalteten Händen und niederhängendem Kopfe dagesessen hatte, erhob diesen jetzt, richtete die Augen gen Himmel und sprach: „O, meine verehrten Freunde, Sie haben vielleicht das Wesentlichste und Wichtigste vergessen; diese Männer sind Ungläubige, keiner von ihnen hat eine Hoffnung auf das Jenseits, keiner derselben glaubt an Gott, einem Jeden ist nur sein eigenes Ich der Maßstab. Diese schrecklichen Menschen erkennen keinen

persönlichen Gott, ihr Gott ist die Natur, ihr Gott ist das Naturgesetz; Gott hat die Welt nicht geschaffen durch sein mächtiges Wort, durch das allgewaltige „Werde!", sondern sie ist zusammengeronnen aus einem Nebel, der das ganze Weltall erfüllt und wovon der sogenannte Aether der Ueberrest ist, und wovon die Kometen uns Massen sichtbar zeigen. Diese schrecklichen Menschen wollen Alles auf Naturgesetze zurückführen; sie sagen, wie der verruchte Sachs: »Ihr suchet Gott im All'! Gott ist nicht im All', das All' ist in ihm?« Welch' eine Gotteslästerung, Gott soll nicht im All' sein! Wo soll er denn sein? Das All' ist in ihm! Wo steht das geschrieben? Welcher Prophet, welcher Kirchenvater, welche theologische Autorität hat das gesagt, und auf wen soll man denn in Sachen der Theologie hören, wenn nicht auf diese Autoritäten?"

Herr Hornvi stimmte mit ihm, indem er gleichfalls die Augen zum Himmel verdrehte und ausrief: „Ja, mit solchen Verruchtheiten verdirbt man die jetzige Jugend! Solche Lehren prägt man ihnen auf den Gymnasien und auf der Universität ein."

„Wohl!" so fing der erste Sprecher wieder an; „wenn ich in Schulangelegenheiten etwas zu sagen hätte, so müßten mir alle Physiker, Chemiker, Geologen, kurz, das gesammte Gelichter aller derjenigen, die sich unter dem Namen Naturforscher breit machen, des Landes verwiesen werden.

„Ach was! des Landes verwiesen! Auf eine wüste Insel mitten im stillen Meere müßten sie gebracht werden. Diese Menschen, welche den Adam läugnen und nicht zugeben wollen, daß die Welt von einem Paare bevölkert sei; diese Bösewichter, welche keine allgemeine Sündfluth annehmen, sondern nur theilweise Ueberschwemmungen, welche behaupten, eine Sündfluth sei ein Unding, und ein Gott, den es gereuen könne, etwas gethan zu haben, sei kein Gott; denn ein solcher könne nur das Ewiggute und Vollkommene schaffen. Ein Gott, der im Zorne strafe, verliere dadurch alles Göttliche, selbst ein vernünftiger Mensch strafe nicht im Zorne, wie solle es denn ein Gott thun, welcher der Inbegriff alles Vernünftigen sei.

„Und solche Menschen, die dergleichen lehren, sollte man auf eine ferne Insel bringen? Sollte noch Geld an sie wenden für den weiten Transport, sollte sie wohl noch dort mit Lebensmitteln und Geräthschaften unterstützen? Nein, solche verruchte Menschen, die sich ja dort vermehren und ihre gotteslästerliche Brut wieder in die Welt schicken würden, solche Menschen müßte man hängen — Alle aufhängen! Kein Pardon! Die Stricke, welche sie nicht werth sind, könnte man ja nachher noch immer brauchen, um anderes Hornvieh daran zur Schlachtbank zu führen."

Als er diesen Ausruf hörte, wurde der Herr des Hauses sehr gereizt und frug den Sprecher, ob er auf ihn sticheln wolle?

Sehr bestürzt erwiederte dieser: „Ich auf Sie sticheln? Wie kommen Sie dazu, geehrter Herr? Nichts liegt mir ferner, als dieses."

„Weil Sie eben meinen Namen gemißbraucht haben," sprach sehr erbittert der beleidigte Hausherr.

„Ich Ihren Namen? Verehrter Herr, ich bin von meinem Freunde eingeführt, heute zum ersten Male hier und weiß Ihren Namen kaum; derselbe hatte mich nur darauf aufmerksam gemacht, daß man bei Ihnen nicht selten sehr interessante Gesellschaft finde, mir auch vielleicht gesagt, wie Sie heißen, aber ich habe es längst vergessen."

„Nun denn," erwiederte der Hausherr, „ich muß Sie jedenfalls bitten, sich in Ihren Ausdrücken etwas zu menagiren, denn ich bin ein Hornvi."

Allgemeines schallendes Gelächter unterbrach die etwas ängstliche Stille, welche dadurch entstanden war, daß der Hausherr sich bei Nennung seines Namens unangenehm berührt gefühlt hatte, und vergebens war es, daß er seinen Ausdruck verbessern und sagen wollte: „er heiße." Die verhängnißvollen Worte „ich bin" waren seinen Lippen entflohen und das geflügelte Wort macht kein Gott ungesprochen.

Erst nachdem der Tumult längere Zeit gedauert und die anwesenden Damen sich zur Genüge ausgekichert hatten, gelang es dem Herrn von der theologischen Facultät, das Gespräch wieder in die frühere Bahn zurückzuleiten, und er führte noch einige von jenen Abscheulichkeiten an, welche man durch die Herren Vogt, Cotta (Bernhardt, der Geolog), Buchner, Burmeister, Darvin ꝛc. ausgesprochen findet. Da soll die Erde einmal ein geschmolzener Feuerball gewesen sein und doch spricht sich das erste Buch der Genesis ganz unzweifelhaft dahin aus, daß die Erde auf Befehl Gottes entstanden. Da sollen Pflanzen und Thiere nicht früher dagewesen sein können, als die Sonne; da sollen Löwen und Tiger und Hyänen, da sollen Adler und Geier, Hechte und Haifische nicht haben von Gras und Kräutern leben können. Es soll also nie ein Paradies gegeben haben, in welchem das Reh an der Seite des Löwen und die Gazelle im Schooß des Tigers geschlafen haben; da soll auch die Erde nicht 6000, sondern viele Millionen Jahre alt sein; da sollen die Gebirge dadurch entstanden sein, daß die Erde Risse bekommen und ihre geschmolzenen Eingeweide aus denselben emporgedrängt hat; da soll die ganze Erzählung von Noah eine Fabel sein, weil es nicht möglich ist, für so viele Thiere so vieles und so verschiedenes Futter in einem so kleinen Raume, wie Noah's

Arche war, aufzuhäufen. Da soll unmöglich sein, daß Eisbären und Polarfüchse, daß Zobel und Rennthiere, daß Vielfraße und Lemming's in der heißen Zone neben Kameelen und Elephanten gelebt haben; kurz, es ist entsetzlich, wohin die Weisheit dieser großen Gelehrten sich verirrt. Sie behaupten sogar, nach den Naturgesetzen, welche sie mit Gott identificiren, könne Alles das nicht geschehen sein, denn es sei nicht vernunftgemäß und die Naturgesetze seien dieses immer.

„Was auf der Welt fängt man mit Menschen an, die so schändliche Lehren verbreiten, welche Strafe ist hart genug für sie, und haben wir nicht Recht, wenn wir sie von der Erde vertilgt wünschen, da sie doch nichts als Unheil stiften und dieses selbst in unsern friedlichen, gegenseitig herzlich gesinnten Kreis tragen? — Geehrter Herr, ich muß dennoch sagen, Hornvi, welches, wie Sie selbst gesagt haben, Ihr werther, und zwar nicht blos auf dem Lande, sondern auch in den Städten sehr geschätzter Name ist — glauben Sie nicht, daß ich Sie irgendwie hätte beleidigen — verletzen wollen. Unsere Interessen laufen zu sehr Hand in Hand und unsere Zwecke sind zu erhaben und heilig, als daß ich dieses hätte wagen wollen. Lassen Sie uns Freunde werden und gestatten Sie mir, eine hier im Stillen gemachte Bekanntschaft freundlich zu cultiviren."

Herr Hornvi war sichtlich erbaut von dieser Rede, um so mehr, als sein Gast ihm bei den letzten Worten die Hand reichte und er die Empfindung hatte, als würden ein Paar mäßig große, runde Gegenstände mit der seinigen in Berührung gebracht, worüber er sich auch keineswegs täuschte, wie er später sah, nachdem der Gast sich mit einer jungen Dame in das obere Geschoß begeben hatte, um sich in etwas abzukühlen. Es waren zwei schöne, wohlgeränderte Füchse.

Die Gesellschaft war im Ganzen vollkommen einig über die stattgehabten Streitfragen, wenn man sie so nennen kann, wo alle einig sind, und die Geistesmanifestationen hatten nun vollends den größten Eindruck. Die wunderbaren Mittheilungen aus dem Jenseits, die mehr als gewöhnliche Tiefe und Verstandesschärfe, mit welcher diese Gegenstände in dem Hornung'schen Buche aufgefaßt waren, hatten nicht verfehlt, den lebhaftesten Eindruck zu machen, und um denselben allmählig verklingen zu lassen, suchten Einige, welche die Einsamkeit liebten, abgelegenere Zimmer des Hauses auf, Andere aber erfreuten sich an den vorhandenen guten Weinen und Speisen, so daß bald jede Spur einer Verstimmung verschwunden war und die allgemeine Heiterkeit sich immer mehr erhöhte bis zu der Bürgerstunde, welche gewöhnlich die sämmtlichen Gäste aus dem Hause entführte.

Herr Präsident Tilly und Fräulein Sportmann hatten das freundliche

Haus im Thiergarten wiederholt besucht und an jedem Abend, der eine solche Vereinigung zwischen dem schönen Mädchen und dem alten Präsidenten sah, war der junge Mann, welcher Lucretia am ersten Abend durch den Thiergarten begleitet, in dem Schatten der Bäume vor dem Hause verborgen, wartete geduldig auf sie und geleitete sie hierauf zur Stadt. Der junge Mann hatte sie zuerst auf dem Wege selbst erwartet, war dann auf demselben ihr immer weiter entgegengegangen und war so nach kaum acht Tagen dahin gelangt, sie gerade vor dem Hause zu erwarten, aus welchem sie herauskam. Ihr Schreck, als sie ihn hier stehen sah, war vollkommen wahr und ganz ungeheuchelt, und sie bat ihn auf das Dringendste, sie dort nicht mehr zu erwarten, sie nicht so weit zu verfolgen, indem ihr dieses große Unannehmlichkeiten bereiten könne. Der junge Herr versprach Gehorsam, dachte jedoch nicht daran, sein Versprechen weiter zu halten, als ihm nöthig schien. Da er sie nun nicht mehr vor dem Hause erwarten wollte, so beabsichtigte er, wenigstens zu erfahren, wer in dem Hause wohne, und so begab er sich eines Nachmittags dahin unter dem Vorwande, eine möblirte Wohnung miethen zu wollen, wenigstens Oberflächliches zu erfahren.

Ein häßlicher, alter Drache wehrte ihm den Eingang und verdarb ihm vollkommen den Appetit zu weiteren Fragen. Er wurde so grimmig empfangen und angeschnurrt, daß er sich überzeugt fühlte, es sei mit dem Cerberus an den Pforten der Hölle noch eher Freundschaft zu schließen, als mit dieser würdigen Dame. Vorläufig war demnach nichts zu machen. Die Alte schien die Pförtnerin, und es war vorauszusehen, daß sie jederzeit diejenige sein würde, welche er zu sehen bekomme.

Er sagte natürlich seiner schönen Lucretia nichts von dem mißlungenen Versuch, wohl aber bat er sie bald um größere Vergünstigungen, als diejenigen, welche er bisher von ihr erhalten, und es schien auch, als sei Fräulein Sportmann, deren Namen er übrigens keineswegs kannte, nicht ganz abgeneigt, seine Wünsche zu erfüllen. Sie war nur noch zweifelhaft, wo und wie sich sehen. So blieb es einige Zeit unter den lebhaftesten Versicherungen der Liebe und des Verlangens von seiner Seite und den Versicherungen des besten Willens von ihrer Seite, bis der junge Mann frug, ob er sie nicht in ihrer schönen Wohnung im Thiergarten besuchen könne.

Mit wahrhaftem Todesschreck wurde dieses abgelehnt. Am nächsten Abend wurde die Bitte wiederholt und schon erregte sie kein solches Entsetzen mehr, und endlich war der Widerstand durch seine Beharrlichkeit besiegt; Lucretia versprach ihm Eintritt in ihre Wohnung für den morgenden Nachmittag; sie erklärte, daß an diesem Tage die Ihrigen sämmtlich

in Gesellschaft wären und sie sich von der Begleitung los zu machen suchen würde; er möge Nachmittags um 4½ Uhr sich gegenüber einfinden, und sobald das Haus rein sei, werde sie ihm ein Zeichen geben und ihm auch selbst die Thüre öffnen.

Wie verabredet, so geschah es, und der junge Mann war nicht wenig erstaunt über den Glanz, welcher ihn umgab. Möbeln, Tapeten, Spiegel, Vorhänge, Alles war von tadelloser Schönheit und Frische. Die junge Dame, der zu gefallen er das Glück hatte, mußte einem sehr reichen Hause angehören; denn wenig bemittelte Personen vermögen dergleichen Sommerwohnungen nicht zu besitzen.

Dies gab seinen Bewerbungen einen ganz andern, einen viel achtungsvollern Anstrich, wodurch, wie begreiflich, Lucretia sicher gemacht wurde und seinen Bitten, ihn öfter dieses Glückes theilhaftig werden zu lassen, willfahrte.

Das junge Pärchen unterhielt sich theils mit zärtlichen Gesprächen, theils mit dem Genusse eines lieblichen und feurigen Weines, den der Herr Präsident sich mitgebracht und dessen sorgsame Aufbewahrung er der alten Haushälterin dringend anempfohlen hatte. Nach einer Stunde wurde dem jungen Herrn aber so eigenthümlich schwindlich, daß er nur glaubte, in der freien Luft sich erholen zu können und sich von Lucretia verabschiedete.

Dieselbe ging nicht mit ihm und ließ sich nicht von ihm zur Stadt geleiten, denn sie wollte den Gedanken, daß sie sich hier in ihrem Eigenthume befinde, aufrecht erhalten. Nachdem er aber eine halbe Stunde lang fort war, verließ auch sie das kleine Haus, um mit der nächsten Droschke nach der Stadt zu fahren.

Sie wiegte sich in den süßesten Träumen; Herr von Bessewitz, so nannte sich der junge Mann, war aus einer sehr reichen und sehr alten Familie. Wenn es ihr gelang, sein Herz zu fesseln, so konnte sie eine vornehme Frau werden. Dazu mußte sie natürlich wenigstens so lange, bis sie seiner gewiß war, in seinen Augen selbst für reich und vornehm gelten und ihn also vor allen Dingen in dem Gedanken bestärken, daß dieses schöne Haus das ihre sei.

Die nächste Verabredung ging dahin, daß er sie wieder auf dem Wege zur Stadt erwarten und dahin begleiten sollte; denn sie durfte ihn nur selten sehen, wenn sie die Möglichkeit, so allein über ihr Haus zu verfügen, motiviren wollte.

Doch nachdem sie ihn noch einmal in ihrer Wohnung empfangen hatte, gefiel ihr das Plaudern im wohnlichen, freundlichen Stübchen besser, als die Promenade durch den feuchten Thiergarten, der jetzt, da es sich gegen

den Herbst neigte, schon etwas unfreundlich zu werden begann. — Die Liebe macht erfinderisch; Lucretia schickte ihre Eltern auf Reisen. Was war natürlicher; reiche Leute, die den ganzen Sommer in der Nähe der Stadt zugebracht, mußten ja wohl eine Sehnsucht nach dem Freien haben. Der September ist der Reisemonat; sie schickte ihre Eltern nach Tyrol und der Schweiz, von da mußten sie nach Frankreich, nach Paris reisen, sich daselbst etwa 14 Tage aufhalten, dann nach London gehen, und so war sie ihre Eltern glücklich los auf wenigstens zwei Monate.

Papa und Mama lebten indessen ruhig in der Stadt fort, ohne eine Ahnung zu haben, welch' schönen Plan Lucretia für sie ausgesonnen. Diese aber nahm jetzt fast täglich, während der gemietheten Nachmittagsstunden, Besitz von der Wohnung, und es war beinahe wie in Voltaire's Candide, wo die schöne, junge Dame einen Accord mit dem Prälaten und dem Rechtsgelehrten geschlossen; Herr Präsident Tilly und Herr von Bessewitz nahmen regelmäßig täglich abwechselnd Besitz von der freundlichen Wohnung und von den Schätzen derselben.

In wie weit der jüngere auch Besitz von Fräulein Lucretia genommen, wissen wir nicht zu sagen, der alte Herr aber zeigte sich so außerordentlich großmüthig, daß sich daraus schließen läßt, er sei mit seinem Loose sehr zufrieden. Fräulein Sportmann machte von den ihr zufließenden Schätzen nicht den klügsten Gebrauch. Daß sie täglich Nachmittags ausging, um ihre Freundinnen zu besuchen, fiel den Eltern nicht auf, denn dieses war geschehen schon seit so langer Zeit, daß sich jetzt nichts Besonderes darüber denken oder sagen ließ; aber daß sie einen Shawl nach Hause brachte, der gut seine 80 Thaler gekostet haben mochte, daß sie ein goldenes Armband, daß sie eine sehr schöne goldene Damenuhr hatte, fiel doch der Mutter auf. Dem Vater hätte sie allenfalls einreden können, der Schmuck sei unecht und das Tuch sei alt auf dem Trödel oder auf einer Auction gekauft, die Mutter aber ließ sich durch dergleichen Angaben nicht täuschen; die Frau war zu klug, vielleicht zu erfahren, um unbedingt zu glauben, was ihre Tochter ihr sagte. Ueberdies wußte sie auch sehr wohl, einen ganz neuen Shawl von einem schon öfter gebrauchten, einen echten Schmuck von einem unechten, eine werthvolle Uhr von einer schlechten zu unterscheiden; sie beschloß daher, die Tochter zu beobachten. Da sie aber ihre Tochter nicht compromittiren wollte, so übertrug sie diese Beobachtung nicht anderen Personen, sondern sie ging ihr dann und wann persönlich nach. Aber bald stand Lucretia vollkommen gerechtfertigt vor ihr da; denn das schlaue Mädchen sagte jedes Mal, zu welcher ihrer Freundin sie ging, und wenn nun die Mutter ihr von ferne folgte, so

konnte sie sich überzeugen, daß ihre Tochter wirklich dorthin ging. Die Mutter folgte ihr nicht selten bis zur Hausthüre, sie blieb auch wohl einige Minuten gegenüber stehen, um zu warten, ob ihre Tochter vielleicht am Fenster erscheinen würde, und sie hatte beinahe jederzeit die Genugthuung, Lucretia wirklich mit der Freundin, die sie besuchen wollte, am Fenster erscheinen und sich dort niederlassen zu sehen.

In Kurzem verschwand der Verdacht der Mutter vollständig; denn sie hatte keine Ahnung davon, daß ihr liebes Töchterlein nicht gar zu lange bei der Freundin verweilte, und daß sie dann solcher Wege ging, welche der Mutter mitzutheilen völlig überflüssig gewesen wäre. Auch über den Ankauf des Shawls sollte sie bald beruhigt werden; denn Lucretia machte sie aufmerksam auf einen dem ihrigen ganz gleichen in einem Laden für gebrauchte Damenkleider. Der Shawl hatte täuschende Aehnlichkeit mit dem ihrigen und sollte nur das Spottgeld von sechs Thalern kosten, welches die Mutter sofort zu zahlen bereit war; doch leider war der Shawl schon am Morgen verkauft und nur noch nicht abgeholt — wenn Madame gestern gekommen wäre —

„Siehst Du, Mütterchen, ich sagte Dir gleich, wir wollen noch gestern Nachmittag hingehen, wo ich ihn im Vorübergehen wahrnahm. Wie schön wäre das gewesen, wenn wir die beiden ganz gleichen Shawls gehabt hätten, man hätte uns dann für Schwestern gehalten."

„Du Schmeichelkätzchen," erwiederte, sehr freundlich gestimmt, die Mutter; „das sieht man wohl, daß ich viel älter bin."

„O! beste Mama, Du bist so jugendlich, so frisch; Du hast eine so schöne Taille."

„Hör' auf," erwiederte die Mutter, „es denkt doch Niemand so wie Du."

„Aber sie auch nicht!" flüsterte leise die Trödlerin. „Das Mädchen ist ein durchtriebener Spitzbube — nun, am Ende nicht viel schlimmer, als die Mama in ihren Jahren."

Nach wenigen Worten nahmen Mutter und Tochter Abschied von der Besitzerin des Ladens, welche der jungen Dame den Shawl behutsam unter den Arm steckte, so daß der Mantel denselben vollständig verbarg und Fräulein Lucretia mithin, als sie zu Hause kam, sofort an ihre Kommode laufen und den Shawl herausnehmen konnte, um ihn verwundert der Mutter zu zeigen mit dem Bemerken, daß er doch vollkommen gleich jenem eben besehenen sei; wahrscheinlich seien Beide auf demselben Webestuhle in Terneaux' Fabrik gewebt."

„Ja," sagte die Mutter bedauernd, „ja, es sind ein Paar schöne

Shawls, wie Schade, daß sie nicht beide in unserm Besitz sind, ich glaube wirklich, daß wir uns recht gut neben einander ausgenommen haben würden. — Wie Schade! Wann kommt solch' eine Gelegenheit wieder!"

Hiermit war die Sache beendet und es wurde nie wieder darüber gesprochen. Lucretia mochte jetzt gehen, wohin sie wollte, und mochte zeigen, was sie wollte, es verursachte der Mutter kein Nachdenken mehr, sie war vollkommen sicher gemacht.

XXVII.

Reichenbach's „sensitive Menschen".

In derselben Zeit, in welcher wir in Berlin das Tischrücken als neue Geheimlehre auftreten sehen, erwachte eine schon zehn Jahre früher dagewesene Erscheinung, erwachte von Neuem die von Reichenbach aufgestellte Lehre: von den sensitiven Menschen und dem Od. Voluda, immerfort wissenschaftlich beschäftigt, prüfte auch diese Lehre auf dem Prüfstein der gesunden Vernunft. Die nächste Veranlassung dazu gab nicht sein größeres Werk darüber, sondern die „odisch-magnetischen Briefe vom Freiherrn von Reichenbach", im Jahre 1852 bei Cotta erschienen. Dieses kleine Werkchen hat einen ganz eigenthümlichen Reiz für den unbefangenen Leser, und Voluda sagte darüber in einer besondern Abhandlung: Reichenbach stellt eine Reihe von Erscheinungen des täglichen Lebens auf, welche dahin führen, daß sie die Anzeigen einer besonderen Thätigkeit seien, die er Od nennt; deren Einwirkung dem gewöhnlichen Menschen vollkommen fremd bleibt, indeß sie einer gewissen anderen Klasse fühlbar, sichtbar ist. Er fängt sehr allgemein an; er sagt: es giebt Personen, denen Gelb und Orange eine unangenehme Empfindung macht, indessen auf eben diese Personen die blaue Farbe durchaus wohlthuend wirkt. Dies letztere ist unzweifelhaft wahr, aber auffallend muß es erscheinen, daß, wenn einige Personen den Eindruck der gelben Farbe unangenehm empfinden, dies doch niemals der Fall ist mit der blauen Farbe. Er führt ferner an, daß, während die mehrsten Personen recht gerne ihr schönes Selbst im Spiegel betrachten, es doch wieder Personen giebt, denen der Spiegel eine unangenehme Empfindung, ein widriges, laues Gefühl verursacht, welches bei dem einen stärker, bei dem andern schwächer, schließlich eine unbestimmte Abneigung gegen den Spiegel zurückläßt. Er führt an, daß es Leute giebt,

welche im Postwagen, im Eisenbahnwagen immer die Fenster aufreißen müssen, es möge das Wetter draußen sein, wie es wolle, und welche ihr Verlangen durchsetzen, ohne Rücksicht auf den Rheumatismus oder den Schnupfen ihrer Gefährten. Er führt an, daß solche Leute bei Tische, im Theater, in der Kirche immer einen Eckplatz suchen, immer am Flügel sitzen wollen; er führt an, daß es Damen gäbe, denen in der Kirche öfter übel wird, während sie sonst doch gesund sind, und die man nicht selten, trotz ihrer sonstigen Gesundheit, ohnmächtig aus der Kirche tragen muß; er führt ferner an, daß es Leute giebt, welche nur auf der rechten und gar nicht auf der linken Seite schlafen können; daß es Leute giebt, die immer den Rücken frei haben müssen und es nicht ertragen können, daß Jemand hinter ihnen steht; daß es Leute giebt, welche nicht mit Geschirren von Pakfong, von Neusilber essen können; welche nichts genießen können, was in einem Kessel von Messing gekocht ist.

Er fragt: sind dies alles Einbildungen aus vernachlässigter Erziehung, sind dies üble Gewohnheiten, vielleicht aus Anlaß örtlicher Gesundheitsstörungen und er beantwortet diese Frage, indem er sagt: So mag es allerdings denen scheinen, welche nur über die Oberfläche der Sache hinblicken, und von diesem Scheine hat man sich leider nur zu häufig verleiten lassen, jenen empfindlichen Leuten Unrecht zu thun. Treten nämlich diese seltsamen Erscheinungen vereinzelt auf, zerstreut als Zufälligkeiten unter manchen Menschen in mancherlei Lagen, so wäre man vielleicht berechtigt, geringschätzig davon zu denken. Allein ein merkwürdiger Umstand, der bis jetzt der Aufmerksamkeit nicht werth gehalten worden, stellt die Sache wesentlich anders. Es finden sich nämlich alle die angegebenen Eigenschaften jener Menschen nicht einzeln, sondern immer vergesellschaftet ein. An einem und demselben Individuum finden Sie, wenn Sie nachforschen wollen, die meisten, oftmals alle jener Eigenthümlichkeiten beisammen, und niemals, nicht ein einziges Mal, treffen Sie eine allein an. Der Gelbfeind scheut den Spiegel; der Ecksitzer reißt die Wagenfenster auf; dem Rechtsschläfer wird in der Kirche übel; die Messing-, die Packfong-Ekeln speisen gern Kaltes und Einfaches, verschmähen Fettes und Süßes, sind verliebt in Salat u. s. w. und dies geht überall bei derselben Person in einer ununterbrochenen Reihe fort, vom Gelbhasse bis zum Zuckerekel, von der Blauliebe bis zur Salatgier. Es besteht Solidarität dieser wunderlichen Eigenschaften bei ihren Trägern; so zeigt es allenthalben die Erfahrung, und wer eine von ihnen hat, hat in der Regel die anderen alle auch.

„Es erhellt hieraus klar: sie stehen unter sich in einem unverkennbaren

Zusammenhange; und ist dem so, so kann es nur dadurch geschehen, daß sie alle sich zurückbeziehen auf einen Grundverband, auf einen verborgenen gemeinschaftlichen Quell, aus dem sie mit einander hervorgehen. Wenn nun dieser Quell in einigen Menschen liegt, in anderen aber nicht, so ist es offenbar, daß es von diesem Gesichtspunkte aus in der That zweierlei Menschen giebt: gewöhnliche, die von allen jenen Reizbarkeiten nichts besitzen, und eigenthümlich reizbare, die von ihnen bei jedem kleinen Anlasse in obigbestimmtem Sinne erregt werden. Man kann die letztern Sensitive nennen, denn sie sind in der That häufig reizbarer, als eine Mimose." *)

Diese Sensitiven sollen sich überall treffen lassen, sollen sehr zahlreich vorhanden sein, Personen, welche einen unruhigen Schlaf haben, im Traume reden, viel von kurzer Migräne geplagt sind, große Gesellschaften nicht lieben, die Einsamkeit aufsuchen, sollen mit seltenen Ausnahmen sämmtlich sensitiv sein. Dies Alles aber sind nur Erscheinungen, welche darauf führen, Personen zu finden, welche fähig sind, Erscheinungen wahrzunehmen, die nun erst dasjenige manifestiren, was Reichenbach Od nennt. Er verlangt, man solle sich irgend einen großen Krystall, einen Fuß langen Bergkrystall oder einen zwei Spannen langen Gipsspath verschaffen und eine solche Person, an welcher viele von den vorhin bemerkten Eigenschaften gefunden werden, vor diesen Krystall stellen und sie auffordern, die hohle innere Handfläche der linken Hand gegen die beiden entgegengesetzten Enden des Krystalls zu halten. Nicht zehn Minuten werden vergehen, so wird die sensitive Person sagen, von der oberen zugespitzten Krystallseite wehe ein kühler Hauch der Hand entgegen, von der unteren ebenen Bruchfläche aber ein widerlicher warmer. Den kühlen Hauch wird die sensitive Person angenehm und erfrischend finden, den laulichen unangenehm und widrig, und er wird von einer Empfindung begleitet sein, welche beinahe an Ekel grenzt. Dauert dieser Versuch mit der unteren Bruchfläche des Krystalls längere Zeit, so wird der ganze Arm müde werden und erschlaffen.

Da diese entgegengesetzten Empfindungen nicht etwa bei der Berührung, sondern bei mehreren Zoll Entfernung, ja bei hoch Sensitiven sogar schon in mehreren Fuß Entfernung empfunden werden, so ist offenbar, daß von den Krystallen etwas ausströmt, das wir nicht sehen, das aber reizbare Personen doch sehr gut fühlen können. Reichenbach wollte wissen, ob so verfeinerte Sinne nicht wohl etwas sichtbar fänden, brachte daher eine junge sensitive Dame in ein ganz verfinstertes Zimmer, in welchem ohne

*) Reichenbach, odmagnetische Briefe, Seite 12.

ihr Wissen ein Bergkrystall aufgestellt war. Sehr bald bezeichnete die junge Dame die Stelle, wo der Krystall lag. Der ganze Körper des Krystalls war von einem feinen Lichte erleuchtet und über seiner Spitze erhob sich eine handgroße, blaue, wogende Leuchte, tulpenförmig, oben sich in einem feinen Dunst verlierend. Ueber dem andern stumpfen Ende des Krystalls, und wenn dieses nach oben gekehrt wurde, sah die Dame einen dumpfen rothgelben Rauch aufsteigen.

Reichenbach sagt, daß er Tausende von ganz gleichen Beobachtungen gemacht habe und er fragt, was dies denn eigentlich sei und wohin diese Erscheinungen in der Physik und Physiologie gehören; Wärme sind sie nicht, obgleich sie Empfindungen, ähnlich denen von lau und kühl, rege machen; denn hier liegt kein denkbarer Wärmequell, und wenn einer da wäre, so würden nicht blos Sensitive ihn empfinden, sondern auch Nichtsensitive, oder doch ein feines Thermoskop. Electricität sind sie nicht, denn zu dem ewigen Strom, der hier entquillt, ist kein Erreger da, ein Elektroskop wird nicht affizirt, und Ableitung nach electrischen Gesetzen ist wirkungslos. Magnetismus können sie nicht sein, weil Krystalle nicht magnetisch sind, wenigstens in dem Sinne nicht, in welchem wir den gewöhnlichen Magnetismus verstehen. Phosphorescenz sind sie nicht, weil diese uns nur erglühende Erscheinungen liefert, nicht aber leuchtende Materie aussendende. Gemeines Licht können sie nicht sein, weil, wenn hier auch Licht beigesellt vorkommt, das bloße Licht nirgends laue und kühle Empfindungen erzeugt ꝛc.

„Was also sind immerhin die geschilderten Erscheinungen? Wenn Sie es durchaus zu wissen begehren, so zwingen Sie mich, Ihnen einzugestehen, daß ich es selbst nicht weiß. Ich erkenne überall neue Eigenschaften der Materie, von denen wir bis jetzt nichts wußten; ich nehme die Kundgebungen eines Dynamides wahr, die ich unter die bekannten nirgends zu registriren vermag. Beurtheile ich die gewonnenen Thatsachen nicht irrig, so stellt es sich in die Mitte zwischen Magnetismus, Electricität und Wärme, kann aber mit keinem von allen denen identificirt werden, und in dieser Verlegenheit habe ich es einstweilen mit dem Worte „Od" bezeichnet, wovon die Etymologie ein andermal."*)

Reichenbach führt nun die Eigenschaften dieses Od weiter aus, es entströmt nicht allein den Polen der Krystalle, sondern aus zahlreichen anderen Bornen des Weltalls. So dem Lichte der Sonne, des Mondes oder der Sterne.

---

*) A. a. O., Seite 24.

Wenn eine sensitive Person an einem sonnigen Tage selbst im Schatten steht, eine Barometerröhre oder einen anderen Glasstab in der linken Hand hat und sein eines Ende von der Sonne bescheinen läßt, so wird sie sehr bald etwas höchst Auffallendes wahrnehmen. Man sollte glauben, der Stab würde warm werden in ihrer Hand, er zeigt aber umgekehrt nur Kühle, dagegen verliert sich die Kühle und geht in Wärme über, wenn sie denselben Stab ganz in Schatten bringt.

Eine Sensitive wird in eine ganz finstre Stube gebracht, ein Kupferdraht wird aus dieser dunklen Kammer in ein benachbartes Zimmer geleitet und dort wird das eine Ende dem Sonnenlicht ausgesetzt. Alsbald zeigt sich an dem Drahtende in der dunklen Kammer ein bläuliches fingerhohes Flämmchen, dessen Wirkung die Sensitive deutlich sieht und fühlt.

Wenn man aber die Sonnenstrahlen auf ein Prisma von Krystallglas fallen läßt, wodurch die Lichtstrahlen sich in die bekannten drei Haupt- und drei Nebenfarben theilen, so wird eine sensitive Person in dem blauen Lichtstrahl eine liebliche Kühle, in dem gelben eine unangenehme Lauigkeit empfinden, nicht etwa, wenn sie die Hand oder einen Finger, sondern wenn sie einen Glasstab in die einzelnen Farben hält. Stellt man ein Glas Wasser in das blaue und ein andres Glas in das gelbe Licht des Prisma, so wird die Sensitive das erstere säuerlich kühl, das andere ekelhaft bitterlich schmeckend finden. Es möge nun ein Chemiker einmal den Säurestoff und den Bitterstoff herausfinden.

XXVIII.

Die odisch-magnetischen Kräfte. Ihre Quellen. Verwandtschaft mit dem Mesmerismus.

„Der Mond hat ähnliche, aber entgegengesetzte Wirkungen, wie die Sonne; ein Glasstab, von einem Sensitiven in das Mondlicht gehalten, wird nicht kühl, wie beim Sonnenschein, sondern lau oder flau erscheinen; ein Glas Wasser, das im Mondschein gestanden hat, wird lau und widrig schmecken und wenn eine Sensitive veranlaßt wird, es auszutrinken, so kann ihr begegnen, daß sie dasselbe ausbrechen muß.

Der große Einfluß, welchen der Mond auf manche Menschen hat, ist allgemein bekannt, und Alle, welche diesem Einfluß unterliegen, sind Sensitive. Im Sonnen- und im Mondlichte strahlt also Od zu uns her und das Od ist eine kosmische Kraft.

Wenn man einen guten Magnetstab so über eine Tischecke legt, daß beide Enden darüber hinausragen, aber genau in der Richtung liegen, welche der Stab von selbst annehmen würde, wenn er an einem Faden frei aufgehängt wäre, und dann ein Sensitiver mit der linken Hand sich einem und dann dem anderen Ende des Magnets nähert, so wird er an dem Pole, der nach Norden zeigt, kühle, an dem, der nach Süden zeigt, widrige Lauigkeit empfinden, es wird auch ein Glas Wasser, an den einen oder an den andern Pol gebracht, dieselben Eigenschaften zeigen, wie sie vorhin berührt worden sind. In der dunklen Kammer zeigt sich der ganze Magnet leuchtend, rauchend, Funken sprühend, die Flamme ist am Nordpol blau, am Südpol gelb. Stellt man den Magnetstab vertikal auf, mit dem Südpol nach oben, so wird die Flamme beinahe bis zum Plafond aufsteigen.

Schöner noch wird die leuchtende Erscheinung in's Auge fallen, wenn Sie einen Hufmagnet dazu verwenden und ihn aufrecht stellen, mit beiden Polen nach oben. Ich habe ein neunblättriges Hufeisen von hundert Pfund Tragkraft; von jedem seiner Pole sahen alle Sensitiven eine feine Leuchte, also zwei neben einander ausströmen, die sich nicht anziehen, nicht aufheben, nicht auf einander einwirken, wie dies die magnetischen Kräfte beider Pole thun, sondern die ruhig neben einander hoch emporströmen, von zahllosen weißleuchtenden Pünktchen wimmeln und zusammen eine mannsgroße Lichtsäule bilden, die aber Jeder, der sie sah, ergreifend schön schilderte. Sie erhebt sich vertikal bis zum Plafond und bildet dort einen erleuchteten runden Flächenraum von beinahe einem Klafter Durchmesser. Dauert das Schauspiel eine Zeit lang an, so wird nach und nach die ganze Zimmerdecke sichtbar. Steht ein solcher Magnet auf einem Tische, so erleuchtet die flammende Emanation seine Fläche und die Geräthe auf demselben auf Ellenweite. Hinter einer Hand, die man dazwischen bringt, entsteht sichtlich ein Schatten. Hält man einen flachen Körper, ein Brettchen, eine Glasscheibe, ein Metallblech wagerecht in die flammenartige Erscheinung hinein, so biegt sie sich daran um und strömt darunter hin, gerade wie eine jede andere Feuerflamme, wenn man eine Pfanne, einen Topf darein bringt. Bläs't oder haucht man darein, so zerflackert sie, wie wenn man eine brennende Kerze vor sich hätte. Entsteht ein Luftzug oder bewegt man sich mit dem Magnete, so legt sie sich auf die Seite in der Richtung der Luftströmung, wie eine in Bewegung befindliche Fackel. Bringt man ein Brennglas in ihre Nähe, so läßt sich ihr Licht in seinem Focus sammeln und verdichten. Die Erscheinung ist also sehr körperlich, und hat viele Eigenschaften mit gewöhnlicher Flamme gemein. Bringt

man zwei derselben so zusammen, daß sie kreuzend sich treffen, so stören sie einander nicht durch Anziehungen oder Abstoßungen, sondern sie durchdringen sich gegenseitig und beide setzen ihren Weg ungehindert fort. Ist eine davon stärker, wie es scheint mit stärkerer Wurfkraft versehen, so durchdringt sie die schwächere in der Weise, daß sie sich spaltet, die dann auf beiden Seiten um sie herumstreicht. Aehnliches geschieht, wenn man einen Stab hineinhält; er spaltet die Flamme, und diese vereinigt sich wieder hinter ihm. Und wie die Krystalle von den Sensitiven in seiner Leuchte gesehen wurden, die ihre ganze Substanz durchdrang, ebenso sehen sie den Stahl des Magnets durch und durch, wie in einer Art von weißlicher Gluth befindlich. Ganz ebenso verhalten sich Elektromagnete." *)

Voluda sagte: es sei merkwürdig, daß diese Eigenschaften an den Magneten noch niemals entdeckt worden sind, so lange sich Physiker damit beschäftigt haben. Der Engländer Knight hatte zwei Stahlmagnete, deren jeder aus 500 Stäben von 2 Pfund Gewicht zusammengesetzt war. Sie wogen also beide zusammen 20 Centner und hatten eine so ungeheure Kraft, daß jeder andere ihnen genäherte Magnet durch die bloße Berührung in seiner Polarität umgekehrt wurde, aber Knight hat doch niemals eine Spur von magnetischem Lichte gesehen. Er wird wahrscheinlich nicht sensitiv gewesen sein. Die Elektromagnete betreffend, so hat man auf den mehrsten Universitäten solche, deren Eisenkerne mehrere Centner und deren Drahtumwickelung das Drei- und Vierfache ihres eignen Gewichts beträgt und deren Tragekraft nicht mehr nach Centnern, sondern nach Tons berechnet wird, aber kein Physiker hat bis jetzt noch Licht daran wahrgenommen, selbst wenn ihre Ausströmung die Flamme eines hineingehaltenen Lichtes niederdrückt (außer den im Jahre 1832 durch Faraday entdeckten Licht-Erscheinungen, welche dadurch entstehen, daß ein Magnet im Augenblicke, wo er es wird, oder wo er aufhört, es zu sein, einen electrischen Strom erregt; dann zeigen sich elektrische Funken, keineswegs aber klafterhohe leuchtende Flammen — es wird wohl die Schuld daran auf den Physikern haften bleiben, welche nicht sensitiv sind).

Herr Freiherr v. Reichenbach bringt auch den Mesmerismus mit dem Od in eine Reihe und sagt, wenn man Pflanzen oder Thiere mit einem Sensitiven in das finstere Zimmer bringt, so wird dieser nach kurzer Zeit zuerst die Gegenstände in einer grauen verschwimmenden Wolke, dann wird er sie helle Stellen bildend sehen; endlich werden z. B. an einer lebenden Blume die Blätter und Blüthen immer heller werden und sogar ihre Farbe erkennen

*) A. a. O., Seite 46.

lassen, die Pflanzen leuchten; Fruchtknoten, Staubwege, Staubbeutel, Blumenkrone, Alles zeigt sich leuchtend, Alles erscheint in einer zarten Gluth, die Genitalien am deutlichsten, alle Thiere, welche man mitgebracht hat, werden im Finstern zum Vorschein kommen und selbst die anwesenden Menschen erscheinen anfänglich nur weißlich, wie ein ungestalter Schneemann, bald wie ein Geharnischter mit hohem Helm, endlich furchtbar, wie ein leuchtender Riese. Die Arme, die Füße, die Beine, die Brust, Alles leuchtet durch die Kleider hindurch und zwar die rechte Seite immer bläulicher, die linke aber gelblich und bemerklich heller, also auch der Mensch und die Thiere, Hunde, Katzen, Pferde, Pflanzen senden Od aus und es scheint, als sei der sogenannte thierische Magnetismus dem Od auf das Genaueste verwandt.

Man giebt einander bei der Begegnung die rechten Hände, es giebt Leute, welche dieses sehr ungern haben. Dies sind Sensitive, sie empfinden die od-gleichnamige Paarung, wenn sie dagegen eine linke Hand mit ihrer rechten ergreifen, so wird die Hand gewiß nicht weggezogen werden; denn die od-ungleichnamige Paarung giebt sich als kühl, angenehm, die gleichnamige Paarung giebt sich als lauwidrig zu erkennen. Wenn man sich neben einen Sensitiven stellt, wie Soldaten in Reihe und Glied stehen, die ganze rechte Seite des Einen mit der ganzen linken Seite des Andern in nächster Berührung, so wird dieses für den Sensitiven nichts Unangenehmes haben, kehrt man sich aber auf dem Flecke um, während der Sensitive stehen bleibt, wodurch entweder die beiden linken Seiten oder die beiden rechten Seiten mit einander in Berührung kommen, so wird dem Sensitiven dieses bald so unerträglich werden, daß er davon geht. Stellt man sich dicht hinter einen Sensitiven oder dicht vor ihn, so findet dasselbe in erhöhetem Maße statt. Die beiden Personen bringen ihre linken und rechten Seiten mit einander in nächste Berührung und dieses hat zur Folge, daß die gleichnamigen Odkräfte die lauwidrige Empfindung verursachen. Personen, welche nicht zu zweit in einem Bette schlafen können, gehören zu den Sensitiven, sie liegen entweder beide auf der rechten oder beide auf der linken Seite und beides ist ihnen unerträglich, anders kann man aber nicht liegen, es sei denn, das Bett habe Klafterbreite. Gehen dagegen zwei Menschen neben einander, so daß die rechte Seite des Einen an die linke Seite des Andern stößt, so erhält der rechtsstehende vom linksstehenden od-negative Zuladung, der linksstehende dagegen erhält von dem auf der rechten Seite stehenden od-positive Ladung, es gewinnt mithin der auf der rechten Seite Befindliche an Negativität so viel, als der Linke davon verliert, umgekehrt gewinnt der Linke so viel an Positivität, als der

Rechte davon verliert. Nun ist aber der Zustand der größeren odischen Negativität der kühlere und angenehmere, jener der größern Positivität aber der laue und unangenehmere. Die Frau also, die wir stets rechts stellen, gewinnt eben so viel an Wohlbehagen, als der Mann daran verliert, oder vielleicht besser gesagt, die Stellung des Mannes, als diejenige der Aufnahme des positiven Od, ist die unangenehmere. Dies geht so weit, daß stark sensitive Personen, auf der linken Seite einander gehend, es gar nicht zu ertragen vermögen.

So wie nun durch ruhiges Aneinanderstehen ungleichnamiger Odseiten Wirkungen hervorgebracht werden, so können in gleicher, vielleicht in stärkerer Weise Wirkungen hervorgebracht werden durch Bewegung.

Wenn z. B. ein kräftiger, gesunder Mann einer sensitiven Person gegenüber und so nahe vor derselben steht, daß er sie allenfalls mit seinen Fingerspitzen erreichen kann, so aber mit seiner rechten ausgestreckten Hand von der linken Schulter der gegenüberstehenden Person bis zum Ellenbogen und zum Handgelenk langsam herabfährt und eben dasselbe mit seiner linken Hand von ihrer rechten Schulter abwärts thut, so wird die so behandelte Person auf der ganzen Länge des Weges, den seine Hände genommen haben, eine angenehme, kühlende Empfindung haben; denn es sind hier odungleichnamige Kräfte in Thätigkeit getreten, welche jederzeit solche kühle, angenehme Empfindungen erregen.

Wenn diese Handlung von einem Arzte vorgenommen wird, welcher mit Mesmer's Erfindung bekannt ist, so bezeichnet er sie mit dem Worte magnetisiren, und die einzelne Operation nennt er einen magnetischen Strich. „Es ist hiebei," so sagt Reichenbach in seinen »odischen Briefen«, Seite 81: „wie Sie leicht einsehen, im Wesentlichen gleichgültig, ob Sie den Strich mit den Händen, oder mit Krystallpolen, oder mit Magneten machen; ob Sie ihn unmittelbar auf der nackten Haut, über Kleider, aus Abstand einer halben Spanne, einer Elle oder mehr vollziehen, immer wird der Art nach gleiche Wirkung erzeugt werden, nur der Stärke nach wird sie mit dem wachsenden Abstand abnehmen.

„Der Einfluß also, den fremde, ungleichnamige Od-Emanationen auf die Seiten eines Sensitiven nehmen, macht das Wesen des sogenannten Magnetisirens aus. Wenn Sie es in der Finsterniß thun, so sehen die Sensitiven die feurigen Büschel der streichenden Finger oder Pole über sich herabstreifen; sie sehen ferner da, wo diese Flammen gerade hinströmen, auf ihrem eigenen Leibe einen in stärkere Leuchte gerathenden Fleck entstehen, der mit dem leuchtenden Erreger über sie hinunterläuft. Aus dieser Lichterscheinung sowohl als aus dem erzeugten Kühlegefühle erkennen sie

klar, daß der Streichende auf den Organismus des Gestrichenen einen Reiz ausübt, und zwar einen, den man einen bedeutungsvollen nennen muß; daß das Od, das mit blauem Lichte ausströmt, auf die Träger des Odes mit rothem Lichte, d. i. Ungleichnamiges auf Ungleichnamiges, in ganz eigener Weise erregend einwirkt. Und da der menschliche Leib ein starker Träger von Od ist, odisches Wesen mithin mächtigen Antheil an seinem Tiefinnersten hat, so begreift es sich, daß odische Striche tief in die physische und geistige Oekonomie des Menschen eingreifen können. Erzeugung von Schlaf oder von Unruhe; Einflüsse auf krankhafte Störungen im Leibe, nützliche und schädliche; Einwirkungen durch „Händeauflegen, Bestreichen und dergleichen" sind daher nicht ein „bedauernswerthes Irrsal von Lug und Trug und Aberglauben," wie man anderwärts behaupten zu können vermeint, sondern sehr naturgesetzliche und in der Erfahrung wohlbegründete, physiologische Thatsachen. Nur diejenigen, welche sich nie die Mühe haben geben mögen, sie zu prüfen, können solch' unreife Urtheile darüber sich entschlüpfen lassen."

Hierauf ruhen also die sämmtlichen Erfolge, welche magnetisirende Aerzte durch den Mesmerismus erlangt haben. Da sie aber sammt und sonders ohne Studium der Wunderkräfte des Od, nach einem traditionell fortgeerbten Verfahren, nicht systematisch auf irgend ein Ziel lossteuern sondern umhertastend alle möglichen Ziele zugleich verfolgen, z. B. mit Entschiedenheit behaupten, daß durch den thierischen Magnetismus jede beliebige Krankheit zu heilen sei, so können sie nichts Ordentliches bewerkstelligen und Reichenbach räth ihnen vor allen Dingen das Studium seiner neu entdeckten Kraft, und er wirft ihnen ganz einfach in den Bart, „daß von 20 Genesenen 19 von selbst, ja sogar trotz der Bemühungen des Arztes, wieder auf die Beine kommen."

Wir haben aus dem wiederholt angeführten Werke schon mancherlei Offenbarungen des Od wahrgenommen, aber es giebt noch viele Quellen dieser wunderbaren, dieser kosmischen Kraft, und wir können uns nicht enthalten, hier noch ein Paar Seiten aus Reichenbach's höchst merkwürdigem Buche anzuführen, denn dieselben geben uns durchaus unerwartete Aufschlüsse über die Geisterseherei der früheren Zeiten; er schreibt an diejenige Person, an welche seine Briefe gerichtet sind:

„Oeffnen Sie eine Flasche Champagner im Finstern Ihrem Sensitiven; mit freudigem Erstaunen wird er einem Feuerstrahle zujauchzen, der vom Flaschenmunde bis zur Zimmerdecke dem Fluge des Stöpsels folgt. Dann wird die ganze Flasche in heller Weißgluth erscheinen, als ob sie aus leuchtendem Schnee wäre, und über ihr wird eine lichte, wallende Wolke

spielen. Da Sie von all' dem köstlichen Feuerwerk nichts sehen, so wissen Sie schon, daß es ein odisches Phänomen ist, und wollen Sie es verstehen, so folgen Sie mir auf einigen Versuchen. Werfen Sie im Finstern einen Löffel voll feinzerstoßenen Zucker oder abgekristertes Kochsalz in ein Glas Wasser. Von beidem sah Ihr Sensitiver vorher wenig, vielleicht nichts; so wie Sie sie aber im Wasser mit einander umrühren, wird er unverzüglich das Wasser sammt dem Glase leuchtend werden sehen. Hält er es in der linken Hand, so wird er es stark kalt werden fühlen. Die bloße einfache Lösung also entwickelt Od, sie ist ein Odquell. — Stellen Sie einen Eisendraht, Kupferdraht, Zinkdraht in ein Glasgefäß, worin verdünnte Schwefelsäure ist. Der ganze Draht wird in eine Art von Gluth gerathen und aus seinem oberen Ende wird schnell eine Lichterscheinung heraustreten, der Form nach ziemlich ähnlich der Flamme einer gewöhnlichen Kerze, nur unendlich schwächer an Leuchtvermögen. Die Sensitiven verglichen sie mir oftmals mit dem feinen, kaum sichtbaren Saume, in welchem eine gewöhnliche Kerzenflamme gehüllt ist und in dem die eigentliche Verbrennung vorgeht. Oben wird sie in Rauch mit vielen feinen Fünkchen übergehen, die vertical in die Höhe strömen. Der Draht wird in der sensitiven Linken viel kälter erscheinen, als er zuvor war. Die Auflösung ist also ebenso ein Odquell. — Machen Sie mit Brausepulver ein Sauerwasser. Erst lösen Sie im Finstern das doppelt-kohlensaure Natron in einem halben Glase Wasser; alsbald wird es leuchtend. In einem andern halben Glase Wasser lösen Sie die Weinsteinsäure; es wird ebenfalls und noch stärker leuchtend werden. Wenn nach einigen Minuten beide wieder dunkel geworden, gießen Sie die Lösungen zusammen. Augenblicklich wird das Gemische hell aufleuchtend werden, in der linken Hand eiskalt erscheinen und eine mächtige, hellweißliche Wolke wird über dem Glase sich aufthürmen. Die chemische Zerlegung also entwickelt heftig reichliches Od. — Machen Sie eine Lösung von Bleizucker und gießen Sie eine Lösung von Alaun hinein: augenblicklich wird die ganze Flüssigkeit im Finstern sichtbar erscheinen. Führen Sie von einem Volta'schen Apparate die beiden Polardrähte in's Wasser; sobald die Zerlegung beginnt, wird Ihr Sensitiver das Wasser leuchtend und zunehmend heller werden sehen, das Gefäß aber wird er in der Linken kalt finden. Alle chemische Action also entwickelt Od; der Chemismus ist ein heftiger, plötzlich auftretender Odquell, der aber unverzüglich wieder versiegt, so wie das Spiel der Affinitäten sein Ende hat."

XXIX.

Sichtbarwerden der Od-Kraft. Davon hergeleitete Erscheinungen; sichtbarer Chemismus, sichtbarer Schall, Geisterseherei.

„Wenn von einer Flasche Alkohol, besser Aether, Schwefelkohlenstoff, Aetzammoniak, am besten von reinem Eupion von 0,65 spez. Gewicht, im Finstern der Stöpsel abgenommen wird, und die Luft, unter Abhaltung von Athemzügen, ruhig ist, so sieht eine sensitive Person eine leuchtende Säule aus der Mündung lothrecht emporsteigen, um so rascher, je größer die Tension der Substanz ist. Während dies geschieht, wird auch die Flüssigkeit im Gefäße leuchtend. Aber nicht nur Stoffe, deren Verflüchtigung so rasch ist wie die der genannten, sondern auch andere Körper, wie Quecksilber, mit seinem äußerst schwachen Verdunstungsvermögen, treiben durch die Flaschenöffnung einen leuchtenden Rauch aus. Feste Stoffe, wie Kampher, verhalten sich ebenso; besonders ist es Jod, welches einen hellleuchtenden Rauch ausstößt und gleichzeitig für sich leuchtend wird. Die Verdunstung und Verdampfung also, und folglich die Destillation, geht unter beständiger Odentwickelung vor sich.

„Jede gährende Zuckerflüssigkeit leuchtet beständig fort; die Luftblasen steigen darin wie glühende Perlen auf. Der gährende Weinmost ist eine solche chemisch-thätige Flüssigkeit, die fortwährend in Leuchte steht. Das Aufgehen Ihres Champagners in Feuer und Flammen werden Sie sich jetzt ohne mein Zuthun erklären.

„Aber auch die Fäulniß ist ein Gährungsprozeß; alles Faulende wird darum leuchtend. Das wissen wir zwar alle längst aus der Lehre von der Phosphorescenz; aber wie nahe diese das Odlicht angeht, haben wir noch nicht besprochen, und wenn wir Nichtsensitiven an faulenden Stoffen keine Spur von Phosphorescenz mehr wahrnehmen, so stehen sie doch für die Sensitiven in vollem Lichtglanze.

„Und da wir eben an der Verwesung sind, so haben wir nicht weit zu den Verstorbenen. Folgen Sie mir einen Augenblick in's Reich der Todten, auf mein Wort, Sie schnell zurückzuführen, bereichert mit einem lehrreichen Blick in ihr nächtliches Treiben. Sie wissen doch, daß die abgeschiedenen Seelen der Verblichenen eine Zeit lang feurig auf ihren Gräbern herumwandeln, bis sie alles Irdische, was ihnen diesseits noch anhing, gelöst, gesühnt und die ewige Ruhe gefunden haben. Sie schauen mich zweifelhaft an? Mir aber ist es Ernst; denn diese Geister werden ja

gesehen; Sie können genug der Zeugen vernehmen. Sie werden aber auch von Ihrer Amme gewiß gehört haben, daß es nicht Jedermann gegeben sei, Gespenster und Seelen der Abgeschiedenen zu sehen, sondern, daß nur gewisse Menschen auserwählt seien, ihrer ansichtig zu werden. Dies Alles fiel mir warm auf's Herz, als ich mit guten Sensitiven über Fäulniß von Fischen arbeitete. Ich wollte wissen, ob ich mit den feurigen Todten nicht Bekanntschaft machen könnte. Fräulein Leopoldine Reichel willigte ein, in einer recht finsteren Nacht auf dem Friedhof von Grünzing bei Wien, von meiner Wohnung nicht allzufern, geführt zu werden. In der That sah sie (November 1844) auf mehreren Gräbern feurige Erscheinungen. Darauf nach den ungeheuern Leichenhöfen von Wien gebracht, sah sie eine Menge Todtenhügel mit beweglichen Leuchten besetzt. Sie machten gleichförmige Bewegungen hin und her, fast wie Reihen Tanzender oder exercirender Soldaten. Einige waren groß, fast wie Männer, andere klein, am Boden kriechend, wie zwerghafte Kobolde. Alle aber waren in den Reihen der jüngeren Gräber, die alten Grabhügel trugen keine feurige Bewachung. Fräulein Reichel ging schüchtern und langsam darauf zu. Mit ihrer Annäherung zerflossen die menschlichen Gestalten; sie erkannte, daß es nichts anderes, als leuchtende Nebel waren, wie sie sie in meiner Dunkelkammer tausendfältig gesehen. Nun wagte sie sich heran, sie fand nichts als hellen Dunst; in einen davon ging sie unerschrocken hinein; er ragte ihr bis an den Hals, sie konnte ihn mit den Bewegungen ihres Kleides zerwehen. Der Tanz und das Exerciren lösten sich auf in die Bewegungen des Windes, der mit allen diesen Leuchten gleichförmig gespielt hatte. Ein andermal schickte ich vier sensitive Personen auf den Friedhof zu Sievring. Es war so finster, daß mehrmals auf dem Wege dahin Einige zu Boden fielen. Aber auf den Gräbern angekommen, sahen Alle die feurigen gespenstigen Gestalten mehr oder minder stark, je nach der verschiedenen Höhe ihrer sensitiven Reizbarkeit. Sie fanden es wie leuchtende Luft auf jungen Gräbern. Eine von ihnen zeichnete mit ihrem Stockschirme Figuren in solche Grabhügel; die Striche blieben in verstärkter Leuchte über der aufgeritzten Erde zurück. Was war, was ist nun das? Gar nichts anderes, als die faulenden Miasmen, welche die Gräber aushauchen und die über ihnen in die Luft aufsteigen, wo der Wind mit ihnen spielt und die Furchtsamkeit ihre Schwankungen im Luftzuge wie Tänze lebendiger Geister ausdeutet; es ist kohlensaures Ammoniak, Phosphorwasserstoff und andere bekannte und unbekannte Verwesungsproducte, die bei der Verdunstung Odlicht entwickeln. Es ist einfach und klar Chemismus, der die Leichen zersetzt, sie theilweise gasificirt und leuchtend in die Luft aushaucht. Ist die

Verwesung zu Ende, so hören die Leuchten auf — die Todten sind gesühnt und kehren ein zur ewigen Ruhe.

„Aber, mein Freund, bei unsern alten Weibern haben wir etwas gut zu machen, ein Unrecht ihnen abzubitten. Die feurigen Geister über den Gräbern existiren also doch in der That und Wahrheit; ihr Dasein kann nimmer geläugnet werden; wir müssen, wohl oder übel, es ihnen einräumen und sie behalten Recht. Ja sogar, daß die Gespenster nicht von Jedermann gesehen werden, sondern nur von Auserwählten (den Sensitiven), auch davon müssen wir beschämt die Wahrheit eingestehen. Nicht ihre Schuld ist es, daß wir so lange nicht begriffen, was sie uns seit Jahrtausenden betheuerten.

„Wir sind jetzt auf einmal im Klaren über einen höchst wichtigen Gegenstand, daß es wirkliche Geisterseher giebt, und zwar sind die Gespenster, welche von diesen erblickt werden, nicht eingebildete, sondern wirklich vorhandene materielle Gegenstände, und diese Gespenster sind wirklich Ausflüsse von Verstorbenen oder Ermordeten oder Hingerichteten, kurz, überhaupt von Leichen. Wir wissen nun auf einmal, weshalb in der Nähe des Hochgerichts Geister erschienen und gesehen werden. Es ist der Chemismus, der uns diesen Possen spielt. Der Hingerichtete wird unter dem Galgen, oder, wie der Selbstmörder, außerhalb der Kirchhofsmauer begraben. Geht ein Sensitiver da vorüber, so nimmt er die Säule der aufsteigenden Gase wahr, er sieht die Zersetzungsproducte, er sieht das geschwefelte Wasserstoffgas und das Ammoniakgas aufsteigen und die fünf Fuß hohe Gassäule gewinnt in seiner Phantasie die Gestalt eines Menschen, das Gespenst ist fertig. Würde der Sensitive über den Kirchhof gehen, so würde er die Zahl der Gespenster nicht zählen können, hier außen an der Mauer oder in der Nähe des Hochgerichts liegt nur eine Leiche, darum sieht er ein Gespenst. Ist er sensitiv von frühester Jugend, so fallen ihm diese Erscheinungen durchaus nicht auf, denn er ist derselben zur Genüge gewohnt. Er spricht gar nicht davon, denn die Erscheinungen sind ihm so alltäglich, daß er glaubt, ein Jeder sehe sie; wird er es erst in reiferen Jahren, so sieht er etwas Neues, Ungewohntes; er fürchtet sich, er wird ein Geisterseher.“

Die Erklärung, so wie Herr von Reichenbach dieselbe giebt, ist höchst plausible, nur zweierlei ist dem Verfasser bei Lesung dieser Auseinandersetzung jeder Zeit aufgefallen; erstens ist das Odlicht so außerordentlich schwach, daß es der absoluten Finsterniß bedarf, um es zu sehen, und daß es selbst bei den Hochsensitiven eines längeren Verweilens in einem

ganz finstern Raume bedarf, um sein Auge empfänglich für diesen äußerst schwachen Lichteindruck zu machen.

Nun aber kann jeder Sensitive bei Nacht die Lichterscheinungen auf den Gräbern wahrnehmen; selbst die finsterste Nacht aber ist niemals ganz finster, ist es niemals in dem Grade, wie ein Zimmer finster gemacht werden kann. Der Sensitive, der Geisterseher, hat auch nicht Stunden lang in dieser Dunkelheit zugebracht, und dennoch sieht er die Gespenster, d. h. die Lichterscheinungen auf den Gräbern.

Der zweite auffällige Umstand ist: nur in Süddeutschland, eigentlich wohl nur in Wien und in Umgebung des Herrn von Reichenbach befinden sich jene zart besaiteten Instrumente, jene fein organisirten Geschöpfe, welche wir als Sensitive kennen gelernt haben. In Norddeutschland hat es nicht gelingen wollen, sensitive Personen, d. h. solche, die das Krystall-, das Magnet-, das Blumen-Licht — oder gar das Licht des Chemismus, das sich in den Gräbern entwickelt, gesehen hätten, aufzufinden. Bei alledem ist es wohl möglich, daß die Gesammtmasse der vorgeführten Erscheinungen wirklich existire, die Norddeutschen nur gröber organisirt und ihre Beobachter weniger glücklich sind.

Der geistreiche Dove sagt in seiner kleinen Schrift: „Ueber Wirkungen aus der Ferne": Schall und Licht offenbarten sich durch Schwingungen; damit eine Saite ertönt, muß sie schwingen; damit in uns die Vorstellung „ich sehe" erregt werde, muß die Netzhaut des Auges so in Schwingungen versetzt werden, wie das Trommelfell des Ohres durch einen Ton; aber die Schwingungen, die uns der Lichteindruck giebt, sind unendlich viel schneller, als die Schwingungen der Luft, welche den Schall zu uns tragen. Wenn ein Lichtstrahl von der Sonne zur Erde geht und von dieser durch einen Spiegel zurückgeworfen wieder zur Sonne gelangt, so fordert diese Reise von 42 Millionen Meilen nur ¼ Stunde Zeit; wenn aber ein Sonnenbewohner eine Frage an Jemand von uns Erdenbewohnern richtete und diese Frage augenblicklich beantwortet würde, so müßte er doch 30 Jahre lang warten, bevor die Antwort zu ihm käme. Die Rückkehr des uns zugesendeten Lichtstrahls könnte er sehr bequem erwarten, die Beantwortung einer Frage auf dem Wege des Schalls würde ihm wenigstens ein Frühstück kosten.

Die Bewegungen aber, welche Schall und Licht machen, um die für sie bestimmten Organe zu reizen, sind dieselben. Dove sagt:

„In der Mitte eines großen finstern Zimmers mag sich ein Stab befinden, der in Schwingung versetzt ist, und es soll zugleich eine Vorrichtung vorhanden sein, die Geschwindigkeit dieser Schwingungen fort-

während zu vermehren. Ich trete in dieses Zimmer in dem Augenblicke, wo der Stab viermal schwingt. Weder Auge noch Ohr sagt mir etwas von dem Vorhandensein dieses Stabes, nur die Hand, welche seine Schläge fühlt, indem sie ihn berührt. Aber die Schwingungen werden schneller, sie erreichen die Zahl 32 in der Secunde und ein tiefer Baßton schlägt an mein Ohr. Der Ton erhöht sich fortwährend, er durchläuft alle Mittelstufen bis zum höchsten schrillenden Ton, aber nun sinkt Alles in die vorige Grabesstille zurück. Noch voll Erstaunen über das, was ich hörte, fühlte ich plötzlich von der Stelle her, an welcher der Ton verhallte, eine angenehme Wärme sich strahlend verbreiten, so behaglich, wie sie ein Kaminfeuer aussendet. Aber noch bleibt Alles dunkel. Doch die Schwingungen werden noch schneller; ein schwaches, rothes Licht dämmert auf, es wird immer lebhafter, der Stab glüht; er ist roth, dann wird er gelb und durchläuft alle Farben, bis nach dem Violett Alles wieder in Nacht versinkt. So spricht die Natur nach einander zu verschiedenen Sinnen; zuerst ein leises, nur aus unmittelbarer Nähe vernehmliches Wort, dann ruft sie mir lauter aus immer weiterer Ferne zu, endlich erreicht mich auf den Schwingen des Lichtes ihre Stimme aus unermeßbaren Weiten.

„Bei der weiten Kluft, welche die Schwingungen des Tones von denen trennt welche die Netzhaut erregen, würde es unbillig sein, von dem Physiker zu verlangen, daß er diese Reihe von Versuchen an demselben Körper mit denselben Erregungsmitteln darstellt; selbst Paganini würde in Verlegenheit gerathen sein, wenn man von ihm verlangt hätte, auf der E-Saite so lange zu spielen, bis sie leuchte."*)

Aber jetzt ist auch diese Kluft überschritten. Dem Freiherrn von Reichenbach ist es gelungen, den Schall sichtbar zu machen. Nicht auf die Art, wie es vor 50 Jahren Chladny gethan, sondern indem er eine Glocke im Finstern ertönen ließ und das Od zu Hülfe nahm. Er faßte innerhalb eines völlig verfinsterten Zimmers die Glocke einer Luftpumpe an ihrem Knopfe und schlug sie behutsam an. So wie sie erklang, wurde sie leuchtend, und je stärker der Anschlag, desto heller leuchtete sie. Die Fähigkeit zu leuchten, welche ein Magnetstab, ein Hufeisen hat, wurde stärker, wenn sie zum Klingen gebracht wurden. Eine Metallglocke von scharfem, schneidendem Klange, längere Zeit fortwährend angeschlagen, wurde so lebhaft leuchtend, daß sich ein heller Schein im ganzen Zimmer verbreitete, den alle Sensitiven sahen. Auf einer angestrichenen Violine wurden nicht allein die Saiten, sondern der ganze Resonanzboden leuchtend.**)"

*) Dove, A. a. O. Seite 17.

**) Reichenbach, A. a. O. Seite 104.

Wir sehen, Dove's Ansicht von der Sache ist durchaus irrig; was versteht auch so ein zunftmäßiger Physiker davon, wir bedürfen gar keines Paganini, um eine E-Saite leuchtend zu machen, alle Saiten und der Resonanzboden mit dazu, leuchten wenn Herr Reichenbach darauf spielt. Wo er es nur gelernt haben mag?

Der berühmte Mann erzählt weiter: „Die klingenden Körper wurden nicht blos für sich odglühend, sondern sie verbreiteten auch eine lichte Helle rund um sich her; sie waren wie mit einem Heiligenschein umgeben. Jedes Trinkglas, das ich mit einem Messer anschlug, wie man zu thun pflegt, wenn man Bediente herbeiruft, gewann eine Lichthülle, und eine um so hellere, je höher der Ton war, den das Instrument angab. Am lichtesten war jedesmal gerade der Fleck, wo ich anschlug.

„In solche Glocken von Glas und von Metall hinein ließ ich sensitive Hände stecken, doch so, daß sie nirgends den Glockenkörper berührten. Schlug ich nun außen an und der Klang ertönte, so fand sich die Linke kühl, die Rechte lau angeregt; die odische Gefühlswirkung trat also ein, und zwar im Sinne des blauen Sonnenstrahls, des obern Krystallendes, des magnetischen gen-Nordpols.

„Noch lag die Aufgabe auf mir, die Verladbarkeit des Schallodes zu prüfen. Zu dem Ende stellte ich ein Glas Wasser mitten in eine Metallglocke hinein, die in der Weise gestellt war, daß ihre Kuppel sich unten befand, der Rand aber nach aufwärts schaute, so wie ein stehender Topf. Ich schlug nun die Glocke an und fuhr damit einige Minuten lang fort. Als ich hierauf das Glas Wasser heraushob und Sensitive es kosten ließ, fanden sie es wohlkühlig, frisch und angenehm odnegativ geworden; es hatte also vom Schalle odische Verladung empfangen.

„Ich hatte mit einem Worte die Genugthuung, im Schalle einen neuen sehr starken Odquell aufzufinden.*)"

XXX.

Odische Wassersucher. Die Wünschelruthe zu Ehren gebracht. Sensitive Köchinnen und Kammermädchen. Odpolarität zwischen Mann und Weib.

Nicht blos Herr von Reichenbach, sondern die sämmtlichen mit der Naturforschung Betrauten haben die Genugthuung, zu sehen, daß der Schall,

*) A. a. O. Seite 104.

daß die Vibration, die zitternde Bewegung, in welche die Luft durch Erklingen eines elastischen Körpers gesetzt wird, sichtbar gemacht werden kann. Was die Theorie von der Bewegung der Lichtstrahlen aufstellt, was durch die scharfsinnigsten Forschungen auf dem Gebiete der Optik, was durch vieljähriges emsiges Forschen von Fraunhofer bis auf Dove entdeckt worden ist, gefunden nach mühevollem Suchen, das setzt Herr v. Reichenbach als einfach und natürlich voraus und die Natur thut ihm den Gefallen, seinen Voraussetzungen geneigtest entgegen zu kommen. Unzweifelhaft wird dem kühnen Segler auch noch etwas Anderes nicht minder Wichtiges gelingen. In der Natur besteht durchgreifend das Gesetz der Reciprocität. Es ist ihm gelungen, den Schall sichtbar zu machen, den Schall leuchtend zu machen, es wird ihm hoffentlich noch gelingen, einen Lichtstrahl hörbar zu machen. Es ist dieses durchaus keine unbillige Forderung, es ist nur eine Probe auf das Experiment, sowie man durch ein Divisions-Exempel die Richtigkeit eines Multiplications-Exempels prüft und umgekehrt; die Physik zeigt uns auch überall diese Proben an. Man hat lange Zeit durch den elektrischen Strom magnetisiren können, da fiel es dem Gelehrten Faraday ein, die Probe auf das Exempel zu machen, und siehe, seit der Zeit elektrisirt man auch durch den Magnetismus.

Reichenbach nahm auch die Reibung zum Gegenstande seiner Untersuchungen und er gelangte dabei zu einem äußerst wunderbaren Resultat.

Daß die Reibung Od entwickeln würde, schien kaum einem Zweifel unterworfen werden zu können; denn was Reichenbach muthmaßt, ist wahr. Er rieb ein Paar Brettchen an einander, er rieb einen Draht auf einem Schleifstein, er rieb eine gläserne Barometerröhre, und siehe, überall leuchteten die geriebenen Gegenstände. Herr v. Reichenbach kam auf den Gedanken, es möchte sich wohl auch durch Reibung von Flüssigkeit Od entwickeln und siehe, es war so, wie er gedacht. Verschlossene Gefäße, natürlich von Glas, worin Alkohol, Aether, Essiggeist, Terpentinöl, Creosot enthalten waren, wurden mit ihrem Inhalt alle leuchtend, als sie im Finstern geschüttelt wurden. Aber auch Wasser, in verstöpselten Flaschen geschüttelt, wurde leuchtend und in der linken Hand lauwidrig; so wie es wieder in Ruhe kam, wurde es in wenigen Sekunden unsichtbar und durch den Rückschlag kühlend. — „Jetzt fiel mir etwas Seltsames ein; erschrecken Sie nicht, es war nicht mehr und nicht weniger als — die Wünschelruthe, die tief Verrufene; die Wassersucher, die Quellenfinder stiegen mir in der Erinnerung auf. Wie? dachte ich: wenn geschütteltes Wasser Od in Bewegung setzt, könnte fließendes Wasser nicht vielleicht Gleiches thun? Es ist ja auch Wasser in Reibung. Dies zu prüfen, umwickelte ich eine Glasröhre dick

mit Papier, gab sie an dieser Stelle in die linke Hand von Sensitiven und gab durch einen Glastrichter aus gläsernen Gefäßen oben Wasser hinein in fortdauerndem Strahl. Alle fanden, daß ihnen Wärme durch's Papier zukam, so lange ich zugoß; Kühle zurückkehrte, so oft ich zu gießen aufhörte. Machte ich den Versuch im Finstern, so ward das Wasser im Trichter während des Zugusses und sofort im Laufe die ganze Röhre abwärts Alles leuchtend. Es war kein Zweifel, im bloßen Durchlaufen durch eine Röhre entwickelte das Wasser Od; meine Hoffnung wuchs. Jetzt nahm ich Fräulein Zinkel, eine Mittel-Sensitive, hinaus in den Park, der mein Landhaus umgiebt. Ich kannte die Richtung einer Wasserleitung, die unter einer großen Waldwiese geführt, auf der Oberfläche aber unkennbar ist. Ich ließ sie nun langsam quer über die Wiese gehen, wobei sie die Richtung der Wasserleitung schneiden mußte. Als sie in deren Nähe kam, sah ich sie in ihrem Gange stocken, vor- und rückwärts schreiten und endlich stehen bleiben. Hier, versicherte sie, empfinde sie bis zu den Knieen herauf, besonders im linken Fuß, laue Widrigkeit, was auf der ganzen übrigen Wiese nirgends der Fall gewesen sei. Sie stand in der That genau über der Röhrenfahrt, durch welche eine Quelle eine halbe Stunde weit her der Meierei zugeleitet wurde. Ich wiederholte den Versuch mit mehreren anderen Sensitiven mit immer gleichem Erfolge, und siehe da, die Wünschelruthe steht auf aus der tiefen Erniedrigung, in welche Unkenntniß und unverschuldeter Spott sie geschlagen! Nicht die Ruthe zwar als solche — das mag wohl nur Gewand sein, in welches sich die Wahrheit hüllte, allein desto gewisser ihr innerer Kern, der da verborgen lag, und der sich nicht zur Geltung zu bringen vermochte. Nun, wohlan! er ist nichts anderes, als die Wirkung des durch die Wasserreibung in Thätigkeit gesetzten Odes, dessen Bewegungen von Sensitiven empfunden werden.

„Monsieur Sourcier in Frankreich, der berühmte Quellensucher, Abbé Paramet, den man weithin im Lande kommen läßt, und der das Wasserfinden zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit gebracht hat, ist sicherlich nichts anderes, als ein guter Sensitiver; so oft er über unterirdisches Wasser schreitet, das in Bewegung ist, empfindet er dessen odischen Einfluß auf seinen reizbaren Leib; er kann, nach Maßgabe des größern oder geringern Reizes, auf größere oder geringere Tiefe, auf größere oder geringere Menge des Wassers schließen, und hat es darin durch Uebung zu einer Fertigkeit und Sicherheit gebracht, die ihm die Bewunderung und den Dank der halben französischen Welt zuwandte. Sein Geheimniß, das ihm selbst ein Räthsel war, und das er zu verrathen sich außer Stande

sah, ist jetzt aufgedeckt, und vielleicht bald werden wir in Deutschland Hunderte von Quellmännern und Quellfrauen haben, alle Hoch-Sensitiven werden sich nach kurzer Uebung vortrefflich dazu eignen. Und die Wünschelruthe ist von nun an ein aller Welt enthülltes Gemeingut."

So wäre denn wieder etwas entdeckt von der unglaublichsten Wichtigkeit. Von der Reibung flüssiger Körper an festen hat man bis jetzt wohl eine Ahnung, eine Muthmaßung gehabt, aber keine Gewißheit, und man hatte kein Maß dafür. Jetzt kennt man die Reibung flüssiger Körper nicht allein, sondern man kann sie beobachten, messen, aus ihrem Vorhandensein, d. h. aus dem Vorhandensein der beobachteten Reibung-Flüssigkeiten, unterirdische Röhrenleitungen, Quellen ꝛc. entdecken, kurz, es ist eine neue Welt aufgeschlossen.

Daß die Wärme, daß die Electricität Od entwickeln und mithin gesehen werden könne, unterliegt natürlich keinem Zweifel. Eine Electrisir-Maschine nur im Geringsten bewegt, so daß kein anderer Mensch etwas von der Entwickelung der geheimnißvollen Kraft daran wahrnimmt, ist doch für den sensitiven Menschen über und über weiß-, aber mattleuchtend, eine geladene Kleist'sche Flasche leuchtet durch und durch, ein elektrischer Funke, durch einen Eisendraht geleitet, macht diesen von einem Ende zum andern weißglühend und im Augenblicke der Entladung sahen die Sensitiven sogar den Weg des elektrischen Schlages. Der elektrische Funke durcheilt nicht, wie Faraday ganz irrig meint, eine Strecke von wenigstens 60,000 Meilen in einer Sekunde, sondern er geht so langsam, daß ihm das Auge ganz bequem folgen kann, er geht auch nicht, wie Wheatstone sagt oder vielmehr wie er durch sinnreiche Experimente darzuthun und zu beweisen gewußt hat, von beiden Belegen der Flasche gleichzeitig aus, um sich in der Mitte des Weges von einem Beleg zum andern durch einen Funken auszugleichen, sondern er geht ganz deutlich sichtbar von der inneren Belegung nach der äußeren. Das Alles sind Entdeckungen von solcher Bedeutung, daß man sich nicht genug wundern kann über die Indolenz der Männer, welche vorgeben, das Studium der Physik zu betreiben. Sie mußten mit Begierde alle diese neuen Wunder auffassen, sie mußten sich sensitive Physiker verschaffen, dieselben möchten kosten, was sie wollten, und warum sollte es denn nicht möglich sein, auch ein Paar sensitive Physiker aufzugabeln, da es dem Herrn Freiherrn v. Reichenbach doch bereits gelungen ist, mehr als ein Dutzend sensitiver Aerzte aufzustöbern; sollten die Physiker allein so von der Natur vernachlässigt sein, keinen Sensitiven unter sich zu haben? Welche Fragen würden da — und wie leicht würden sie gelöst werden. Nehmen wir nur das eine Experiment, welches

Herr v. Reichenbach über die Volta'sche Säule anführt. Derselbe erzählt, daß der geschlossene Polardraht nicht blos für sich gluthleuchtend wird, sondern daß er außerdem mit einer schraubenartigen Leuchte umgeben ist, die heftig strömend um ihn herum eilt. Man sollte glauben, daß diese einzige Thatsache die Physiker zur lebhaftesten Theilnahme anregen müßte. Was sie mit unendlichem Aufwand von Scharfsinn geschlossen haben, das kann hier jedes sensitive Kind so zu sagen mit Händen greifen und ihnen als Sinnenanschauung mit allen Nebenumständen schildern: die Ampère'schen Schrauben des Volta'schen Stromes.*)

Eine einzige Frage wäre wohl noch zu beantworten, aber es wird kaum möglich sein, nämlich, ob: „ein guter Mittel-Sensitiver" diese schraubenförmige Leuchte gesehen haben würde, auch wenn er nichts von der Ampère'schen Ansicht hierüber gewußt hätte.

Die Entdeckungen dieses Wundermannes häufen sich immer mehr, aber wie es bei allen ganz gründlichen Untersuchungen ist, so auch hier, es gehen durchweg die Schlußfolgerungen consequent aus einander hervor, wie bei Mephisto's Unterredung mit dem Schüler. Der Philosoph sagt: das müßte so sein,

„das erst' und zweit' wäre so und d'rum
das dritt' und vierte so,
und wenn das erst' und zweit' nicht wär,
das dritt' und vierd' wär nimmermehr."

So auch bei Herrn v. Reichenbach, wo, weil das Sonnenlicht Od enthält, auch der Magnetismus Od enthalten wird und weil der Chemismus Od erzeugt, auch der Klang dasselbe erzeugen muß, und wenn das Wasser leuchtet, so werden auch die Metalle leuchten, und siehe, so ist es, man darf nur die „Odischen Briefe" oder das noch größere und ausführlichere Werk „Untersuchungen über die Dynamide des Magnetismus, der Electricität, der Wärme, des Lichtes ꝛc. in ihren Beziehungen zur Lebenskraft von Freiherrn v. Reichenbach, Braunschweig 1850" nachlesen, so wird man hierüber viel Wunderbares finden, aber das Wunderbarste führt uns Herr v. Reichenbach gleich vor. Er erzählt uns, daß es Damen gäbe — mitunter die schönsten Mädchen, — welche nicht gerne in den Spiegel sehen. Unzweifelhaft ist Herr v. Reichenbach hier im Irrthum oder er verleumdet das schöne Geschlecht. Ein schönes Mädchen und nicht gerne in den Spiegel sehen, da doch selbst die häßlichsten ganze Stunden vor dem Spiegel zubringen, gewiß nicht in der Absicht, ihren Mangel an Schönheit zu

*) Reichenbach, A. a. O., S. 119.

bewundern! Aber Herr v. Reichenbach sagt, das Quecksilber ist eines von jenen Metallen, die am meisten lauwidrig auf sensitive Menschen reagiren. Nähert sich ein solcher einer großen Spiegelfläche, so empfindet er über seinen Körper die peinliche Quecksilberwirkung ausgegossen; es ist ihm, als ob ein lauer ekler Hauch ihn anginge; er fühlt sich weggedrückt und weggetrieben, und will er dem Trotz bieten, so ergreift ihn Magenweh, Uebelkeit, Kopfschmerz, selbst Erbrechen, er muß weichen. Dies geht so weit mit der zunehmenden Erfahrung, daß es bei Hochsensitiven bis zum Schauder vor dem Spiegel führt, ja, daß sie ihn verhängen, wenn sie ihn nicht wegschaffen können.

Auch zu dem Ekel vor Eßlöffeln aus Packfong, Argentan, Neusilber, Chinasilber wollen wir jetzt einen Blick zurückwerfen. Kupfer, das in allen diesen Zusammensetzungen den Grundbestandtheil ausmacht, ist ein vorzugsweise stark odischer Körper, der sehr widrig, lau und ekelhaft reagirt. Mag man galvanische Versilberung darauf tragen, so viel man will, dies ist alles umsonst; das Kupfer wirkt odisch durch, wird schon Mittelsensitiven unerträglich, und erzeugt bei Hochsensitiven nicht selten Magenweh, ja Zungenkrämpfe, Mundsperre. Oft genug habe ich von sensitiven Frauenzimmern gehört, daß sie kein Geschmeide tragen können, weil es ihnen peinlich wird; daß sie keinen metallenen Fingerhut aushalten, sondern einen elfenbeinernen haben müssen; daß sie keine stählerne Planchette anlegen können, daß sie keinen stählernen Haarkamm vertragen, ja, daß sie nicht einmal Haarnadeln in ihrem Kopfputz zu dulden vermögen — alles dieses einzig der lauwidrigen odischen Reaction wegen.

Aber ach, auch schreckliche Dinge bekommt man zu erfahren, es giebt auch sensitive Dienstmädchen; wenn diese im Haushaltungsdienste beschäftigt werden, so sind ihnen messingene Leuchter, kupferne Kessel, kupferne Kochgeräthe überhaupt, messingene Mörser und am meisten metallene Bügeleisen, Gegenstände des Abscheues.

Welche Schrecken, welchen Jammer eröffnet dieses unseren braven Hausfrauen. Und hätte sich Herr v. Reichenbach um die physischen Wissenschaften noch weit höher verdient gemacht, als er es wirklich gethan, diese Entdeckung der sensitiven Dienstmädchen macht ihn zur Geißel der Menschheit. Bisher war man nur gewohnt, zu erfahren, daß Dienstmädchen, Köchinnen, Kammerjungfern sensitiv seien gegenüber einem stämmigen Kürassier, einem lustigen Husaren oder gegenüber einem schmucken Kammerdiener, auch wohl Kammerherren, wenn nun aber die Dienstmädchen gar sensitiv sind gegenüber einem kupfernen Kessel oder einem Plätteisen, was soll dann aus der Haushaltung werden? Der Herr kommt zu Hause,

findet die Suppe angebrannt und den Hasen räucherig, die Köchin macht einen Knix und sagt: „Da ich sensitiv bin, so kann ich mich der Metallplatte des Kochheerdes und dem Kessel und der Bratpfanne nicht nähern und muß Alles gehen lassen, wie es geht; wenn nun etwas verdorben worden, was kann ich dafür?"

Die gnädige Frau hat dem Stubenmädchen oder der Kammerjungfer befohlen, ihre Robe, ihre Manchetten, ihr Kragentuch zu plätten, es ist nicht geschehen. Warum nicht? „Gnädige Frau, Sie wissen, ich bin sensitiv," sagt das Mädchen, „ich kann kein Bügeleisen anfassen, nur die metallenen Knöpfe an der Uniform meines Dragoners sind mir nicht so zuwider, daß ich gleich in Ohnmacht falle, aber schwach werde ich manchmal."

O! Herr v. Reichenbach, das Alles und noch viel mehr haben Sie auf dem Gewissen.

Und Alles das ist vollkommen wahr, denn: „Hochsensitiven kann man Metalle unter Papier, Leinwand oder jeder anderen leichten Bedeckung verbergen, sie sind jedesmal im Stande, ohne Berührung, nach dem bloßen Gefühle ihrer darüber gehaltenen hohlen linken Hand, die Stellen aufzufinden, wo die Metallstücke liegen. Fällt Ihnen dabei nicht unwillkürlich der neunte dieser Briefe ein, wo ich von der Wasserreibung und Monsieur Sourcier sprach? Gesetzt, es lägen unterm Boden, nicht tief unter der Oberfläche, etwa in einem Keller, Metalle, Geld, in einiger Menge vergraben, so ist gar kein Zweifel, daß ein Hochsensitiver sie durch das Gefühl noch leichter und schneller finden würde, als meine Mittelsensitiven die Wasserleitung durch den Park fanden. Nehmen Sie nun den Fall, nicht allzutief unter der Erdoberfläche liefe ein Gang von Bleiglanz, von Kupferkies, von Rothgültigerz u. dergl. aus, wie sie sich so oft wenige Fuß unter der Dammerde verborgen finden, und ein Hochsensitiver schritte mit einiger Aufmerksamkeit darüber; können Sie nach dem, was Sie nun wissen, noch einen Augenblick zweifeln, daß er sie empfinden würde, und die Stelle, wo sie liegen, genau angeben könnte? Aber auch andere Dinge, Ausbisse von Steinkohlenflözen, werden auf einen für Od sehr reizbaren Menschen anders einwirken, als der Sandstein und der Schieferthon, in denen sie eingelagert sind. Er wird, wenn er vorher die odischen Gefühle, welche Kohlenmassen auf ihn hervorbringen, beobachtet und sich zu eigen gemacht hat, es sogleich erkennen, wenn er ein solches Lager überschreitet. Kein anderer Mensch wird etwas davon wahrzunehmen vermögen, aber ein Hochsensitiver wird mit voller Bestimmtheit ansagen: da und dort befindet sich unterm Boden dieses oder jenes Mineral, und die Nachgrabung wird dies scheinbare Wunder rechtfertigen, das bis jetzt

um so staunenswürdiger erschien, als der Finder selbst weder sich noch viel weniger Andern irgend befriedigende Rechenschaft darüber zu geben im Stande war. Das Wunder ist nun aufgedeckt — es ist nichts, als ein rein physiologischer Einfluß des odischen Dynamids auf das menschliche Nervengebäude; er wirkt auf einen dunklen Sinn, worüber man nicht Aufschluß zu geben im Stande ist, und eine Menge instinktartiger Vorkommnisse bei Thieren werden auf demselben Wege ihre Erklärung finden, auf welchem ich hier die der Metall- und Erzfinder gebe. Und nun, mein Freund, da haben Sie vollends die letzten Geheimnisse der Wünschelruthe; nicht zwar der Ruthe als solcher im wörtlichen Sinne und ihres angeblichen Neigens, Drehens und Anschlagens — das war wohl kaum etwas anderes als der Hokuspokus dabei für die neugierige Menge, der die Vielbefragten etwas Handgreifliches hingeben mußten — aber den bisher tiefverborgenen haltbaren Kern der Sache." *)

So wäre demnach erklärt, auf welche Weise der Bergmann tief unter der Erde, tief in dem Schooß derselben verborgen die Metalle entdecken könne. Zwar sonderbar sind in der Erde die Metalle fast niemals rein, die edlen ausgenommen, aber was schadet das? Ob das Metall vererzt ist oder nicht, es ist gewissermaßen zugedeckt mit einem Tuche, mit einem Brett, vorhanden ist es ja immer, und welcher Ausbildung das sensitive Gefühl fähig sei, hat Herr v. Reichenbach wohl erfahren, er sagt selbst: „wenn ich neue Leute bekomme, so sind ihre Angaben bisweilen auffallend schwankend. Nach zwei, drei Sitzungen gewinnt Alles schon Klarheit und Bestimmtheit. Aber längere Beschäftigung mit diesen Empfindungen gewährt Deutlichkeit und Fertigkeit."

Eigentlich sollte man wohl glauben, ein gebildeter und geistig gesunder Mensch müsse seine Anschauungen ohne weitere Anleitung sehr gut angeben, beschreiben können; wenn man ihm aber freilich zu Hülfe kommt, wenn man ihn fragt, sehen Sie diesen Draht leuchtend, sehen Sie sich um denselben eine leuchtende Spirallinie ziehen, sehen Sie nicht die Spitze des Krystalls bläulich, das stumpfe Ende gelblich leuchten, fühlen Sie nicht hier einen „kühlig-wohligen" oder einen lauwidrigen Hauch, so wird der Sensitive sehr bald lernen, was er sehen und fühlen soll, und wenn es ihm nicht ganz an Talent mangelt, so wird er seinem, für die Sache begeisterten Lehrer noch viel andere Dinge erzählen, an welche der Lehrer niemals gedacht hat, und so werden immer neue Erfindungen zu den schon vorhandenen gefügt. So z. B. die gewiß höchst beachtenswerthe Thatsache,

*) A. a. O., Seite 132.

daß zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht ein polarer Gegensatz besteht. Man glaube gar nicht, daß dies etwas Altes sei, es ist eine ganz neue Entdeckung des Herrn v. Reichenbach. Derselbe sagt darüber:

„Ob in dem Gegensatze beider Geschlechter odischer Dualismus auch vorhanden und aufzufinden sei? — Diese Frage stellte ich an die Natur mittelst folgenden einfachen Versuches. Einem sensitiven Frauenzimmer gegenüber stellte ich einen Mann und eine Frau, jedem von beiden Letzteren gab ich ein Glas Wasser in die rechte Hand. Nach sechs Minuten, innerhalb deren die Wasser negativ geodet sein mußten, ließ ich die Sensitive beide Gläser kosten. Sie fand beide kühl, das aus der Mannshand aber weit kühler und angenehmer, als das aus der Frauenhand. Hierauf stellte ich beide einem sensitiven Manne gegenüber und verfuhr ebenso. Er aber fand das Wasser aus der Frauenhand kühler. Sie sehen klar, auch Mann und Weib stehen in odpolarem Gegensatze."

Was für Aufschlüsse wird das geben! es wird sich kein unbärtiger junger Mensch mehr in Damenkleider stecken und in ein Kloster einschleichen können, keine Dame, und wäre es eine junge Riesin, wird mehr in Männerkleidern täuschen können. Ein Glas Wasser und ein Sensitiver oder eine Sensitive genügt, um das Geschlecht festzustellen.

XXXI.

Magnetisches Leuchten. Richtung der Bettgestelle. Arbeitslust und Arbeitsscheu.

Wo eine solche Fülle von Material vorliegt, wodurch die größte aller Entdeckungen so gründlichweit durchgearbeitet worden ist, da folgt, wie begreiflich, eine Entdeckung auf die andre, so fand Herr v. Reichenbach, daß das Odlicht nicht blos hell, sondern farbig sei.

„Ein schwacher Sensitiver gewahrt an beiden Krystallpolen im Dunkeln nichts, als eine gräuliche unbestimmte Wolke, einen trüben Schein inmitten der allgemeinen Finsterniß. Ein Mittelsensitiver unterscheidet, daß die Helle an einem Pole blaugrau und blau, am andern gelb und gelbroth ist, gerade wie seine rechte und linke Hand. Ein höherer Sensitiver endlich erkennt, daß dieses Blau und Gelb nicht einfach ist, sondern daß innerhalb desselben noch allerlei Farben, grün, roth, orange, violett durcheinander

zucken, und jede der beiden Polflammen, genauer genommen, buntes Aussehen besitzt; dies jedoch so verstanden, daß diese letzteren nur als Nebenfarben, als untergeordnete Farbenflecke in dem allgemeinen Blau des einen und dem allgemeinen Roth des andern Pols auftreten.

Es war ein sensitiver, invalider Matrose, Friedrich Weidlich, der mich (Februar 1846) zuerst darauf aufmerksam machte, daß diese Farben nicht immer in unruhigem Treiben durcheinander spielen, sondern daß sie sich ruhig über einander lagern und ordnen, wenn sie nicht durch den Luftzug meiner Bewegungen und des Athems gestört und vermengt werden. Und als ich mich um die Lagerungsordnung erkundigte, erfuhr ich, daß zu unterst immer Roth sich absetze, von vielem Rauche getrübt; daß auf diesem brandgelb, dann hochgelb, dann blaßgelb, sofort zeisiggelb, jetzt grün erscheine, daß dies in Blau übergehe, erst in helles, dann in dunkles; und daß zu oberst veilchenroth erscheine, was endlich in rauchigem Dunst sich verliere und Alles mit vielen kleinen hellleuchtenden Fünkchen oder Sternchen untermischt sei. Was ich von diesem Manne zuerst erfuhr, das sagten mir seitdem viele Sensitive in tausend nächtlichen Versuchen. Was ist aber dies anders, als die Farbenordnung des prismatischen Spectrums? Die Erscheinung einer lichten Iris in absoluter Finsterniß .... welch' ein wunderbarer Anblick! Alle Hochsensitiven schilderten ihn als das Prachtvollste, wessen sie je in ihrem Leben ansichtig geworden.*)

Die hier geschilderten Hauptversuche wurden auf sehr mannichfaltige Weise abgeändert und führten zu stets neuen und schöneren Erscheinungen, bis endlich eine große eiserne Kugel durch den elektrischen Strom in einen mächtigen Magnet verwandelt, zur leuchtenden Erdkugel wurde und das prachtvollste Phänomen, das es jetzt giebt, das Nordlicht zeigte.

Die genauesten Untersuchungen haben gelehrt, daß derjenige Pol des Magneten, welchen die Physiker den Nordpol nennen, der negative Pol sei und daß die Physiker ganz irrthümlich und ganz ohne vernünftigen Grund eine geradezu falsche Bezeichnung brauchen, wenn sie behaupten, daß sein Magnetismus das Positive sei. Man wird glauben, daß der Freiherr v. Reichenbach nicht ohne sehr tiefgreifende Gründe das Entgegengesetzte von dem sagt, was die Physiker behaupten, mit deren Experimenten er seine Versuche lieber in Einklang als im Widerspruch sähe. Aber Wahrheit siegt unter allen Umständen und so bleibt es denn dabei, daß der nach Norden zeigende Pol eines Magnetstabes der negative ist und der Nordpol der Erde, d. h. der magnetische Nordpol, ist mithin der

*) A. a. O., Seite 167.

verwandte, der ungleichnamige, derjenige, zu welchem sich sowohl der negative Magnetismus, als alle negativen Odkräfte hinneigen.

Auch der Mensch hat so gut, wie der Magnet, seine Längenachse und in dieser seine Polarität, und zwar ist der Mensch nach oben, nach dem Gehirne zu, od-negativ, nach unten, nach dem Bauche zu, od-positiv.

Herr v. Reichenbach sagt, um seine Ansicht zu beweisen, Folgendes:

„Setzen Sie in die Mitte eines Zimmers vier Stühle; von dem einen richten Sie die Lehne nach dem magnetischen Norden, vom andern nach West, vom dritten nach Süd, vom vierten nach Ost. Und nun fragen Sie einen guten Sensitiven, ob es ihm gleichgiltig sei, auf welchem von diesen vier Sitzen er einige Zeit ruhen müsse? Wenn er sich auf allen herum versucht hat, wird er Ihnen den Ausspruch thun, daß er sich am behaglichsten auf dem fühle, auf welchem er den Rücken nach West und das Gesicht nach Süd kehre, und am mißbehaglichsten auf dem, auf welchem er den Rücken nach West und das Gesicht nach Morgen richte. Ueber die Eigenthümlichkeiten der anderen Sitze will ich hier hinwegeilen, dagegen Sie einladen, den Versuch, den Sie mit dem Sitze Ihres Sensitiven machten, auf sein Bett auszudehnen. Legen Sie ihn hinein, und rücken Sie ihn mit seinem Bette nach einander in die vier Weltgegenden. Sie werden bald von ihm hören, daß er nur in der Lage behaglich sich fühle, wo er mit dem Kopf nach Nord und mit den Füßen nach Süd gerichtet sei. Die Erklärung liegt auf der Hand. Die obere Körperhälfte ist in Beziehung auf die Längenachse od-negativ, der Nordpol der Erde od-positiv. Sind sie einander zugekehrt, so giebt dies eine ungleichnamige, also angenehme Paarung. Die untere Körperhälfte ist od-positiv und macht mit dem negativen Südpol der Erde einen ungleichnamigen Gegensatz. Jede andere sitzende oder liegende Lagerung ist minder angemessen, und mehr oder weniger unangenehm, lauwidrig, beunruhigend. Es giebt welche unter meinen Sensitiven, die immer mit dem Compaß reisen, seit sie diese Belehrung von mir empfingen, und in jedem Gasthof ihre Bettstätte nach der Nadel richten. Hochsensitive habe ich durchaus unfähig gefunden, in einer anderen Lage, als in der Nord-Süd-Richtung, Ruhe zu gewinnen. Aber auch auf mittlere und selbst auf Niedersensitive, z. B. den französischen Sprachlehrer in Wien, Herrn Delhez, hat die Bettlage einen solch' mächtigen Einfluß, daß sie nicht nur über seine Nachtruhe, sondern in Folge dessen über sein allgemeines Wohlbefinden entscheidet. Ein sensitiver Gesunder muß also als diätische Regel sich merken, daß sein Lager mit dem Kopf immer nach Nord gerichtet sein soll; ein sensitiver Kranker aber muß schlechterdings und vor allen anderen in diese Richtung gebracht werden; ohne sie ist

jedes andere Bemühen um seine Heilung und jedes Mediciniren nahezu vergeblich." *)

Ein weit und tief greifender Aufschluß über unzählige Unannehmlichkeiten, welche die gehoffte und nicht gefundene Nachtruhe mit sich führt. Das Unbehagen, welches eine schlaflose Nacht bringt, kommt allein von der Richtung her, welche man dem Körper bei seiner Lage im Bett giebt. Dies ist ganz unzweifelhaft und kann von einer großen Menge von kräftigen Beweisen unterstützt werden. Betrachtet man diese und ihren Verlauf und zieht man die einzig richtigen Schlüsse daraus, so ergiebt sich höchst einfach, daß die sicherste und beste Lage für einen gesunden Schlaf diejenige wäre, in welche die magnetische Neigungsnadel sich befindet. Schon die magnetische Abweichungsnadel giebt annähernd die Lage an, in welcher der Mensch, den Kopf gen Norden, liegen muß, um angenehm zu ruhen, die Nadel aber, welche frei von jeder Fessel sich beliebig drehen kann, nimmt schließlich in unsrer Gegend eine Lage an, die einem Lineal entspricht, welches unter 70° gegen den Horizont geneigt ist. Der nach Süden zeigende Pol steht oben, der nach Norden zeigende steht unten, man müßte also, um in solcher Lage schlafen zu können, sich ungefähr wie der heilige Andreas an ein Kreuz binden und mit dem Kopf nach unten irgendwo in einen Winkel stellen lassen. Da dieses für die gewöhnlichen Haushaltungen eine gewisse Unbequemlichkeit haben würde, so hat der Verfasser mit einem geschickten Mechanikus über diesen Gegenstand verhandelt und einen Kontrakt mit ihm geschlossen, nach welchem derselbe ein eisernes Bettgestell mit den nöthigen Matratzen, ferner mit weichen, wohlgepolsterten und mit Sammet überzogenen Schleifen und Schlingen für den sehr civilen Preis von 100 Dukaten herstellt, in welches Bette sich legend, ganz auf die gewöhnliche Weise in horizontaler Lage, man sich nunmehr selbst ohne alle Mühe befestigt und dann auch selbst mit geringer Mühe (oder falls man diese scheuen sollte, durch Hülfe seines Kammerdieners) sich in jene eigenthümlich schöne Lage versetzen kann, vermöge deren die Füße oben an der Decke, der Kopf unten in der Nähe des Fußbodens befindlich ist und man sich nunmehr behaglich dem wohlig kühligen Einfluß des negativen Odstroms aus dem Kopf nach dem Nordpol und ebenso dem wohlig kühligen des negativen Magnet-Odstroms des Südpolarmagnetismus zu den Füßen hin überlassen kann, ein Gefühl, welches man sich wahrscheinlich gar nicht lieblich genug vorstellen kann, daher auch die jüdischen und christlichen

*) A. a. O., Seite 182.

Märtyrer zur Zeit der alten Römer in dieser Lage an das bekannte Andreaskreuz gebunden in namenlosem Entzücken ihren Geist aufgaben.

Die Bettstellen solcher Art haben das Bequeme, daß sie während des Tages gleich anderen Bettgestellen längs der Wand stehen, gleich viel, in welcher Lage, während der Nacht aber ohne besonderen Kraftaufwand in die geforderte Stellung gebracht werden können.

Die horizontale magnetische Nordsüd-Stellung, welche der Freiherr v. Reichenbach verlangt, ist bei unseren ganz unzweckmäßig gebauten Häusern und bei der Jämmerlichkeit unsrer Baupolizei, welche hierauf und auf Alles, was zu dem Od Beziehung hat, gar keine Rücksicht nimmt, schwer durchzuführen. Um dem Bettgestelle die verlangte magnetische Nordsüd-Richtung zu geben, würde man es in den mehrsten Fällen schräg durch das Zimmer stellen und so die Wege versperren müssen, was große Unbequemlichkeiten mit sich führen dürfte, besonders wenn man während des Tages diese Bettstellen längs der Wände stehen hätte und also die nächtliche schräge Stellung nicht gewohnt wäre. Wie leicht fiele da ein Mitglied der Dienerschaft über die Herrschaft her, zu welchen Schrecken, zu welchen Unannehmlichkeiten, oder wenigstens unbequemen Erklärungen könnte das Anlaß geben. Bis die Baupolizei es dahin gebracht hätte, daß sämmtliche Häuser mit ihren Seitenmauern in der magnetischen Nordsüd-Richtung lägen, und da diese Richtung eine schwankende ist, im Laufe der Zeit um 42° von sich selbst abweicht, d. h. einmal 21° westlich, ein ander Mal ebenso weit östlich vom wahren Norden zeigt — es dahin gebracht hätte, daß alle Häuser gleich den deutschen Windmühlen auf einem großen Pflock drehbar sind, man mit denselben also der wahren magnetischen Richtung ebenso gut nachgehen kann, wie der Windmüller der Richtung des Windes — bis dahin, daß dieses Ideal einer vernünftigen Bauordnung eingeführt ist, sind demnach die hängenden Betten, welche man jeder Zeit mit dem Kopf nach unten stellen kann, die zweckmäßigsten.

Mögen die Leser nicht glauben, daß hier ein schlechter Spaß getrieben wird. Herr v. Reichenbach beklagt sich ganz ernstlich über die grundschlechte und zweckwidrige Einrichtung unserer Kirchen, deren Länge sich immer von Osten nach Westen erstreckt und in denen der Altar stets auf der Morgenseite steht. Dadurch wird die od-positive Linke der in der Kirche Anwesenden dem od-positiven Nordpole zugekehrt und gleichzeitig die negative Rechte dem negativen Südpol. Dies giebt gleichnamige Paarungen, welche ein Sensitiver nicht ertragen kann, fliegende Hitze, Unruhe und Bangigkeit, Magenweh, zuletzt Ohnmacht sind die Folgen, welche wir täglich in

großen Kirchen sehen und woran nichts anderes Schuld ist, als die unzweckmäßige Baustellung derselben.

„Aber dies dehnt sich auch auf das tägliche häusliche Leben aus. Kein Stuhl, kein Sopha, kein Sitz darf so gestellt sein, daß derjenige, der ihn einnimmt, den Rücken nach Abend kehrt, wenn er ein Sensitiver ist. Ja sogar das Stehen mit dem Rücken nach West wird ihm unleidlich. Der Ingenieur-Major, Herr Philippi, ein guter Mittelsensitiver und erfahrener Seemann, bedarf zu Schiff keines Compasses, um jederzeit die Himmelsgegenden bestimmen zu können, er dreht sich nur stehend langsam um sich selbst und fühlt alsbald deutlich heraus, wo West und wo Nord liegt. Jeder sensitive Seemann wird dies bald lernen, und den Pol nach demselben Gesetze finden, nach welchem der sensitive Quellenmann rinnendes Wasser herausfühlt.

„Diese Dinge greifen so weit ein im gemeinen Leben, daß sie z. B. über die Stellung eines Möbels, einer Maschine, eines Claviers entscheiden. Eine sensitive Dame spielte in meinem Hause öfters Piano. Aber es war ihr dabei niemals behaglich, und sie wußte nicht, warum sie, an meinem sonst guten Instrumente sitzend, jedesmal Unwohlsein anwandelte. Bei einigem Nachsinnen darüber entging mir nicht länger, daß die Saiten des Flügels im Meridian sich befanden und die Spielerin vor dem gen Südpole derselben, mit dem Rücken nach Süd gekehrt war. Sie saß also vor den odpositiven Polen eben so vieler langer Magnete, als Stahlsaiten gegen sie heraufgespannt waren. Dies konnte sie unmöglich vertragen, sie würde nach längerem Verweilen ohnmächtig vom Stuhle gefallen sein. Ich kehrte das Clavier um, so daß die Dame im Norden derselben und vor lauter gen Nordpolen saß. Nun war augenblicklich Alles gut und sie spielte jetzt mit Wohlbehagen und Lust. Niemals darf ein flügelförmiges Fortepiano so stehen, daß der Spieler im Süden oder Westen desselben zu sitzen kommt; kein Sensitiver wird davor sich wohlbefinden.

„Ich kenne einen Mann, der ein braver Hauswirth und fleißiger Weber, dabei ziemlich sensitiv war. Er zog in eine andere Wohnung und von der Stunde an schmeckte ihm sein Webestuhl nicht mehr. Er hatte kein Sitzleder mehr auf seinem Stuhle, gerieth in's Weinhaus und in die Bierschänke, vernachlässigte seine Arbeit und ging zu Grunde. Der Webestuhl stand in der alten Wohnung in Nordrichtung, in der neuen in Westrichtung für den Rücken des Arbeiters; dies Letztere konnte er nicht aushalten; die odische Pein, deren Ursache er nicht kannte, aber deren widrigen Sollicitationen er nicht zu widerstehen vermochte, brachte den armen Mann in's Verderben. Tausende, welche ihr Leben sitzend gewinnen müssen, Hand-

arbeiter, Nähende, Schreibende, Beamte, Künstler, besonders Maler, welche das Licht von Norden einfallen lassen und dann mit dem Rücken nach West sitzen müssen, und auf diese Weise um die Arbeitslust gebracht wurden, sind die unschuldigen Opfer der bisherigen Unkenntniß dieser verborgenen physischen Verhältnisse geworden." *)

Welch' wunderbar tief greifende Aufschlüsse erhalten wir durch solche Beobachtungen; wie unbeschreiblich ungerecht müssen wir Menschen uns selbst vorkommen, wenn wir bedenken, wie leichtsinnig wir mit unseren Verdammungsurtheilen über Fleiß oder Trägheit bei der Hand sind; da sehen wir gleich einen faulen, einen arbeitsscheuen Menschen in Jedem, der nicht thut, wie wir hölzerne Naturen, die, fern von jener Empfindlichkeit gegen odische Einflüsse, unser Pensum arbeiten können, wir mögen mit dem Rücken nach Westen oder nach Osten sitzen oder stehen, wenn wir uns nur sonst in einem erträglich behaglichen Zustande fühlen. Wenn wir nun sensitiv wären und man sähe uns täglich drei Mal im Wein- oder Kaffeehause sitzen und unsere Zeit vergeuden, und man sähe uns vielleicht gerade deswegen, weil wir auch in diesem Wirthshause mit dem Rücken gen Westen sitzen, unendliche Fluthen des besten Weines oder des schlechtesten Punsches und Grog's, je nach der Jahreszeit, vertilgen, lediglich aus Unbehagen — aus Unbehagen, welches uns von Hause, vom Arbeitstische forttreibt, aus Unbehagen, welches die falsche Lage im Wirthshause in uns erzeugt — was würde man sagen? Der liederliche Mensch, der Säufer, der schlechte Familienvater!

Und wenn wir uns dann zu Grunde gerichtet hätten, in Elend kämen, selbst darbten und Weib und Kinder darben ließen. Was würde man sagen? Der schlechte Mensch, der gottlose, der gewissenlose Taugenichts, der sich und seine Familie zu Grunde richtet. Ganz Recht geschieht ihm, kein Mitleid darf man mit dem haben; er handelt unwürdig, er schändet das Menschengeschlecht.

O! ihr liebelosen, hartherzigen Menschen, wäret ihr nur sensitiv und ständet ihr nur mit dem Rücken gegen Westen, ihr ginget vielleicht nicht drei Mal, sondern vier Mal in's Wirthshaus, und wenn ihr dort auch die ungünstige westliche Rückenlage hättet, so bliebet ihr vielleicht vom Morgen bis zum Abend darin, blos um den Unmuth zu verscheuchen, der in euch erweckt wird durch diese unnatürliche Stellung.

Dies ist auch der Grund, welcher die Bewohner des östlichen Theiles von Nordamerika in ganzen Schaaren über den Mississippi treibt. Dort

*) A. a. O. Seite 187.

haben sie den magnetischen Nordpol, welcher positives Od ausströmt, nicht mehr im Rücken, wenn sie nach Europa schauen; dort liegt er ihnen zur Linken, wenn sie sich in diesem Falle befinden, zur Linken, welche negatives Od giebt; dort sind sie munter und arbeitsam, nicht sowohl, weil sie verhungern würden, wenn sie nicht arbeiten wollten, nicht sowohl, weil es dort keine Armenanstalten und keine Vereine für heruntergekommene Bürger giebt, sondern lediglich, weil der magnet-odische Nordpol für sie eine Stellung hat, in der ihre Arbeitslust erweckt wird, weil er ihnen ungleichnamiges Od zuströmt.

XXXII.

Heiligsprechung des Herrn von Reichenbach. Götter und Halbgötter. Die gute alte Zeit.

Die Entdeckung dieser Thätigkeit wird dem Freiherrn von Reichenbach die Unsterblichkeit sichern, vielleicht die Heiligsprechung, wozu es schon jetzt den Anschein hat; denn Herr von Reichenbach erzählt in seinem öfters angeführten Werke, Seite 196: „Oftmals hörte ich in der Dunkelkammer die Bemerkung aussprechen, mein Kopf sei mit einer Strahlenkrone umgeben; ich sei in einem Heiligenschein eingehüllt" — was Wunder, wer solche Entdeckungen macht, wer so den einzelnen Gegenständen des menschlichen Geistes seinen Platz anweis't, der muß ja wohl ein Heiliger sein. Wie der Nepomuk, der Heilige des Wassers, wie Florian, der Heilige des Feuers, so Reichenbach, der Heilige der Faullenzer; denn er hat von ihnen die pommersche Mütze der Folterkammer genommen und sie sich als Kappe aufgesetzt, mit Schellen verziert, damit man sie weit genug höre.

Folgen wir dem trefflichen Manne bis zum Schluß, so werden wir ein Urtheil haben über die ganze Herrlichkeit seines Wundergebäudes. „Diese odische Atmosphäre, die jeder Mensch um sich hat, die von jedem lebenden Individuum ausgeht, ist nicht überall völlig gleich, sondern bei jedem etwas verschieden, ungefähr wie die Gerüche, die Geschmackseinwirkungen verschieden sind, wie das Licht in Farben, der Schall in die Tonleiter zerfällt; sie ist bei einem Weibe etwas verschieden von der eines Mannes, bei einem Jungen verschieden von der eines Alten, bei einem Sanguiniker verschieden von der eines Cholerikers, bei einem Gesunden verschieden von der eines Kranken; ja sie ist unter den Kranken verschieden in einem Katarrh von

einem Scharlach, von einem Typhus mit seinem calor mordax u. s. w., und alle diese Unterschiede werden von einem Hochsensitiven, ja oftmals schon von Mittelsensitiven erkannt und bestimmt wahrgenommen. Sie finden hierin die ersten Winke über die Möglichkeit, daß z. B. Kranke in extremen Sensitivitätszuständen das Annähern ihres Arztes schon erkennen, wenn Gesunde ihn noch nicht wahrzunehmen vermögen; daß sie vor manchen Menschen auf das erste Zusammentreffen eine so unüberwindliche Abneigung haben, als für andere eine unbegründete Vorliebe; daß Raubthiere, daß Hunde die Spur auf einem Blatte erkennen, auf welches ihre Beute fliehend den Fuß gesetzt, und ähnliche Dinge mehr, die wunderbar scheinen, so lange man die physischen Fäden nicht kennt, mit welchen sie in der materiellen Welt ganz gesetzmäßig und einfach zusammenhängen. Doch ich würde die Grenze, die ich mir für diese Briefe gezogen habe, überschreiten, wollte ich in Darlegung dieser höheren odischen Verhältnisse eingehen. Ich nehme daher hier von Ihnen Abschied.

„Sie kennen jetzt die Erscheinung dessen, was ich Od genannt habe, nach seinen äußeren Umrissen. Es ist ein Dynamid, das denen, welche die Wissenschaft bereits kennt, analog und nahe verwandt ist. — Es umfaßt eine eigene Gruppe unwägbarer, aber sinnlich wahrnehmbarer Vorgänge in der Natur, für welche wir bis jetzt weder ein Maaß noch ein Reagens haben, als den animalischen Nerv, und auch diesen nur unter den eigenthümlichen Umständen der sensitiven Reizbarkeit. Der Grund, warum es der wissenschaftlichen Forschung bis jetzt gänzlich entgangen, ja, von der Wissenschaft geradezu und hartnäckig zurückgestoßen und ausgeschlossen worden ist, liegt eben in dem Mangel an einem allgemeinen Odoscop und Odometer, welche für Jedermanns Gebrauch zugänglich wären und womit sein Dasein leicht und in die Augen fallend aller Welt darzuthun gewesen sein würde. Und die Ursache, warum hinwiederum ein Odoscop bis jetzt sich nicht hat finden lassen, entspringt aus der Natur des Odes selbst, nämlich aus seiner Kraft, alle Stoffe und Räume zu durchdringen und sich nirgends anzuhäufen, niemals bis zur allgemeinen Wahrnehmbarkeit verdichten zu lassen; für Wärme, Elektricität, Licht giebt es bis auf einen gewissen Grad Isolatoren, für Od habe ich noch keinen aufzufinden vermocht. Dieses Mangels an aller Sperrbarkeit habe ich mich bedienen zu sollen geglaubt, um ihm einen zu mannigfaltigen wissenschaftlichen Beugungen bequemen Namen zu bilden. Vâ im Sanskrit bezeichnet »wehen«. Im Lateinischen vado, im Altnordischen vada heißt: »ich gehe schnell, ich eile dahin, ströme fort«. Davon Wodan, bezeichnet im Altgermanischen den Begriff des Alldurchdringenden; es ändert in den

verschiedenen alten Idiomen ab in Wuodan, Odan, Odin, wo es die alldurchdringende Kraft bezeichnet, die zuletzt in einer germanischen Gottheit personificirt wird. »Od« ist also das Lautzeichen für ein, alles in der gesammten Natur mit unaufhaltsamer Kraft, rasch durchdringendes und durchströmendes Dynamid.

„Hätte uns die Natur einen Sinn für Od verliehen, so klar und deutlich etwa wie für Licht und Schall, so ständen wir auf einer bei weitem höhern Stufe der Erkenntniß; wir würden Wahrheit und Täuschung vermittelst jener Alldurchdringlichkeit ohne allen Vergleich leichter, schneller und sicherer unterscheiden; wir würden einander, wie man zu sagen pflegt, in's Herz sehen. Talleyrand könnte nicht mehr die Sprache mißbrauchen, um seine Gedanken zu verbergen, und wir würden in weiterer Folge dessen ein Wesen höherer und edlerer Art sein. Es läßt sich leicht darthun, daß wir, mit einem Odsinne begabt, eine Art Engel sein müßten, und daß eine solche Fähigkeit uns nur verliehen zu werden brauchte, um uns unverzüglich auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit emporzuheben, ohne noch unsere Verstandeskräfte zu steigern. Die Allweisheit, die nur irrende Menschen wollte, hat uns darum versagen müssen, was uns Halbgöttern gleichgestellt haben würde."

Diesen letzten Punkt betreffend, können wir mit dem Herrn Verfasser nicht übereinstimmen; denn haben zur Zeit des Trojanischen Krieges und früher, Götter die Erde bewohnt und mit irdischen Weibern Halbgötter erzeugt, haben Göttinnen sich herabgelassen, irdische Männer zu ihren Geliebten zu erwählen; haben aber selbst die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen gesehen, wie sie schön waren und haben sie von ihnen zu Weibern genommen, deren Kinder Gewaltige in der Welt und berühmte Leute wurden (I. B. Mos. 6. Cap., V. 2 u. 4.), so können wir nicht einsehen, warum dasselbe nicht jetzt auch noch möglich sein sollte; es kommt nur darauf an, daß noch mehrere so ausgezeichnete Männer, wie Freiherr von Reichenbach, sich mit diesem Gegenstande beschäftigen und den Sinn der Menschen für dieses neue Agens aufschließen, worauf wir von ganzem Herzen hoffen und worauf wir dann auch ganz unzweifelhaft ein neues Halbgöttergeschlecht auferstehen sehen werden.

Zu solchen Schlüssen war Voluda gekommen, vielleicht nur, weil auch er noch nicht zu den, von Reichenbach so sehnlichst erwarteten sensitiven Physikern gehörte, weil auch er noch nicht die genügende Empfindlichkeit für odisch-magnetische Einflüsse hatte, aber es läßt sich hoffen, daß die Zeit kommen wird, in welcher endlich doch ein so begabter Gelehrter auftaucht, wie es ja Physiker gegeben hat, welche wirklich einsahen,

was kein Anderer einsehen wollte, wie z. B. die Abwesenheit des Luftdrucks und Aehnliches, wovon wir bereits gesprochen. Leider wurden dergleichen Bemühungen weder belohnt, noch anerkannt, und es gab im Gegentheil Gelegenheit zu Anfeindungen mancher Art, wie denn immer Wahrheit Haß gebiert und nur in sehr wenigen Ausnahmen Anerkennung findet.

Auch in die Angelegenheit der Tischrückerei, welche wie ein Gegenstand der Physik betrachtet wurde, zog man Voluda hinein. Da er in Nordamerika gewesen, da er bekannt und vertraut geworden mit dieser Angelegenheit, da er dieselbe gewissermaßen an Ort und Stelle studirt, so war es kein weiteres Wunder, wenn man ihn als eine Autorität in diesen Dingen betrachtete; aber nur so lange, bis er sich dagegen aussprach. Mit dem Augenblicke, wo dieses geschah, verlor er bei den Anhängern der großen Kunst vollständig allen Glauben, alles Zutrauen; es hieß, er sei in Vorurtheilen befangen, in alt hergebrachten Ansichten verholzt, gerade so, wie die Physiker alle, wenn sie sich Männer vom Fache genannt zu werden berechtigt hielten; nichts Traurigeres, nichts Alberneres, nichts Unbeweglicheres gäbe es nun einmal auf der Welt, als solche trockenen Philister; solch ein Physiker von Profession mache die Natur zu einem Rechenexempel und Alles, was ihm in dieses Exempel nicht passe, sei falsch, sei nicht wahr, sei überhaupt gar nicht vorhanden.

Es ist begreiflich, daß, so wenig Voluda mit solchen Urtheilen verschont wurde, so wenig auch sich daraus machte. Völlig gleichgültig über die Meinung der Menge, lag ihm nur daran, die Wahrheit zu erforschen und sein ganzes Streben war und blieb darauf gerichtet, wiewohl er Niemandem aufdrängte, was er wußte und glaubte, was er für das Richtige hielt. Ueberhaupt hatten seine vielfältigen, schmerzlichen Erfahrungen ihn nicht verbittert, ihn nicht strenge und finster gemacht, sondern nur ernst, und da er die Welt kennen gelernt und gefunden, daß die Menschen überall gleich, so war ihm daraus der große Vortheil erwachsen, sich nirgends unnöthigen Täuschungen hingeben zu dürfen. Er verlangte von Niemand mehr, als derselbe leisten konnte, er suchte nirgends nach Idealen; er hatte gesehen, daß die Menschen in Afrika und in Asien, in Nord- wie in Südamerika dieselben; er hatte erfahren, daß sie überall von den nämlichen Leidenschaften beherrscht, nach dem nämlichen Ziele strebten, und er war fern davon, ein Reformator der Menschheit werden zu wollen, wie er fern davon war, zu glauben, daß die neue Zeit schlechter sei wie die alte, ein Geschwätz, das er überall hören mußte, ohne sich den Grund erklären zu können; denn ihm gerade wollte es scheinen, als sei umgekehrt die neue Zeit eine viel bessere. Seine historischen Studien, wenn sie auch nur die

Geschichte der Naturwissenschaften betrafen, hatten ihm doch gelehrt, daß unendlich Vieles jetzt besser sei, als sonst, und Weniges oder Nichts schlechter genannt werden könne. Man verbrannte keine Hexen mehr; man sah nicht überall, wo etwas schwer zu erklären war, ein wirkliches Wunder; es gab, außer dem Stande des Verbrechers, keinen unehrlichen Stand mehr; die blutigen Gesetze, welche zum grausamsten Tode auf dem Rade oder auf dem Scheiterhaufen, oder zwischen den vier zerreißenden Pferden, durch die entsetzlichsten Foltergualen vorbereiteten, waren abgeschafft. Die abschreckenden Standesvorurtheile, die unsinnigen Bevorzugungen gewisser Personen und Rangklassen waren erloschen; die armen Menschen genossen der Achtung, weil sie redlich waren, die reichen und vornehmen erfreuten sich dieser Achtung nicht, wenn sie nicht redlich waren; keinem Menschen war verboten, irgend welchen Stand zu ergreifen; der sich schickte, war der Berechtigte geworden, nicht umgekehrt, wie es ehemals war. Die Menschen wohnten besser, lebten besser, kleideten sich besser und zweckmäßiger als sonst und sie lebten in Folge dessen länger als sonst, und so gab er sich der schönen Hoffnung hin, daß die Zeit, welche Alles vermittelt, so wie sie bisher zum Besseren geführt hatte, endlich zum Guten führen würde, und daß, um dieses zu erlangen, nichts weiter nöthig sei, als daß jeder Mensch sich bestrebe, selbst gut zu werden, die Verbesserung der Welt mithin von sich anfange. Werdet besser, so wird's besser; dieses war sein Princip, und er befolgte dasselbe auf das Getreulichste, in Folge dessen bei allen traurigen Erfahrungen, bei allem tiefen Kummer, der ihn schmerzlich berührt, seine außerordentliche Milde der Gesinnung und des Urtheils über Andere, welche Eigenschaften ihn in der Achtung aller Derer, die ihn kennen lernten, um so höher stellten, je länger sie ihn kannten.

Magnetismus und Mesmerismus.

Vierter Theil.

I.

Literatur der Tischrückerei. Ephraim Sincers und seine Geister-Erscheinungen. Ein Compagniegeschäft.

Es war eine Zeit der wildesten politischen Zerwürfnisse. Eine gewaltige Revolution, von Frankreich ausgehend, hatte die Welt erschüttert und schien, wie Chateaubriand vorausgesagt, die ganze Erde umkreisen zu wollen. Die Leidenschaften waren entfesselt, die Throne wurden erschüttert, die Völker waren in sich selbst uneinig, diese wollten den Fortschritt, jene wollten den Rückschritt, noch andere wollten den Umsturz, und so ging es nicht etwa blos in den großen künstlich zusammengesetzten Staaten, welche, wie Oesterreich, sechs verschiedene Nationalitäten unter einem Hut versammelt hatten — es ging so selbst in den allerkleinsten Staaten, deren Einwohnerzahl die einer Hauptstraße von Berlin nicht übertrafen, aber dennoch hatte man in Berlin Zeit und Neigung, sich mit der Tischrückerei zu beschäftigen und es wurden zahllose Experimente gemacht, unzählige Fragen gestellt, Bedingungen angegeben und mit unbeschreiblichem Eifer Alles verfolgt und aufgesucht, was irgendwie dazu dienen konnte, vermeintliche Aufschlüsse über ein verborgenes Jenseits zu erhalten. Es blieb auch nicht blos stehen bei den Versuchen mit einem Tisch, einem Stuhl, einem Hut ꝛc., sondern man errichtete ganze Gesellschaften, in denen mit unbeschreiblichem Eifer für die Verbreitung der neuen Lehre gewirkt wurde. Es wurden Bücher herausgegeben über einzelne Gegenstände, es wurden Zeitschriften herausgegeben, welche das ganze Gebiet umfaßten, es entstand eine Polemik zwischen denjenigen, die sich erhaben dünkten über dergleichen dummes Zeug und denjenigen, welche empört waren, daß man ihr Heiligthum schändete, daß man dummes Zeug nannte was doch offenbar eine Manifestation aus dem Jenseits war.

Die Literatur ist wohl noch in keinem Fache auf gleiche Weise so reichlich und schnell vermehrt worden, wie in diesem. Eine Engländerin, Katharina Crowe, schrieb ein Werk: „Die Nachtseite der Natur, oder Geister und Geisterseher.“ Dr. Richard Clemens gab heraus: „Die geheim gehaltenen, oder sogenannten apokryphischen Evangelien und die Offenbarungen der Propheten Henoch, Esra und Jesaia,“ zwei große Werke, das eine von fünf, das andere von drei Bänden. Ein Anonymus gab heraus: „Ein Sendschreiben geprüfter Christen an weiland den Geheimen Hofrath Jung-Stilling.“ Von William Maxwell erschienen drei Bücher der magnetischen Heilkunde mit einer Offenbarung der bisher unbekannten Wirkungen des Lebensgeistes. Die Cabbala des Agrippa von Nettesheim wurde durch einen Dr. Barth herausgegeben. Sataneli's geheime Philosophie oder magisch-magnetische Heilkunde machte sich gleichfalls breit und Hermes Trismegistus Einleitung in's höchste Wissen wurde mit den belehrenden Geschichten vom tausendjährigen Reiche, mit dem biblischen Wundermedikus, mit Viarda's Blicken in die Zukunft, mit dem Teleskop des Zoroaster, mit den Blicken in die Traum- und Geisterwelt, die Vampyre, die Alpe ꝛc., mit Johannes Faust's magia naturalis et supernaturalis neu aufgelegt und überall hin verbreitet. Auch der mineralische Magnetismus durfte so wenig fehlen, als die Praxis der magnetisch-sympathetischen Heilkunde. Ephraim Sincers gab ein Werk über den Spiritualismus heraus, und die enthüllten Geheimnisse des Magnetismus und der Electricität wurden durch einen Pater, Lacordaire, eingeleitet. Alphons Esquieros sandte uns Lichtstrahlen aus dem unenthüllten Jenseits und ein Graf von *** öffnete das Reich der Geister, um die Annäherung der Menschheit an die Geisterwelt zu befördern. Das mehrste Verdienst um diese Literatur erwarb sich aber der Rendant D. Hornung in Berlin durch seine höchst schätzbaren Werke: „Die neuen Geheimnisse des Tages,“ — „Neueste Erfahrungen aus dem Geisterleben, Heinrich Heine der Unsterbliche,“ und die neuesten Manifestationen aus der Geisterwelt.

Alle diese Werke machten gewaltiges Aufsehen und die Metropole der Intelligenz zeigte, was sie zu leisten vermöge, wenn Zeit und Gelegenheit vorhanden war. Der treue und treffliche Sammler, in Verbindung mit den größten Notabilitäten unter den Tischrückern und Geistersehern lieferte die Beobachtungen, welche nicht nur er selbst, sondern welche auch viele Andere gemacht, und höchst interessant sind, z. B. die Schriften desselben, von dem Pfaffen Conrad, Kaplan Heinrich des Löwen, Verfasser des Liedes über die Roncevalschlacht und den Tod Rolands, † 11. September

1197; von Hans Fürchtegott Gellert, † 13. Dezember 1769; von Dr. Johannes Müller, Geh. Medicinalrath ꝛc., † 28. April 1858; von Dr. theol. Friedrich von Meyer, Senator und erster Bürgermeister der Stadt Frankfurt a. M., † 28. Januar 1849; von Heinrich Heine, † 17. Februar 1856; von Richard . . ., † 1844, im Alter von 11 Monaten; welche alle in den neuesten Manifestationen der Geisterwelt enthalten sind, herausgegeben von ihm selbst und in Commission der Plahn'schen Buchhandlung, welche trotzdem, daß sie nicht die Verlegerin ist, doch den Löwenantheil des Gewinnes zieht, welcher wohl dem großen und edlen Aufklärer zu gönnen sein möchte.

Unter den oben genannten Werken machte der Spiritualismus des Amerikaners Sincers das größte Aufsehen. Dieser Mann erzählt seine eigenen Schicksale und wie er plötzlich in sehr jungen Jahren zu der Ueberzeugung gekommen, daß er Geister sehen könne. Ein Matrose erzählte nämlich, wie ein Schiffs-Kapitain einen seiner Untergebenen habe sehr grausam züchtigen und dann in den Kielraum des Schiffes hinabbringen lassen, damit er dort verende, ohne durch sein Geschrei die Ordnung des Schiffes zu stören.

Der Proviantmeister, welcher nach drei Tagen den nämlichen Raum betrat, fand den Unglücklichen noch lebend, aber von den Beinen hatten ihm die Ratten das Fleisch dergestalt weggefressen, daß die Knochen deutlich zu sehen waren.

Der Unglückliche wurde auf das Verdeck geführt, er konnte kaum und nur sehr mühsam gehen; denn die Schenkel und die Waden waren gänzlich von allem Fleisch entblößt. Der Kapitain hatte Mitleid mit dem Unglücklichen und gestattete, daß der Chirurgus ihn zu heilen versuche, was auch vollständig gelang.

Bei Erzählung dieser Geschichte rief der Knabe (Sincers) plötzlich, daß er den Kapitain, den Matrosen sowohl als den Proviantmeister und den Arzt ganz deutlich vor sich sehe, und er beschrieb auf die an ihn gerichteten Fragen alle vier Personen vollkommen genau, und der Erzähler war nicht wenig erstaunt, die getreueste Schilderung in allen Einzelheiten zu erhalten. Da die Geschichte vor der Geburt Sincers' vorgefallen, so konnte der 12jährige Knabe die gedachten Personen nicht gesehen haben und sie waren auch weder interessant, noch bedeutend genug, um etwa durch Kupferstiche oder Lithographien der Welt sichtliche Denkmäler ihres Daseins hinterlassen zu haben.

Sincers hatte einen Vater, dessen Haß gegen die schändlichen Einrichtungen der gegenwärtigen Zeit, dessen Haß gegen Arbeit und dessen

Zärtlichkeit für den Rum ihn außer Stand setzten, in anderer Weise für den Sohn zu sorgen, als dadurch, daß er ihm eine große Flasche Rum in die Tasche und ihn selbst zum Hause hinaus schob mit dem Bedeuten, fortan selbst für sich zu sorgen und bei Leibe nicht in das Haus des Vaters zurückzukehren, wenn er nicht mit einem vierfach zusammengelegten Stricke in Berührung kommen, wenn er nicht die alte Bekanntschaft mit demselben auf eine für ihn vielleicht unangenehme Weise erneuern wolle.

Der Sohn wanderte so weit fort, wie möglich, und am zehnten Tage dieser Wanderung erhielt er einen Dienst bei einem Hausirer, mit welchem er mehrere Jahre umherzog, wobei er denn nichts weiter zu thun hatte, als das Pferd seines neuen Herrn zu füttern und es vor Schaden zu behüten, sonst aber die Erlaubniß bekam, so viel zu essen und zu trinken, als er irgendwie erhalten konnte, wenn es nur nicht auf Kosten seines neuen Herrn geschehe, der kein tendre für Ausgaben solcher Art zu haben schien.

Als nach etwa sechsjähriger Dienstzeit der Herr eines Tages, über eine geländerlose Brücke fahrend, in das Wasser fiel und keine Anstalten traf, wieder heraufzukommen, hielt sich Sincers für den rechtmäßigen Herrn des Besitzthums, verkaufte Pferd und Wagen und Vorräthe, und schaffte sich für das Geld schöne Kleider an. Dieselben brachten ihn in die einsame Zelle eines Grafschaftsgefängnisses, weil man seiner Darstellung, wie er zu der Hinterlassenschaft gekommen, nicht Glauben schenken wollte. In dieser Noth erneuerte sich seine Bekanntschaft mit den Geistern, ohne daß er irgendwie wußte, auf welche Weise es gekommen. Er fühlte sich von Geistern umgeben, sobald er mit dem Willen, sie um sich zu haben, die Augen schloß; er fühlte sich von unsichtbaren Händen berührt, geschmeichelt, getragen, gehoben und in der Nacht konnte er sogar die ihn bedienenden Hände und Arme durch die Dunkelheit leuchten sehen.

Sincers hatte keinen unmäßigen Vorrath von Möbeln in seiner Kammer; dieselben bestanden in einer Bank, welche sein Tisch, sein Stuhl, sein Bett waren, in einem Teppich, um sich damit bei Nacht zu bedecken, in einem Topf mit Wasser und einem andern, welcher leer war, aber gelegentlich mit einem oder dem anderen Gegenstande gefüllt werden durfte.

Sincers machte zum ersten Male die Erfahrung von der Anwesenheit der Geister dadurch, daß er auf seinem Bette liegend und sehr durstend, doch zu faul, aufzustehen und nach dem Wassertopf zu gehen, denselben plötzlich sich erheben und zu ihm kommen sah, worauf er sich an seine Lippen fügte und, nachdem Sincers seinen Durst gestillt, sich ebenso geräuschlos zurück an seinen Ort begab.

Von da an war er nicht mehr allein, von da an hatte er auch keine Langeweile; kein Wunsch, kein Bedürfniß blieb unbefriedigt, denn die Geister gingen aus und ein und brachten herbei, was er forderte, vorausgesetzt, daß sein Fenster offen sei; denn durch die verschlossenen Thüren oder Fenster schienen sie nicht dringen zu können, was allerdings um so wunderbarer ist, als sie sonstige körperliche Verrichtungen, zu denen physische Kräfte gehören, ausführen konnten. Man hätte glauben können, die Geister, welche Töpfe und Schüsseln umhertrugen, würden auch einen Fensterriegel zurückschieben und den Flügel öffnen können: aber die Physik der Geister ist gewiß eine andere, als die Physik der übrigen Natur, was schon allein daraus hervorgeht, daß der entfleischte Matrose noch gehen und daß er überhaupt kurirt werden konnte. Unsere bornirten Aerzte glauben, daß das Fleisch nichts weiter als Muskelsubstanz sei und daß diese in Sehnen auslaufe, welche, durch die Muskulatur bewegt, die einzelnen Glieder in Thätigkeit setzen. Wir sehen, daß diese Ansicht eine ganz falsche ist und daß die Sehnen ihre Dienste thun, ganz ohne das die Bewegung vermittelnde Muskelfleisch, woraus eben der Unterschied der spiritualistischen und der gewöhnlichen, ordinären Physik hervorgeht.

Nachdem das aus dem Verkauf der Erbschaft gelöst'te Geld durch die Gerichtskosten aufgesogen worden war — so nennt man ja wohl das Anfüllen eines Schwammes mit einer Flüssigkeit — und sich bis dahin Niemand gefunden hatte, welcher Sincers anklagte, so lag kein Grund vor, ihn länger im Gefängniß zurückzuhalten und wohl gar auf Kosten der Grafschaft zu füttern. Der Jüngling wurde also freigelassen und er reis'te mit seinem neuen, unterdessen in den Händen des Gefängnißwärters etwas gealterten, Rock weiter. Da er indessen beinahe ohne Bekleidung aus seinem elterlichen Hause gewandert und es gegenwärtig doch zum Besitze von Kleidern, wenn sie schon schlecht genannt werden mußten, gebracht hatte, so verlor er den Muth keineswegs, sondern wanderte noch eine sechs Jahre länger umher, bis er in seinem 24sten Jahre nach New-York kam.

Er hatte in dem letzten Jahre das Geschäft eines Arztes und Magnetiseurs betrieben, wozu in den Vereinigten Staaten sehr wenig gehört. In New-York aber gehört wenigstens anständige Kleidung dazu, und da sich Sincers derselben nicht rühmen konnte, so nahm er bei einem Krämer die sehr anständige Stellung eines Buchhalters, Dienstmädchens und Laufburschen an, in welchen Eigenschaften er es nach einiger Zeit wirklich dahin brachte, einen neuen Rock zu erhalten.

Mit diesem versehen, machte er Bekanntschaft mit einem Herrn Potter, einem ganz eigenthümlichen Manne, in dessen Körper sich die unterscheidenden

Merkmale von sechs bis sieben verschiedenen Racen aussprachen. Er hatte die dunkle Farbe eines Mulatten, die lebhaften, blauen Augen eines Europäers germanischer Abkunft, die ungeheure Nase und die nach hinten zurücktretende Stirn der eingebornen Nordamerikaner, er hatte die vorstehenden Backenknochen eines Chinesen, das dünne, grünlich-blonde Haar eines Mongolen und die Zierlichkeit der Körperformen, die feinen Hände und Füße eines Malaien.

Dieser Mann war aus dem Westen gekommen, um hier im Osten die Tische tanzen zu lassen. Die Bekanntschaft mit Herrn Potter schrieb sich von einer jener Zufälligkeiten her, die in New-York immerdar vorkommen, alltäglich, oder vielmehr allnächtlich sich in jeder Straße zehn Mal wiederholen, nämlich von einem kleinen, unschuldigen Raubanfall, der jedoch meistens nur von solchen Personen ausgeübt wird, welche nicht genügend zu essen haben, und also doch in gewisse Grenzen eingeschränkt ist; denn Nordamerika ist der Sitz eines höchst moralischen Volkes, was selbst dergleichen kleine Excesse nicht liebt, wenn sie nicht durch eine gewisse Art von Nothwendigkeit entschuldigt werden.

II.

Ein Compagniegeschäft auf Geisterklopferei. Große Gelehrigkeit der allwissenden Geister. Ein Klopfalphabet. Die Geister und die Polizei.

Mister Potter war, um die Sache einfach zu bezeichnen, von einem Räuber angefallen worden, und Sincers war ihm zu Hülfe gekommen. Der glücklich begonnene Abend wurde durch ein Trinkgelag beschlossen, bei dem die Helden der Geschichte nähere Bekanntschaft mit einander machten und sich so freundschaftlich an einander schlossen, daß sie sich nicht nur nicht wiederzusehen, sondern auch nicht zu trennen gegenseitig versprachen.

Herr Potter eröffnete ein magnetisches Institut und gleich am ersten Abend machte er die sehr interessante Bemerkung, daß sein neuer Gehülfe bei weitem mehr in der Sache zu thun vermochte, als er selbst.

Es waren acht oder zehn Personen versammelt, um Potter's Gewalt über die Tische kennen zu lernen; man hatte sich so eben gesetzt, Sincers in derselben Reihe, als Potter abgerufen wurde. Kaum war derselbe fünf Sekunden aus dem Zimmer entfernt, als der Tisch unter den Händen der Umhersitzenden zu kreisen begann, und zwar mit solcher Vehemenz, daß, als Potter unmittelbar darauf eintrat und die Kette der

am Tische Sitzenden trennte, dieser Tisch dennoch in wüthender Schnelligkeit fortfuhr, sich zu drehen.

Potter war nicht wenig erstaunt über das Experiment, welches ihm selbst immer erst nach einer halbstündigen Sitzung und auch dann noch nicht in einem solchen Grade gelungen war. Da er die übrigen Theilnehmer an der Sitzung kannte, so unterlag es keinem Zweifel, daß nur Sincers es gewesen, der diese lebhaften Bewegungen hervorgebracht; er sah, welchen Schatz er an dem Manne habe, sich aber von der ganzen Kraft Sincers zu überzeugen, machte er noch einige gesonderte Versuche, welche Alle in das höchste Erstaunen setzten.

Ein kleiner Tisch wurde mitten in das Zimmer gestellt, Sincers legte seine Hände darauf und in wenigen Sekunden fing derselbe an sich zu drehen; nun ließ Sincers die Hände los, der Tisch setzte die Bewegung fort. Sincers ging im Zimmer spazieren, der Tisch spazierte ihm gravitätisch nach, indem er regelmäßig ein Bein nach dem andern aufhob und niedersetzte (es ist leider nicht untersucht worden, ob dieses in der Schrittart, wie gewöhnlich vierfüßige Thiere sie haben, oder ob es im Paßgange geschah, welches eine künstliche, angelernte Gangart ist).

Sincers begann etwas verwickeltere Bewegungen, er drehte sich umher und ging so drehend rund um das Zimmer, bis es ihm einfiel, mit dem Tisch einen Walzer zu tanzen, und siehe, der Tisch machte die reizendsten Pas und drehte sich in den schönsten Schleifen und Schlingen um Sincers, so wie dieser sich um ihn drehte. Die Sache machte sowohl bei den Zuschauern ungeheures Aufsehen, als sie auch Herrn Potter bewog, dem trefflichen Sincers die unerhörtesten Anerbietungen zu machen. Sincers sollte Kunststücke ähnlicher Art ausführen, Potter wollte das Geld redlich einnehmen und eben so redlich mit Sincers theilen, und so geschah es und der glückliche Besitzer dieser wunderbaren und ganz eigenthümlichen, Alles durchdringenden Kraft kannte von da an keine Noth mehr und es freute ihn herzlich, sich mit einem so praktischen Manne, wie Potter es war, eingelassen zu haben; denn dieser Potter kannte die Welt, er wußte, daß Neugierige gerne zahlen; er verdoppelte das Entrée; es giebt wohl kein besseres Zeugniß für den hellen Verstand dieses Mannes.

Die außerordentlichen Erfolge, welche Sincers' Bekanntschaft mit den Geistern nach sich zog, erweckte Potter's Neugierde; er wollte doch auch einmal die Geister von Angesicht zu Angesicht sehen, nur leider wählte weder er noch Herr Sincers die rechten Mittel, um zu diesem neidenswerthen Ziele zu gelangen; es wurden nämlich die Experimente in der Nacht angestellt, allein ganz so thöricht, wie dies Beginnen schien, war

es doch nicht, denn vernünftige Geister können sich wohl auch zur Nachtzeit manifestiren, und von wem könnte man schließlich mehr Vernunft erwarten, als von den Geistern, welche doch ganz und gar lauter Vernunft sein sollen. Die beiden würdigen Freunde begaben sich in ein Gemach, welches vollständig verfinstert worden war, so daß man innerhalb desselben durchaus nichts weiter sehen konnte, als dasjenige, was man sehen wollte.

Potter erklärte sich über diesen Umstand mißvergnügt, aber Sincers tröstete ihn mit der Schmiegsamkeit des menschlichen Willens, dem Vieles gelinge, was Andern, die nicht mit solchem Willen begabt seien, mißlinge. In dem finstern Zimmer angekommen, wußte, genau genommen, weder der Eine noch der Andere, was er wolle. Der unschuldigste von Beiden, Herr Sincers, ergriff aber die Gelegenheit beim Schopf; denn als er die Geister sich nahend fühlte, trug er denselben auf, ein Glas Wasser, welches auf dem Fenster stand, herbeizuholen und auf den Tisch zu setzen. Sincers sah eine schöne, weiße Hand den Befehl ausführen. An ihren zarten Formen vermochte man sehr deutlich wahrzunehmen, daß sie solcher Arbeit nicht eigentlich gewohnt sei. Mr. Potter sah leider nichts, aber er hörte das Klacken des Glases, wie dasselbe mit einer gewissen Heftigkeit auf den Tisch gesetzt wurde.

Sincers wollte seinem Compagnon noch deutlichere Beweise von den Hülfsleistungen geben, die ihm durch die Geister gewährt wurden; er verlangte von ihnen, sie sollten auf einem Accordeon spielen, welches, entfernt von ihm, auf einem Schranke stand. Alsbald ertönten die wunderbaren Klänge dieses Instruments, und obschon es Herrn Potter so war, als kämen die Töne aus der Nähe Sincers, so war er doch viel zu bescheiden, um an dem zu zweifeln, was hier so sichtlich, oder, wenn auch nicht gerade das, doch wenigstens so hörbar durch Geisterhände vollführt war, und sich selbst dadurch in seiner Ueberzeugung nicht stören zu lassen, daß die Töne plötzlich verklangen, als er sich Sincers näherte. Es war ihm genug, er hatte der Beweise zur Genüge; nur noch eines würde er gerne erfahren haben, nämlich: ob sich die Geister nicht zum Sprechen bringen lassen. Daß sich mit ihnen reden lasse, wußte er bereits.

(In einer Gesellschaft, wo derselbe Gegenstand verhandelt wurde, äußerte man, daß diese Darstellungsweise über alle Begriffe maliciös sei: mit sich reden lassen, heiße bekanntlich Vorstellungen, Versprechungen, Bestechungen ꝛc. annehmen, und etwas derartiges könne ein vernünftiger Mensch von Geistern nicht voraussetzen. Der Verfasser will sich auch hiergegen auf das Entschiedenste verwahrt haben, und er kann mit Aufrichtigkeit versichern, daß der Gedanke, wirkliche geistige Bewohner einer

anderen Welt lassen in dem gedachten Sinne mit sich reden, durchaus fern von ihm liege, und er versichert, daß er auch über Herrn Sincers' Geister keine Untersuchungen anstellen wolle.)

Herr Sincers kam auf ein glückliches Auskunftsmittel. Würde es den Geistern zu schwer, den Mund zu öffnen, so konnten sie doch wohl einen Tischfuß in Bewegung setzen; es war dieses um so sicherer zu vermuthen, als sie ganze Tische zum Tanzen, Drehen, Umherlaufen brachten. Sincers frug sofort die Geister, ob sie sich auf solche Weise offenbaren könnten.

Es erfolgte keine Antwort; da fiel ihm ein, daß ein Zwischenmittel nothwendig sei, wenn überhaupt eine Antwort erfolgen solle, und er begeisterte durch Handauflegen einen Tisch, und siehe, kaum hatte er dies gethan, als auf die erneuerte Frage durch Aufheben eines Beines und klappendes Niedersetzen desselben die Antwort erfolgte.

Wer war froher als die beiden Leute.

„Willst Du auf Alles Antwort geben?" so wurde der Tisch gefragt. Dieser antwortete durch Aufheben eines Fußes.

„Kannst Du es auch? Weißt Du Alles, ist Dir Alles vollkommen klar?" Der Tisch antwortete nicht sogleich, doch nach kurzem Zögern erklang eine bejahende Antwort, doch weniger laut, was als Beweis angenommen wurde, daß der Geist zwar allwissend sei, doch nur in einem mäßigen Grade.

Die Experimentatoren scheinen nicht einmal geahnt zu haben, welche Wichtigkeit ihre Entdeckung hatte. Irgendwo Allwissenheit zu finden, ist schon etwas sehr Großes, aber die Entdeckung, daß Allwissenheit verschiedene Gradationen habe, ist sicherlich von ganz unberechenbaren Folgen.

Die Fragesteller fuhren fort: „Weißt Du, ob mein Vater noch lebt? Lebt er noch?" Sofort klopfte der Tisch.

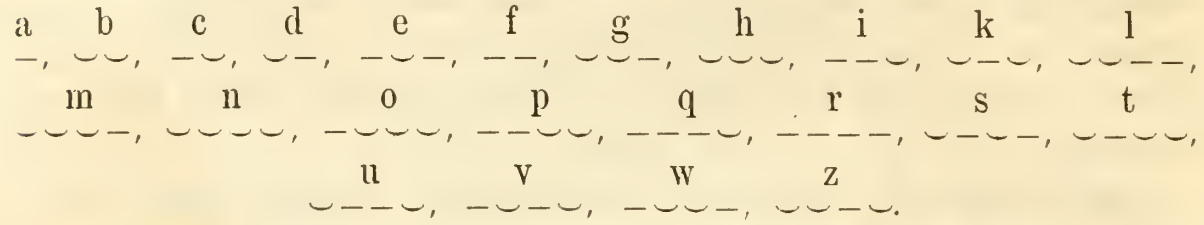
„Auch meine Tante?" Der Tisch antwortete nicht. „Sie ist also todt?" Wieder pochte der Tisch.

„Ich kann nicht beschreiben, in welches Entzücken mich diese Entdeckung versetzte," so fuhr Herr Sincers fort, zweifelhaft lassend, ob es der Tod seiner Tante oder das Erwachen der Gesprächigkeit seiner Geister sei, das ihn so erfreute.

Nachdem über diesen Gegenstand kein Zweifel mehr obwaltete, nachdem die Fragesteller sich überzeugt hatten, daß nichts den Geistern unerreichbar sei, erfanden sie sich ein Alphabet, welches vermöge des verschiedenen Rhythmus, in dem vier Schläge mit einander abwechselten, es möglich

machte, vierundzwanzig Zeichen zu geben. Das Alphabet wurde folgendergestalt zusammengesetzt.

Ein Schlag hieß a, zwei hintereinander hießen b — doch es wird sich besser bildlich darstellen lassen, wenn man die Bezeichnung anwendet, welche bei Anwendung des Versmaßes üblich ist.



Es ist im Allgemeinen unzweifelhaft, daß das Genie, vor allen Dingen das Praktische, auf Seiten der Amerikaner vorwaltet, wenn sie sich mit den Europäern vergleichen. Es geht dieses bis zu den Klopfgeistern herab oder hinauf, wenn man will. Die berliner Klopfgeister waren so dumm, a mit einem, b mit zwei, k mit zehn, p mit funfzehn und z mit vierundzwanzig Schlägen zu bezeichnen, je nach der Stellung, welche die Buchstaben, von a angefangen, im Alphabet einnehmen. Die amerikanischen waren schlauer, wie wir an dem oben angegebenen Alphabet sehen; sie brauchten nicht mehr als vier Schläge, um alle Buchstaben zu bezeichnen, was gewiß ein mächtiger Fortschritt, ein Schritt voraus genannt werden muß. Die Menschen hatten sich dieses Alphabet mit Sorgfalt aufgeschrieben, die Geister aber hatten eine so glückliche Auffassungsgabe, daß niemals ein Fehler vorkam; daß, nachdem den Klopfgeistern der Vorschlag gemacht worden war, sich auf diese Art zu verständigen, die Sache ihren glänzendsten Fortgang nahm.

Potter und Sincers gaben nunmehr Abendunterhaltungen zu verdoppelten Eintrittspreisen und sie brachten ein schönes Geld hinter sich, aber sie selbst kannten noch nicht die ganze Tragweite der wunderbaren Erfindung.

Bis dahin waren es nur Neugierige gewesen, welche sich um sie versammelt hatten, oder Zweifler, welche sich lustig machen wollten. Da machte ein Mord ein gewisses Aufsehen, nicht weil es ein Mord war, sondern weil die Polizei nicht die allergeringste Spur des Thäters, nicht die entfernteste Andeutung eines Verdachtes aufzufinden vermochte, und hierin pflegt die amerikanische Polizei das Außerordentlichste zu leisten. So wenig wie sie im Stande ist, die geringste Ausschreitung zu dämpfen, zu unterdrücken, so wenig sie vermag einem beabsichtigten Lynchversuch entgegen zu treten, so geschickt ist sie doch in Erweckung von gegründetem oder ungegründetem Verdacht, wenn irgend einmal ein Mord begangen worden,

der ihr zur Anzeige kommt. Hier lag nun ein solcher Fall vor, allein es lag keine Möglichkeit vor, Jemanden wegen eines entfernten Verdachtes zu fassen und die Polizei war deshalb in Verzweiflung.

Bei einer Abendunterhaltung in den Cirkeln des Herrn Potter kam ein Gast auf den Gedanken, die Klopfgeister zu befragen, ob sie nicht Aufschluß über den Mord geben könnten. Zwei langsame Schläge und ein rascher, darauf ein gehaltener Schlag, gab die deutliche Antwort Ja.

Der Tisch wurde nun nach dem Namen des Mörders gefragt, er sagte: ⏑⏑, –, ⏑–⏑, –⏑–, ––––.

Was wollte man mehr, da stand es ganz deutlich und unzweifelhaft. Wenn unsere Leser es versuchen wollen, so werden sie finden, daß dieses Baker heißt.

Was war aber mit Baker anzufangen, dies war ein fast so allgemein verbreiteter Name in New-York, wie etwa Müller oder Schulze in Berlin.

Die Gesellschaft ging auseinander und ein Jeder derselben erzählte in seinem Kreise, daß der Mörder des Mr. Hunting, Baker heiße.

Es ist begreiflich, daß die Polizei, welche ihre Ohren überall hat, so gut wie die Journalisten von New-York, auch hiervon hörte. Schon am folgenden Tage kam ein Beamter zu Sincers und frug denselben, wie es komme, daß er den Namen Baker als den des Mörders angegeben habe.

„Nicht ich," erwiederte Sincers, „sondern mir zu Gebot stehende Geister."

„Ach, Possen," erwiederte der Polizeimann, „die Polizei glaubt nicht an Geister, noch niemals hat sich bei irgend einer unserer Behörden etwas gezeigt, das mit Geist auch nur die entfernteste Verwandtschaft gehabt hätte, unter allen aber am wenigsten bei der Polizei, daher werden Sie mir nun wohl schon den Gefallen thun müssen, mich davon in Kenntniß zu setzen, wie Sie auf den Namen Baker als den Mörder des unglücklichen Hunting gekommen sind."

Sincers antwortete: „Durch diesen Tisch."

Entrüstet rief der Polizeibeamte, „Herr, machen Sie mir keine Flausen vor, den Tisch kann ich nicht ad acta legen, ich kann ihn auch nicht in Untersuchungshaft nehmen, ich muß etwas Lebendiges haben, und frage zum letzten Male, woher wissen Sie, daß der Mörder Baker heißt?"

Sincers erzählte nun ganz genau den Hergang des gestrigen Abends, wie auch, daß er weder den Gemordeten, noch den Mörder kenne, ja nicht einmal mit einem Mr. Baker bekannt sei, wie viel es deren auch in New-York geben möge.

Der Polizeimann schüttelte sehr ärgerlich mit dem Kopfe, sagte aber endlich: „Nun, so lassen Sie ihren Tisch weiter reden. Daß ein Tisch vor Gericht Zeugniß abgelegt hat, ist zwar bis jetzt noch nicht da gewesen, dies hindert aber nicht, daß es als ein neuer Fortschritt der Wissenschaft betrachtet und benutzt wird."

Sincers erklärte, daß er bereit sei, den Wünschen des Polizeibeamten nachzukommen, und dieser frug nun, „wie ist der Vorname des Mörders?"

Sincers setzte sich an den Tisch und legte die Hände darauf, als wolle er Klavier spielen, binnen Kurzem hob der Tisch gegen den Polizeimann ein Bein auf, so daß dieser entsetzt zur Seite sprang, und Sincers lachend sagte: „Fürchten Sie nichts, Herr Constabler, es ist keine Gefahr dabei, er thut nur so."

Der Tischfuß gab nun folgende Zeichen:

—⏑⏑—, ——⏑, ⏑—⏑—, ——⏑, —, ⏑—⏑—.

Dies hieß nun ganz deutlich Wiliam und der Polizeibeamte war nicht wenig erstaunt, zu finden, daß dieses wirklich der Vorname desjenigen Mannes war, den man als einen besonders Befreundeten des Gemordeten bezeichnete.

Der Polzeibeamte ging einige Minuten schweigend im Zimmer auf und ab, dann frug er plötzlich: „Wo wohnt dieser Wiliam Baker?" es wurde die Monkey Street genannt und die Nummer 27 deutlich angegeben.

„Es trifft zu," rief der Polizeimann im äußersten Erstaunen, „es trifft zu, so sehr ich mich dagegen sträube, denn der Herr Wiliam Baker in der Monkey Street ist ein überaus reicher Mann, und abgesehen davon, daß reiche Leute in der Regel keine Verbrechen begehen, sondern diese ein Erbtheil der Armuth sind, muß ich noch bemerken, daß sich gar kein Grund für die Behauptung, er sei der Mörder seines Freundes, finden läßt."

„Ha, ein Lichtstrahl," so unterbrach der Polizeimann sich selbst. „Weiß der Tisch so viel, so wird er auch noch mehr wissen," und er schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: „Du! hölzerner Geist! Was war der Grund des Mordes?"

Der Tisch war allerdings nicht an eine so schnöde Behandlung gewöhnt, ließ sich jedoch herbei, zu antworten, vielleicht um des Wohles der Menschheit willen, er klopfte, wie folgt:

—⏑⏑—, ——⏑, ——, —⏑⏑—, ————, ⏑—⏑⏑—, ⏑——⏑, ——, ⏑⏑⏑,

⏑—⏑⏑—.

„Eifersucht!" rief erstaunt der Polizeibeamte, „Eifersucht!" rief nicht minder erstaunt Mr. Sincers, „Eifersucht!" rief höchst erstaunt Mr.

Potter, und nachdem Alle dieses zur Genüge gerufen hatten, schritt der Polizeibeamte zur Verhaftung des Tisches, des Mr. Sincers und des Mörders, welche er Alle in dasselbe Gefängniß steckte, damit es ihnen nicht an Unterhaltung fehle.

Nach kurzer Zeit wurde Sincers et Tisch frei gegeben, Baker hatte sich schuldig bekannt.

Es ist begreiflich, daß durch diesen Umstand, welcher das ungeheuerste Aufsehen machte, die Herren Sincers und Potter zu Helden des Tages wurden, und in kurzer Zeit ein solches Renommé erhielten, daß ihre Abendgesellschaften von Hunderten besucht wurden, die neben den hunderten von Dollars, welche sie zurückließen, den Beiden in Geist machenden Geschäftsleuten die Ueberzeugung beibrachten, die New-Yorker seien ganz prächtige Leute. Nur an einen einzigen höchst unbedeutenden Umstand hatten sie nicht gedacht, nämlich daran, daß nicht sie allein, sondern daß auch noch viele andere Leute Tische besaßen, die tanzen und ein Bein aufheben konnten. So geschah es in der That, daß sich New-York sehr bald mit einer solchen Menge von Geistern versah, daß sie in jedem Hause dutzendweise gefunden werden konnten, womit denn nach und nach die außerordentliche Einträglichkeit des sehr bequemen Gewerbes schwand, und der praktische Kopf Potter dem minder praktischen Herrn Sincers den Vorschlag machte, auf Reisen zu gehen, welches denn auch geschah, aber keineswegs mit dem gewünschten Erfolg, denn Beide mußten die traurige Erfahrung machen, daß die Tischklopferei schneller reise, als sie. Ueberall, wo sie auch hinkamen, war das Tischklopfen ihnen bereits vorangegangen.

Da entdeckte Sincers wieder eine neue Thätigkeit. In New-Orleans stieg Sincers in einem sehr vornehmen Gasthofe ab, in welchem die Möbel von einer ganz ungewöhnlichen Schwere waren. Ein Tisch von Mahagoniholz und einer 3 Zoll dicken Platte, konnte nicht gut zu dem Geisterspuk benutzt werden, doch wollte Sincers versuchen, ob Geister diesen Tisch bewegen könnten, es erfolgten Antworten, aber so zögernd, daß Sincers sehr deutlich den Verdruß der Geister erkennen konnte, welche schließlich alle Fragen mit Nein beantworteten.

III.

Der Spiritualismus, eine neue Phase der Geistesmanifestationen. Das Schweben begeisterter Körper. Das Liebkosen der Geister.

Sincers fühlte sich in seiner vermeinten Herrschergewalt beleidigt, er fühlte, daß, wenn er verbleiben wolle, er nicht nachgeben dürfe, er mit Strenge auf Erfüllung seiner Befehle halten müsse, und er schnauzte daher, wie man zu sagen pflegt, den Tisch grob an.

Dieser schlug so heftig mit einem Beine auf den Boden, daß es abbrach, wobei merkwürdigerweise der Tisch nicht umfiel, sondern auf zweien Beinen stehen blieb. Sincers erschrak über diese Erscheinung, und sein Schrecken vermehrte sich, als der Tisch gar sich vom Boden erhob, langsam im Zimmer umherschwebte, mit einem Beine sogar etwas an einem Sekretär beschädigte, dann aber in die Höhe flog und mit solcher Gewalt gegen die Zimmerdecke stieß, daß die 3 Zoll dicke Mahagoniplatte zerbrach, worauf der Tisch nicht zu Boden fiel, sondern langsam herniederstieg und dann mitten im Zimmer auf zweien Beinen stehen blieb.

Dies ging über den Spaß hinaus. Sincers fühlte, wie sich ihm die Haare sträubten, aber er war auch sichtlich von Geistern umgeben, denn in allen Winkeln und Ecken des Zimmers huschte und rauschte es, wie von leichten und flüchtigen Tritten, überall sah er zarte, weiße Hände auftauchen, welche sich gegen ihn wendeten, auf ihn deuteten, als ob sie sagen wollten, das ist der kecke Eindringling in unser Reich, welcher uns bezwingen will, uns! Und nun schien es, sollte er gestraft werden, denn er fühlte deutlich ein Prickeln und Stechen, wie von unzähligen Nadeln und doch auch wieder in einer solchen Weise, daß er deutlich bemerken konnte, man wolle ihm nicht sehr wehe thun. Die Stiche hatten alle etwas mehr Kitzelndes als Schmerzliches. Aber die Geister ließen nicht mit sich spaßen, denn als Sincers befahl, nochmals gewisse Fragen zu beantworten, fühlte er sich plötzlich von vielen Händen angefaßt und aufgehoben, so daß er den Boden unter seinen Füßen verlor und frei schwebend in der Luft eine Runde durch das ganze Zimmer machte, worauf er dann wieder unverletzt niedergelassen wurde.

War je etwas unnatürlich gewesen, so war es dieses und um etwas Uebernatürliches zu erklären, reicht der menschliche Verstand nicht aus. Sincers philosophirt darüber, indem er äußert, Tausende halten das Ganze für einen kindischen Scherz, für eine Mystification, sehr vernünftige

und ehrenvolle Leute, die an solchen Vorstellungen Theil nahmen, erklärten, es läge denselben ein sehr geschickter Betrug zum Grunde. Der Verstand, so vermuthet Sincers, stand bei den Mehrsten stille (wahrscheinlich dem sehr ehrenwerthen Herrn Sincers auch), sie gaben sich Mühe Erklärungen zu geben, erkannten das Wirken der Geister nicht offen an, aber sie gaben die Thatsache zu. Sincers hielt sich lediglich an diese, und da es sich um etwas Neues handelte, so mußte dafür auch ein Name gefunden werden, und diesen gab Sincers der Sache. Er nannte die neuen Erscheinungen Spiritualismus, das war genug, um damit nach dem großen Emporium der neuen Welt, um damit nach New-York zurückzukehren und dort Vorstellungen für den Spiritualismus, solche Abendversammlungen zu halten, wie früher für die Tischklopferei, nur mit dem Unterschiede, daß der Eintrittspreis à Person 3 Dollars betrug, was nicht wenig Aufsehn machte und die Zahl der Gäste bedeutend vermehrte, da ein Jeder den Beweis führen wollte, daß 3 Dollars ihm keine zu große Summe seien.

Mr. Sincers hatte sich einen Salon in einem der ersten Hotels gemiethet und mit dem größten Glanze ausstatten lassen, das Zimmer war durch Wachskerzen erhellt, in der Mitte stand ein großer Tisch, um welchen her Stühle standen, auf denen die Gesellschaft Platz nahm. Zuerst wurden nur die gewöhnlichen Versuche mit Tischrücken und Beantwortung verschiedener Fragen gemacht, um die Gesellschaft auf die ferneren Erscheinungen vorzubereiten. Dann verkündete Sincers der Gesellschaft, nun werde es bald losgehen, und alsbald befahl er laut die Lichter auszulöschen, was die Geister im Augenblicke thaten.

Die Gesellschaft wurde hierdurch ein wenig beunruhigt, ließ sich indessen durch Sincers beschwichtigen, welcher sagte, es geschehe dieses nur, damit die Gesellschaft sich an die Dunkelheit gewöhne, weil die Erscheinungen äußerst lichtschwach seien und nicht anders, als in der Dunkelheit gezeigt werden können.

Nach einer kleinen Pause frug er, ob Niemand in der Gesellschaft etwas Besonderes empfinde oder sehe. Mehrere Stimmen wurden laut, sie fühlten sich von mehreren Seiten berührt, wie von weichen, zarten, kleinen Händen, und einer aus der Gesellschaft sagte: „eine so schöne und kleine Hand, wie gewiß keine in der Gesellschaft zu finden sei, hebe den vor ihm stehenden Leuchter vom Tische auf, jetzt schwebe der Leuchter frei in der Luft und die Hand sei verschwunden."

Einige Gelehrte, welche in der Gesellschaft waren, konnten sich in das neue Schauspiel nicht finden; sie erklärten, es sei gänzlich gegen die Gesetze der Natur, daß ein Körper frei in der Luft schwebe, allein Herr

Sincers trat sehr peremtorisch auf, versicherte, er und seine Geister frügen den Teufel nach den Naturgesetzen, außer etwa am Sonntag, wo sie der Kirche wegen nicht arbeiteten, sonst aber seien die Naturgesetze lauter dummes Zeug. Der Leuchter schwebe frei, und sie würden gleich noch ganz andere Dinge zu sehen bekommen.

Nachdem er auf solche energische Weise die albernen Menschen, die zünftigen Gelehrten gebührend abgetrumpft, bat er die anwesende Gesellschaft, die Hände auf den Tisch zu legen, zur Kette geschlossen, und darauf zu sagen, was sie empfänden.

Alsbald erhob sich der Tisch, so schwer er auch war, und von allen Seiten rief es: „er schwebt! er schwebt!" und in der That, so war es, der Tisch hob sich empor, mehrere ließen im großen Schreck die Hände fahren, andere versuchten den Tisch zu halten, was natürlich ein vergebliches Bemühen war; der Tisch schwebte empor bis an die Decke, blieb dort eine Zeit lang ruhig, bewegte sich hierauf langsam über den Köpfen der Anwesenden hinweg durch das ganze Zimmer und ließ sich dann an seiner früheren Stelle nieder.

Mr. Sincers gab nunmehr den Geistern den Auftrag, ihn selbst emporzuheben, was alsbald auf die sanfteste Weise geschah. Es war auch Mr. Potter, welcher von seiner erfolglosen Reise zurückgekehrt war, in der Gesellschaft; er hatte Verdacht gegen seinen ehemaligen Compagnon und gab diesem dadurch Ausdruck, daß er aufsprang und Sincers zu halten suchte. Dieser lachte darüber und ließ es geschehen. Potter wurde natürlich mit emporgehoben und als Sincers bis an die Zimmerdecke gekommen war, hieß er seine Geister, den Mr. Potter niederwerfen, was auch alsbald sowohl zum Entsetzen als zum Ergötzen der Anwesenden geschah.

Sincers blieb einige Minuten lang, von unsichtbaren Händen gehalten, schweben und bewegte sich langsam über den Köpfen Aller dahin, bis er sich wieder niederließ.

Alle hatten zwar selbst bei dem sehr schwachen Lichte, das von den Straßenlaternen her durch die Fenster drang, Sincers in der Luft schwebend gesehen, allein dieser selbst wollte jeden möglichen Zweifel beseitigen und so befahl er, die Lichter wieder anzuzünden und nunmehr machte er das eben beschriebene Experiment nochmals zuerst mit dem Tische und dann mit sich selbst.

Jeder vermochte sich zu überzeugen, daß eine Täuschung unmöglich sei; auf die Anwesenden machte dies Alles auch einen solchen Eindruck, daß sie leichenblaß waren, daß jeder Blutstropfen aus den Wangen entwichen schien; die Aufregung aber steigerte sich zum Schrecken und Entsetzen,

als der Tisch sich immer schneller und schneller um seine Achse drehte und über den Köpfen der Zuschauer mit einer solchen rasenden Geschwindigkeit dahinsauste, daß ein Jeder, der von einem Beine desselben getroffen worden wäre, mit zerschmettertem Kopfe hätte am Boden liegen müssen. Nach und nach mäßigte sich aber die Geschwindigkeit und der Tisch ließ sich ruhig an seinem früheren Platze nieder.

Die sämmtlichen Anwesenden waren durch das wunderbare Experiment in solchem Grade sensitiv geworden, daß sie sich von Geisterhänden berührt, überall gefaßt, gestreichelt, angehaucht und beklopft fühlten, kurz, daß sie wirklich die Anwesenheit der Geister aus eigener Erfahrung auf das Vollständigste wahrnahmen. Einige wurden auch wohl leicht geschlagen, andere von einem electrischen Zucken durchbebt, Alle aber waren so aufgeregt, daß sie es vorzogen der heutigen Sitzung ein Ende zu machen.

Sincers wollte sie nicht in diesem höchst aufgeregten Zustande gehen lassen, bat sie noch kurze Zeit zu verweilen, versicherte, daß sie nichts erfahren sollten, was ihnen irgend welche Schrecken bereite, sondern nur Dinge, die sie erfreuen und beruhigen würden.

Sincers befahl hierauf den Geistern, eine Geige von der Wand zu nehmen und auf den Tisch zu legen, ein Befehl, der sofort vollzogen wurde. Hierauf ließ er die Geister das Instrument spielen und es ertönten alsbald so überaus liebliche Accorde und so wunderbar schöne Modulationen, daß ein stummes Entzücken sich auf allen Gesichtern aussprach. Es wurden nunmehr von den Anwesenden verschiedene Melodien aufgegeben und so wie die Worte gesprochen waren, so ertönten auch diese Melodien, bald leise verhallend, bald in mächtigen, fast gewaltsam anschwellenden Tönen; der Bogen glitt über die Saiten mit einer Leichtigkeit, als würde er von der Hand des größten Künstlers geführt. Kein Athemzug war hörbar, die Musik übte einen noch größeren Zauber als alles Uebrige, und die Gesellschaft trennte sich unter den Zeichen einer tiefen Bewunderung und eines nur durch die Ahnung des Höheren erklärlichen Staunens.

Der ungeheure Erfolg, welchen Sincers gehabt, wurde bald auf die ausgiebigste Weise als Erwerbsquelle benutzt. Der frühere Compagnon desselben, Potter, war in ein nicht geringes Staunen gerathen über die ungeheuerlichen Leistungen und unterredete sich noch am nämlichen Abend mit Sincers über die vernünftige Benutzung dieser wunderbaren und herrlichen Gabe. Die Zeitungen griffen die Sache auf und schon der unmittelbar nächste Abend versammelte eine solche Menge Menschen um Sincers, daß der Saal, den er gewählt, viel zu klein gefunden wurde. Potter, den Sincers überall mit Verehrung einen rein praktischen Geist

nennt, und dem er zugesteht, daß er bei dem rein praktischen Bestreben, daß er bei dem Geldverdienen auf eine höchst praktische Weise immer sich selbst im Auge gehabt habe — war schon vorher auf die Möglichkeit bedacht gewesen, den Zuschauern einen größeren Raum zu verschaffen, und als sich der Salon gefüllt hatte, öffnete er vor den Augen des höchst überraschten Sinecrs den Tanzsaal des Hauses, zu welchem er sich die Schlüssel hatte geben und welchen er in aller Stille hatte erleuchten lassen, sobald er wahrgenommen, daß die Zahl der Herbeiströmenden eine zu große werden könnte.

Besonders waren junge Damen und ältere Herren ganz auf das Fliegen versessen, und wenn irgend Einer auch nicht emporflog, so fühlte er sich doch gehoben durch die Anwesenheit unsichtbarer Geister, fühlte sich wohl, einen höhern Einfluß zu erkennen, unter welchem der Mensch stehe. Die Sache wurde in das Religiöse übergeführt, und in den Kirchen sogar wurde davon gesprochen, nicht als von einer Sache, welche thöricht oder natürlich erklärbar, sondern als von einer solchen, bei welcher die Hand Gottes sichtbar im Spiele sei, indem dieselbe dem irrenden Menschengeschlecht den rechten Weg zeigen wolle.

Die Herren Potter und Sinecrs beuteten die Sache auf eine für sie höchst glückliche Weise aus; das Eintrittsgeld von drei Dollars brachte ihnen an jedem Abend ein halbes Tausend dieser schönen Silberstücke und wohl auch etwas mehr ein. Sie schienen durchaus nicht abgeneigt, immer mehr zu verdienen, denn sie thaten alles Mögliche, um das Publikum auf eine angenehme Weise zu beschäftigen.

An einem solchen Abend, wo auch wie natürlich die Lichter verlöscht wurden, erklärten die Anwesenden, daß ein unbeschreibliches Wohlgefühl sie durchdringe und daß die Geister sich mit ihnen handgemein machten. Ein jeder der Anwesenden fühlte nämlich, daß er angenehm berührt werde, daß sich etwas ihm nahe, ihn anfasse, ihn streichle, kurz, daß sich die Geisterwelt in der lebhaftesten Weise manifestire.

Es konnte nicht fehlen, daß dadurch der Zulauf nur noch vermehrt wurde. Ein Jeder wollte sich von diesem angenehmen Gefühl, durch Geisterhände sanft berührt und gestreichelt zu werden, überzeugen; so erneuerten sich sowohl die Besuche derjenigen, welche bereits bei Sinecrs gewesen waren, als auch neue Gäste dem vorhandenen Kreise zugeführt wurden, wodurch denn ein steter Wechsel und eine große Verallgemeinerung des Spiritualismus entstand. Die natürliche Folge einer so lebhaften Theilnahme war, daß beinahe ein Jeder, der sich früher mit dem Tischklopfen abgegeben, nunmehr auch das Schweben, Versuche, sich mit den Geistern

in unmittelbare Berührung zu setzen, suchen wollte, und Amerika erlebte binnen ganz kurzer Zeit eine Verbreitung dieser Wunder, wie sie nur die Tischklopferei selbst jemals gehabt.

IV.

Engländische und amerikanische, bischöfliche Kirche. Eine durchaus praktische Mutter. Sichtlicher Segen des Spiritualismus. Schöne Seelen finden sich für 1500 Dollars.

Ganz wunderbar mußte erscheinen, daß auch einige Doctoren der Theologie, einige Geistliche, welche sowohl die praktische Theologie als Prediger, als Pfarrer, wie auch die theoretische als Schriftsteller über diesen Gegenstand trieben, der Sache so auffallend das Wort redeten. Besonders war der Reverend Harlot durchdrungen von der großen Wichtigkeit dieser neuen Entdeckung, und in seinen Kanzelreden sowohl, als in seinen Schriften unterließ er es nicht, die neue Lehre als etwas durchaus Heiliges und Erhabenes zu berühren.

Mit großer Salbung sprach er von den Wundern, die er gesehen hatte, von den Wundern der Belehrung und Durchdringung höherer Wesen, die unmöglich durch etwas Irdisches hervorgebracht würden.

Wie die Geistlichen der anglikanischen Kirchen alle sehr reich sind, so war auch er ein Mann von bedeutendem Vermögen. Unter diesen Leuten findet man das Verhältniß sehr ausgebildet, welches sich in profaner Weise zwischen Meister und Gesellen ausspricht. Der Geselle arbeitet und bekommt einen kärglichen Lohn, der Meister arbeitet nicht und hat beträchtliche Einnahmen, so daß er sich bald ein Haus kaufen kann und dann noch eins u. s. w.

Die engländische Aristokratie, welche ihre Häuser stets mit Glanz umgeben wissen will, welche den Reichthum stets erhalten will, verschmäht die Theilung des Erbes; nur der älteste Sohn wird einst das ganze Vermögen und den Titel des Vaters, die Lordship erreichen, die jüngern Söhne, und wären sie Brüder eines Lords, dessen — nicht Vermögen, sondern jährliche Einkünfte — sich nach Millionen Pfund Sterling berechnen ließen, sind doch ganz arme Leute. Die Töchter bekommen eine Ausstattung von ein paar Tausend Pfund, welche sich in äußerst wenigen Fällen bis zu der ungeheuren Summe von 10,000 Pfund erheben; die Söhne aber bekommen wenig oder nichts, außer der Kaufsumme für eine Offizierstelle. Für diese muß nun natürlich auf eine andere Weise gesorgt werden. Da

hat die erhabene, edle und immer durchaus rein praktische engländische Politik die anglikanische Kirche mit ihren gut dotirten Pfarreien erfunden. Die jüngern Söhne können doch nicht alle Offiziere werden, können doch nicht alle auf Kosten der armen verhungernden Indier reich gemacht werden, es muß doch das Land selbst auch etwas zur Ernährung derselben beitragen, und das geschieht eben durch die Pfarreien der Hofkirche. Fünfzehn bis zwanzig Gesellen — nicht doch, Vikare heißen sie ja — versehen die Geschäfte, wohnen auf den Dörfern, bekommen 100 Pfund jährlich, wobei ihnen natürlich der eigentliche Meister, der wirkliche Pfarrer, das Haus, den Garten, den Acker, das Holz und die sonstigen Natural-Einkünfte zu einem sehr reellen Preise anrechnet, so daß die baaren Gelder in der Regel bis auf 15 oder 20 Pfund zusammenschmelzen.

Die äußerst zweckmäßige Einrichtung, von jedem seiner Gesellen 80 Pfund jährlich einzuziehen, liefert, 20 Vikare vorausgesetzt, ein nicht ganz unbedeutendes Sümmchen. Das Gehalt des Pfarrers selbst muß doch aber höher sein als das seiner sämmtlichen Vikare; nun muß ferner auch die Einnahme an Accidenzen eine nicht ganz unbedeutende sein, denn Hochzeiten, Kindtaufen und Sterbefälle werden in dem glückseligen England immer noch um Einiges besser bezahlt, als in dem dürftigen Deutschland, und auf solche Weise kommt es, daß ein jüngerer Sohn in der schwarzen Robe sich nicht nur besser steht, als sein Bruder in dem rothen Rock, sondern, daß auch wohl der Fall eintritt, daß der Herr Schwarzrock sich besser steht, als der älteste Bruder, was immer der Fall ist, sobald er es bis zum Bischof bringt; denn diese würdigen Männer, diese Knechte der Knechte Gottes, haben in einer äußerst glücklichen Laune des Schicksals einen Tagelohn empfangen, wie sich die kleinen Fürsten Deutschlands eines solchen durchaus nicht rühmen können.

Mit den Engländern ist auch ein Stückchen anglikanische Kirche nach Amerika gekommen, und obwohl sich der bei Weitem größere Theil der Bewohner von Nordamerika zu anderen christlichen Sekten bekennt, so ist doch die Sekte der englischen Hofkirche, unter dem Titel der bischöflichen Kirche, am zahlreichsten vertreten, und sie hat alle Einrichtungen derselben, also auch die hohen Gehalte der Pfarrer beibehalten, daher denn ein solcher Geistlicher nicht selten über ein Einkommen von 12,000 Dollars, d. h. über 18,000 Thaler verfügt.

So ein reicher Geistlicher war der Reverend Dr. Harlot, und er wußte von seinem Reichthum den würdigsten Gebrauch zu machen. Wer seinen wohlgenährten Körper sah und das nicht sowohl ergraute als vielmehr etwas kahl gewordene Haupt, der konnte auf den Gedanken kommen,

daß der Reverend Dr. Harlot ein Lebemann sei, daß er des Schönen viel genossen, und daß er es mit Ruhe und Muße genossen hatte. Wer aber sein ernstes, frommes Auge, seine häufig zum Himmel gewendeten Blicke und seine gefalteten Hände sah, wer ferner wahrnahm, wie er frei von aller Eitelkeit sich nicht modisch kleidete, sondern würdevoll, seinem Stande angemessen, in einem langen Leibrock, in kurzen Beinkleidern von schwarzem Sammet, in schwarzen, seidenen Strümpfen und großen Schnallenschuhen, der fühlte wohl, daß hier ein würdiger Mann stehe, weit erhaben über allen Spott der bösen Welt.

Der ehrwürdige Harlot war an einem jener begeisterten Abende in Sincers' Salon gewesen, dort hatte er eine junge, sehr schöne Dame gesehen und er war auf wunderbare Weise mit ihr in jene geist-magnetische Berührung getreten, welche durch den Spiritualismus hervorgebracht werden konnte. Nichts schien ihm heiliger, nichts seiner Würde angemessener, als dieses Sichfinden zweier verwandter Seelen, und mit Aufopferung vieler Zeit kultivirte er die neue geist-magnetische Bekanntschaft.

Die junge Dame, welche ihn so geistig angezogen, war schön, das ließ sich nicht läugnen, aber sie war auch klug; denn nachdem der Geist sie und den Reverend Dr. Harlot verschiedene Male zusammengeführt, erschien sie nicht mehr allein, sondern immer nur in Gesellschaft der Mutter, und — es mochte sonderbar erscheinen, aber es war doch wirklich so — der Geist, der sonst den würdigen Doctor mit der schönen, jungen Dame zusammengeführt, derselbe Geist führte jetzt immer die Mutter zwischen Beide, natürlich nur während der Zeit, da die Geister wirkten, während der Dunkelheit, und sobald die Lichter wieder angezündet wurden, machte sich der feindliche Einfluß nicht ferner bemerkbar. Der Reverend Dr. Harlot konnte dann ungehindert mit der schönen Miß sprechen und seine Verwunderung über die Feindseligkeit der Geister ausdrücken.

Das jugendliche, unbefangene Wesen, dem er seine Aufmerksamkeit gewidmet, äußerte, daß sich wohl ein Mittel finden lassen würde, um jeden bösen, von den Geistern ausgehenden, Einfluß zu beseitigen, und in der That, es wurde möglich. Miß Waidly hatte ihre Studien in einem geistlichen Institut gemacht, welches in New-York durch einen von Berlin dahin gezogenen Zollbeamten errichtet worden war. Derselbe, Eilers mit Namen, hatte sich im Jahre des Heils 1848 auf eine so wunderbare Weise ausgezeichnet, daß er sich für unmöglich hielt, und deshalb nach Nord-Amerika entwich, welches von jeher die Zufluchtsstätte aller Derjenigen gewesen war, die sich in ihrem Vaterlande unmöglich gemacht. Der Sohn eines Mannes, welcher sich durch eine Neigung für das schöne Geschlecht

berühmt gemacht, schien er diese Neigung im vollsten Maße geerbt zu haben, denn er hatte sich gleichfalls sehr berühmt gemacht in dieser Hinsicht. Man erzählte sich von ihm Dinge, die Alles überboten, was man darin Aehnliches gehört. Der würdige Mann kam nun nach Amerika, und da es ihm weder an Geschick noch an positiven Kenntnissen mangelte und er körperlich ganz besonders wohl begabt, jungen Müttern sehr zu gefallen wußte, ein Feld, dessen Bearbeitung er mit ganz besonderer Vorliebe zu betreiben schien, so gelang es ihm sehr bald, ein Institut zu errichten, in welchem junge Mädchen nicht nur in den Grundzügen aller Wissenschaften, sondern auch in der Religion unterrichtet werden sollten, und er that es in solcher Weise, daß er schon nach Verlauf eines Jahres die Freude hatte, gleichzeitig von 20 seiner Zöglinge verklagt zu werden, welche Alle tief genug in die christliche Moral und Religion eingeweiht worden waren, um das fernere Bestehen eines Verhältnisses, wie es Herr Eilers mit ihnen eingeleitet hatte, für unthunlich zu halten.

Die Sache machte ein ungewöhnliches Aufsehen und der Zollbeamte fand es räthlich, sich demjenigen Zoll der Achtung, dem das Volk ihm mittelst eines Theerpinsels bezeigen wollte, zu entziehen, so daß die zwanzig Klägerinnen nichts weiter darthun konnten, als ihre wirklich große Moralität, worauf sie sich dann, nachdem sie diesen Triumph gefeiert, in westlicher gelegene Städte zurückzogen.

Miß Waidly, welche gleichfalls in diesem Institut gewesen, schien nicht nöthig gehabt zu haben, eine Klage gegen den Zollbeamten anzugeben, aber auch sie hatte daselbst so gründliche Studien gemacht, daß sie für die Zukunft ziemlich sicher sein konnte, nicht in einen Fall zu kommen, welcher dem der zwanzig Freundinnen ähnlich gewesen wäre, und ihre außerordentliche Klugheit belehrte sie, daß in allen solchen Fällen der Schutz einer mütterlichen Freundin das Zweckmäßigste sei. So wußte sie denn auch hier auf diesen natürlichen Schluß zurückzukehren und die würdige Frau, ihre Mutter, zeigte so viel Verstand als Moralität, als auch Praxis, was in Amerika immer die Hauptsache ist, um dasjenige rasch zu thun und mit Entschlossenheit, was gethan werden mußte.

Der Reverend Harlot fühlte, daß die junge Dame vollkommen in ihrem Recht sei, und daß er sie verstanden habe, bewies er dadurch, daß er schon am nächsten Morgen die Mutter besuchte, um von ihr zu erfahren, ob die Schwierigkeiten, welche sich den Manifestationen zwischen ihm und ihrer Tochter entgegenstellten, nicht zu heben seien, und wenn — so — auf welche Weise.

Die Mutter, durch und durch das, was der Amerikaner praktisch nennt, d. h. geneigt und geschickt Geld zu verdienen, gleichviel durch welche Mittel, gab zunächst ihrer Tochter einen Wink, daß sie sich entfernen möge. Ein Paar Worte reichten hin, um das Wo und Wie zwischen diesen beiden edlen Seelen, die sich im vollsten Einverständniß mit einander befanden, festzusetzen, und nun begannen die Verhandlungen zwischen Mrs. Waidly und dem Reverend Dr. Harlot über das Ob!

Es schien, als sollten dieselben nicht zu einem erwünschten Ziele führen, denn der Doctor zeigte einige entschiedene Bedenken über die Mittel zu dem von ihm ersehnten Zwecke. Es spielten nämlich edle Metalle die Hauptrolle dabei und er versicherte, daß die gesammte Geistlichkeit, welche nur darauf angewiesen sei, des Herrn Segen zu verbreiten, nicht eine hinreichende Dotation Seitens ihrer Kinder erhalten habe, um davon Schätze zurückzulegen, wie die geforderten. Mrs. Waidly aber erinnerte den würdigen Herrn daran, daß ihre Forderung ja kaum so viel betrage, als der jährliche Miethszins für die beiden ersten Reihen der Kirchenstühle in seinem Tempel des Herrn.

Der würdige Herr konnte nicht umhin das zuzugeben, allein er machte ihr bemerklich, daß dieses Geld nicht in seinen Säckel, sondern in den des Herrn flösse, und daß er an der ganzen Kirche nichts weiter, als die Mühe der Erhebung und der Verwaltung habe.

Mrs. Waidly setzte keinen Zweifel in das, was der Reverend Harlot sagte, konnte aber ihrerseits auch nicht umhin, ihm bemerklich zu machen, daß eine gute Waare immer einen guten Preis habe, und daß derjenige, der billige Preise suche, sich stets im Nachtheil befinden werde gegen denjenigen, welcher klug genug sei, das Theure vorzuziehen, weil er, falls der Verkäufer redlich sei, gewiß zu seiner Zufriedenheit bedient werde und an der Waare nicht werde mäkeln können.

Um ihn zu überzeugen, öffnete die würdige Frau eine Thüre und führte den geistlichen Herrn in das benachbarte Zimmer.

Da lag Miß Waidly im süßen Morgenschlummer auf das Bett hingegossen, nichts verbarg den reizenden Körper, als ein einfaches Betttuch, schneeig, als sei es eben aus dem Wäschschrank genommen. Das reizende Köpfchen ruhte auf dem Kissen, der eine volle, runde Arm sah aus dem Bettlaken hervor und das unschuldige, süße Gesicht lächelte mit solchem Zauber den Geistlichen an, als ob der lieblichste Traum dasselbe umschwebe, und auf die Frage der Mutter, ob diese Waare preiswürdig sei und schön, erhob der geistliche Herr die Hände wie zum Gebet, aber nicht die Augen, welche bei dem Versuch emporgeschlagen zu werden, doch an dem schönen

Arm und dem Lockenköpfchen hängen blieben, und er sagte: „Schön! ja! der Allgütige hat Großes an ihr gethan."

Er wollte auf das reizende Wesen zuschreiten, allein die sehr vernünftige Mutter bat ihn, die Kleine nicht zu stören und führte ihn in das benachbarte Zimmer zurück. Sie stellte keine Frage an ihn, sie wartete lediglich auf eine Aeußerung derjenigen Wirkung, die der reizende Anblick hervorgebracht, und die praktische Frau hatte sich nicht im Mindesten verrechnet. Es wurde eine kleine Schrift aufgesetzt, in welcher der Reverend Mr. Harlot der armen Wittwe das Einkommen der ersten beiden Sitzreihen in seiner Kirche zusicherte, und so hatte denn der Spiritualismus seine glänzenden Früchte getragen; denn Mrs. Waidly hatte 24 Dollars für vier Sitzungen bei Mr. Sincers angewendet, um eine jährliche Rente von 1500 Dollars zu erzielen, wodurch unzweifelhaft sowohl der Segen des Spiritualismus als der Segen eines praktischen Verfahrens nachgewiesen sein dürfte.

V.

Fernere Geistesmanifestationen, streichelnde Händchen, schwebende Tische, fliegende Tische. Edmonds' harmonische Philosophie.

Während dieses als Privatgeschäft nebenbei einherging, machten die Herren Sincers und Potter ungehindert fort in dem Hauptgeschäft. Die mehrsten Geister, welche durch Sincers herbeigerufen waren, näherten sich den Anwesenden in irgend einer scherzenden und neckenden Weise, durch leichte Schläge mit der Hand, durch Kneipen in die Beine, durch Vorwärtsstreichen der Haare und oft in einer Weise, welche unwillkürlich zum Lachen hinriß. Es wurde z. B. eines Abends einem bereits bejahrten Advokaten, der eine mächtige Brille trug, dieselbe ziemlich unsanft von der Nase gerissen und er wußte absolut nicht, wo sie geblieben war. Er gab den neben ihm sitzenden Personen Schuld an dem Verschwinden und es entstand ein ziemlich lebhafter Streit zwischen ihnen, welcher leicht hätte zu Unannehmlichkeiten führen können, da die Sitzung der Gesellschaft, wie immer, in einem finstern Zimmer gehalten wurde (natürlich nur deshalb verfinstert, damit die Aufmerksamkeit der Anwesenden nicht abgelenkt werde und zugleich auch die Sensibilität sich erhöhe).

Herr Sincers zündete sofort ein Licht an und siehe, der Advokat hatte durchaus Unrecht gehabt mit seinen Beschuldigungen und seinem Verdacht

Schön! Ja! der Allgütige hat Grofses an ihr gethan

gegen die Nachbarn hinter ihm. Die Brille fand sich bei keinem derselben, wohl aber schwebte sie an einem Pferdehaar ganz nahe an der Decke, und es mußte Jemand auf einen Tisch steigen und von diesem auf einen Stuhl, um dieselbe zu erreichen; das Pferdehaar aber, woran die Brille gehangen hatte, wie ein paar sehr weitsichtiger Personen behaupten wollten, war in dem Augenblick verschwunden, in welchem man die Brille herabnahm. Bei diesem Pferdehaar scheint eine große Böswilligkeit in dem Spiele, keiner von den übrigen Anwesenden hat dasselbe gesehen, nur die Weitsichtigen behaupten es; sie werden wohl die Kurzsichtigen gewesen sein, welche keineswegs so weit sahen, als Sincers und Potter. Ebenso wird es wohl auch mit den Clavierdrähten ausgesehen haben, welche einige der rationalistischen Erklärer bemerkt haben wollen. Der Unsinn, daß die Emporschwebenden an solchen Clavierdräthen gehangen haben sollen, ist erschrecklich groß, die Lüge geht einfach daraus hervor, daß schon ein mäßiger Clavierdraht hinreichend ist, um einen Menschen von gewöhnlichem Gewicht zu tragen und also den Herren Sincers und Potter gewiß nicht in den Sinn gekommen sein würde, die erforderlichen Mittel selbst zu überbieten.

Es erzählt auch Herr Sincers noch andere höchst eigenthümliche Fälle, welche solchen Erklärungen auf das Entschiedenste widersprechen.

In dem Saale, in welchem er sich befand und seine allabendlichen Vorträge hielt, befanden sich außer einem sehr großen Tische noch mehrere andere, kleinere, mit denen gleichzeitig Experimente gemacht werden durften, was um so interessanter war, als eine Anzahl von tanzenden und in der Luft umherfliegenden Tischen jedenfalls einen größern Eindruck machen mußten, als ein einzelner, eine Wahrheit, welche ohne Zweifel einem Jeden einleuchten wird.

Eines Abends war einer der größten Tische durch die anwesende Gesellschaft begeistet worden, und er gerieth in eine so lebhafte nervöse Stimmung, daß man Alles für sein Wohl zu fürchten hatte. Auf sämmtliche Fragen antwortete er mit ungemeiner Schnelligkeit, ja, er schien beinahe ungeduldig von einer Frage bis zur andern zu warten. Plötzlich hob er sich in die Luft, bewegte sich äußerst rasch umher, schien electrisirt, tanzte in ziemlich ungebundener Weise und berührte dabei einen zweiten Tisch, welcher bisher ruhig und theilnahmlos dem lustigen Treiben zugesehen hatte.

Der kleinere Tisch ward umgeworfen, zwar von den Anwesenden sofort wieder aufgehoben, aber er schien gewissermaßen electrisirt, vom St. Veitstanz des größern angesteckt, dem er nunmehr mit Eifer folgte und auf den er gewissermaßen mit Händen und Füßen losschlug.

Die Sache hatte etwas wirklich Dämonisches, man konnte nicht begreifen,

wie ein Tisch den andern anstecken mochte. Der Kampf wurde auf dem Boden zur Entscheidung gebracht, und er endete damit, daß der kleinere sich unter die Platte des großen drängte und ihn dadurch zum Umfallen brachte, wobei er alle Viere von seinen drei Beinen klagend zum Himmel emporstreckte, aber der kleinere vor Behagen oder vor Mint-Julep betrunken umhertorkelte und tanzte, bis mehrere der Anwesenden, um noch stärkere Nervenaufregungen zu verhindern, ihn faßten und festhielten.

Durch dergleichen Dinge, durch lauter Thatsachen wurden dem Spiritualismus unzählige warme Anhänger gewonnen. Man behauptet, daß allein die Stadt Philadelphia mehr als 300 Clubs besitze, welche sich ausschließlich mit dem Spiritualismus beschäftigten; dies sind in einer Stadt durchschnittlich 30,000 Mitglieder, den Club auch nur auf 100 Mitglieder angeschlagen, was in jenem schönen Lande gewiß kaum der dritte Theil dessen sein dürfte, was sich wirklich daselbst versammelt zu dem gedachten Zweck. Diese Clubs beschäftigen sich nicht mit dem einfachen Tischrücken oder Tischklopfen, oder mit dem Umherfliegen derselben, sondern mit der Offenbarung der geheimsten Dinge, mit der Beschwörung von Geistern Verstorbener, welche beinahe immer so gütig sind zu erscheinen, wenn ein Geweiheter sie ruft und sie nennen das, was sie treiben und was ihnen offenbart wird, die harmonische Philosophie. Nordamerika zählt der Bekenner dieses Cultus mehr als eine Million; ja, es wird behauptet, daß ihre Zahl jetzt 4 Millionen erreiche, wo nicht übersteige, denn die Anhänger des Spiritualismus sind unermüdlich in der Verbreitung ihrer Lehren. Sie machen sich an die bedeutendsten Notabilitäten, sie haben ihre Propaganda über ganz Europa ausgedehnt und namentlich in Deutschland ein äußerst fruchtbares Feld gefunden. Es giebt sogar einige Höfe und verschiedene Minister, welche sich über die Zukunft überhaupt und über ihre eigene Zukunft insbesondere Raths zu holen suchen.

Daß sich zahlreiche Feinde gegen die neue Lehre erhoben haben, und daß sie dieselben mit allen Waffen bekämpfen, die ihnen zu Gebote stehen, versteht sich von selbst, obgleich es ebenso natürlich ist, daß alle Versuche, dieselbe zu unterdrücken, vergeblich sind. Die Naturforschung behauptet, eine Höhe und einen Umfang erreicht zu haben, wie nie zuvor, und sie benutzt diese Höhe dazu, die Menschen glauben zu machen, daß sie Wahngebilden nachlaufen und Unsinn auf Noten setzen — benutzt dieselbe dazu, um zu beweisen, daß die mehrsten jetzigen Bewohner des Irrenhauses durch den Spiritualismus dahin gekommen sind. Es wird behauptet, daß eine geistige Seuche vorliege, welche durch Ansteckung sich der europäischen Race mittheile, wo dieselbe auch wohne, und es wird gehofft, daß sie auswirth-

schaften werde, gleich anderen Epidemien, aber für die gute Sache wollen wir hoffen, daß dieses nicht der Fall sein wird. Es hat gar etwas Verlockendes, mit der Geisterwelt in Verbindung zu treten, und es ist ferner etwas durchaus Natürliches für einen Jeden, der die Ueberzeugung hat, daß es überirdische Geister giebt. Die Menschen sind darauf angewiesen, sich mit dem Jenseits zu beschäftigen, es ist also dieser Spiritualismus etwas rein Religiöses, denn die Kirche, welche uns Himmel und Hölle, welche uns Engel und Teufel aufstellt, und die Annahme derselben als einen Glaubensartikel fordert, lehrt gar nichts anderes, als was die Spiritualisten lehren, und manche Stellen des alten Testaments sagen ganz deutlich, daß lebende Menschen mit den Geistern Abgeschiedener in Verbindung treten könnten. In dieser Hinsicht ist die Hexe von Endor zu einer Art von Autorität geworden. Sie war bekanntlich die einzige von den Zauberern und Zauberinnen, welche Saul in seiner Vertilgungswuth entronnen war. Von den Philistern hart bedrängt, von den Wahrsagern und den eigenen weissagenden Träumen verlassen, verlangte er von seiner Umgebung, daß man ihm ein Weib aufsuche, welches im Stande wäre, Geister zu beschwören. Die Hexe von Endor (einem Städtchen, vier Milliarien südlich von Nain und dem Stamme Manassar angehörig) wurde ihm als solche genannt, die wohl befähigt wäre, seinen Wünschen nachzukommen.

Saul begab sich zu derselben, von zweien der Seinigen begleitet, und ließ den Propheten Samuel citiren. Dieser erschien der Hexe von Endor deutlich sichtbar und durch sein Erscheinen erkannte sie auch Saul, obwohl derselbe sich verstellt hatte, und sie verkündete ihm eine große Niederlage und den Tod, der auch erfolgte.

Diese Citation, welche gewiß ein vollgültiger Beweis für die Möglichkeit des Verkehrs zwischen Menschen und den Geistern der Verstorbenen ist, wird doch immer von den Ungläubigen und deren Nachbetern bestritten. Von solchen Leuten, wie Zimmermann und Consorten, welche die Welt aufzuklären behaupten, indem sie derselben ihren schnöden Unglauben auftischen, wird gesagt, daß nur die Hexe von Endor, nicht aber Saul den Propheten Samuel gesehen habe, und daß mithin das alte Weib sehr wohl den König betrogen haben könne, um so mehr, als sie ihm feindlich zu sein, Ursache genug hatte, denn er war es ja gewesen, der die ganze Zunft der Geisterbeschwörer vertilgt hatte, allein, denn das genügt, um die Thatsache der Geistererscheinung zu bestreiten, so muß man ja auch Alles läugnen, was der sehr verdiente Hornung über Heine und die Erscheinung seines Geistes sagt, denn diesen Geist hat auch Niemand ge-

sehen, als das Medium, dessen sich Hornung bediente, und dennoch zweifelte weder Herr Hornung noch irgend ein anderer von den bei dem Experiment Anwesenden an der wirklichen Erscheinung, an der recht eigentlichen Manifestation des Geistes eines längst Dahingegangenen.

Aber Deutschland ist allerdings weniger das Feld solcher Erscheinungen, als Amerika. Hier in Deutschland leben zu viele Halbgelehrte, zu Viele, die sich einbilden, etwas zu wissen, und seitdem die albernste aller Wissenschaften, die Physik, schon auf dem Gymnasium gelehrt wird, ist vollends in der Welt nicht mehr auszukommen, denn ein jeder Schuljunge nimmt sich heraus, über Sachen abzusprechen, welche vor das Forum der allerreifesten wissenschaftlichen Ausbildung gehören, vorausgesetzt, daß dieselbe gleichzeitig mit wahrem Glauben verbunden sei und der Gelehrte sich nicht sträube, Erscheinungen in sich aufzunehmen, die er nicht begreifen kann.

Hier gerade liegt die unbefangene Größe der Amerikaner. Bei ihnen kann all' dergleichen zur vollkommensten Geltung gelangen, wir haben eines der schönsten und erhabensten Beispiele in dem Richter Edmonds, welcher die Sache in ein System gebracht hat und sich durch keine Anfechtungen beirren läßt. Er breitete seine Erfahrungen schon im Jahre 1852 durch den Druck aus, hat aber auch in neuester Zeit in ähnlich unzweifelhafter Weise von sich hören lassen und es ist nicht ohne Interesse, zu erfahren, wie er sich die Sache denkt. Daß er ein sehr religiöser Mann sei, geht schon daraus hervor, daß er seine Erfahrungen durch eine kirchliche Statistik über Nord-Amerika einleitet, welches Land nach seiner Meinung etwa 30 Millionen Einwohner zähle, aber höchstens 4 bis 5 Millionen mit ausgesprochenem christlichen Bekenntniß. Er, der Richter Edmonds in New-York achtete zwar die Ueberzeugung derselben, nahm aber seinerseits das Recht in Anspruch, zu den 25 Millionen zu gehören, welche keiner Kirche angehörig seien und kaum irgend eine Religion hätten, dennoch gute Christen seien, wie er auf das Ehrlichste hoffe, eine solche innige christliche Ueberzeugung in seinem Herzen zu tragen, daß Niemand darin mit ihm werde siegreich wetteifern können.

Allen denjenigen, welche solche Christen seien, wie er (keiner Kirche angehörig, und kaum irgend eine Religion habend), wolle er eine Religion, einen Glauben überliefern, welcher alle Zweifel über das Vorhandensein eines künftigen Lebens beseitige, er wolle ihnen die Aussicht in das Jenseits eröffnen, und ihnen zeigen, wie anziehend dieses für die unsterbliche Natur sei. Es unterliegt nach seiner Behauptung nicht dem leisesten Zweifel, daß ein jeder Mensch mit denjenigen in Verbindung treten könne,

die vor ihm gestorben seien, ebenso wie der Geist eines jeden Verstorbenen sich mit den Menschen in Verbindung zu setzen vermag.

Zwei und drei Viertel Jahre hat dieser Mann, der 60 Jahre zählt und seit 14 Jahren als Rechtskundiger und als öffentlicher Politiker seinen Mitmenschen in New-York allgemein bekannt, und ebenso allgemein geachtet ist, sich mit den Manifestationen der Geister beschäftigt und er hat eine unumstößliche Ueberzeugung von der Wirklichkeit eines solchen Verkehrs erhalten. Einige hundert Erscheinungen sind von ihm mit juristischer Genauigkeit zu Protokoll genommen, jeder einzelne Verkehr mit den Geistern wich von den übrigen ähnlichen Fällen ab, so daß immerdar eine neue Seite gewonnen wurde. Er hat alle erdenklichen Vorkehrungen getroffen, um keine Täuschung aufkommen zu lassen und hat durch alles dieses eine solche Sicherheit in der Anschauung erlangt, daß nichts mehr ihm zweifelhaft bleiben konnte.

VI.

Edmonds' Forschungen im Geisterreich. Daselbst ist die neueste Fachliteratur wohl bekannt. Einige selige und hochselige Geister. Ein Bekannter von uns versucht Taschenspielerkunststücke.

Die Klopfgeister hörte dieser Mann zum ersten Male, als er mit dreien Damen in einem Zimmer war, deren Charakter dafür bürgte, daß von Betrug keine Rede sein konnte. Das Klopfen kam mit einem raschen angenehmen Ton am Fußboden herbei bis in die Nähe der Damen, er setzte sich den Damen gegenüber, um den Verlauf zu beobachten und dachte anfangs, eine der drei Damen mache das Geräusch wohl mit der Hand oder mit dem Fuß, aber kaum hatte er dieses gedacht, als das Geräusch auf den Tisch überging, den keine der drei Damen mit der Hand erreichen konnte.

Der vorsichtige Mann glaubte, daß Bauchrednerei im Spiele sei, ging daher an den Tisch und legte seine Hände gerade auf die Stelle, aus welcher das Geräusch kam, und dabei fühlte er deutlich, wie der Tisch erschüttert wurde, ungefähr in solcher Weise, wie es geschehen muß, wenn man mit einem Hammer gegen die Tischplatte schlägt.

Edmonds glaubte, daß die Töne durch irgend eine Maschinerie bewerkstelligt werden, aber dieselben liefen auf verschiedenen Seiten des Tisches umher und an allen Stellen, wo dieselben erklangen, fühlte die Hand die

Erschütterung. Er kehrte den Tisch um und die genaueste Untersuchung desselben ließ keinen Zweifel zu, daß der Tisch ein ganz einfaches Möbel sei, wie alle anderen.

Der Berichterstatter sagt, daß er sich vielfältig bemüht habe, um die Klopfgeister durch Fragen auf die Probe zu stellen, und sie gaben ihm Antwort, nicht etwa nur wenn Gesellschaften vorhanden waren, die an solchen Versuchen Antheil nahmen, sondern wenn er sich ganz allein in seinem Zimmer befand. Die Antworten kamen einmal aus der Stuhllehne, ein ander Mal von der Decke, und nicht selten ließen sich die Geister vernehmen, wenn er im Eisenbahnwagen saß und dieser mit der größten Schnelligkeit dahinbrauf'te, wenn er sich im Bade befand, vom Wasser umgeben, oder wenn er auf einer Glasplatte stand, also isolirt war.

Nachdem er manche Versuche Wochen lang angestellt hatte, kamen die Klopfer zu ihm, als er ganz allein im Zimmer war und im Bette lag. Hierbei stellte er nun ganz ungestört die alleraufmerksamsten Beobachtungen an.

Es wird eine Maus sein, dachte er, aber viel schneller, als eine Maus hätte laufen können, befand sich der Klopfgeist an seinem Bette. Es wird eine andere Maus sein, dachte er, allein augenblicklich war das Klopfen in seinem rechten Beine. Es wird Nervenzucken sein, dachte er und legte die Hand auf die Stelle, an welcher es klopfte und siehe, das Klopfen ging durch seine Hand hindurch. Er glaubte, es sei der Magnetismus seiner Hand, welcher alle diese Erscheinungen hervorrief, aber da lief das Klopfen von seiner Hand hinweg durch seinen ganzen Körper, bis wieder zum Kopf und von da nach den Füßen, so daß er sich überzeugte, die klopfenden Geister seien sehr gescheute, sehr gebildete Leute. Sie wußten nämlich, was er dachte, und sie rectificirten seine Gedanken dadurch, daß sie zu erkennen gaben, die Einwürfe, die er mache, seien nicht stichhaltig. Der Jurist hatte sich durch vielfältige Versuche bereits die Ueberzeugung zu eigen gemacht, daß es sich hier um eine wirklich neue Kraft handle, sie wurde ihm aber auf das Allervollständigste nochmals zur innern Anschauung gebracht, als er eine Badereise unternehmen mußte und ferne von jeder Aufregung, welche die vielen Clubs, die sich der Tischrückerei gebildet hatten, hervorbringen mußten, ¼ Jahr vereinsamt blieb. Bei dieser Gelegenheit durchforschte er nochmals das ganze Gebiet dieser Manifestationen und er fand dabei, daß es sich um ein großes System handle, das sich ihm selbst zum Trotz aufdringe.

Er gesteht, daß die Auszeichnung, mit welcher die Geister ihn behandelt, nichts Wünschenswerthes sei. In den Kreisen, in denen er sonst ver-

kehrt, sei er stets mit Achtung und Auszeichnung behandelt worden, jetzt sei er aber von den mehrsten derselben gemieden, von Manchen sogar verabscheut; Andere, selbst die ihm die Liebsten gewesen, hätten sich mit einem wahrhaft empörenden Mitleiden von ihm abgewendet, trotzdem sei er noch niemals in seiner Ueberzeugung wankend geworden, und jetzt stehe er öffentlich vor dem Publikum, um ein Erscheinen frohester, entzückendster Art, um Erklärungen aus dem Lande jenseits des Grabes zu geben.

Edmonds ging ganz zwanglos mit den Geistern um, es schien ihm zwar dieser Umgang unnatürlich, die Geister aber versicherten, daß dieses keineswegs der Fall, sondern daß dieser Umgang aus den Naturgesetzen vollkommen zu erklären sei, da der Jurist aber erklärte, er verstehe nichts von den Naturgesetzen, so waren sie so freundlich, ihm diejenigen Bücher nachzuweisen, welche auf der Erde erschienen und geeignet waren, die ersten Stadien der Erkenntniß zu eröffnen. Es ist ein wahres Wunder, daß die Geister des Jenseits von unserer irdischen Literatur Kenntniß haben, und daß sie Reichenbach's Werk über das Od anführen, beweis't die ungeheuere Wichtigkeit gerade dieses ausgezeichneten Werkes. Unter den dem Juristen erschienenen Geistern war auch Newton, welcher mit großer Reue über sein verfehltes Leben bekannte, seine Idee von der allgemeinen Gravitation sei eine grundfalsche und der Fall der Körper auf der Erde, und die Schwere der Planeten gegen einander und gegen die Sonne, welche sein System zu bestätigen schienen, hätte nur eben diesem ganz falschen System ihre Entstehung zu verdanken, denn die Natur richte sich gerne nach dem, was ein berühmter Mann gesagt habe, weil die Natur an sich keine Autorität sei, sondern diese erst durch den Verstand des Gelehrten hineinkomme.

Er gelangte dahin, an sich wahrzunehmen, daß er ein höchst begabtes Medium sei, und so ließ er denn vermöge dieser Begabung alle die Verstorbenen erscheinen, welche ihm lieb und werth oder verwandt gewesen waren. Dieselben kamen in Gesellschaft anderer nicht bekannter Personen, zu deren heiteren Mienen die Farbenpracht der kleidsamen griechischen Gewänder vortrefflich stand. Vater und Mutter und einige Freunde des Advokaten waren aber so liebenswürdig gewesen, solche Kleidungsstücke anzuziehen, die sie im Leben getragen hatten, damit er sie erkennen möge.

Unter denjenigen Geistern, mit denen er vorzugsweise verkehrte, stand William Penn oben an. Dieser war ein Schutzgeist des Advokaten und er umschwebte ihn schon seit seiner Kindheit, seit er einmal aus schnödem Muthwillen eine Katze getödtet. Seit dieser Zeit hatte Penn ihn immerfort an die wichtige Aufgabe der Abschaffung der Negersklaverei erinnert.

Ein andrer Geist, mit welchem Edmonds sich zu thun machte, ist

der des berühmten Benjamin Franklin, welcher ihm die allermerkwürdigsten Erläuterungen über das Reichenbach'sche Od gab, also auch dieser Geist hatte ein irdisches Werk mit Eifer studirt.

Die Geister erlaubten ihm in die fernen Tiefen des Weltraumes zu blicken, und da sah er denn viele Millionen glücklicher, höchst seliger Geister, von denen sehr viele fremden Planeten angehörten. Die mehrsten derselben hatten musikalische Instrumente von ganz unbekanntem Aussehen, mit denen sie aber die herrlichsten Jubelouvertüren ausführten, aus Freude darüber, daß nun endlich eine Verbindung eröffnet worden sei zwischen den Bewohnern der Erde und den Geistern des Himmels. Den Ersteren sollte nun ihre Bestimmung offenbart, und jene Wolke hinweggerollt werden, welche so lange verhüllend das Diesseits vom Jenseits getrennt. Der Jubel war sehr groß und erscholl durch alle Welträume. Die Geister zeigten auf Benjamin Franklin und erklärten, daß sie der höchst praktischen Philosophie des Buchdruckers allein verdankten, daß die Erfindung oder Entdeckung in so hohem Grade vervollkommnet sei. Franklin nahm die Glückwünsche sanft und bescheiden entgegen, zeigte nicht eine Spur von Eitelkeit, aber sein Antlitz glänzte von überströmender demüthiger Freude, weil er so viel zum Glücke seiner Genossen der Unsterblichkeit, sowohl auf Erden, als im unendlichen Weltraume beigetragen hatte.

Einige der Geister waren so entzückt über Franklin, daß sie ihm mit ihren geistigen und körperlichen Händen lauten und schallenden Beifall zuklatschten, andere gaben dem Advokaten Winke, welche er dahin deutete, daß er gehen und schauen solle, und wie er denn nun ging und schaute, schauerte er zugleich, denn zu seinem unaussprechlichen Grausen sah er unzählige dunkle Geister, auf deren abscheulichen Gesichtern sich die gräßlichsten Leidenschaften ausprägten. Da sah er mit Entsetzen, wie die Mörder mit hochgeschwungenen Dolchen hinter unglückseligen Geistern herrannten und sie niederdolchten, da sah er unschuldige, zarte und zärtliche Geschöpfe, welche von rohen Wüstlingen verfolgt, verführt und entehrt wurden, aber nach gänzlicher Erschöpfung ihrer Kräfte fühlten, daß sie dieselben an eine Idee, ein Phantom, ein leeres Nichts verschwendet hatten. Da sah er geizige Goldsucher, welche gierig im Staube kratzten, Geister, deren Fingernägel blutig wurden von dem Aufwühlen der Erde nach den verborgenen Schätzen, welche nun doch Gold fanden, und voll höllischer Freude darauf blickten, welches ihnen aber unter den Händen zu Schmutz und Schlamm und jämmerlicher Erde wurde, so daß sie wild heulend dieselbe von sich warfen. Da sah er Selbstmörder, welche mit aller Gewalt sich das irdische Leben zu nehmen versuchten, aber mittelst einer un-

verwüstlichen Geister-Nabelschnur zwischen Erde und Himmel festhielten, umsonst die verzweifelsten Anstrengungen machten, um dieselbe zu zerreißen, zu zerschneiden, oder zu unterbinden. Da sah er Geister, welche auf dem Kopf standen und hofften, dadurch die Welt umzukehren, und Geister, welche fasteten, in der sichern Voraussetzung, die Welt müsse so aus Hunger zu Grunde gehen, kurz, er sah überall das Entsetzen erregende Bestreben der Bösen, zu schaden — den Guten zu schaden, und er sah die Bösen immerfort selbst unterliegen, um das Wohl der anderen, von ihnen Gehaßten, zu befördern, und er sah auch Goethe's Geist darunter, welcher gesagt hatte, „er sei ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft,“ *) kurz, was er sagt, war entsetzlich anzuschauen, die bösen Geister trieben ganz schauderhafte Dinge. Als ein guter Geist mitten unter sie trat, wurde ein allgemeines, satanisches Hohngelächter vernommen, aus welchem der Advokat mit Bestimmtheit heraushörte, daß es nicht ein allgemeines war. Die bösen Geister nämlich verzogen sich und siehe, es blieb ein einziger zurück, welcher erklärte, er habe es jetzt dick, ein böser Geist zu sein, er wolle nun auch einmal wieder ein guter Geist werden, er wolle sich bessern.

Da hatte der Jubel keine Grenzen unter den guten Geistern, die edlen, vortrefflichen Leute wurden rein toll, mit elektrischer Schnelligkeit fuhren sie durch alle Himmel, um zu verkündigen, daß ein Mensch sich bessern wolle, worauf alle seligen Geister den einen Sünder auf den Arm nahmen und in die Region der Seligen trugen.

In den Kreisen, welche sich in Hornvi's Hause versammelten, wurde mit Bewunderung vernommen, was an Lichtströmen aus dem erleuchteten Amerika herüberkam.

Ja, wahrlich erleuchtet! In keinem Lande der Welt konnte Aehnliches geschehen, nirgends konnte man so Großes, so Vollendetes sehen; Amerika, oder viel besser gesagt, die Unionsstaaten, von jeher der Sitz alles Großen und Erhabenen, sollten auch hier vorangehen auf einem Wege, der bisher ein verschlossener gewesen war, und den Deutschen blieb leider nichts übrig, als den gebahnten Weg noch breiter auszutreten, auch

---

*) Dies sagt nicht Goethe, sondern Mephisto, d. h. der Teufel zu Goethe's Faust im Studirzimmer, nachdem Mephisto, als Pudel hereingekommen, als fahrender Scholast hinter dem Ofen hervortritt.

ein Verdienst, auf welches Deutschland stolz sein kann, wenn schon nicht mit einer so hohen Berechtigung, als Nord-Amerika, das Land des sich selbst überstürzenden Fortschrittes.

In dem Hause des Herrn Hornvi hatte man niemals aufgehört, sich mit der Geisterklopferei zu beschäftigen. Die Tische hatten auch sich nach Belieben gedreht, die Beine aufgehoben zum Schrecken mancher Anwesenden, und die Füße hatten geklopft, so viel, als die Dielen aushalten wollten, aber frei in der Luft schwebend, hatte man noch keinen Tisch gesehen. Wie war das zu machen, wo waren die Geister gefällig genug, um solche schöne Erfolge zu erzielen — — — —, ja, in Amerika — in dem Lande der Intelligenz — in dem Lande der großartigsten und kühnsten industriellen Bewegung, da freilich war Vieles zu machen, Vieles zu finden, aber in einem so elenden, so bornirten Lande, wo die Stimme eines so verrufenen Atheisten, wie Humboldt, eine bei weitem größere Wirksamkeit hatte, als die eines orthodoxen Geistlichen — in einem solchen Lande, was war da zu hoffen!

Ein seltener Glücksfall führte Hornvi den Namen eines Tischlers in Erinnerung, welcher für Hermann Boudin, den falschen und den wahren Bosco Sohn, eine Menge schöner Apparate gemacht. Das ist mein Mann, dachte er, mit diesem wird sich ein Verständniß eröffnen lassen, und er ging zu demselben und frug ihn, ob es nicht möglich sei, einen Psychographen zu construiren, der von einem andern Zimmer aus in Bewegung gesetzt werden könne, wie z. B. der ehemalige französische Telegraph dirigirt wurde aus dem Gemach im Thurme, welches 50 und mehr Fuß unter dem hoch oben auf der Spitze befindlichen, überall hin sichtbaren Telegraphen lag.

„Ganz gewiß," sagte der Tischler, „es läßt sich dies machen und es läßt sich ohne Schwierigkeiten machen, man braucht nur an die Arme des Psychographen scharf gespannte Schnüre so zu befestigen, daß sich der Arm des einen Psychographen außerhalb des Zimmers nicht bewegen kann, ohne den Arm des andern in ganz gleicher Weise mitzunehmen."

Hornvi, bei Weitem gescheuter als der Tischler, erwiederte: das wisse er wohl, dazu bedürfe er keines Gehülfen von Bosco und Hermann, es handle sich nicht um Schnüre, welche ein Jeder sehen könne, welche man fassen, worüber man stolpern und fallen könne, sondern es handle sich um eine derartige Verbindung zwischen einem Psychographen im Audienzzimmer und einem andern außerhalb desselben, welche Verbindung man nicht sähe.

Der Tischler erwiederte: auch dieses sei sehr wohl möglich, doch theuer, denn hier handle es sich um eine im Tische und in dessen Fuß (einer in

der Mitte stehenden Säule) verborgene Maschinerie, welche sich unter dem Fußboden nach dem benachbarten Zimmer fortsetze und dort in ganz gleicher Weise in einem ähnlichen Tischfuße aufwärts steige bis zur genauesten Verbindung mit einem zweiten Psychographen oder Emanulector, was natürlich gleichviel sei. Unter 200 Thaler würde dergleichen nicht zu beschaffen sein.

Hornvi schien doch einiges Bedenken zu tragen, so viel daran zu wenden, und er äußerte, daß er sich dann lieber mit weniger behelfen wolle, daß er versuchen wolle, das Erwünschte durch ein tüchtiges, durch ein begeistertes Medium zu bewerkstelligen.

Der Tischler lachte, und aus dem Nebenzimmer erscholl gleichzeitig ein noch lauteres Lachen. Erschreckt frug Hornvi: „Hat uns Jemand belauscht?"

„Nicht doch, geehrter Herr Hornvi, Sie sehen, die Thüre des Schlafzimmers war halb offen, da liegt mein Sohn an einem heftigen rheumatischen Uebel krank und der Herr Doctor ..... ist bei ihm, um ihn zu electrisiren. Natürlich hat der das ganze Gespräch gehört, und er mag sich wohl freuen, hinter Ihre Schliche gekommen zu sein."

Entrüstet rief Hornvi: „Herr Tischlermeister! wie kommen Sie dazu, mir solche Impertinenzen zu sagen? Meine Schliche? Was sind denn das für Schliche? Sie sind ja ein ganz unverschämter Mensch!"

„Oho! Herr Hornvi; setzen Sie sich ja nicht auf's hohe Pferd; geben Sie ganz ruhig klein bei; denn Sie sind offenbar im schrecklichsten Nachtheil. Sie beabsichtigen bei mir ein Ding zu bestellen, mittelst dessen man vom Nebenzimmer her einen Psychographen regieren kann, wie den Telegraphen auf den französischen Thürmen; daß Sie dieses anwenden wollen nicht zur Belehrung, sondern zur Täuschung der Leute, scheint sehr nahe zu liegen, und wenn Sie mir drohen, oder grob kommen, so mache ich das bekannt, ich habe einen Zeugen, oder wenn ich dazu nicht geeignet wäre, so ist es der Herr Doctor, der schon viele Bücher über dergleichen geschrieben hat und dem zu glauben man gewohnt ist; es dürfte daher sehr gerathen sein, den Gegenstand mit der erforderlichen Schonung zu behandeln und nichts herauszufordern."

Hornvi war sehr verblüfft und er schien zwar der Mann zu sein, um jeden Angriff durch einige Grobheiten zurückzuschlagen, aber es war auch zu gleicher Zeit ersichtlich, daß etwas in ihm vorgehe, was haarscharf wie eine Verlegenheit aussah. Er bedachte sich ein Weilchen, dann sagte er: „Herr Tischlermeister, Sie nehmen die Sache viel zu ernsthaft, ich habe durchaus nichts weiter beabsichtigt, als mich über die Möglichkeit solcher

Betrügereien zu unterrichten, und bin Ihnen sehr dankbar dafür; ich selbst beabsichtige nicht ein solches Instrument machen zu lassen, sondern ich wollte blos wissen, wie wohl die amerikanischen Betrüger es damit machen dürften."

„Ei, Herr Hornvi," sprach der aus dem Nebenzimmer hereintretende Arzt, „nichts weiter als dieses ist Ihre Absicht? Und in dieser Absicht hatten Sie auch wohl durch den Zimmermann — —, doch wozu Namen, dazu hat es ja immer noch Zeit, wenn die Sache einmal vor das Forum der Oeffentlichkeit, oder die Betrügerei vor die Gerichte kommt; indessen hat es mich gefreut, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, es kommen Augenblicke im menschlichen Leben, wo solch' eine Bekanntschaft sehr nützlich werden kann." Hiermit grüßte er Herrn Hornvi mit einer etwas spöttischen Miene und verließ dann das Zimmer, indem er zu dem Tischler sagte, er dürfe jetzt wegen seines Sohnes ganz ruhig sein, die Gefahr sei vorüber.

Hornvi stand in einer unbeschreiblichen Verlegenheit da, und der Tischlermeister, mit der gewöhnlichen Malice der Leute niederen Standes, wenn sie fühlen, einen sich höher Dünkenden in Händen zu haben, betrachtete den Propheten der Tischrückerei mit einer unbeschreiblichen Genugthuung. Nachdem dieses einige Zeit gedauert hatte, sagte er zu Hornvi: „Lassen Sie sich das nicht so sehr anfechten, geehrter Herr; sehen Sie, ich bin ein gutmüthiger, alter Kerl, ich werde Sie nicht verrathen, wenn es nicht sein muß; alle Taschenspieler, Geheimnißkrämer, Wunderdoctoren und solches Corps gebrauchen Gehülfen, das geht nicht anders, ich bin dessen schon gewohnt und bin auch gewohnt, darüber zu schweigen; aber freilich erwarte ich auch, daß man mich nicht grob behandle, und glaube, man könne dadurch auf mich Eindruck machen, daß man vornehm thue — dick thun, nennen es ja wohl die Leute — und so wollen wir denn als gute Freunde von einander scheiden, falls Sie sich nur merken wollen, daß mit mir nicht gut Kirschen essen ist."

Ganz bestürzt verließ Hornvi den Tischler und machte sich unterweges die eindringlichsten Vorwürfe über seine Thorheit, sich so bloß zu stellen; allein es war nun einmal geschehen und es schien in dem Augenblicke nichts weiter zu thun übrig, als den Mann durch irgend eine gleichgültige Bestellung und dadurch, daß man ihn Geld verdienen ließ, zu beschwichtigen, und das beschloß er und hielt sich damit einigermaßen gesichert, aber was er fernerhin an dergleichen Sachen bestellen wollte, das mußte doch in anderen Stadttheilen geschehen und mußte durch die zweite und dritte Hand erst zu ihm gelangen, so daß der Arbeitnehmer niemals den Namen des Arbeitgebers erfahren konnte, und „schade, schade, daß dieses eine Mal

die Vorsicht mich verlassen hat," so rief er ärgerlich aus, „so ein einziger Fall, wenn er mit Beweisen belegt, bekannt wird, kann meine ganze, mühsam errungene Existenz, kann den guten Namen, hinter welchem ich mich bis jetzt verschanzt habe, für immer zu Grunde richten."

In welcher Art der würdige Mann seinen Vorsatz ausgeführt, dürfte schwer zu sagen sein, denn er war von jetzt ab schlau genug, um Alles zu vermeiden, was ihn hätte compromittiren können, aber glücklich mußte er gewesen sein in der Wahl seiner Mittel; denn in der That, in seinem Hause kamen Dinge zum Vorschein, die nicht geringe Sensation machten.

VII.

Geistesmanifestationen in Hornvi's Hause. Heine der Gotteslängner giebt sich kund.

An einem jener schönen Abende, an welchem sich Gläubige um ihn versammelten, wurde ein junger Mann vorgestellt als ein ganz besonders begabtes Medium, als ein Liebling der Geister; denn ihm gelang, was bisher Keinem gelungen war, ihm gelang es, den Spiritualismus auf das Vollständigste zur Anschauung zu bringen. Es hatten sich zehn oder zwölf Personen bei Hornvi versammelt; unter diesen war auch der Professor Voluda, denn es schien Herrn Hornvi nöthig, wissenschaftliche Autoritäten herbeizuziehen, denselben gewissermaßen die Leistungen in seinem Hause zur Beurtheilung zu unterbreiten und sich dann entweder hinter deren Beifall oder hinter der Unzulänglichkeit ihrer Erklärung zu verschanzen. Gleichzeitig hatte er auch den jetzt schon sehr alten Professor Schwentzel zur Theilnahme eingeladen. Und die beiden Antagonisten waren wieder einmal nahe bei einander. Voluda, welcher durch seine vielen Reisen und seine Studien nichts von seiner Bescheidenheit verloren hatte, begegnete dem alten Manne mit derjenigen Achtung, welche das Greisenalter zu fordern berechtigt ist. Schwentzel dagegen sah in Voluda immer nur den Eindringling, den ganz Unberufenen, nicht Gelehrten, sondern Pfuscher, und er hätte gar zu gern ihm das Handwerkszeug zertrümmert, wie in der guten, alten Zeit die zünftigen Meister es mit den Bönhasen thun durften. Sein einziger Trost war noch, daß Voluda seine Professur aufgegeben; aber sonderbarer Weise war es trotz alles dessen Schwentzel doch noch nicht gelungen, zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt, ja auch nur ordentlicher Professor zu werden. Noch immer hatte er in der Eigenschaft

eines außerordentlichen Professors sein Oberlehrer-Gehalt und die Collegia, deren er in jedem Semester verschiedene ankündigte, hatten so wenig Zuhörer, daß man ihn scherzweise unter den Studenten den Prediger in der Wüste nannte.

Schwentzel begrüßte Volnda außerordentlich ernst und vornehmthuerig, nahm aber dann so weit entfernt von ihm als möglich, Platz an dem großen, runden Tische, welcher mitten in der Stube stand. Die Personen setzten sich in einem großen Kreise, so daß sie den Tisch nicht berühren konnten, nur das sogenannte Medium befand sich innerhalb des Kreises so nahe an dem Tische sitzend, daß derselbe von ihm erreicht werden konnte. Nun hielt Herr Hornvi einen einleitenden Vortrag:

„Ich bin," sagte er, „so glücklich gewesen, in Herrn X ein Medium von der allerseltensten Begabung aufzufinden. Es hat mich gekränkt, daß es Dinge geben sollte, die man in Amerika machen könne und in Deutschland nicht; ich habe mich daher ununterbrochen bemüht, einen geist-magnetischen Mann zu finden, dessen Kraft ausreiche, um ähnliche spiritualistische Erscheinungen hervorzurufen, und dies ist mir endlich glücklich gelungen. Sie werden erstaunen über die geist-magnetische Kraft dieses Individuums. Herr X setzt diesen großen, schweren Tisch ganz allein in Bewegung, ohne Hülfe der sogenannten Kette, ohne Hülfe der Zusammenwirkung vieler verschiedener Personen. Ich glaube, wenn die Herren dieses Experiment sehen, so werden sie die Wirkung einer übernatürlichen Kraft endlich eingestehen müssen.

„Aber, um Sie, meine Herren, zu überzeugen, daß hier nicht eine Maschinerie verborgen ist, so wollen wir den Tisch von seinem Platze rücken und zeigen, daß derselbe mit dem Boden nicht auf irgend eine Weise zusammenhängt."

Es geschah; der Tisch wurde nach verschiedenen Seiten hin weit genug gerollt, um sehen zu lassen, daß er vollkommen frei, nicht mit dem Boden in Verbindung sei.

Volnda, welcher Falkenaugen hatte, bemerkte, daß die drei Stellen, auf denen die Füße gestanden hatten, mit Kreide bezeichnet waren; die Kreide war allerdings wieder weggewischt, allein es war genug übrig geblieben, um die Stellen zu markiren. Er nahm auch wahr, daß in der Mitte dieser drei Punkte in der Diele ein starker Ast befindlich war, allein er schwieg über diese Wahrnehmung und sagte nur, am überzeugendsten würde es sein, wenn man einen Bindfaden in einem großen Kreise um den Tischfuß legte und diesen alsdann ungehindert unter dem Tische hinwegziehen könne, falls derselbe ein wenig gehoben würde.

Herr Hornvi war sehr gern bereit, dieses Experiment zu machen, er ließ ein Knäuel Bindfaden bringen; ein Stück von mehreren Klaftern Länge wurde davon abgeschnitten, die beiden Enden wurden zusammengeknüpft und um den Tisch gelegt; darauf hob man denselben ein wenig auf und einer der Anwesenden zog die Schnur an, bis sie ganz unter dem Tisch hinweggegangen war. Es wurde das Experiment drei oder vier Mal wiederholt, dann wurde auch Voluda gebeten, den untergelegten Faden wieder unter dem Tisch hindurchzuziehen, allein dieser lehnte den Versuch ab mit der Bemerkung, daß er jetzt vollkommen überzeugt sei, es finde keine Verbindung zwischen dem Tisch und dem Fußboden statt.

Dann setzte Herr Hornvi, unterstützt von dem ausgezeichneten Medium, den Tisch wieder zurecht, und das Medium setzte sich daran.

Nach kurzer Zeit begann der Tisch zu knacken, ein wenig zu wackeln und sich langsam zu drehen, worauf das Medium aufsprang, den Stuhl zurückstieß und nun mit dem Tische umherlief, so schnell er irgend konnte.

„Es ist erstaunend," riefen die Anderen, „ganz erstaunend, man hat noch nie etwas Aehnliches gesehen," und Schwentzel, den Faden der Rede aufnehmend, sagte: „hier kommt meine Theorie zur Geltung, es ist der Magnetismus, welcher diesen Tisch ebenso dreht, wie die Weltkörper im Himmelsraume."

Es war indessen mit allen Vorbereitungen so viel Zeit vergangen, daß die Dämmerung hereingebrochen war, als das Experiment begann, man also nicht recht sehen konnte, was eigentlich mit dem Tische vorging. Voluda, ohne auf des geistreichen Professors Theorie etwas zu antworten, zog die vor ihm am Boden liegende Schnur mit dem Fuße an, und er bemerkte, was die Anderen allerdings nicht sahen, daß die Schnur unter den Rollen des Tisches ohne Schwierigkeit hinweggezogen werden konnte, daß sie aber plötzlich fest saß, als sie bis an die Mitte des Tischfußes gelangt war. Etwas Weiteres wollte Voluda nicht, seine Muthmaßung bestätigte sich, das Astloch in der Diele, oder vielmehr der Ast selbst war das Ende einer Maschinerie, die außerhalb des Zimmers bewegt werden konnte. Der Ast war ein Dorn, der sich erhob und in den eingebohrten Tischfuß griff, dann wurde dieser Dorn entweder von dem Keller her direct gedreht, oder die Maschinerie ging vom Nebenzimmer aus und war dann nur um ein Geringes mehr zusammengesetzt. An dem den Tisch tragenden Dorn mußte sich eine Riemscheibe befinden, die Schnur derselben ging unter den Dielen fort in das benachbarte Zimmer, wo sie dann wieder um eine Rolle lief, die durch eine Kurbel bewegt wurde und die andere Rolle, worauf der Tisch stand, mit sich nahm.

Voluda schwieg über diese Entdeckung. Der Tisch hörte auf zu rollen und er brachte so viel als möglich die am Boden liegende Schnur wieder in Ordnung ohne dadurch Aufsehen zu erregen, er wollte die übrigen Experimente abwarten.

Das Medium setzte sich erschöpft nieder, indem es erklärte, die Thätigkeit der Geister sei eine so tief in das Leben dringende, daß er nur mit der größten Mühe im Stande sei, sich aufrecht zu erhalten, wenn sie durch ihn gewirkt hätten. Mit großem Mitleiden sah man den blassen, jungen Mann an, der, von einer Straßenlaterne beschienen, ein beinahe geisterhaftes Ansehen hatte, und die anwesenden Damen fingen an sich zu fürchten, daher Licht gebracht wurde.

Mit Erscheinung desselben schienen die Anwesenden wieder ein wenig zu sich zu kommen von dem Erstaunen, welches sie erfaßt; selbst Schwentzel zeigte eine mehr als gewöhnliche Unruhe, denn die Sache ging ihm bei alledem über den Spaß. Er erhob sich aus dem Kreise, lief auf den Tisch zu und verschob ihn mit der Hand nach verschiedenen Richtungen. „Es ist, wie ich gesagt habe!" so äußerte er, „hier ist nicht eine menschliche Kraft, hier ist eine Naturkraft vorhanden, und die Naturkräfte sind gewaltige Hülfsmittel in den Händen der Allmacht; was ist der Kraft, welche die Sonne in Umschwung setzt — ein solcher elender Tisch? Dreht sich doch die Erde durch der Magnetismus, warum soll sich nicht auch ein Tisch durch den Magnetismus drehen?"

Voluda ergriff hier das Wort zum ersten Male widerlegend, aber nicht in einer Weise, wie dünkelvolle Leute es zu thun pflegen, sondern ganz bescheiden und einfach sagte er: „Dieses muß wohl noch bewiesen werden, geehrter Herr Professor; soweit meine Kenntnisse reichen, liegt nichts vor, wodurch man zu der Ueberzeugung gelangen könnte, daß Magnetismus die Thätigkeit sei, welche die Welt bewege. Es ist durch Experimente unzweifelhaft dargethan, daß die Rotation die Schwere aufhebt, ich meine nicht, daß die Erde, wenn ihr Aequatorialdurchmesser doppelt so groß wäre als ihr Polardurchmesser, dann um den Aequator her gewissermaßen schwerelos wäre, daß Körper dort nicht zur Erde hin, sondern von ihr fort fallen würden, sondern ich meine den Umstand, daß ein irdischer Körper, den man in schnelle Rotation setzt, nicht mehr zur Erde fällt, ein Experiment, welches jetzt in allen Vorlesungen über Physik gemacht zu werden pflegt.

„Dies erklärt, warum die Weltkörper nirgends hinfallen. Sie können dies zwar überhaupt nicht, denn für sie giebt es kein Oben und kein Unten, aber sie könnten doch zu ihren Centralkörpern fallen. Diese aber sind selbst

in einer ähnlichen Rotation und so gleicht sich dieses gegenseitig aus; es bleibt aber die allgemeine Gravitation übrig, vermöge deren die Himmelskörper nach unabänderlichen Gesetzen um einander schweben, und bei all' diesem ist von Magnetismus nicht eine Spur zu finden."

„Sie haben sehr wohl gethan, geehrter Herr Doctor, Ihre Rede damit einzuleiten, daß Sie sagten, so weit Ihre Kenntnisse reichen, dieses ist ein Maßstab, nach welchem in einem Gespräche zwischen uns Beiden die geäußerten Ansichten bemessen werden müssen; es wird daher überflüssig sein, ein Weiteres über den Gegenstand zu sagen."

„Ich gestehe dieses unbedenklich zu," erwiederte Volnda mit feinem Lächeln, „und so wollen wir denn den weiteren Verlauf dessen, was Herr Hornvi uns zeigen will, abwarten."

Da Herr Schwentzel mit seinem Triumph zufrieden war und sich schweigsam verhielt, so stand diesem nichts im Wege; auch das Medium, Herr X, gab zu erkennen, daß seine Ermüdung aufgehört habe und er im Stande sei, weitere Experimente zu versuchen, natürlich immer vorausgesetzt, daß die Geister, welche bisher seinen Bitten gehorcht, ihm den ferneren Gehorsam nicht versagten.

Es wurde nunmehr ein Emanulector nach des tapfern Hornung Erfindung herbeigebracht; tapfer muß der Mann genannt werden, da er sich mit seinem ganzen Gewicht für die hohe Sache der Aufklärung in's Zeug legte.

Das Medium setzte sich an den Tisch, legte die Hand auf den Emanulector und wartete nunmehr die an ihn zu stellenden Fragen ab.

Eines und das Andere kam in ziemlich gewöhnlicher Weise zum Vorschein und hatte so wenig Merkwürdiges, daß es kaum der Aufzeichnung werth sein dürfte; auf einmal aber fiel Herrn Schwentzel ein zu fragen: „Wer ist es, der hier antwortet, ist es der Geist eines Verstorbenen, und wessen Geist ist es?"

Der Emanulector rückte schnell hintereinander auf die Buchstaben: HEINRICH — HEINE — DER — GOTTES-LAEUGNER.

Professor Schwentzel hatte die Kontrolle geführt, es war nicht das Medium, welches die Worte aussprach, es waren die einzelnen Buchstaben, welche nach und nach von dem Schnabel des Instruments gezeigt worden waren, und welche nunmehr in ihrem Zusammenhange die Anwesenden in das äußerste Erstaunen setzte.

„O Himmel," rief Hornvi aus, „so macht mich also Heine, der

Unsterbliche, auch so glücklich, bei mir zu erscheinen, ich habe schon gefürchtet, nur Herr Rendant Hornung sei der allein Erwählte."

Der Emanulector, welcher dieses für eine an ihn gestellte Frage zu halten schien, setzte sich sofort in Thätigkeit und Herr Schwentzel schrieb die bezeichneten Buchstaben auf, welche, im Zusammenhange gelesen, lauteten: „Ihr Ochsen, ich bin ja kein Kartoffelacker, den etwa der Herr Hornung für sich allein gepachtet hätte, mein Geist ist frei und schwebt überall umher, wo ich Narren finde, denn diese sind mir stets der liebste Umgang, ich habe dann doch was zu lachen."

„Das war sehr grob," sagte Herr Schwentzel, — „aber wahr!" setzte Voluda hinzu. Mit einem grimmigen, alle Verachtung ausdrückenden Seitenblick, wurde der unberufene Schwätzer zur Ruhe verwiesen. Herr Hornvi setzte aber das Fragespiel fort, indem er sagte:

„In welcher Welt befinden wir uns jetzt."

Die Antwort lautete:

„Die Welt ist ein Narrenhaus, und ein Jeder bestrebt sich, der größte Narr darin zu sein, und ein solcher bist Du auch."

„Wen meinst Du damit?"

„Ich dächte, ich hätte mich deutlich genug ausgedrückt? Dich, Hornvi!"

„Das war wieder sehr grob," sagte Herr Schwentzel. Diesmal schwieg Voluda still, aber Hornvi nahm den Handschuh auf, indem er sagte: „aber ganz im Charakter Heine's. Sie dürfen nur in Hornung's Buch „Heinrich Heine der Unsterbliche" nachschlagen, da können Sie beinahe dasselbe lesen, Seite 84. Nur hat er daselbst statt meines Namens den des ehrwürdigen Hornung gebraucht."

Es wurden die Fragen weiter dahin geführt, ob er etwas von dem Tischrücken und dem Spiritualismus halte.

Der Geist Heine's antwortete: „Ich hielt es für eine Narrheit und Ihr macht es jetzt dazu."

„Was hältst Du von den jetzigen spiritualistischen Manifestationen?"

„Es ist eine verrückte Praxis mit einer unwahren Theorie."

„Was nennst Du eine unwahre Theorie?"

„Confusionsrath! forsche nach, weshalb hast Du denn so viel Grütze in Deinem Hirnkasten."

Merkwürdig ist die erstaunenswürdige Uebereinstimmung des großen Dichters Heine, mit dem, was Hornung in dem angeführten Werke, Seite 88, darüber sagt, es ist beinahe wörtlich dasselbe, was hier Heine gesagt hat. Ueber die Praxis und die Theorie macht der berühmte Verfasser folgende Anmerkung:

„Heine kann die an sich fortwährend sich bestätigende Praxis nicht läugnen, und nennt sie deshalb eine wahre mit falscher Theorie, das letztere wohl deshalb, weil die, von höheren und reineren Geistern des Jenseits enthüllte Theorie erklärt, daß nur die niederen, durch ihre Leidenschaften und Laster noch an die Erde geketteten Geister, Poltergeister sind, und er selbst sich als solcher erweis't." Der berühmte Verfasser citirt sein eigenes, hoch berühmtes Werk „Neue Geheimnisse des Tages, Seite 81, 82, 84, 85, 181, Frage 12 u. a. O." Dem Verfasser ist dieses geistvolle Werk nicht zugänglich, weil es im Buchhandel gänzlich vergriffen zu sein scheint, aber die Beweise, daß die höheren reineren Geister des Jenseits eine eigene Theorie über den Spiritualismus haben müssen, sind ganz bestimmt unumstößlich, weil sonst Herr Hornung dieselben nicht zur Unterstützung seiner Angaben angeführt haben würde.

Schwentzel stellte nun die Frage, wie man wohl die hier sich zeigende Kraft zum Nutzen der Menschheit verwenden könne.

Die Antwort lautete: „Das muß von Euch erforscht werden, doch mit Euerm Schafmist im Kopfe kommt Ihr freilich nicht zum Zwecke."

Auch diese Antwort stimmt mit einer früher von Heine gegebenen überein und der Verfasser Hornung macht hierzu die Bemerkung: „Heine bezeichnet hier das Gehirn als Organ des Denkens mit Schafmist, wie früher mit Grützkasten." Wenn hier das Wort Schafmist das Organ des Denkens bezeichnen soll, das Gehirn nämlich, so bezeichnet nach einer nicht zu bestreitenden Analogie das Wort „Grützkasten" keineswegs das Organ des Denkens, sondern nur den Behälter, in dem dasselbe eingeschlossen ist, nämlich den Hirnkasten, und Grütze ist dasjenige, was als Organ des Denkens bezeichnet werden müßte. Der Verfasser will mit dieser etwas tiefer greifenden Untersuchung nur beweisen, daß er Herrn Hornung's ausgezeichnetes Werk mit der erforderlichen Aufmerksamkeit studirt habe.

Heine wurde gefragt, ob er wohl im Stande wäre, sich Geistern, wie Carl Vogt, oder Moleschott oder Büchner zu offenbaren.

Die Antwort war: „Die Kerls sind Freigeister von Kraft und Stoff, sie werden von dergleichen Sachen nicht berührt, altes Dromedar, Du bist doch auch zu dumm."

Der Fragesteller, Professor Schwentzel, frug nochmals, warum denn dies nicht möglich sei, da es doch eigentlich gleichgültig sein müsse, wem ein Verstorbener sich offenbare.

„Nur wo die Geister einander vollkommen gleich sind, können sie sich gegenseitig verständigen. Bist Du jetzt klüger, altes Trampelthier?"

Eine erstaunliche Uebereinstimmung zwischen dem, was Heine hier sagt, mit dem, was Herr Hornung von ihm erfuhr, ist auch hier nicht zu verkennen. Man vergleiche das mehrmals angeführte Werk, Seite 140 und 141.

Der große Heine wurde gefragt, ob er sich wohl noch einmal manifestiren wolle, d. h. sich auf eine solche Weise zeigen, daß die sämmtlichen Anwesenden von seiner Gegenwart überzeugt würden, als Ursache wurde ihm gleich angegeben, daß mehrere Personen in der Gesellschaft anwesend seien, die noch nichts von ihm persönlich vernommen.

Er antwortete ganz in derselben Weise, wie in einem ähnlichen Falle Herrn Hornung. „Soll auf diese Weise vielleicht die ganze Welt überführt werden? Jetzt bist Du wirklich bald reif für das Tollhaus, weißt Du, was Goethe dazu sagen würde? Ein getretener Quark wird breit, nicht stark." (Siehe Hornung's Werk, Seite 158.)

Der Geist wurde gebeten, sich wenigstens durch musikalische Productionen zu zeigen, etwa einen Marsch an den Fensterscheiben zu trommeln.

Die Antwort war: „Wünschest Du vielleicht den Bärentanz? Nur nach diesem würdest Du Kuhfuß tanzen können."

Hornvi machte nun den Vorschlag, Heine möchte auf einer bereitliegenden Mundharmonika Töne hervorbringen, worauf Heine sofort antwortete:

„Du meinst wohl, weil Du gerne einen pfeifst, so pfeifen wir Geister im Jenseits auch gerne einen."

Zu dieser Aeußerung, welche Heine auch in Hornung's Werk, Seite 158 macht, gehört eine Anmerkung, welche indessen nicht von dem berühmten Verfasser, Herrn Hornung, sondern nur von dem Verfasser des gegenwärtigen Buches herrührt, dieses bezieht sich auf das Wort „Einen pfeifen", dieser Ausdruck bedeutet in der Volkssprache Schnaps trinken. Wer gerne einen pfeift, das ist ein Schnapstrinker, ein Säufer. Heine, der Jenseitige, der Ueberirdische, welcher Herzen und Nieren prüft, wahrt sich vor einem solchen Verdacht, bezeichnet aber den Frager als Jemanden, der „gerne einen pfeift."

Bis hierher war man gekommen, und es wurde nun die Bitte an Heine gestellt, sich wirklich den Anwesenden körperlich kund zu geben.

Heine sprach: „Ihr Narren wißt sehr wohl, daß ich dieses nur kann, wenn es ganz dunkel ist."

Man sah ein, daß dieses eine für Geister angemessene Bedingung sei, und alsbald wurde die Lampe hinausgetragen und es wurden die Rouleaux sowohl innerhalb des Zimmers, als auch die außen befindlichen Wetter-

rouleaux herabgelassen, so daß alsbald dasjenige eintrat, was man im gewöhnlichen Leben Stockfinsterniß nennt, aber kaum war diese Finsterniß hergestellt, als auch Professor Schwentzel einen tüchtigen Schmiß mit einem Buche bekam, welches ihm mit solchem Nachdruck auf die Nase gelegt wurde, daß er verzweifelt um Hülfe schrie, aber ehe noch Licht gebracht werden konnte, lag der alte Geheimrath Tilly mit sammt seinem Stuhle am Boden und streckte jammernd Hände und Füße in die Höhe, unmittelbar darauf hörte man ein helles Klatschen und als jetzt die Thüre geöffnet und das Licht gebracht wurde — das Ganze hatte etwa zwei Sekunden gewährt, — da sah man Schwentzel mit blutender Nase und vorgehaltenem Taschentuch sitzen, den Geheimrath Tilly auf den Trümmern seines Stuhles liegend, der unter seinem Gewicht zerbrochen war; am deutlichsten aber hatte sich Heine an Hornvi offenbart, denn dieser trug auf seiner breiten Backe vier deutlich sichtbare Querstreifen, die Geisterhand andeutend, welche ihn berührt. Da sich aus Hornung's Werke fast bis zur völligsten Gewißheit entnehmen läßt, daß Heine sich in der Hölle befindet, so ist nicht zu verwundern, daß der ausgetheilte Backenstreich schwarze Spuren hinterlassen hat, nicht etwa, weil er rußige Hände haben mußte, sondern weil er ein böser Geist, durch und durch glühend ist, seine Berührung mithin versengend wirken muß.

VIII.

Ein Bericht aus Nordamerika. Des Rendanten Hornung Darstellung getreulich nacherzählt.

Die Anwesenden waren durch diese lebhafte Manifestation in einem hohen Grade erschreckt, und wollten nicht Ferneres von einem so unhöflichen Geiste hören, allein Herr Hornvi versicherte, nach Angabe des hochverehrten Rendanten Hornung sei das Alles noch gar nichts, denn bei diesem habe er Tische und Stühle umhergeworfen, Glocken zusammengeschlagen, die Leute mit den Köpfen aneinander gestoßen, habe die Guitarre gespielt, Schlittengeläute klingend gemacht, und das hocherleuchtete Medium des Herrn Hornung habe dabei immer den Herrn Heine selbst ganz deutlich in verschiedenen Stellungen gesehen, und er brachte das gedachte Werk hervor und sagte: „Aehnliches ist auch in fremden Ländern geschehen, aber in einem Grade von Vollendung, der uns noch nicht gelungen ist,

wahrscheinlich deshalb, weil wir jenes kräftigen Glaubens ermangeln, der die Zierde der Bewohner Amerika's ist, so weit dieselben englischer Herkunft sind, und er ließ nunmehr Herrn Hornung reden, der in dem gedachten Werke, Seite 160 u. f. sagt:

„Durch ein Schreiben meines (Hornung's) Correspondenten in Pittsburg in Pennsylvanien vom 21. Mai d. J. bin ich in den Stand gesetzt, eine Bestätigung solcher und noch auffallenderer Geistermanifestationen hier mitzutheilen.

„Der ehrwürdige Geistliche J. W. Higginson in Worcester hat in der Zeitung „Worcester Spy" die folgende, gerichtlich beglaubigte Urkunde veröffentlicht.

Eine Aufzählung von Thatsachen, wen es angeht.

„Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde neuerdings durch die, als Medium beanspruchten Kräfte des Herrn J. L. H. Willis von Cambridge erregt und auf die sonderbaren Rechtsverhandlungen in Verbindung mit seiner Suspension aus der theologischen Schule der Harward-Universität gelenkt. Zur Rechtfertigung von Mr. Willis und einer außerordentlichen Klasse von bis jetzt wissenschaftlich noch unerklärter Thatsachen wünsche ich einige Phänomene mitzutheilen, die ich an zwei Abenden beobachtet habe, welche ich bei ihm in seiner Privatwohnung in dieser Stadt spendete.

„Es waren daselbst 12 Personen gegenwärtig, welche alle achtbare Bürger dieses Ortes sind, und worunter sich einer unserer erfahrensten Aerzte befand. Wir saßen um einen langen Eßtisch. Das Zimmer war nicht sehr hell beleuchtet, aber hinreichend, um jede Bewegung irgend eines Anwesenden genau zu beobachten, ich wenigstens beobachtete sie genau.

„Ich werde die Einzelnheiten der Phänomene zu beschreiben unterlassen und nur die Hauptmomente berühren.

1) „Die musikalischen Instrumente, eine Guitarre, eine kleine Trommel, ein Accordion und zwei Glocken, die vorher von der Gesellschaft unter den Tisch gelegt worden, wurden herumbewegt von einem Ort zum andern, aufgehoben und gegen die untere Seite des Tisches damit geklopft, und wiederholt und laut darauf gespielt. Zwei derselben wurden einigemal dann gänzlich außer dem Bereich des Mediums auf dem entgegengesetzten Ende des Tisches zusammen harmonisch gespielt. Während dieser Vorgänge wurde der ganze Tisch einige Male in die Höhe gehoben und eine Platte davon — es war ein Auszugtisch — wurde gänzlich von ihrer Stütze gehoben und vibrirte in der Luft ohne Berührung von Händen.

2) „Das Accordion wurde aufgehoben und in Mr. Willis Schooß gelegt, und indem es von ihm mit einer Hand zwischen seinen Knieen

gehalten, wurden eine große Menge Stücke mit großer Geschicklichkeit darauf gespielt, die wir ausgewählt — ja sogar auf die in Gedanken behaltenen Wünsche einiger von der Gesellschaft — obschon nicht von mir. Das Hautboe wurde ausgezeichnet nachgeahmt, ebenso das Violoncello und die Baßgeige. Es ist wohl bekannt, daß das Spielen des Accordions beide Hände verlangt.

3) „Als man um des Experiments willen die Lampe auslöschte, zeigten sich blaue Flämmchen auf dem Tische, in der Nähe des Mr. Willis, zwei oder drei zu gleicher Zeit, die sich herumbewegten, wie Johanneswürmchen, denen sie auch sonst glichen. — Als ich mir ein Glas mit Phosphor verschafft und geöffnet hatte, nahmen die Flämmchen an Intensität zu, und wieder ab zu ihrer ursprünglichen Stärke, wenn ich das Glas wieder verschloß. Alle Anwesenden sahen sie genau.

4) „Als das Zimmer noch dunkel war, wurde das Accordion von Mr. Willis auf den Tisch gehalten, und während es so auf oben beschriebene Weise gespielt wurde, flackerten die schwachen Flämmchen um die Claves des Instruments. In der Dunkelheit waren alle Phänomene stärker, schienen aber die Nerven von Mr. Willis unangenehm anzugreifen, daher er bat, die Lampe wieder anzuzünden.

5) „Als das Zimmer wieder erleuchtet war, schritt ich zu genaueren Experimenten. Ich nahm das Accordion in meine eigne Hand zwischen meine Knie, und — indem ich es mit den Füßen gegen eine Berührung von Anderen schützte, fand ich zu meinem Erstaunen, daß das andere Ende von einer unsichtbaren Gewalt ergriffen und die verschiedenen Claves hörbar gehandhabt wurden, wodurch zuletzt, obschon unvollkommene, doch musikalische Töne hervorgebracht wurden. Bald wurde es mir mit großer Gewalt entrissen und fiel auf den Boden. Ich füge hinzu, daß ich es einfach am Ende nur mit einer Hand hielt, und daß ich das Instrument nicht zu spielen verstehe, auch daß die Hände aller Anwesenden sich auf dem Tische befanden, und endlich, daß ich außer dem Bereich von Mr. Willis' Person war.

6) „Ich sah unter den Tisch, als die Guitarre gespielt wurde und bemerkte mit vollkommener Genauigkeit, daß das Instrument auf dem Rücken lag,*) unberührt von irgend einer Hand, und

*) Aus diesem Passus will dem Verfasser beinahe der Gedanke kommen, daß jener Geistliche kein Amerikaner sei, denn er spricht unanständig. In Amerika spricht man nicht von Beinen, sondern nennt es Glied, in Amerika spricht man nicht von Hinten, sondern nennt es Westwärts; in Amerika ist es unanständig, die Beine eines Pianofortes

daß schwache Lichterscheinungen über die Saiten spielten. Auch konnte ich die Füße derjenigen sehen, die denselben am nächsten waren und diese kamen damit nicht in Berührung, während Mr. Willis gänzlich außer dem Bereiche war.

7) „Die Guitarre wurde langsam durch irgend eine für mich unerforschliche Macht, entlang bewegt, und zwischen meinen Knieen in die Höhe geschoben, so daß der Hals der Guitarre auf meinem Schenkel zu ruhen kam (wie unanständig). Auf den Vorschlag eines aus der Gesellschaft sang ich, nachdem ich das Instrument so geschützt hatte, daß ohne mein Wissen eine Berührung unmöglich war. Jeder Gesang, den ich sang, wurde genau und geschmackvoll auf der Guitarre begleitet, mit einer vollständig sich vermehrenden Anpassung. Die beste Begleitung wurde zuletzt gespielt zu einem besondern, ziemlich schwierigen portugiesischen Gesang, der wohl nicht einem Dutzend Personen, außer mir, in Amerika bekannt ist. Ich selbst kann die Guitarre nicht spielen, aber ich habe sie oft spielen gehört, um zu wissen, daß die Begleitung dieses Gesanges ein außerordentlich schwieriges Ding ist, wenn man das Geheimniß seines Ursprungs nicht kennt. Ich weiß, daß ich außer dem Bereich des Master Willis und daß es physisch unmöglich war, für irgend einen, das Instrument ohne meine Entdeckung zu berühren.

8) „Während dieser mannigfaltigen Phänomene fühlte ich wiederholt sanfte Griffe auf meinen Füßen, die denen von einer Hand genau glichen, mit den einzelnen Fingern. Nachdem ich meinen Schuh abgestreift, fühlte ich die Griffe noch genauer, sie waren jederzeit von einer besondern elektrischen Empfindung begleitet. Dies für mich behaltend, hörte ich Personen am andern Ende des Tisches dieselben Phänomene zu gleicher Zeit genau beschreiben. Als ich später meine Hand unter den Tisch hielt, fühlte ich dieselbe Berührung auch auf dieser noch deutlicher. Alle Uebrigen

---

nackend sehen zu lassen, daher zieht man denselben Hosen von weißem Zeuge an. Wie kann es nun ein Geistlicher in Amerika wagen, davon zu sprechen, daß sie auf dem Rücken lag (die Guitarre nämlich) gewiß kann man dergleichen nur etwa der Unkunde eines groben ungeschliffenen Deutschen nachsehen. Ein veritabler und aufrichtiger Amerikaner von reinem Wasser würde diesen Ausdruck gar nicht gebraucht haben, oder er würde sofort aus der guten Gesellschaft verbannt worden sein, so wie die Lady Jefferson, die Gattin des Präsidenten, als sie einmal in Gesellschaft unvorsichtig gesagt hatte, sie habe sich heute gebadet. Eine grobe Unsittlichkeit, welche ihr die Verachtung der ganzen Gesellschaft zuzog. Indessen dieses hindert die Glaubwürdigkeit des Erzählers nicht, denn wenn er gleich vielleicht ein Deutscher war, so kann er deswegen doch die Wahrheit gesagt haben. „Die Guitarre lag auf der Westseite", nicht auf dem Rücken.

hielten ihre Hände auf den Tisch, und ich war außer dem Bereiche von Mr. Willis. Ich könnte diese Beschreibung noch wunderbarer machen, wenn ich in die Einzelnheiten eingehen wollte.

„Wenn irgend Jemand diese Thatsachen auf mein Zeugniß hin zu glauben verweigert, so kann ich nur sagen, daß ich es eben so schwer gefunden haben würde, ihm auf das seinige hin dieselben zu glauben. Wie er, ziehe ich vor, neue Thatsachen durch eigene Observation zu bewahrheiten. Ferner kann ich für mich selbst nur sagen, daß ich mein ganzes Leben lang ein der Naturwissenschaften Beflissener gewesen bin und bis zu dieser Zeit mir ein gewisses Vertrauen in die Sorgfalt meiner eigenen Beobachtungen und in die Genauigkeit meiner Sinne angeeignet habe. Die Frage des geistigen Ursprungs ist nicht aufgestellt worden, sondern die einfache Frage, ob Betrug oder Aechtheit. Wenn ich keinen hinreichenden Beweis für die Aechtheit dieser Phänomena erlangt habe, die ich eben beschrieben, dann giebt es kein solches Ding, wie Beweis, und das ganze Gebäude der Naturwissenschaft mag ebenso ein Gewebe von Betrug sein. Und wenn ich durch Untersuchung finde, daß jenen ähnliche Thatsachen von Hunderten intelligenter Personen an verschiedenen Orten und schon seit einigen Jahren beobachtet worden sind, so bin ich demüthig geneigt, mich der Maxime zu erinnern, die Herrn Arago zugeschrieben wird: »Derjenige ist ein voreiliger Mann, der — außer in der Mathematik — das Wort **unmöglich** — endgültig ausspricht.«

Unterzeichnet Thos Wentworth Higginson.

Worcester Maß, April 15, 1857.

Unterzeichnet und Obiges eingeschworen von Henry Chapin,
Friedensrichter."

IX.

Professor Volnda sucht die Geistesmanifestationen und die Tischklopferei zu erklären.

Die Vorlesung war beendet und Herr Hornvi blickte mit nicht geringer Genugthuung auf Volnda, als wollte er fragen: Nun, was sagst Du dazu?

Volnda schwieg absichtlich, doch damit war Hornvi nicht zufrieden

und seinen Wünschen Worte gebend, stellte er die Frage direkt an ihn, und bat, er möge erklären, was er von der Sache halte.

Voluda erwiederte: „Meine geehrten Herren, es ist nicht so ganz leicht, Ansichten und Meinungen entgegen zu treten, welche durch eine nicht unbedeutende Zahl von durchaus ehrenwerthen Männern vertreten werden. Wir sind hier versammelt, um Experimenten beizuwohnen, die eben so auffallend und in noch auffallenderer Weise in Gegenwart zweier Generale, eines Barons und Obersten, mehrerer Aerzte ꝛc. durch den Rendant Herrn Hornung gemacht worden sind, oder vielmehr durch das Medium, dessen er sich in Gegenwart der gedachten hohen Würdenträger bediente. Ueber die Experimente bei Herrn Hornung kann ich nicht urtheilen, denn ich war nicht zugegen, als dieselben gemacht wurden, über die Experimente hier muß ich aber, wenn Sie meine Meinung herausfordern, einfach sagen, ich halte dieselben nicht für Manifestationen unsterblicher Geister, sondern für Aeußerungen der Schalkhaftigkeit des gegenwärtig erleuchteten Mediums und für Experimente, welche durch sinnreiche Veranstaltungen unterstützt, von Außen her geleitet werden."

Ein allgemeiner Tumult erhob sich, als man die kühnen Worte hörte. In dem beinahe wild werdenden Getümmel, Schreien, Durcheinanderreden, verhielt sich Voluda vollkommen passiv, bis der Spektakel aufhörte und einige Personen weniger tumultuarisch ihn baten, seine Ansichten durch irgend etwas zu unterstützen.

Voluda äußerte sich darüber wie folgt: „Die Tischklopferei, das Beantworten der Fragen durch Schläge, aus denen man die Buchstaben herauszählen muß, kann ich nur komisch nennen, und muß sie als eine Erfindung bezeichnen, die eines wirklichen Geistes völlig unwürdig ist. Wenn nämlich der Geist wirklich die Macht hat, gewichtige Körper zu erheben und zu bewegen, wenn er vermag, den Tisch ein Bein aufheben zu lassen, (was an sich schon äußerst komisch ist, demnächst aber auch wirklich nicht geschieht, indem der Tisch keineswegs ein Bein aufhebt, sondern in seiner ganzen Masse geneigt wird, gekippt wird) — so kann er sich auch auf eine andere, viel leichtere Weise kundgeben. Kann er einen Stuhl, einen Tisch umwerfen, Sophakissen, Lehnstühle ꝛc. über die Köpfe der Anwesenden hinwegschleudern, ein an beiden Händen festgehaltenes Medium rücklings über die Stuhllehne hinüberwerfen, wie Alles dieses in des berühmten Herrn Hornung's Schrift „Heinrich Heine der Unsterbliche" weitläufig auseinander gesetzt ist, so vermag derselbe Geist wohl auch Luft in Bewegung zu setzen, zu sprechen, wenigstens zu flüstern, denn dieses ist bei weitem leichter und überdies für einen Geist, wie der Heine's, viel

anständiger. Wenn sich ein Hausknecht oder Postillon auf solche Weise manifestirte, so würde man es eher fassen können, als von Heine, der zwar ein großer Sünder, aber selbst zur Zeit seiner größten Sündhaftigkeit immer noch ein sehr feiner Mann war, und selbst als er August Wilhelm Schlegel und den Grafen Platen mit Füßen trat und zerfleischte, geschah dies immer noch so zierlich und manierlich, daß man den feinen Mann und nicht den Stallknecht wahrnahm.

„Wo das Tischklopfen nicht zureicht, greift der Geist zum Emanulektor, über welchen Heine in Hornung's Buch selbst sagt: »Alte Schraube, was sollen Deine Schnurrpfeifereien, die Du so widersinnig Emanulektor nennst? Was ist Dein Handel mit diesen Schaufeln, mit denen Herkules den Augias-Stall reinigen kann? Zu Besserem sind sie nicht zu gebrauchen,«*) — oder zum Psychographen, und deutet damit auf unbehülfliche Weise die Buchstaben an, welche zu Worten zusammengesetzt, dasjenige bilden sollen, was für die Antwort des Geistes gilt, an den man Fragen gestellt hat.

„Ich halte mich nicht für einen so vornehmen Gelehrten, um mit Hochmuth mich der Prüfung solcher Angelegenheiten entziehen zu können, ich bin daher wiederholt auf die Einladung der Tischklopfer und geistmagnetisch-operirender Personen bei solchen Experimenten zugegen gewesen und ich habe dabei immer die Ueberzeugung gewonnen, daß derjenige, der den Psychographen führte, sich eine große Gewandtheit in der Behandlung dieses Instruments erworben hatte, so daß er die Buchstaben, die er angab, wirklich zeigte, oder ich habe wahrgenommen, daß die Bewegungen so rasch vor sich gingen, daß eine Controle absolut unmöglich war, und das Medium dann mit Worten aussprechen mußte, was es an Buchstaben gezeigt zu haben vorgab, aber nicht gezeigt hatte. Als ich dieses zu bemerken anfing, zählte ich genau die Zahl der Verschiebungen des Psychographen und verglich diese Zahl dann mit der Zahl der Buchstaben, welche in der gegebenen Antwort enthalten waren. Ich fand beide Zahlen niemals übereinstimmend; bei längeren Sätzen hatte der Psychograph nicht halb so viel Bewegungen gemacht, als die gegebene Antwort Buchstaben enthielt. Das Medium mochte sich wohl einer solchen Controle nicht vermuthend sein. Dies scheint mir zu beweisen, daß entweder der Geist nicht richtig buchstabiren kann, was von Heine nicht vorauszusetzen, oder daß er dem Medium andere Worte

*) Hierzu macht Herr Hornung die Bemerkung: Heine scheint sehr erbittert auf den Emanulektor zu sein, wohl nur deshalb, weil durch denselben sein gegenwärtiger Zustand uns enthüllt wurde und fortwährend immer mehr enthüllt wird.

eröffnet, als der Psychograph zeigt, oder aber, daß das Medium seinen Spaß daran hat, die ehrlichen Anwesenden auf eine unbillige Art zu foppen. Dies lehnen in der Regel die Zuschauer ab, denn keiner will zugestehen daß er der Gefoppte sei, keiner will den Gedanken aufkommen lassen, daß man so impertinent sein könne, dergleichen zu thun. Ich will auch durchaus nicht behaupten, daß das Medium des Herr Hornung dergleichen gethan, schon deshalb, weil ich vor diesem Herrn Hornung Angst habe, da derselbe mich in einer neuen Abfertigung in einer gründlichen Weise vernichten kann, wie den unglücklichen Zimmermann, welcher seit dieser Zeit wirklich aufgehört hat zu existiren — aber von dem gegenwärtigen Medium glaube ich dieses schon deshalb, weil ich vor der scharfen Feder des Herrn Hornbi noch nicht eine solche Todesangst habe, wie vor der des Herrn Hornung.

„Aber bei der ganzen Anwendung des Psychographen oder des Emanulektors frage ich: wozu das Alles? Kann der Geist das Medium, durch welches er sich kund giebt, bestimmen, seine Hand so zu führen, daß es die erforderlichen Buchstaben mittelst des Emanulektors zeigt, so kann derselbe Geist demselben Medium auch die Hand führen, daß es mit einem Bleistift schreibt.

„Herr Hornung hat die Richtigkeit dieser Bemerkung auch eingesehen, darum schreibt sein Medium verschiedene Male mit geist-magnetischer Schrift. Herr Hornung sagt in seinem berühmten Werk über Heine Seite 181: »das Medium beantwortete die erste Frage mittelst des Emanulektors,« Seite 182 aber: »die zweite jener Fragen wurde der größern Schnelligkeit wegen durch geist-magnetisches Schreiben des Medii beantwortet, welches die linke Hand dazu benutzte (die rechte Hand war durch eine schmerzhafte Operation am Daumennagel für diesen Abend unbrauchbar); die Antwort wurde mit lateinischen, von der gewöhnlichen Schrift des Medii abweichenden Buchstaben, letztere zum Theil in fremdartigen Formen geschrieben.«

„Ferner sagt Herr Hornung Seite 188: »das Medium schrieb mit verbundenen Augen, theils bei erleuchtetem, theils bei dunkel gemachtem Zimmer geläufig und fehlerfrei geist-magnetisch Folgendes mit lateinischen Lettern ꝛc.«

„Seite 190 unterschreibt der Geist Heinrich Heine's seinen Namen so, daß derselbe seiner gewöhnlichen Unterschrift sehr ähnlich ist. Diese hat durchaus nichts Charakteristisches, die beiden Namen sind mit deutscher Curentschrift ganz deutlich geschrieben, ohne den geringsten Schnörkel. Es wurde aber verlangt (Seite 191), daß Heinrich Heine ein ganz genaues

Facsimile seines Namens gebe, und dieses wurde geliefert, täuschend ähnlich, wiewohl des Medii Augen verbunden waren und das Zimmer nur so matt erleuchtet war, daß man die Bewegung der schreibenden Hand nicht bemerken konnte.

„Es wird von dem Geiste Heine's durch das Medium wiederholt geist-magnetisch geschrieben. Die auffallendste Stelle hierüber lautet: »Wenn Ihr der Wahrheit auch so nahe gekommen sein werdet, wird keine Entfernung zwischen **Euren** und **jenen Seelen** stattfinden. **Gedanken** werdet Ihr **gegenseitig** austauschen, ohne Euch zu sehen. Dieses begreift Ihr noch nicht. Heinrich Heine.« — Auffallend ist die Stelle nicht dieser Worte, sondern der Anmerkung wegen. Dieselbe sagt nämlich:

„»Anmerkung. Es fiel allgemein auf, daß nachdem der letzte Satz geschrieben war, die hier gesperrt, sowie die mit fetterer Schrift gedruckten Wörter, welche fünf Zeilen einnahmen, von dem Medio, das unmöglich sehen konnte, was es geschrieben, ein — zwei = und drei Mal ≡ genau an den passenden Stellen unterstrichen wurden.«

„Sie sehen, meine Herren, hieraus, daß ich Recht hatte, als ich behauptete, ein Geist, welcher Stühle umherwerfen, welcher Leute rücklings niederschmeißen, welcher Emanulektor und Psychographen in Bewegung setzen könne, müsse auch Mittel haben, um sich auf andere Art bemerklich zu machen; Sie finden in des höchst glaubwürdigen Herrn Hornung Schrift die Angabe, daß es so sei. Obwohl nirgends gesagt worden ist, ob man Feder oder Bleistift gebraucht, so sagen doch die Worte: »ein — zwei = und drei Mal ≡ unterstrichen, hierüber das Entscheidende, denn mit Psychograph und Emanulektor kann man angedeutete Worte nicht unterstreichen, weil diese Worte nirgends in der Art geschrieben sind, daß es möglich wäre, einen Strich darunter zu ziehen.

„Wenn unser geehrtes Medium den Geist Heine's schriftlich kundgegeben hätte, so würde ich sagen, es sei eine mäßige Uebung desselben im Schreiben mit zugemachten Augen; ich selbst, der ich nicht selten Nachts erwache, und vielleicht aufschreiben will, was mir in dem Augenblick einfällt, ohne Licht anzuzünden, habe mich an diese Art zu schreiben gewöhnt. Nichts ist leichter als das, denn nicht das Auge, sondern die Hand macht die Schriftzüge, und zwar ganz mechanisch, ohne daß man daran zu denken braucht, daß jetzt ein E und hierauf ein S und hierauf wieder ein E und schließlich ein L gemacht werden müssen, um Jemandem anzudeuten, daß er ein Esel sei. Um mehrere Zeilen hintereinander zu schreiben, lege ich dann die fünf Finger der linken Hand nebeneinander auf

die äußerste Kante des Papiers, fange (natürlich mit Bleistift) bei dem kleinen Finger zu schreiben an, gehe dann zum Ringfinger, Mittelfinger, Zeigefinger über und schreibe so die Zeilen fort, welche mitunter wohl nicht ganz gerade werden, doch niemals so in einander laufen, daß sie nicht ganz leicht zu entziffern wären. Wenn ich nun mit der fünften Zeile beim Daumen beginnen will, so rücke ich, bevor ich schreibe, die linke Hand so weit herab, daß wieder der kleine Finger die oberste Stelle einnimmt. Sollte ich in solchem Falle etwas unterstreichen wollen, so würde ich dieses thun, jedesmal nachdem das einzelne Wort geschrieben ist, und auf solche Weise kann man natürlich so viele Zeilen unterstreichen, als man will.

„Ich muß nochmals wiederholen, daß ich nicht behaupte, das hochbegabte Medium des Herrn Hornung habe es so gemacht, denn ich fürchte mich vor Herrn Hornung viel zu sehr, um dergleichen Hypothesen aufzustellen, allein ich sage nochmals, ich habe es so gemacht während schlafloser Nächte und ich würde es so machen, falls ich ein Medium im Dienste des Herrn Hornung wäre, und nicht von Heine oder sonst Jemandem inspirirt wäre. Das Einzige, was diese Erklärung ungenügend erscheinen läßt, ist die Art, wie Heine mit Herrn Hornung umgeht, er nennt denselben wiederholt dumm — einen Narren — einen größten der Narren (Heinrich Heine, der Unsterbliche, Seite 84) — einen Confusionsrath (Seite 88) — ein altes Register (Seite 105) — ein Dromedar, ein Trampelthier — einen alten, gar zu dummen Jungen (Seite 157) — bald reif für das Tollhaus (Seite 158) — er sagt schließlich Seite 214: »zuerst noch einmal: Du bist zu dumm, reif für das Tollhaus, leider besteht für Dich noch kein passendes, für Dich muß noch ein ganz besonderes gebaut werden, denn Deine Dummheiten haben in einem gewöhnlichen Tollhause nicht Raum.« Dann sagt Heine ferner noch: »er treibe Kindereien (Seite 120) — mit solchem Schafsmist komme man nicht vorwärts« (Seite 121) — der Handel mit seinen Schaufeln, um den Augiasstall zu reinigen — man ging auf diese, ihren Urheber kennzeichnende, Expectoration nicht weiter ein, sondern bat um eine kurze und bündige Beantwortung der Fragen.

„Alles dieses kann das Medium sich unmöglich aus den Fingern gesogen haben, wie man zu sagen pflegt, dies würde ja voraussetzen, daß eben gedachtes Medium Herrn Hornung unter der Maske des berühmten Heine beleidigen wolle, was bei dem edlen Charakter des großen Forschers gar nicht denkbar ist, aber hier in dem uns unmittelbar vorliegenden Falle wage ich kühn zu behaupten, daß unser liebenswürdiges Medium sich mit

uns einen Spaß macht, was um so wahrscheinlicher wird, als dasselbe keinen von den Anwesenden angegriffen und beleidigt hat.

„Die Antworten selbst, welche durch den Psychographen, oder durch den Geist, welcher denselben beseelt, oder durch das Medium, welches beseelt worden ist, — die Antworten, die so gegeben werden, zeigen außer der Grobheit nichts Göttliches. Göttliche Grobheit war auch schon August Wilhelm Schlegel und Kotzebue geläufig, warum sollte jetzt, nach einem halben Jahrhundert, diese erhabene Untugend nicht eine noch allgemeinere Verbreitung gefunden haben, so daß allenfalls auch ein geistreiches Medium, ohne Unterstützung eines unsterblichen Heine, Jemanden dumm, einen Narren, zum Tollhaus reif, mit einem Grützkasten, oder mit Schafsmist statt des Gehirns begabt, nennen könnte, in allen diesen Aeußerungen liegt kein unzweifelhafter Beweis für die Göttlichkeit derselben, ich halte es wenigstens für wirklich möglich, daß ein Mensch, ohne von einem Unsterblichen begeistert zu sein, dieselben aus seinem eigenen »Grützkasten« herleiten könne.

„Ferner frage ich Sie, ob wir eigentliche Aufschlüsse aus dem Jenseits erhalten haben, oder ob nicht vielmehr Alles entweder auf Schimpfreden, oder auf Gemeinplätze hinausgeht, ja, wenn ich mich nicht vor Herrn Hornung fürchtete, so würde ich zu behaupten wagen, daß in seinem berühmten Werke nichts enthalten sei, was einen solchen übernatürlichen Ursprung verriethe.

„Kommen wir endlich zurück auf die Poltergeschichten, auf das Umherwerfen von Stühlen und Sophakissen, so würde ich als Individuum sagen, hier ist sehr viel kindischer Muthwille aufgewendet worden, der sogar gefährlich werden kann, denn Bücher, Gläser, Stühle und dergleichen im Finstern umherwerfen — ist gerade nicht das Gescheuteste, was ein Ueberirdischer, was der Geist eines Verstorbenen thun kann, aber ganz sonderbar ist, daß dies nur bei ganz vollständiger Verfinsterung des Zimmers geschieht, bei welcher man nicht sehen kann, wenn etwa eine Tapetenthür, deren Angeln gut eingeschmiert sind, geöffnet wird, und ein wohl unterrichteter und geschulter Gehülfe eintritt und dieses oder jenes thut, worauf er eingeübt ist, anderes aber, was die Anwesenden verlangen, nicht thut, wiewohl es eben so leicht wäre, weil er nicht darauf eingeübt ist, oder weil er die Stelle, von welcher aus er sein Bombardement unternimmt, nicht zu verlassen wagt, da bei dem Rufe Licht er ja verschwunden sein muß.

„Ich wiederhole nochmal, daß ich nicht von dem Poltergeiste in dem Hause des Herrn Rendanten Hornung spreche, dieser wird wohl, eben

weil ich mich vor ihm fürchte, der wirkliche jenseitige Heine sein, nur das Ueberirdische macht mir nämlich meine Angst erklärlich, da ich sonst vor natürlichen Dingen, auch Menschen, mich nicht zu fürchten pflege — aber hier in unsrem Falle unterstehe ich mich, dergleichen zu vermuthen, weil ich denke, Herr Hornvi wird nicht so schrecklich böse sein, um mich zu zermalmen unter dem Gewicht seines Zornes, wie Herr Zimmermann zermalmt worden ist — o, armer Zimmermann, ich kann mir Deinen Namen gar nicht anders, wie mit einem schwarzen Trauerrande umgeben, denken. Behüte mich Gott, daß Herr Hornvi es gnädiger mit mir mache."

X.

Volnda bringt den Tisch zum Stillstehen. Hexenmehl und andere Hexereien. Schwentzel plötzlich stumm. Hornvi und sein Medium in der Klemme.

Man hatte den Sprecher bis hierher ungehindert sich ergießen lassen, jetzt aber wurde es Herrn Hornvi doch zu arg, und obgleich das Medium still in sich hinein zu lächeln schien, was Herr Hornvi nicht bemerken konnte, so ergriff Hornvi doch die Partei desselben, als eines in dieser Hinsicht über allen Verdacht erhabenen jungen Mannes. Er lehnte ferner mit Entrüstung die Tapetenthür und Alles was damit zusammenhängt, ab, ging aber dann auf den Tisch selbst über, indem er sagte: „Hierüber, geehrter Herr Volnda" — Herr Doctor — Professor wollte er nicht sagen, „haben Sie uns noch nichts gesagt. Sehen Sie das Experiment noch einmal an und erklären Sie dann dasselbe."

„Es wird mir sehr angenehm sein, wenn das Medium den Tisch noch einmal in Bewegung setzen will," sprach Volnda, indem er sich dem Tische in gebückter Stellung näherte und denselben genauer betrachtete. Er setzte sich dann wieder an seine Stelle, das Medium setzte sich an den Tisch und nachdem es denselben inspirirt hatte, fing er an zu knacken und dann sich langsam zu drehen, immer schneller, immer schneller, bis Volnda bat, es nunmehr genug sein zu lassen, worauf denn auch der Tisch stehen blieb.

„Der Tisch," so sprach Volnda, „wird durch eine unter dem Fußboden verborgene Maschinerie bewegt."

Allgemeiner Tumult erhob sich, Volnda aber rief laut: „Meine

Herren, wenn ich Ihnen den Beweis nicht schuldig bleiben soll, so müssen Sie sich ruhig verhalten, vor allen Dingen nicht von Ihren Sitzen aufstehen." Jetzt drehte er sich um und nahm zwei Lichte von einem benachbarten Tische und setzte sie vor sich auf den Fußboden nieder. „Sehen Sie hier, meine Herren und Damen, der Fußboden ganz in der Nähe des Tisches ist mit Staub, mit Hexenmehl bestreut, ich habe dieses gethan, als ich vorhin den Tisch zu betrachten vorgab. Möchten Sie mir wohl die Spur zeigen, welche der Tisch hinterlassen hat? Er ist doch auf dem Boden umhergelaufen, seine Rollen müssen doch also die Dielen berührt und von denselben den Staub weggestreift haben, so daß man die Spur sieht!"

„Da haben sich der Herr Doctor einmal selbst eine Grube gegraben," rief Hornvi, „Sie haben uns den Beweis an die Hand gegeben, daß eben dieser Tisch durch die geist-magnetische Kraft des Medii gehoben worden ist, und in freier Luft schwebend, rotirt hat."

„Ja wohl, so ist es! allerdings!" rief die Gesellschaft durcheinander, Voluda aber sagte ganz ruhig:

„Schwebend hat er sich gedreht, aber nicht ohne Stütze, diese Stütze befindet sich genau da, wo die Schnur hier zu meinen Füßen liegt, welche gleich Anfangs als Demarcationslinie um den Tisch gelegt wurde. Ich habe dieselbe angezogen, bis sie Widerstand fand und ich kann dadurch genau die Stelle angeben, wo aus der Diele sich ein Dorn erhebt, der in den Tischfuß greift, ihn frei in die Höhe rückt, und dann selbst von außen her, wahrscheinlich durch einen Schnurlauf gedreht, die Rotation des Tisches hervorbringt."

Voluda hatte gleich beim Beginn der Sitzung bemerkt, daß, noch ehe sich der Tisch zu bewegen anfing, das Medium ausrief: „Jetzt bewegt er sich!" Genau dieselben Worte wurden gesprochen unmittelbar vor der Wiederholung des Experiments, was Voluda, aufmerksam auf Alles, was zur Erklärung des Phänomens beitragen konnte, sehr wohl gehört hatte, indessen es den Anderen entgangen war. Hierauf stützte er den Schlußbeweis, den er durch ein neues Experiment einleitete.

Er nahm den kleinen Gazebeutel, welcher zu den elektrischen Apparaten gehört, so weit man damit die Lichtenbergischen Figuren anschaulich machen will, heraus und streute mittelst desselben Bärlabsamen auf die polirte Oberfläche des Tisches, dann sagte er: „Wie wäre es, meine Herrschaften, wenn wir uns jetzt bemühen wollten, den Tisch abermals in Bewegung zu setzen, wie dies der Gesellschaft ja wiederholt gelungen ist." Mit diesen Worten schob er den Tisch etwa 2 Fuß weit von der Stelle

auf welcher er bisher gestanden. Hornvi machte ein grimmiges Gesicht, fand sich jedoch mit Anstand in die ihm unangenehme Veränderung des Standorts; was konnte denn geschehen, als höchstens ein Mißlingen des Versuchs, und das war bald zu erklären.

Auf Voluda's Bitten stellte sich die Gesellschaft um den Tisch, legte in der gewöhnlichen Art die Hände, oder vielmehr die ausgebreiteten Fingerspitzen darauf, aber es verging eine lange Zeit, ohne daß der Tisch sich bewegte. An der Stelle, wo Hornvi stand und ihm gegenüber, wo das Medium sich befand, bemerkte Voluda ganz deutlich Striche auf dem Staube, welcher den Tisch bedeckte. Beide gingen von dem Standpunkte des Mediums und des Herrn Hornvi links ab. Die Spur der Finger war ganz unzweifelhaft zu erkennen, sie hatten den Tisch durch Druck und Schub rechts hindrehen wollen, auf dem Hexenmehl waren aber die Finger abgeglitten, ohne daß der Tisch die gewünschte Bewegung hätte erlangen können, daher die Striche in entgegengesetzter Richtung, wie die beabsichtigte Bewegung zurückgeglitten waren.

Voluda machte die Gesellschaft auf diesen Umstand aufmerksam und erklärte, daß hierin allein der Grund der Bewegung oder Nichtbewegung gesucht werden müsse. Könne von den Fingern aus ein Verschieben des Tisches bewerkstelligt werden, so werde der Tisch sich bewegen, wenn dagegen etwas dazwischen liege, welches die Wirkung der Hände auf den Tisch hindere, wie hier das glatte Pulver, so bleibe der Tisch stehen.

Die guten Herren und Damen, welche nun einmal durchaus Wunder haben wollten, ließen sich so schnell nicht fangen, sie wendeten ein, der aufgestreute Harzstaub sei ein Leiter der Electricität, ein Andrer behauptete, er sei ein Nichtleiter derselben, noch Andere wollten den Magnetismus durch Zwischenbringung des Harzes gehindert, in seiner Wirksamkeit unterbrochen wissen, kurz, ein Jeder hatte das Erforderliche zu sagen, um seine Behauptung zu unterstützen.

Voluda sagte: „Nun denn, meine Herren und Damen, da Sie sämmtlich so vollkommen überzeugt sind von der Wirkung des Mediums, so wird es uns ein Leichtes sein, durch dieses das Verlangte zu bewerkstelligen, und ich will deshalb das schändliche Hexenmehl, um sich selbst für meinen Frevel zu bestrafen, in mein Schnupftuch nehmen," und ein feines leinenes Tuch aus der Tasche ziehend, wischte Voluda das Hexenmehl ab, der Tisch war blank und rein, und sich gegen das Medium verneigend, bat er dasselbe, seinen Platz als Motor einzunehmen.

Hornvi schüttelte mit dem Kopf und machte sich in möglichster Weise dem Medium bemerklich, allein Voluda, der dieses bemerkte, frug Hornvi

unbefangen, warum er denn nicht gestatten wolle, daß das Medium den Tisch jetzt, wie vorhin schon zweimal, in Bewegung setze. Der Tisch stehe ja noch immer umgeben von den übrigen Theilnehmern an der Gesellschaft in einem geist-magnetischen Kreise, es müsse also das Experiment jetzt gerade so gut gelingen, wie vorhin.

„Nein, der Tisch steht nicht — — — —!"

„Mir däucht, Sie wollten etwas sagen?" fragte Voluda, als Hornvi plötzlich abschnappte: „steht der Tisch etwa nicht an der rechten Stelle? Da das Medium die Kraft in sich besitzt, und da hier äußerlich gar keine Hindernisse sind, so muß jedenfalls jetzt dasselbe gelingen, was vorher gelang."

Schwentzel ergriff hier das Wort, um den sehr verlegen gewordenen, beinahe ertappten Hornvi zu retten, er sagte: „Herr Doctor, Sie scheinen noch keineswegs vertraut mit der Wunderbarkeit der hier vorliegenden Erscheinung, was auch weiter kein Wunder ist, denn falls man sich von Hause aus nicht mit Mathematik und Physik beschäftigt hat, sondern nur nebenbei betrieben, oder als Broderwerb benutzt hat, nachdem ein andrer Broderwerb aus Mangel an Talent nicht hat gelingen wollen — so kann man natürlich nicht in die Tiefen der Wissenschaft eindringen."

Er hielt inne, als ob er Voluda's Antwort erwarten wolle, dieser aber war gegen so kleine unbedeutende Stiche unempfindlich, sah seinen Gegner ruhig an, und erwartete die Fortsetzung, worauf Schwentzel denn auch nach etwa minutenlangem Schweigen, jedoch selbst sichtlich in Verlegenheit gerathend, mit etwas unsichrer Stimme fortfuhr:

„Ich meine — ich will nämlich sagen — wenn also — hier eine Kraft —"

Unter dem mitleidigen Blicke Voluda's sank der arme alte Mann beinahe zusammen, dann erhob er sich plötzlich ärgerlich und sagte:

„Herr Doctor, ich liebe das nicht, wenn man mich bis zur Impertinenz fixirt, sobald ich doctren will, ich bin gewohnt, daß man vor einem überlegenen Geiste die Augen niederschlägt, nicht daß man mich anstarrt, als wäre ich irgend welch' ein räthselhaftes Wunderthier."

„Mein Himmel," sprach Voluda, „ich kann mich solcher Blicke gar nicht entsinnen, wie Sie mir dieselben andichten, im Uebrigen habe ich es gerne, wenn meine Zuhörer mich ansehen, und ich bitte sie, wenn ich etwa eine längere Ansprache halten sollte, mich immerhin anzusehen, ich erlaube mir niemals ungehörige Anspielungen und komme deshalb auch nicht in Verlegenheit, wenn man mich ansieht — jedenfalls aber, Herr Professor, wollten Sie etwas sagen, in Beziehung auf den sogenannten

Geistmagnetismus und ich möchte die Gesellschaft nicht um den Genuß bringen und will mich daher, wenn Ihnen mein Blick so unangenehm ist, umdrehen."

Ohne die Erlaubniß hierzu abzuwarten, kehrte sich Voluda halb um gegen das Medium gewendet, welches er im Auge zu behalten suchte, und der Präsident Tilly forderte den Professor Schwentzel auf, seine unterbrochene Rede doch zu vollenden.

„Nun gut," sprach dieser, „ich will nichts weiter sagen, als daß der Geistmagnetismus in dem Medium seine Wirkung verliert, sobald ein ungläubiges Subjekt gegenwärtig ist. Der Unglaube stört die Thätigkeit und deshalb kann das Experiment, welches man zu machen beabsichtigt, nicht gelingen. Herr Doctor Voluda ist ein so störendes Element, und es wird unmöglich sein, irgend etwas auf Geistesmagnetismus Bezügliches durchzuführen, so lange er gegenwärtig ist."

Voluda erwiederte: „Meine Ueberzeugung ist jetzt keine andere, als vor einer Stunde, dennoch hat in meiner Gegenwart dieses Medium zwei Mal den glänzendsten Beweis seiner Kraft, seiner Einwirkung auf den Tisch gegeben. Das Medium hat diesen schweren Tisch mit ungemeiner Lebhaftigkeit bewegt und uns so den Beweis geliefert, daß diese Thätigkeit durchaus kein Spaß ist, warum soll jetzt nicht Aehnliches bewerkstelligt werden können?"

Und er wandte sich mit der nochmaligen Bitte, den Versuch zu erneuern, an das Medium, welches zögernd zwar, aber doch endlich, trotz der ablehnenden Winke Hornvi's, an die Arbeit ging.

Was zu erwarten war, geschah, nämlich es geschah nichts. Der Tisch blieb hartnäckig an seiner Stelle stehen. Da rief Voluda plötzlich: „Der Tisch bewegt sich!" ergriff ein Licht, trat einen Schritt zurück und setzte dasselbe vor sich auf den Boden. Er hatte auf der Stelle gestanden, wo früher der Tisch gestanden hatte; das jetzige Zurücktreten machte den Ort frei, an welchem die Diele durch ein Astloch durchbohrt, einem, durch eben diesen Ast sehr geschickt maskirten hölzernen, etwas mehr als Zoll dicken Stab Gelegenheit gab, empor zu kommen, wenn der Experimentator es verlangte. Wie Voluda ganz richtig vorausgesetzt, so waren die Worte „der Tisch bewegt sich" das Zeichen für den Gehülfen, der außerhalb des Zimmers die Maschinerie regierte. Das niedergesetzte Licht zeigte den Dorn, der auf Voluda's Zauberwort langsam aus der Diele emporwuchs und sich eben so langsam zu drehen begann.

Ein äußerstes Erstaunen ließ Anfangs die sämmtlichen Anwesenden nicht zum Sprechen kommen, als aber dieses Staunen nachließ, setzte es

sich in eine tiefe Indignation um. „Wie," rief Schwentzel, „auf solch' eine Weise düpirt man uns, so dumm und so grob hintergeht man wirkliche Gelehrte? Ich sage wirkliche Gelehrte, so dumm und so grob, daß sogar Herr Voluda das schlechte Spiel zu durchschauen vermag? Dies ist unerhört, und fordert Bestrafung. Ich werde Sie wegen Betrug anzeigen," so fuhr er gegen die Stelle fort, an welcher Hornvi gestanden, aber dieser stand nicht mehr da. Er hatte, als seine Spitzbüberei entdeckt worden, es für zweckmäßig gehalten, das Zimmer zu verlassen, und da die Gesellschaft denn doch nicht aus rohen, sondern aus gebildeten Leuten, aus Personen bestand, deren Namen man nicht ohne eine gewisse Achtung zu nennen gewohnt war, so ging man, ohne die Sache weiter zu verfolgen, auseinander. Die mehrsten lachend, Schwentzel sprudelnd vor Zorn, Voluda aber ohne irgend eine Gemüthsbewegung, denn bei ihm hatte sich's immer nur um Entdeckung der Wahrheit gehandelt. Er wußte zwar nicht, welch' ein Gewerbe Hornvi trieb, sonst wäre er gar nicht zu bewegen gewesen, in dessen Haus zu kommen, aber er hatte auch keinen Haß gegen ihn, er war ja nicht betrogen worden, er hatte gewußt, daß irgend eine Schelmerei im Spiele sei, es war ihm genug, daß er der Wahrheit Geltung verschafft hatte. Die Person des Hornvi war ihm Anfangs in einer gewissen Art interessant gewesen, weil es ihm schwer denkbar war, wie man sich so konnte betrügen lassen; jetzt fühlte er, daß Hornvi selbst der Betrüger war, nun war ihm der Mensch nicht mehr ein Räthsel und nicht mehr interessant, und so ging er gleichgültig von demselben fort.

XI.

Voluda bekommt gleichfalls Aufschlüsse, die ihm unerwartet sind, durch das Medium des Herrn Hornvi. Schwentzel erhält seinerseits Aufschlüsse durch Herrn Tilly.

Das Medium gesellte sich zu Voluda und sagte sichtlich beschämt: „Sie werden wohl recht verächtlich von mir denken, da ich meine Hand zu solchen Geschichten geliehen habe." Voluda erwiederte: „Sie sind zu jung, werther Herr, als daß auf Sie und Ihr Thun ein so hartes Urtheil passe. Was Herrn Hornvi betrifft, nun ja, dessen Treiben scheint mir allerdings sehr verächtlich; was aber Sie betrifft, so möchte ich eigentlich blos wissen, wie Sie dazu gekommen sind, sich mit ihm zu verbinden; haben Sie einmal geglaubt, magnetische Kräfte zu besitzen, d. h. in dem

Sinne, in welchem man die Sache hier auffaßt, denn der thierische Magnetismus, wenn er auf dem höchsten Gipfel der Entwickelung ist, kann doch diese Kunststücke nicht hervorbringen; haben Sie einmal geglaubt, das zu können?"

„Ach nein," erwiederte das Medium, „niemals; wohl aber habe ich wiederholt an solchen Tischklopfereien Antheil genommen, gesehen, wie die Leute sich gar so gerne hinter's Licht führen lassen, wie sie ganz glücklich sind, wenn der Tisch gedreht wird, und da ich sehr bald dahinter kam, daß nichts leichter ist als dieses, da nichts weiter dazu gehört, als die feucht gemachten Fingerspitzen an den Tisch zu drücken und sich daran anfangen zu lassen, so habe ich ihnen diesen Gefallen gethan, und weil mir die Geschichte jederzeit gelang, so bin ich in den Ruf eines besonders begabten Mediums gekommen."

„Sagen Sie mir einmal offen, was Sie für solche Leistung erhalten haben," so frug Volnda, „denn mir scheint, als gehörten Sie einem Stande an, der seine Zeit verwerthen müsse; Sie sind, wenn ich mich nicht sehr irre, ein Photograph."

Sehr befremdet sah das Medium Volnda an und sagte: „Allerdings ist es so, doch kann ich nicht begreifen, wie Sie auf den richtigen Gedanken kommen, denn Herr Hornvi hat mich Niemandem genannt, da er mich womöglich für sich allein haben will, und ich kann mich nicht besinnen, sonst wo mit Ihnen zusammengekommen zu sein."

„Dies ist auch gar nicht nöthig," erwiederte Volnda. „Um solche Entdeckung zu machen, braucht man kein Hexenmeister zu sein; betrachten Sie Ihre Hände, Sie tragen die Spuren von salpetersaurem Silber zu unzweifelhaft an sich, als daß man sich darüber irren könne."

„Ja so," sagte das Medium, „dies ist allerdings richtig, daran hatte ich nicht gedacht, aber was sind Sie für ein scharfer Beobachter."

„Beim Himmel," erwiederte Volnda, „was ist denn da Merkwürdiges, wer nicht beobachten kann, möge doch nur ja nicht versuchen, die Naturwissenschaften zu treiben; das ganze Gesammtgebiet der Naturlehre, von dem einfachsten Gegenstande derselben bis zum allerschwierigsten Problem, dankt seine Entstehung, dankt seine Ausbildung und überhaupt das ganze Vorhandensein lediglich der Beobachtung. Die älteste Physik und Chemie bestand aus Recepten; wenn man dieses und jenes thut, so entsteht das und das; wenn man diese und jene Dinge zusammenbringt, so erhält man das und das; so geht es, von den ägyptischen Priestern angefangen, bis zu den arabischen Aerzten des Mittelalters herab, noch beim Paracelsus findet man kein System; die ganze Lehre, welche sich zu entwickeln beginnt,

ist eine Aufhäufung von an sich unzusammenhängenden, aber an sich hochwichtigen Thatsachen.

„Nun kommt durch Newton Ordnung und Licht hinein, allein was wäre aus der Physik geworden, wenn nicht vor ihm Copernikus und Galiläi, nach ihm aber Euler, Muschenbroeck, Franklin, Lichtenberg, Galvani, Volta, Malus, Oerstedt, Erman, Ampere, Savart, Seebeck, Dove u. s. w. beobachtet hätten. Nun sehen Sie, lieber Herr, unsre Aufgabe heutigen Tages, so weit wir Physiker sind, ist auch nichts weiter, als die Beobachtung, aber die gewissenhafte Beobachtung. Wir haben es ja doch leichter, als unsre Vorfahren, denn unsere Beobachtungen lassen sich an andere anreihen, welche schon vorhanden sind, und sie dienen zur Bestätigung oder Widerlegung früher gemachter, und sie werden wieder zur Stütze dienen für andere, die künftig gemacht werden sollen. So kann es Sie denn nicht wundern, wenn Jemand, der sich der Physik ausschließlich gewidmet hat, zu beobachten versteht. In diesem Falle aber müssen dem Physiker auch kleine, unbedeutende Nebenumstände nicht entgehen, und so kommt es denn, daß mir die Flecken an Ihren Händen, namentlich die Färbung an ihren Nägeln auffiel und ich daraus einen Schluß ziehen konnte. Aber nachdem ich nun Ihrer Verwunderung genug gethan, möchte ich Sie auch bitten, meiner Frage genug zu thun, vorausgesetzt, daß es Ihnen nicht besonders unangenehm ist, ein solches Geständniß zu machen."

Das Medium erwiederte: „Anfangs habe ich das Ganze als Scherz betrieben, und natürlich Nichts dafür bekommen, in dem Falle hätte ja Jemand da sein müssen, der mich zu gewissen Zwecken gebraucht hätte, und dies war nicht der Fall. Als ich aber mit Hornvi bekannt wurde, welcher überall umherspürt, wo er reiche Männer oder junge Mädchen fangen kann, und dieser mir antrug, ihm ausschließlich meine Dienste zu widmen — da wurde es mir klar, daß hier ein guter Nebenverdienst zu machen sei. Er bezahlt mir für jeden Abend zwei bis drei Thaler, je nach der Dauer und nach der Anstrengung, welche ich davon zu haben vorgebe, wiewohl ich nicht im Mindesten angestrengt werde. In der Regel folgt noch ein sehr splendides Abendessen, indem die mehrsten anwesenden Herren sich den Aufenthalt bei Hornvi viel kosten lassen."

„Nun, das ist auch wieder eine neue Seite dieser Sache," sprach Voluda verwundert. „Ich denke, wenn die Experimente vorbei sind, sucht ein Jeder seine Häuslichkeit auf."

„Ja, wissen Sie denn nicht, was die eigentliche Absicht dieser Zusammenkünfte ist?" frug das Medium.

Voluda erwiederte, er habe bisher geglaubt, es sei da nichts weiter verborgen; man wolle nur, so wie an anderen Orten, die Tischklopferei und Geisterseherei treiben, und um ihm Beweise von der Richtigkeit seiner Ansichten zu geben, habe Herr Hornvi ihn eingeladen, dasselbe sei mit Professor Schwenzel geschehen; etwas Anderes sei ihm nicht bekannt.

„Nun, ich kann Ihnen die Versicherung geben, die anderen Herren und auch die Damen haben Absichten, welche mit diesen nicht im Geringsten übereinstimmen. Hornvi ist ein Kuppler, er macht ein Geschäft daraus, ältere Männer und junge, schöne Mädchen zusammen zu bringen, mit einander bekannt zu machen. In seinem Hause selbst geht, genau genommen, nichts Unerlaubtes vor; es sind da zwar verschiedene sehr freundlich eingerichtete Zimmer, in welche sich die Gäste Paarweise während oder nach der Tafel zurückziehen, aber lediglich, um mit einander unter vier Augen zu sprechen, die gegenseitigen Wünsche gegenseitig klar zu machen und einen Akkord mit einander zu schließen, worin dann ein Jeder bestimmt, was er zu leisten habe, und was für Leistungen er vom Andern erwartet."

„Ei, das ist ja sehr rührend," sprach Voluda, „und solch' ein Mensch erlaubt sich, den würdigen alten Schwentzel und mich einzuladen, erlaubt sich, uns in Berührung mit dem Auswurf der Menschheit zu bringen? Ich muß sagen, das ist stark, und es könnte mich beinahe veranlassen, durch die Polizeibehörde ein ernsthaftes Wort mit dem Menschen reden zu lassen."

„Um Gottes Willen nicht," rief erschreckt das Medium aus, „Sie würden in ein Wespennest schlagen und sich gefährlichen Stichen aussetzen; hauptsächlich aber würden Sie Familien blamiren, welche jetzt im Bewußtsein ihrer Würde vollkommen glücklich sind, wenn sie aber erführen, wo die Töchter ein Paar Abende in der Woche zubringen, und wenn sie dieses vollends durch eine Behörde erführen — zu Grunde gerichtet wären, gar nicht mehr bestehen, gar nicht mehr hier bleiben könnten. Auch möchte es schwer sein, die erforderlichen Beweise herbeizuschaffen; denn wie ich Ihnen bereits sagte, in dem Hause selbst geschieht nichts Unerlaubtes. Herr Hornvi ist schlau genug, sich den Rücken frei zu halten; zu gleicher Zeit hat er an denjenigen, die ihn besuchen, so mächtige Stützen, daß er schwerlich fallen wird, viel leichter derjenige, der ihn anklagt."

„Welch' ein Gewebe von Abscheulichkeiten," rief höchst entrüstet Voluda aus, „nimmermehr hätte ich von dem Manne, der sich so einfach, der sich so einfältig darstellt, geglaubt, daß er seine Hand zu einem so schmachvollen Gewerbe hergebe. Es ist zum Erstaunen, bis wohin das Laster sich verkriecht. Sagen Sie mir — doch nein, ich will nichts wissen;

leben Sie wohl.“ Hiermit verabschiedete Voluda sich schnell von dem Medium, das etwas bestürzt zurückblieb und nur leise ausrief: „Dem Himmel sei Dank, daß er nicht meinen Namen kennt, da könnte ich selbst in große Unannehmlichkeiten kommen, doch nein, der Mann scheint zu nobel, um den Angeber zu machen, sonst hätte er mich wohl genauer ausgefragt, um sich wenigstens auf etwas stützen zu können.“

In diesem Punkte hatte der gute Mann ganz recht, Voluda war von physischem Ekel ergriffen, als er von diesen Gemeinheiten hörte; er dachte nicht daran, den Schmutz noch breiter zu treten, aber für Hornvi erwachte ein schlimmerer Gegner in Schwentzel.

Dieser ging mit dem Präsidenten Tilly die Straße entlang, in welche jener einbog, und sprach seine Entrüstung über ein so betrügerisches Treiben unumwunden aus.

„Aber mein Gott, geehrter Herr,“ sprach der Präsident, „was geht uns denn die Wahrheit oder Falschheit dieser Affenkomödie an, wenn wir nur unsere Rechnung dabei finden, wenn wir nur unser Geschäft machen.“

„Was für ein Geschäft,“ frug Schwentzel höchst verwundert, „was können denn da für Geschäfte gemacht werden? sind das Kaufleute, welche Börsengeschäfte machen? Ich verstehe Sie nicht, geehrter Herr.“

„Mein Himmel,“ rief Tilly etwas ungeduldig, „stellen Sie sich doch nicht so sonderbar; ich weiß, weshalb Sie dahin kommen, und Sie wissen, weshalb ich dahin komme; was geht uns der Kerl und was geht uns seine Art an, wie er das Wild auftreibt, nach welchem wir jagen, wenn er nur Wild bekommt, wie wir es brauchen, und dieses haben Sie gesehen, in Gott geliebter Bruder. Auf welche ist Ihr Auge gefallen, welche hat Gnade gefunden vor Ihnen; der Geschmack ist verschieden; ich, der ich fett bin, liebe die mäßig Beleibten, Sie, der Sie mager sind, werden wahrscheinlich die Dicken lieben; da kann ich Ihnen Fräulein Langsalm rekommandiren. Das einzige Unbequeme bei der Sache ist lediglich der hohe Preis. Die Mädchen, Alle, sind aus guter Familie, sind nicht für zwei oder drei Thaler zu haben, das kostet immer mehrere Hunderte, und im Laufe des Jahres auch Tausende, aber man ist dann auch verhältnißmäßig sicher sowohl vor Verrath, als vor anderen üblen Folgen.“

Schwentzel ging eine Weile wie erstarrt neben dem Präsidenten her; diese Sachen waren ihm durchaus neu, er begriff nicht, wie es möglich, daß dergleichen vorgehe, wie er jetzt hier hörte, und war vorhin schon sein Entschluß gewesen, den Verräther an der Wissenschaft der Strafe zu übergeben, so war ihm, der sich, dem Himmel sei Dank, frei wußte von jedem noblen Gefühl, die neue Handhabe, die er bekam, um den schlechten Men-

schen zu fassen, eine höchst willkommene und sein Entschluß jetzt unerschütterlich.

Nachdem er sich ein wenig gesammelt, sagte er: „Geehrter Herr Präsident, es wird mich unendlich glücklich machen, wenn Sie mir vielleicht den heutigen Abend oder irgend einen anderen schenken wollen; ich bin der bekannte Professor Schwentzel, man nennt meinen Namen in der Wissenschaft vielfältig, und ich darf wohl auch bitten, daß Sie mir den Ihrigen freundlich sagen."

„Ei, warum sollte ich nicht," erwiederte Tilly und gab, frommen Blickes gen Himmel schauend, sich als den Minister von *** Tilly zu erkennen, allerdings nur unter dem Titel eines Präsidenten, weil der kleine Staat nicht eines Ministeriums bedürfe und er den Geschäften dieses Staates sehr wohl allein vorstehen konnte, dadurch auch ein Einkommen beziehe, welches dem seines gnädigen Herrn nur wenig nachstehe, vielleicht nur in der Gerechtsame auf Hochwild, wogegen er sich wiederum das eigentliche Edelwild vorbehalten habe und es verfolge, allenfalls auch bis in den Nachbarstaat, wenn es die Grenzmarken überschreiten sollte.

Schwentzel hatte jetzt, was er haben wollte, den Namen des würdigen Herrn, den er als Zeugen zu brauchen hoffte, und so empfahl er sich, den Herrn Präsidenten zurücklassend in der Lage, sich sehr zu wundern über Schwentzel, der ihm nicht unumwunden eingestanden hatte, was sein eigentlicher Zweck bei den Besuchen in Hornvi's Hause war, wiewohl ihm dieser Zweck auch ohne das Eingeständniß durchaus nicht zweifelhaft sein konnte.

XII.

Herr von Bessewitz will heirathen und der Präsident sucht neuen Zeitvertreib. Unterricht, welchen der Lehrer bezahlt. Eine unerwartete Katastrophe.

Indessen diese Dinge hier vorgingen, setzte Herr von Bessewitz bei Fräulein Sportmann im Thiergarten seine Besuche recht fleißig fort, und er gestand sich wiederholt, daß er selten oder nie ein Mädchen gefunden, das mit so vielen Reizen so vielen Verstand verbände und so geistreich sei, wie dieses liebenswürdige Geschöpf. Die glänzende Ausstattung des Hauses, welches sie als Sommerwohnung inne hatte, ließ ihn auf einen mehr als gewöhnlichen Reichthum ihrer Eltern hoffen, und er war sehr geneigt, aus dem, was er als einen anmuthigen Scherz angefangen, den Ernst des Ehestandes hervorgehen zu lassen.

Allerdings hatte er einige Bedenken; es war ihm vorgekommen, als ob die Gunst, die er erhalten, etwas zu leicht zu erringen gewesen, indessen hierin pflegen die Männer nicht gerade ganz ungerecht zu sein, sie schreiben das Glück ihrer Erfolge in der Regel ihrer eigenen großen Liebenswürdigkeit zu.

Ein anderer Punkt schien ihm etwas bedenklicher: er hatte allerdings in den Armen des schönen Mädchens manche überaus glückliche Schäferstunde zugebracht, doch wollte ihm scheinen, als sei auch hier der Sieg zu leicht geworden, doch da er Jurisprudenz studirt hatte, so war ihm der Grundsatz »nulla sunt testimonia virginitatis« aus der medicina forensis nicht unbekannt; das schöne Mädchen konnte ja wohl eine virgo foramine magno sein.

Dies Alles zusammengehalten, glaubte er nicht gerade thöricht zu handeln, wenn er daraus, was Anfangs eine Laune, eine Liebelei gewesen, nunmehr Ernst mache, und in diesem Entschluß rückte er mit Andeutungen und schließlich mit Anträgen hervor.

Lucretia fing an zu verstehen, und es leuchtete ihr ein, daß Herr von Bessewitz eine Parthie sei, die man nicht von der Hand weisen dürfe. Ursprünglich war nur der Wunsch, sich für die Unbequemlichkeiten, welche der Präsident Tilly ihr verursachte, schadlos zu halten, der Grund gewesen, weshalb sie Bessewitz' Bewerbungen annahm. Ein schöner Mann, wenn er auch nicht gerade viele Geschenke macht, steht dem Herzen eines jungen Mädchens immer näher, als ein alter, wenn derselbe auch noch so generös ist. Nach und nach hatte sich eine gelinde und dann immer stärkere Zuneigung in dem Herzen des Mädchens entwickelt, und es hatte sie eigentlich betrübt, daß sie sich dem Manne ergeben; da sie ihn nunmehr liebte, schien es ihr, als sei sie seiner nicht würdig; um so freudiger die Ueberraschung, als auf die Andeutungen, welche sie nicht verstehen wollte, sehr bald ernsthafte Anträge folgten.

Aber sie fand sich jetzt in einer neuen Verlegenheit, sie hatte ihrem Geliebten einen falschen Namen genannt, wie sollte sie jetzt dieses wieder gut machen. Sie konnte annehmen, daß sie nicht in Gesellschaften mit ihm zusammentreffen werde, sie wollte nicht gekannt sein, sie hatte mithin nicht gesagt, wer sie sei, wo sie wohne, und hatte ihn in dem Glauben gelassen, daß die Wohnung, welche sie gegenwärtig einnahm, ihren Eltern ursprünglich gehörte. Die Nichtanwesenheit derselben hatte sie, wie bereits bemerkt, durch eine längere Reise motivirt. Was aber jetzt beginnen, wenn er sich um sie bewerbe, wenn er sich an ihre Eltern wenden wollte? Hier schien

ihr so vielerlei zu bedenken, daß sie vor der Menge desselben gar nicht zum Anfangen darin kommen konnte, und daher entschlossen war, die Sache gehen zu lassen wie sie eben ging. In vielen Fällen ein sehr gutes Mittel, in sehr vielen anderen aber das allerschlechteste, was es giebt. Das laisser aller mag in der Politik seine Berechtigung haben, in der Liebe und der Ehe dürfte dieses jedoch keineswegs der Fall sein, da ist Aussprechen das einzig richtige. Fräulein Sportmann wartete, worauf, wußte sie eigentlich nicht, wir wollen sagen: sie wartete ab. Die Sache ist gar nicht neu, schon Cicero schreibt wiederholt an seine edle Gattin — warte ab (interdum aliquid fit), unterdessen geschieht etwas. Ohne Cicero gelesen zu haben, sonst würde sie vielleicht auch auf das Buch de officiis (von den Pflichten) gestoßen sein, befolgte sie doch dessen Grundsätze wenigstens in dieser Hinsicht, sagte aber ihrem Geliebten unbedenklich zu, erklärte, sich glücklich zu fühlen, daß er ein unheiliges Verhältniß in ein heiliges verwandeln wolle, liebte ihn noch viel mehr als sonst, aber war von diesem Augenblicke an unerbittlich gegen ihn; sie entzog ihm alle die früheren Gunstbezeugungen, hörte zwar nicht auf äußerst zärtlich zu sein, sah ihn häufig Stunden lang bei sich, hing mit mehr Feuer als sonst an seinen Lippen, gestattete ihm jedoch nicht die Rechte eines Ehemannes zu anticipiren, indem sie sagte, sie wolle sich dadurch selbst bestrafen für ihre zu eilige Hingebung, sie wolle ihm wieder neu zu werden suchen, indem sie sich ihm entziehe, wie schwer es ihr auch werde. Sie versicherte, es geschähe zu beiderseitigem Vortheil.

Bessewitz konnte es eigentlich nicht läugnen, daß hierin etwas Wahres liege und er erkannte darin den edlen Sinn sowohl, als den Verstand derjenigen, um die er sich bewarb, und ehe vierzehn Tage vergangen, war seine Neigung, das schöne Mädchen zu heirathen, zu einem solchen Grade von Lebhaftigkeit gestiegen, daß er den Wunsch, ihre Eltern möchten endlich von der Reise zurückkehren, mit jedem Tage lauter aussprach.

Indessen Lucretia wartete, geschah wirklich etwas, wiewohl keineswegs das Erwartete.

Der Präsident Tilly hatte, wie das bei Leuten in gewissen Jahren häufig zu sein pflegt, den Geschmack an Fräulein Sportmann verloren. Alte Leute brauchen starke Reize, dieses scheint der Grund der vielen entsetzlichen Verirrungen des Alters; ein wahres Glück, wenn dieselben sich darauf beschränken, mit dem Gegenstande ihrer kurz dauernden Neigung zu wechseln, leider hat dieser Trieb in seinem Gefolge das Abscheulichste und Unnatürlichste, was, wenn auch schon hin und wieder durch die Theilnahme eines gewaltig hohen Herrn gewissermaßen sanctionirt, doch immer

denjenigen, der in der Gesellschaft nicht einen so hohen Rang einnimmt, zum Zuchthause reif macht.

Bei Herrn Präsident Tilly war es noch nicht bis zu dieser abschreckenden Höhe gekommen, doch war er schon so weit, um nach einigen Monaten des Genusses nach einem andern Gegenstande zu suchen. Die Bekanntschaft mit Hornvi war ihm deshalb von großem Werthe, denn dort fand er viele junge Damen, welche bereit waren, seinen Wünschen entgegenzukommen, und man mußte gestehen, daß dieser alte Hornvi den Geschmack seiner Kunden sowohl richtig zu beurtheilen, als auch auf die Verschiedenheit desselben Rücksicht zu nehmen wußte. Ein sehr junges, kaum sechszehnjähriges Mädchen, die Tochter einer Wittwe Kühn, war es, auf welche sein Auge gefallen. Hornvi garantirte dafür, daß diese Blume noch gänzlich unberührt, daß sie vielmehr noch eine Knospe sei, daß noch kein Schmetterling daran genascht habe; erklärte ihm jedoch, daß hier directe Unterhandlungen eingeleitet werden müßten, daß er sich nicht mit Frau Silbertitz einlassen könne, sondern zu Madame Kühn selbst gehen müsse, welche die Vortheile genießen wolle, die ihr aus dem Besitz zweier schöner Töchter erwachsen.

Diese Madame Kühn war nicht eigentlich eine arme Wittwe, doch hatte sie bei der Pension von 200 Thalern, die der Mann ihr hinterlassen, bei Weitem nicht so viel, als für sie erforderlich; ihre Bedürfnisse gingen weit über ihre Mittel. In unsern schönen Tagen gilt es zwar für ein gefährliches Gewerbe, Männern Gelegenheit zu verschaffen, gewisse Wünsche zu befriedigen, aber es gilt auch zu gleicher Zeit für ein sehr einträgliches Geschäft, und so ergab sich denn Madame Kühn demselben mit einer gewissen Umsicht, welche sie bei alledem nicht hinderte, später das Zuchthaus auf mehrere Jahre zu besuchen. Jetzt aber befand sie sich noch keineswegs in diesem beneidenswerthen Stadium, im Gegentheil hatte sie jetzt, nachdem sie vielfältig die Einnahmen mit Andern getheilt, Gelegenheit, Alles für sich zu behalten. Ihre Töchter waren zu ungewöhnlich schönen Mädchen erwachsen, die älteste derselben hatte schon frühzeitig das noble Gewerbe der Mutter erkannt, und es schien, als habe sie gefunden, in demselben sei manches Angenehme; denn sie hatte nicht nur frühzeitig sich bereit gezeigt, der Mutter zu Hülfe zu kommen, sondern sie hatte auch auf eigene Hand Geschäfte gemacht. Die jüngere dagegen hatte sich immer mit Widerwillen und seitdem sie erwachsen war, mit Abscheu von diesem Thun und Treiben gewendet, aber gerade diese jüngere Tochter war der Gegenstand einer tiefer gehenden Spekulation ihrer Mutter.

Madame Kühn liebte die Freuden der Tafel, liebte die Freuden sowohl häuslicher, als außerhäuslicher Unterhaltung, d. h. sie ging gerne in's Theater, in Concerte, in Gesellschaften und hatte dann und wann auch Gesellschaften in ihrem Hause. Dabei war sie eine sehr fromme Frau, welche die Kirche nicht versäumte und dem Herrn inbrünstig und demüthig für jedes Scherflein dankte, welches er einer armen Wittwe zukommen ließ, deshalb hatte die fromme Frau besonders Zuspruch von Seiten ihrer Glaubensgenossen, und deshalb kam auch der Präsident Tilly unbedenklich zu ihr; man konnte sich vorläufig noch nicht compromittiren, wenn man sie besuchte, wie mit Ehrlichkeit Herr Hornvi offenbarte, und so geschah es denn eines Tages, daß Präsident Tilly Madame Kühn besuchte und nach den nöthigen einleitenden Worten zu dem Zweck seines Besuches kam.

Er erklärte ihr, daß die jüngere Tochter Bertha seine väterliche Zuneigung gewonnen und daß er suchen würde, für ihr körperliches Wohl, wie für ihr Seelenheil zu sorgen. Er werde sie mehrere Male in der Woche besuchen und dem holden Mädchen Unterricht geben, sowohl in der Religion, wie in der Moral. Denn beide, Religion und Moral, seien die wichtigsten Geschenke für das ganze Leben und man könne einem armen Kinde nichts Besseres, nichts Vortrefflicheres schenken als dieses.

Dann fuhr er fort, der Mutter zu erklären, wie er sehr wohl geneigt sei, auch ihre Verdienste anzuerkennen, und wie er ihr ein Geschenk von 1000 Thalern anbiete, um die Erziehung ihrer Töchter vollenden zu können. Er werde aber darauf sich nicht beschränken, sondern, so lange sein Unterricht dauere, monatlich noch 150 Thaler geben, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche der ausschließlichen Bildung des jungen Mädchens durch seine Person allein, entgegenständen.

Die Mutter war sehr überrascht durch so bedeutende Anerbieten, ohne Rücksicht auf ihre Tochter, welche am Fenster stand und still weinte, wurde der Accord geschlossen, indessen die ältere das Clavier mit großer Virtuosität spielte, es war nicht die tragische Polonaise des Grafen Oginski, sondern es war eine lustige Polka, zu deren Tönen die Thränen der jüngern Schwester herniederperlten.

Der Handel war in aller Form geschlossen, der dicke Präsident setzte seinen Hut auf und nahm Abschied. „Würdige Frau," sprach er, „Sie sorgen mütterlich für das Glück Ihrer Kinder," und die Hände emporhebend und den frommen Blick nach Oben gerichtet, erwiederte die nicht minder dicke Madame Kühn: „Herr Präsident, man thut, was man kann, der Herr hat mich mit zweien Töchtern gesegnet, warum soll ich mit meinem Funde

Verlag v. Theodor Thiele in Berlin. Druck v. Gebr. Dehn.

Würdige Frau! Sie sorgen mütterlich für das Glück ihrer Kinder.

nicht wuchern. Ich lasse es ihnen an nichts fehlen, sie werden in Allem wohl unterrichtet, und ich hoffe, meine Tochter wird Ihrer Erziehung Ehre machen."

Wenige Tage nach dem geschlossenen Handel erschien der alte Herr abermals und brachte die versprochenen 1000 Thaler in lauter Scheinen von 1 Thaler, um der würdigen Handelsfrau die Freude des Zählens nicht zu sehr abzukürzen; auch der lieblichen Bertha brachte er einen Schmuck mit, von welchem er glaubte, daß er ihrem Haar sehr wohl stehen werde. Es war eine sehr hübsche Perlenschnur, welche er in die blonden Locken zu flechten bat. Die lachende Schwester, Fanny, sagte zwar: „Perlen bedeuten Thränen, meint Emilie Galotti, aber es können auch wohl Thränen der Freude sein; ich wenigstens, wenn diese Perlen mir gehörten, würde keine anderen vergießen."

Der Unterricht nahm nun seinen Anfang und nach einigen Stunden kehrte der würdige Herr nach Hause zurück. Hier schrieb er gleich einen Brief an Lucretia, welche auch er nicht unter ihrem wahren Namen kannte, so wenig wie Herr v. Bessewitz, und daher mit ihrem Vornamen anfing. Der Mann war sehr vorsichtig, er wollte das unreine Wasser nicht früher ausgießen, als bis er des reinen gewiß war; jetzt aber, da sein Unterricht bei der Tochter der Madame Kühn begonnen hatte, schien es ihm an der Zeit, das alte Verhältniß abzubrechen, er erklärte ihr daher, daß er sehr erfreut gewesen wäre, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, daß er jedoch anderer Geschäfte wegen diese ferner nicht fortsetzen könne und ihr daher freie Disposition über ihre ganze Zeit geben wolle.

Gegen Madame Silbertitz glaubte er nicht nöthig zu haben, über die Formen hinauszugehen, welche für dergleichen Leute am geeignetsten sind. Er sagte ihr einfach, daß er ihre Dienste ferner nicht bedürfe, daß er ihr theures Quartier ferner nicht bezahlen werde und sie mithin dem Mädchen, das bis dahin zu seiner Verfügung gestanden, sagen möge, er könne ferner nichts mehr für sie thun und müsse es ihr überlassen, sich einen Miether zu suchen.

Der Schlag war für Lucretia ziemlich hart, Frau Silbertitz aber empfand denselben noch viel schwerer, und sie war daher auf Lucretia wüthend, von welcher sie glaubte, daß sie es nicht verstanden habe, den alten Herrn zu fesseln, ja, sie war sogar überzeugt, daß ihr Verhältniß zu Herrn v. Bessewitz schuld an dem viel zu frühen Bruche sei. Sie kündigte dem Fräulein sofort den Dienst, erklärte, sie dürfe ferner nicht ihre Zusammenkünfte hier halten, und verließ Lucretia sehr bestürzt, indem sie

sich gar nicht klar machen konnte, auf welche Weise sie diesen sehr eng geschürzten Knoten lösen solle.

Es war einer der Tage, an denen Bessewitz zu kommen pflegte; wie sollte sie erklären, was vorgefallen, wie es motiviren, daß jetzt er, der Bräutigam, sie nicht mehr besuchen solle — ihre Eltern konnten zurückgekehrt sein, schneller, als sie erwartet — ganz plötzlich, aber dann mußte sie ja gerade wünschen, daß er sie besuche, um mit ihren Eltern zu sprechen — sie konnte auch von ihren Eltern aufgefordert worden sein, ihnen nachzukommen, aber dann konnte er ihr einmal in der Stadt begegnen — sie konnte sich sogleich für ihn unsichtbar machen, ihn nicht empfangen, aber bei der Möglichkeit einer Begegnung trat auch noch der große Uebelstand ein, daß sie seiner verlustig wurde, sie hatte Neigung zu ihm gewonnen, eine herzliche, innige, sie wollte ihn nicht verlieren, sie wollte ihn behalten. Wie Alles dies bewerkstelligen? Sie stand ganz rathlos da und sann vergeblich hin und her, wie sie alle diese Widersprüche lösen könne. Daß der alte Präsident sie nicht mehr besuchen wolle, war ihr im Grunde höchst angenehm, denn seitdem Bessewitz nicht ihren Sinnen, sondern ihrem Herzen theuer geworden, flößte ihr der alte, dicke, unappetitliche Mann nicht blos Widerwillen, sondern beinahe Abscheu ein.

So saß sie in dem elegant geschmückten Zimmer in einem prächtigen Fauteuil von Plüsch, das Haupt mit den schweren schönen Locken rückwärts gelehnt, mit dem Blick sinnend nach Oben gerichtet, da, als Bessewitz ganz zerstört eintrat. Er hatte ein zusammengeknittertes Papier in Händen und trat damit vor sie hin.

„Draußen," sprach er, „steht ein Drache, der mir den Eintritt wehren wollte; das Weib sprach in den gemeinsten Ausdrücken vor Dir und mir. »Hier ist nichts mehr zu suchen für einen solchen Fuchsschwänzer, wie Sie!« hat sie mir höhnisch zugerufen, »die Mamsell ist auf einmal alle geworden.«

Ich frug entrüstet, was diese Redensarten bedeuten sollen. Das Weib erwiederte: »Thun Sie doch nicht so vornehm, als wüßten Sie nicht, was ich meine; solche arme Schlucker, wie Sie, die nicht einmal so viel Ehre im Leibe haben, um einer Frau, deren Brod das ist — dann und wann ein Geschenk zu machen — solche Schlucker leben ja davon, der Louis zu werden von einer Mamsell, die sich von einem reichen, alten Esel unterhalten läßt. — Na! nun ist's raus, was Sie übrigens schon lange gewußt haben, denn Sie haben doch manchen schönen Dukaten gezogen, sonst hätte sie mir auch mehr abgegeben. Dies ist das ewige Unglück, daß diese Marjellen immer was für's Herz haben müssen, das giebt immer Unglück.«"

Verlag v Theodor Thiele in Berlin

Druck v Gebr Delius

Also doch?!

Lucretia war erstarrt in den Sessel zurückgesunken, sie war, als Bessewitz eintrat, aufgesprungen, um ihm entgegen zu gehen, allein er hatte sie zurückgewiesen, hatte nicht ihre Umarmung gesucht, sondern sie fern von sich gehalten und unter der Last der Worte, die wie Donnerschläge in ihr Ohr tönten, war sie lautlos auf den Stuhl gefallen.

Vergeblich wartete Bessewitz auf eine Antwort. Nach einer peinlichen Pause fuhr er fort: „Ich wollte die nichtswürdige Person mit Füßen treten, allein sie rief: »Vergreifen Sie sich nicht an mir, oder ich zeige Sie bei der Polizei an. Was wollen Sie? Sie haben hier Nichts zu suchen, da — sehen Sie, was Sie angerichtet haben!« Hiermit hielt sie mir ein Papier entgegen, dieses hier, welches mich mit Grauen und Entsetzen erfüllt. Was ist das? Dieses Papier hat mein Vater geschrieben, der Präsident Tilly."

Mit einem Schrei des Entsetzens schlug Lucretia beide Hände vor das Gesicht und sank vom Stuhle herab, auf ihre Kniee.

„Also doch!" rief wilden Blickes der junge Mann, „also doch! Du bist zugleich die Geliebte des Vaters und des Sohnes gewesen! Du hast Blutschande über Beide gehäuft, verruchtes Geschöpf, und Dich wollte ich mein Weib nennen! Dem Himmel sei Dank, der mir die Augen geöffnet, und Fluch Dir und Deinem verdammenswerthen Treiben, Fluch Dir und ihm, der mich zum elendesten, unglücklichsten Menschen macht."

Mit diesen Worten warf der Sohn des Präsidenten, der durch die Verheimlichung seines wahren Namens nicht weniger schuld war, als Lucretia, das Papier ihr vor die Füße und entfloh. Der wohlthätige Schleier der Ohnmacht senkte sich auf das unglückliche Mädchen, und nahm ihr wenigstens für kurze Zeit das Bewußtsein ihrer schweren Schuld.

XIII.

Die Klopfgeister treiben Politik. Moses und Hannibal ꝛc. entwerfen eine Constitution. Beweise für und wider. Glauben oder Forschen.

Der freundliche Kreis, der sich im Hause des Herrn v. Erzberg zu versammeln pflegte, beschäftigte sich noch immer mit den Manifestationen aus dem Jenseits. In dem Kopfe des Vaters war die Sache solchergestalt festgewurzelt, daß er historische Studien darüber machte und sich ganz ernst-

haft bemühte, nicht nur das Mögliche an derselben, sondern auch das Vernunftgemäße nachzuweisen.

Zunächst war er dem amerikanischen Klopfgeiste gefolgt, der würdige Jurist und Friedensrichter Edmonds hatte sich mit den Männern der Vergangenheit in Verbindung gesetzt; zuerst waren es allerdings nur die nächsten gewesen, Washington, Franklin und ähnliche, dann hatte er sich aber auch mit Moses und Cäsar, mit Hannibal und mit dem Cherusker Hermann, mit Montezuma und Galiläi, mit Paracelsus und mit Swedenborg unterhalten; es war ihm dabei gar nicht aufgefallen, daß der alte Lateiner oder Ebräer, daß der Italiener oder der Schwede, gleichviel welcher Landsmannschaft er angehörte, ein vortreffliches Yanke-Englisch sprach, er hatte alle diese Leute auf amerikanisch (das ist englisch, obwohl die Amerikaner es keineswegs zugeben) angeredet, und sie hatten ihm sämmtlich in derselben Sprache geantwortet. Er hatte sie über die beste Regierungsform gefragt und sie hatten natürlich Alle geantwortet, das sei die republikanische, und besonders waren ihm fünf Artikel offenbart worden, welche den Inbegriff aller politischen Gerechtigkeit bilden. Diese Sätze lauten:

1) Landbesitz ist die Grundlage des Bürgerthums. Alles Land muß so eingetheilt werden, daß ein Jeder genug Grundbesitz hat. Für Amerika, für Ungarn, Polen und Rußland sehr bequem auszuführen, wenngleich nicht in demselben Maße für die übrige civilisirte Welt. Was schadet es, wenn die Grundsätze nicht passen für vorhandene Verhältnisse. Wenn dieselben nur gut sind, so passen sie auch.

2) Alle Beamten, ohne Ausnahme, müssen vom Volke gewählt werden und bleiben nur so lange im Amt, als sie den Beifall aller ihrer Wähler haben.

3) Alle Gesetze, welche das gerichtliche Eintreiben von Schulden gestatten, müssen abgeschafft werden, und es muß ganz im Belieben des Schuldners stehen, zu bezahlen, wann und wie er will, wenn er nur überhaupt endlich bezahlt. — Ueber diesen Grundsatz machte allerdings Herr v. Erzberg ein bedenkliches Gesicht, denn er zählte viele Personen, die ihm hätten zahlen sollen, wobei es keineswegs gleichgültig gewesen wäre, wann sie zahlten, jetzt oder nach ein Paar Dutzend oder ein Paar Hundert Jahren.

4) Abschaffung aller strengen Gesetze gegen solche Vergehen, die aus erhitztem Blute herrühren. Selbstverständlich Abschaffung der Todesstrafe, endlich

5) Freihandel muß allgemein stattfinden.

Wenn Herr v. Erzberg auf diesen Gegenstand zu sprechen kam, pflegte er in der Regel zu sagen, daß die Gegner des Spiritualismus durchaus nichts von der Sache verständen, weil die Geister sich wohl hüten würden, widerwillig gesinnten Menschen etwas zu offenbaren; es sei daher weder zu verwundern, noch sei es von einer Wichtigkeit, ob die Naturforscher für oder gegen diese Sache seien, es gebe ein System, welches nur der Begeisterte begreifen könne, und welches natürlich demjenigen, der es nicht sei, verschlossen bleiben müßte. Im All, im Weltall wirken gewaltige Kräfte; viere davon: Wärme und Licht, Electricität und Magnetismus, welche man sonst Stoffe nannte, nennt man jetzt wenigstens unwägbare Stoffe, Kräfte, aber im Weltall ist noch ein fünfter unwägbarer Körper, diesen Kräften vergleichbar und verwandt, jedoch nicht körperlich, sondern geistig. Dieser Stoff, dieser fünfte, unwägbare, ist das Bindeglied zwischen Geist und Seele, zwischen Körperwelt und geistiger Welt, und dieser Stoff, dies Imponderabile wird Spiritualismus genannt. Es ist schwer zu fassen, wenn Jemand noch etwas Weiteres haben will. Dieses genügt für jede mögliche und denkbare Erklärung, diese Thätigkeit ist nun einmal da, und „Alles was ist, ist gut," wie der größte Philosoph der Welt nicht nur gesagt, sondern bewiesen hat.

Dieses unsichtbare und unwägbare Etwas, dieses Bindeglied zwischen Geist und Stoff ist die wirkende Kraft, durch welche der Wille die Muskel in Bewegung setzt. Im Innern des Menschen lebt der Wille, dieser setzt auswendig, dieser setzt außerhalb des Menschen schwere Körper in Bewegung. Etwas rein Geistiges bewirkt also etwas rein Materielles.

Aber wie der Wille in jedem Menschen herrscht, so herrscht er in einigen ganz besonders stark. Das feine, nicht wahrnehmbare Fluidum, welches die ganze Welt durchdringt, die Weltseele, die Götterkraft ist in einigen Auserwählten ganz besonders stark wirksam, und diese Wenigen nennt man Media.

Die Media haben eine doppelte Verwandtschaft, sowohl zur irdischen Materie, als zur himmlischen Kraft. Hierdurch werden sie befähigt als Zwischenglieder aufzutreten, Geister herbeizurufen, welche ohnedies in der ganzen Welt vorhanden sind — Körper ertönen zu lassen, ohne daß sie dieselben berühren, weil die Geister ihnen befehlen, Körper leuchten, Körper bewegen zu lassen, vermöge des feinen, nicht wahrnehmbaren Etwas können die Media Geister zum Erscheinen, zum Sichtbar- und Greifbarwerden zwingen, vermöge desselben aber können die Media selbst in Verzückung fallen, in den Zustand gerathen, den man „besessen sein" nennt, kurz alle jene Erscheinungen hervorbringen, welche unbefähigte und unbefugte

Menschen seltsam und sonderbar nennen, die aber trotzdem vollkommen natürlich sind.

Auch Geister, welche den irdischen Sitz noch nicht verlassen haben, welche sich noch in der Wohnung befinden, die ihnen ursprünglich angewiesen ist, also Geister noch lebender Menschen, wenn sie besonders begabt sind, haben ähnliche Kräfte, oder gebieten wenigstens über dieselben. Gewöhnlich nennt man diese „Magnetiseure und Mesmeristen"; sie können den Willen Anderer modificiren, sie können Andere in Verzückung bringen, können Kräfte auf diese übertragen, welche sie selbst nur insofern besitzen, als sie dieselben übertragen können und dürfen, Kräfte, welche erst in einem Andern zur Geltung kommen, nicht in ihnen, den Magnetiseurs selbst; denn ein Magnetiseur vermag wohl Andere hellsehend zu machen, aber nicht sich selbst. Alle diese Erscheinungen sind durchaus nicht gegen die Naturgesetze, sondern sie treten gerade auf in Verbindung mit den Naturgesetzen, welche durch die Geister, die sich ihrer bedienen, modificirt werden.

So hört alles Uebernatürliche auf; im Gegentheil liegt, was wir derartiges sehen, vollkommen im Bereich der Natur, ganz so wie es dem Laien in der Physik auch unbegreiflich sein wird, wenn er hört, daß etwas Unsichtbares und Unfühlbares, der Wille, die Muskelkraft des Armes und durch diese den Stein in Bewegung setzt, welcher geworfen wird. Gerade wie der Wille des Königs den Willen des kommandirenden Generals lenkt, gerade wie er auf den Willen von 200,000 Soldaten wirkt, sie in die Schlacht führt, Kanonenkugeln gegen die Feinde schleudert und den Tod in ihre Reihen trägt.

Das Alles sind Thätigkeiten derselben Art! Wirkungen aus der Ferne würde Dove sie nennen,*) nur sind wir dieser gewohnt und der andern nicht, darum kommen uns diese natürlich, und jene unnatürlich vor. Die Geisterwelt ist nicht verschlossen, aber um sie zu verstehen, bedarf es offener Sinne, bedarf es des guten Willens; wer sich dagegen sträubt, wird nie etwas verstehen.

Die unsichtbare und unwägbare Kraft des Spiritualismus ist in den stofflichen Bestandtheilen des lichtvollen Aethers zu suchen,**) es giebt eine

*) Ich bezweifle dies, unter Wirkungen aus der Ferne versteht Dove etwas sehr anderes, siehe die Schrift, welche jene Worte zum Titel hat, und welche so viel Geist als Gelehrsamkeit einschließt. Anm. d. Verf.

**) Der Aether ist nicht lichtvoll, sondern absolut finster, er wird nur durchschienen durch die leuchtenden Gestirne, und hinter dem beleuchteten Punkte findet absolute Finsterniß statt, wie man schon aus den schwarzen Schatten, welche die Mondberge zeigen, wahrnehmen kann, da diese doch noch keineswegs vom Aether, sondern nur von einer sehr verdünnten Atmosphäre umgeben sind. Anm. d. Verf.

Substanz im All, welche unter allen Umständen unwandelbar dieselbe ist, in der Gluth des Feuers, in der Sonne der Tropenländer, in dem Eise der Polarzonen, sie ist das verdünnte Medium, vermöge dessen Licht, Wärme, Electricität und Magnetismus durch das Weltall getragen werden; die Fortpflanzung geschieht durch Wellenbewegung und in einer Schnelligkeit, von der sich der Mensch gar keine Begriffe machen kann. Der Aether ist vorhanden, sowohl im luftleeren wie im allerfüllten Raume; der Aether durchdringt nicht allein und erfüllt nicht allein die unermeßlichen Strecken zwischen den Weltkörpern, sondern er erfüllt auch diese Weltkörper selbst. Die neuere Astronomie hat bereits ein halbes Hundert Planeten entdeckt, welche Bruchstücke eines ehemaligen, größeren Planeten sind. Da, wo dieser Planet stand, war der Aether ebenso gut, ehe die Planeten als Bruchstücke ihren ehemaligen Körper längst verlassen haben, wie er jetzt noch in demselben Raume ist. Und wenn dereinst eine ähnliche Katastrophe die Erde trifft, so berührt dieses den Aether nicht und die Geister, welche von ihm durchdrungen, sind in ihrer unsterblichen Wohnung sicher, und können lachen, wenn die Erde zusammenbricht.

Herr v. Erzberg war mit Voluda bekannt geworden, er hatte aber leider einen ganz entschiedenen Widerwillen gegen denselben gefaßt, denn Voluda befand sich nicht auf seinem Standpunkt, Voluda war nicht ein Phantast, sondern ein Forscher, er ließ sich nicht von einem plötzlichen Eindruck hinreißen, er beobachtete die ruhige Haltung eines Mannes, der untersuchen will, und stellte daher bei einem solchen Gespräch dem Herrn v. Erzberg Ansichten gegenüber auf, welche dieser nicht so leicht aus dem Felde schlagen konnte. Schon Delcourt hatte in seiner etwas satyrischen Weise geäußert, daß es uns Unerleuchtete nicht wundern dürfe, wenn wir andere, vom Spiritualismus erleuchtete Wesen Aeußerungen machen hörten, Kunde von Dingen geben hörten, welche wir nicht zu geben im Stande seien. So Begeisterte könnten binnen acht Minuten die Kunde von ähnlichen Geistern erhalten, die auf der Sonne wohnten, denn solche Schnelligkeit haben die Wellen des Aethers, welcher das Licht fortpflanzt, nur wäre es bei alledem für uns beschränkte Menschen schwer, das Medium, durch welches wir den Unterricht aus dem Jenseit erhalten, für unfehlbar zu erachten.

Voluda dagegen faßte die Sache ganz ernsthaft auf; er sagte: „Es giebt gewiß Erscheinungen und Traumgesichte, aber sie sind nicht objectiv, sie gehören nur demjenigen an, der sie hat oder sieht, sie gehören also nicht in die Geisterwelt, nicht in den Spiritualismus, sondern in die Pathologie, in die Lehre von dem kranken Menschen. Manchmal sehen Leute

Gegenstände doppelt, obwohl sie für uns alle Andern nur einfach da sind; das kommt aber nicht daher, daß ein doppelt gesehener Mensch wirklich einen Doppelgänger hat, sondern lediglich daher, daß die Augenachsen nicht auf dem Punkte zusammentreffen, der einfach gesehen werden soll, sondern daß sie divergiren, und wenn man Gegenstände dreifach sieht, so wird immer nachweisbar sein, daß die Krystalllinse des Auges eine Mißbildung hat, vermöge deren sie, statt eines Bildes auf der Netzhaut, deren mehrere erzeugt, und manche Leute haben eine so starke Einbildungskraft, daß sie Gegenstände sehen, die wirklich nicht vorhanden sind. In solchem Falle sieht nicht das Auge, sondern das Gehirn; daß dem so sei, beweis't sich sehr leicht dadurch, daß Leute, die dem Säuferwahnsinn verfallen sind, dergleichen Erscheinungen sehr häufig haben."

Erzberg wurde über diese Ansicht grob; er sagte: „Personen, die nach allem Bisherigen doch noch den Spiritualismus läugneten, seien Narren," aber Voluda antwortete sehr ruhig: „grob werden sei der beste Beweis, daß es an besseren Beweisen mangele". Und so trennten sich die Leute, welche allerdings hätten mit einander gehen sollen, da es Herrn v. Erzberg durchaus nicht an gutem Willen und an Geist fehlte, und ihm nur das abging, was den eigentlichen Forscher macht, nämlich der Unglaube bis zu dem Augenblicke, wo die Ueberzeugung eintritt. Ein Forscher darf nichts glauben, er muß erfahren und wissen. Als Sachs seine gewiß unbegründete Hypothese über die Bewegungen der Himmelskörper aufstellte, wurde sie von all' denjenigen bekämpft, welche nicht hochmüthig genug waren, die Achseln darüber zu zucken. Encke sprach mit Sachs wiederholt über den Gegenstand und er schloß endlich mit den Worten: „Glauben Sie mir, es ist so, wie ich sage".

Sachs erwiederte vollkommen richtig: „Glauben will ich nicht, in naturwissenschaftlichen Gegenständen giebt es keine Autorität, bewiesen will ich haben die Wahrheit Ihrer, oder die Unrichtigkeit meiner Ansicht."

Und so ist es recht, wenn auch Sachs im Irrthum war. Der berühmte Ptolemäus befand sich in demselben Irrthum, und der berühmte Tycho de Brahe gleichfalls, und doch waren sie große Autoritäten und haben zahlreiche Anhänger nach 17 Jahrhunderten resp. 3 Jahrhunderten, wenigstens unter den Jüngern Hegel's, welcher lehrt, daß das tychonische Weltsystem bei Weitem vernunftgemäßer sei, als das kopernikanische.

Alle diejenigen, welche bei diesem neuen Wahnsinn glaubten, hatten sich von vorne herein der Möglichkeit begeben, zu forschen; an ihnen glitt daher auch Alles ab, was man ihnen als Gegenbeweis vorbringen mochte. Nun freilich waren die Gegenbeweise nichts Anderes, als auf die Gesetze

der Physik gestützte Behauptungen, und diese hatten für solche Männer, die einmal glauben wollten, keine Beweiskraft, und wenn 20 Physiker sich um einen Tisch setzten und ihn nach stundenlanger, geduldiger Ausübung dieser Sitzung nicht bewegten, so war dieses den Gläubigen auch kein Beweis, denn sie erwiederten ganz ernstlich, wir bewegen die Tische doch, und wenn ein muthwilliges Mädchen, oder ein lustiger Lieutenant, oder Beide in Compagnie der Schelmerei beschuldigt wurden, so wiesen die Verwandten und die Gläubigen dieses mit der tiefsten Entrüstung von sich, sie wollten nicht anders, sie wollten nicht überzeugt sein, daß sie Unrecht haben — wer läßt sich auch gerne beweisen, daß er ein Thor ist, — sie wollten im Gegentheil darthun, daß sie Recht hätten, und daß es wirklich solche übernatürliche Einflüsse gäbe.

XIV.

Erbliche Eselei. Die Tischklopferei ächt deutschen Ursprungs. Ein großer Triumph. Ein hierauf bezügliches Actenstück.

In dieser Art waren auch die Forschungen und Unterhaltungen des Baron v. Erzberg. Die Sache stand bei ihm fest, es handelte sich nicht mehr um das ob, sondern nur um das wann und wie, ja, er hatte herausbekommen, daß die Geisterklopferei durchaus nicht amerikanischen, sondern ächt deutschen Ursprungs sei; wohl ein großer Triumph, daß wir Deutschen noch größere Esel sind, als die Amerikaner. Daß wir es früher waren, als jene, läßt sich allerdings nicht bestreiten, da Amerika von Deutschland aus bevölkert ist.

Vor ungefähr 50 Jahren wurden in einem Journal, „das braunschweigische Magazin", durch einen Geistlichen Auszüge aus einem merkwürdigen, 40 Jahre lang verborgen gebliebenen Actenstücke veröffentlicht. Wie es um die Aufklärung vor 100 Jahren stand, kann man aus diesem Auszuge sehr gut kennen lernen, daher wir seinen Inhalt hier mittheilen:

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnte in dem unfern Braunschweig gelegenen Dorfe Dibbesdorf ein Tagelöhner oder Kossäthe, mit Namen Kettelhut; als Vorname wird Autor angegeben, was wahrscheinlich auf einen Schreibfehler in den Acten beruht; vielleicht Anton?

Es war am 2. Dezember 1767, Abends 6 Uhr, als in diesem Hause die beim Spinnen versammelten Mädchen ein Klopfen, wie aus großer Tiefe kommend, vernahmen. Auch der Bauersmann hörte diesen Lärm und er

glaubte, derselbe rühre von einem Knechte her, welcher die spinnenden Mädchen erschrecken wollte. Er nahm einen Eimer mit Wasser, um denselben dem Burschen über den Kopf zu gießen, allein es war Niemand da, an dem er hätte sein Vorhaben zur Ausführung bringen können.

Das Klopfen wurde wiederholt, man suchte überall herum nach der Ursache desselben, jedoch vergeblich.

Am nächsten Tage riß der Bauer den Fußboden auf, untersuchte Wände und Decke, um zu sehen, ob nicht etwa Ratten oder ähnliches Ungeziefer den Rumor verursachten, doch gänzlich ohne Resultat. Als am Abend die Mägde beim Spinnen zusammensitzen, geht der Rumor los und ärger als am vorigen Abend, und die Mägde erklären, das Haus sei verhext, sie wollten darin keine Spinnstunde mehr halten.

Nach einiger Zeit hörte der Spektakel in dieses Kettelhut Wohnung von selbst auf, dagegen erscheint an demselben Abend, wo man hier nichts mehr bemerkt, hundert Schritte davon, im Hause des Bruders Ludwig Kettelhut, derselbe Lärm, nur vielleicht noch ärger, als in des ersten Kettelhut Hause. Der Geist, den man das Klopfeding nannte, trieb seinen Rumor so arg und ließ sich sogar nicht beschwichtigen, daß die Bauern von dem Unwesen bei der nächsten Behörde Anzeige machten.

Die Behörde wies die Leute zur Ruhe und that ihnen zu wissen, daß die hohe Obrigkeit sich mit dergleichen Narrenspossen nicht befassen könne, aber der Spektakel wurde so arg, daß in Monatsfrist es nicht mehr auszuhalten war und die Bauern sich in Masse versammelten, Untersuchung verlangten und auch endlich erhielten. Am Tage der heiligen drei Könige des Jahres 1768 fand sich ein wohlweises Gericht zu Dibbesdorf ein und nahm Kenntniß von der unerhörten Sache.

Allein der Klopfgeist kehrte sich an das hohe Gericht sehr wenig, ja er trieb sein Wesen ärger; denn bis dahin hatte er nur Rumor, Possen, Spektakel getrieben, jetzt aber fing er gar an zu reden, aber nur mit Klopfen. Er antwortete ja oder nein auf die gestellten Fragen und er schien sehr gut unterrichtet, denn er kannte die Namen der Fragenden, er kannte die Anzahl der Semmeln, welche der Bäcker in den Ofen geschoben, die Anzahl der Knöpfe an der Kleidung, und siehe, die Bauern fingen an ihren Klopfgeist lieb zu haben, denn er brachte ihnen Geld. Es kamen Bürger von Braunschweig und von anderen benachbarten Städten, es kamen hochgelehrte Professoren der weltberühmten Universität Helmstädt, es kamen sogar reisende Engländer, um ihn zu bewundern, und der Klopfgeist war erfreut über diese Aufmerksamkeit, er gab sich Mühe, alle Tage neue und überraschende Kunststücke zu machen. Aus den Acten ergiebt sich z. B.:

daß er die Zahl und die Farbe der Pferde, welche vor Kettelhut's Hause standen, richtig angab, daß er die Nummern derjenigen Gesänge, welche in dem braunschweigischen Gesangbuche zufällig aufgeschlagen und mit der Hand bedeckt wurden, genau und richtig kannte. Kaum war die Frage gethan, als auch durch Klopfen unmittelbar die Antwort folgte. Er gab an, wie viele Menschen im Zimmer seien, was für Farbe ihre Haare, ihre Kleider hatten, welchen Stand sie hatten, welches Gewerbe sie betrieben.

Eines Tages erschien in Dibbesdorf ein ganz fremder, weit hergereis'ter Mann, er frug nach seinem Geburtsort und nannte eine Menge Namen, der Geist schwieg immer stille, als aber Stettin genannt wurde, erhob sich das Zuklopfen und der Fremde sagte ehrlich, der Klopfgeist habe das Richtige getroffen.

Ein besonders geschenter Mann füllte einen Beutel mit Pfennigen in Braunschweig; er glaubte, den Geist gewiß auf einer unrichtigen Angabe zu ertappen, er frug, wie viel Geldstücke in dem Beutel enthalten seien, und siehe, die Zahl 681 — so viele Male klopfte der Geist — mußte als vollkommen richtig anerkannt werden.

Der Geist wußte, wie viel Ellen Band in einem Hause verkauft worden, wie viel Geld ein anderer mit der Post erhalten habe ꝛc., und wenn die Leute höchst erstaunt waren über die Richtigkeit der Antworten, freute sich der Geist und gab dies zu erkennen durch das munterste Klopfen im Dreschertakte, woraus man entnehmen konnte, daß er sich seinem Gewerbe mit Lust und Liebe gewidmet habe. Er war übrigens kein böser, sondern ein religiöser Geist; denn er klopfte immer zum Abendsegen allemal beim Abend, und der Küster, der eines Tages im vollen Ornat erschien, um den bösen Geist zu bannen, machte sich vergebliche Arbeit. Der Geist wich auf die Beschwörung nicht, und da böse Geister derselben immer weichen müssen, so war er kein böser Geist. Dieser Schluß ist gewiß vollkommen richtig.

Endlich kam auch der Herzog Carl von Braunschweig mit seinem Bruder Ferdinand nach diesem Dorfe, und ihnen wurden so wunderbare Antworten zugeklopft, daß sie im höchsten Grade erstaunt waren, nicht wußten, was sie von der Sache halten sollten und daher einen Arzt und einen Richter mit der genauesten Untersuchung beauftragten. Doch zum großen Leidwesen für diese Herren blieb Alles unerklärt, die Herren blamirten sich gründlich; sie fanden unterirdische Wässer, sie suchten wenigstens dieselben, gruben in der Stube nach, kamen auf eine Quelle, welche das Zimmer des armen Bauern ganz mit Wasser füllte, aber das Klopfen blieb ganz unausgesetzt das nämliche, es war nichts zu finden, und, da

denn doch Alles natürlich zugehen muß, so blieb nichts übrig, als die Behauptung, es läge ein großartiger Betrug vor; wer konnte ihn üben, als der Knecht oder die Magd des Hauses, und so wurde nun plötzlich der ganzen Einwohnerschaft aufgegeben, sich eines bestimmten Abends nicht aus dem Hause zu rühren, sondern das Zimmer zu hüten, und nun nahm man den sonst frei gelassenen Knecht in ganz besondere Obhut, allein zur gewöhnlichen Stunde klopfte der Geist nach wie vor, beantwortete alle Fragen, der verdächtige Knecht mußte daher vollkommen freigesprochen werden. Da aber die Justiz, wenn sie einmal in Grimm geräth, ein Opfer haben muß, so wurden die Eheleute Kettelhut, welche selbst in Verzweiflung waren über die Klopferei, gefänglich eingezogen nach Braunschweig in den Kerker gebracht. Eine junge Dienstmagd derselben wurde durch Drohungen und Einschüchterungen dahin gebracht, auszusagen, sie glaube, daß die Eheleute Kettelhut schuld an dem Lärmen seien. Gleich darauf aber widerrief sie unter heißen Thränen die ihr abgepreßte Lüge und erklärte, die Eheleute seien nach ihrer Ueberzeugung so gewiß unschuldig, als ein Gott im Himmel lebe.

Trotzdem wurden die armen Kossäthen im Zuchthause gefangen gehalten und schwer mißhandelt, während indessen das Klopfeding ganz munter sein Wesen fortsetzte, was allein schon hätte beweisen können, daß die eingesperrten Kettelhut's unschuldig seien. Endlich nach drei Monaten berichteten die erleuchteten Kommissarien an den Herzog, sie hätten zwar alle möglichen Wege der Untersuchung eingeschlagen, um in der Sache Licht zu erhalten, hätten jedoch nicht das Geringste entdeckt; die Aufklärung müsse der Zukunft vorbehalten bleiben.

Die mißhandelten Eheleute wurden ohne irgend einen Schadenersatz aus dem Gefängniß entlassen, natürlich zu Grunde gerichtet, aber was hatte die Aufklärungskommission danach zu fragen. Der Klopfgeist hatte den Spuk fortgetrieben, so lange Kettelhut gefangen gewesen, gewissermaßen um ihn zu rechtfertigen. Jetzt, nachdem er zurückgekehrt, gab er seine Freude durch verdoppeltes Klopfen zu erkennen, dann aber verschwand er ebenso plötzlich wie er gekommen war. Das Haus, in welchem er rumorte, steht bis auf den heutigen Tag, die Aufklärung hat aber immerfort noch auf sich warten lassen.

XV.

Historische Forschungen. Ursprung der geistmagnetischen Klopfgeister. Frankreich macht der Union den Rang streitig. Ein Knochengeist. Wie viele Knochen ein ordentlicher Amerikaner hat.

Herr v. Erzberg nahm diese historische Thatsache mit großem Ernste auf und gab sie allen Ungläubigen als Beweis für seine Ansicht überirdischer Einwirkungen zu erkennen.

Baron v. Erzberg verfolgte seine Forschungen und folgte namentlich dem Wege, den die amerikanischen Klopfgeister hierher genommen hatten; da ergab sich denn, daß sie plötzlich in Frankreich, und zwar zu Cideville an der Seine, in der dortigen Kirche aufgetreten waren. Die Geistlichen daselbst hatten so furchtbare Hammerschläge vernommen, daß man dieselben eine Stunde weit hören konnte (nach anderen Lesarten nur ½ Stunde weit, immer ganz ansehnlich).

Aber in demselben Orte sollte es bald noch viel ärger kommen. Unsichtbare Hände machten sich den Spaß, die Fenster einzuschlagen, allerlei Geräth in die Luft zu werfen, Gebetbücher aus dem Fenster zu schmeißen, aber siehe, da geschieht ein Wunder, das Gebetbuch fliegt zu einem andern Fenster wieder hinein.

Ein Schatten macht den Leuten viel zu schaffen, — ein Schatten ohne schattenwerfenden Körper, — der Zauberer konnte sich unsichtbar machen, aber die Sonne verrieth seine Gegenwart; dem menschlichen Auge war er nicht zu sehen, doch dem göttlichen Auge läßt sich kein Wind vormachen. Die Sonnenstrahlen finden auf ihrem Wege einen dunklen Körper, den die Menschen zwar nicht sehen, der aber die Sonnenstrahlen zurückhält; der Schatten wird der Verräther.

Man schlägt nach dem Kopfe dieses Schattens, und siehe, am andern Tage findet sich, daß der Schäfer des Ortes ein blaues Mahl im Gesicht hat. Man schießt nach dem Schatten und der unglückliche Schäfer wird verwundet. Der Pfarrer bezeichnet den Schäfer als eine verdächtige Person, als einen Zauberer und prügelt denselben. Dieser verklagt den Pfarrer, und siehe, das Gericht giebt nach vielen Verhören nicht dem Kläger, sondern dem Verklagten Recht. Ein Jahrhundert früher und der Schäfer wäre als Hexenmeister verbrannt worden.

Was war gegen solche Thatsachen anzuführen? Konnte gegen sie ein physikalischer oder mathematischer Beweis irgend etwas verfangen?

Glücklich kam man endlich hinter die Wahrheit und den Franzosen, welche so viel des Wahren entdeckt haben, gebührt auch die Ehre dieser Entdeckung. Ein Abbé Thiboudet hat herausgebracht, daß es der Teufel selbst ist, der, um Gott nachzuahmen, um desto besser die Menschen zu betrügen, sich des Holzes bedient zu seinen satanischen Praktiken, um die Welt zu verderben, weil Christus sich des Holzes (Kreuzes) bedient hat, um die Welt zu erlösen.

Dies ist nun etwas so Wahres und Unumstößliches, daß man das Kämpfen dagegen nur als etwas rein Lächerliches bezeichnen kann.

Der Abbé, welcher Körbe, Tische, Stühle hat, die vom Satan besessen sind, braucht nur ein Cruzifix darauf zu legen, oder einen Rosenkranz, um sie in schmerzhafte Convulsionen zu versetzen, nach deren Austoben die satanischen Geister dann weichen. Thibodet hat einmal einen Klopfgeist zur Rede gebracht. Nach vielen Winkelzügen warf derselbe endlich die Maske ab und sprach: „Ich kann die guten Katholiken nicht leiden und will sie alle zu Hugenotten machen."

Bautain, ein Doctor der Theologie, der Arzneikunde und der Jurisprudenz, und gegenwärtig Großvicar des Erzbischofs von Paris, schreibt wörtlich: „Ich sah einen Korb belebt und durch das vorgehaltene Kreuz dergestalt geängstigt, daß er sich in Windungen rollte wie eine Schlange und zusammenkauerte wie ein von der Kolik geplagter Mensch. Auf das stillschweigende Verhalten des Evangeliums kroch er fort und verbarg sich in einen Winkel."

Ist denn solch' ein dreifacher Doctor und Großvicar eines Erzbischofs etwa ein Phantast oder ein Narr? ist ein so gelehrter Mann etwa so leicht zu hintergehen, wie eine abergläubige Amme, oder liegt nicht viel mehr darin, daß solche Leute sich mit so viel Entschiedenheit für den Gegenstand bemühen, der sicherste Beweis, daß derselbe vollkommen glaubensberechtigt sei?

Oeffentlich werden die Bischöfe und der Papst durch den Grafen von Richemond aufgefordert, den Hirtenstab zu ergreifen und durch ihr geistliches Machtwort »vade retro satanas« das Zurückweichen zu befehlen, denn auf andere Weise, als durch Teufelaustreiben, ist nun einmal mit dem Satan nichts zu machen.

Geister sind es nun einmal, welche allen diesen Unfug anrichten, aber es können wohl auch gute Geister darunter sein, wenigstens hat ein Abbé Almignana, der Doctor des kanonischen Rechts, magnetisirender Theolog und zugleich Medium ist, dieses behauptet. Er verkehrt viel mit Lichtgeistern und kann die bösen Geister abhalten oder gar bekehren. Der Geist Voltaire's ist heraufbeschworen worden und ein Herr Carion hat dem-

selben so in's Gewissen geredet, daß er seinen Unglauben und seine Ketzereien abschwor. Damit man Herrn Carion glaube, hat der Geist ihm ein schriftliches Zeugniß ausgestellt, welches lautet: „Ich habe abgeschworen alle meine gottlosen Thaten; ich habe geweint und Gott hat mir Barmherzigkeit erwiesen. Voltaire."

Damit gläubige Seelen hieran ein Beispiel nehmen können, so ist dieses im Geisterreiche geschriebene Document durch die Lithographie als Facsimile veröffentlicht worden.

In Amerika, dem fruchtbarsten Boden für alle diese unerreichbaren Wunderlichkeiten, machte ein Knochengeist viel von sich reden. Derselbe war nach seinem Tode der Anatomie verfallen und war auf einem sogenannten anatomischen Theater vielfältig zersägt und zerschnitten, dann aber waren seine Reste zu Hartford, im Staate Connecticut, begraben. Der Knochenmann war in New-York ansässig gewesen, daher behagte ihm die Grabstätte in dem kleinen Neste nicht, und er beschloß, sich selbst nach New-York zu werfen, ungefähr auf dieselbe Weise, wie Münchhausen sich an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zog.

Zwei Aerzte, Dr. Redman und Dr. Orton, befanden sich mit einander in einem Zimmer, als plötzlich ihre Aufmerksamkeit durch einen Knochen erregt wurde, welcher durch die Luft geflogen kam und mitten zwischen Beiden niederfiel.

Sie erhoben denselben und betrachteten ihn, allein bevor sie noch entschieden hatten, was für ein Knochen es sei, langte ein zweiter an und dann ein dritter, und so ging das in kurzen Zwischenräumen mehrere Stunden lang fort. Die Knochen kamen alle in senkrechter Richtung von der Decke herab, und flogen nicht durch's Fenster, sondern sie fielen von dem Gipsmörtel des Zimmers herab, ohne daß dieser ein Loch gehabt, oder ein solches bekommen hätte.

Es wurde sofort die Sache durch Zeugen festgestellt und ein genaues Protokoll darüber aufgenommen, welches von sechs Männern unterschrieben wurde. Dieses Protokoll und der ganze Vorgang ist in der Dezember-Nummer des „Spiritual-Telegraphen" zu lesen.

Nachdem der Geist durch das Werfen wahrscheinlich müde geworden, ruhete er vermuthlich eine Weile aus, dann aber warf er wieder eine Viertelstunde lang fort, in jeder Minute einen Knochen, was man immer schnell genug nennen muß, da Hartford und New-York ungefähr 16 Meilen weit auseinander liegen.

Der Geist ruhte nun abermals aus bis zum andern Mittage, dann aber bombardirte er abermals das Zimmer mit einem wahren Platzregen

von Knochen, welche aus allen Richtungen kamen und zuletzt das ganze Zimmer, Stühle, Tische, Fußboden ꝛc. bedeckten; Rippen, Kniescheiben allein sechse, Finger, Zehen, 26 Halswirbel ꝛc. fielen herab, auch sieben Schienbeine wurden darunter erkannt. Schließlich nahm der Knochengeist seine sämmtlichen noch übrigen Knochen auf einmal zusammen und warf sie, 61 an der Zahl, lauter Finger- und Zehenknöchelchen, in einen Mousselinsack gebunden, zugleich in's Zimmer. Sie fielen an Dr. Orton's Gesicht dicht vorbei, senkrecht herab, und sie schlugen mit solcher Heftigkeit auf den Tisch, daß Eindrücke davon ganz deutlich zu sehen waren.

Man zählte die Knochen und der Doctor erklärte, das sei ein ganzes, vollständiges Gerippe, denn es waren 720 Stück gefunden worden, allein der Doctor mußte sich verzählt haben. Das Gesagte ging vor in dem Hause des Dr. Redman; als nun Dr. Orton in seine eigene Wohnung kam, fiel ein 18 Zoll langer Schenkelknochen vor ihm nieder und schlug dem Doctor einen Apfel aus der Hand, den er soeben zum Munde führen wollte. Ein paar Minuten nachher folgte ein zweiter, der nur 14 Zoll maß, woraus man eben die Persönlichkeit des Geistes festzustellen vermochte; denn der anatomirte und zu Hartford begrabene Mann hatte einen kürzeren Fuß, es kamen mithin 722 Knochen binnen 18 Stunden von dem letztgedachten Orte nach New-York und dieses machte den Beschluß, denn die 722 Knochen waren gerade genug, um einen New-Yorker Menschen zu construiren. In andern Ländern braucht man nur 243; da die New-Yorker Leiche drei Mal so viel hatte, so erkennt man hierin einen zureichenden Grund für die allgemeine Verknöcherung der Nordamerikaner.

Es ist gegen alles dieses gar nichts einzuwenden, denn es steht gedruckt in der oben gedachten Zeitschrift, und es läßt sich dagegen auch ganz und gar nicht streiten. „Facta sind nun einmal Facta," so schloß Erzberg seine Demonstrationen gewöhnlich und dabei hatte es dann sein Bewenden; denn der Mann war sonst viel zu achtenswerth und viel zu ehrlich, als daß man ihn hätte kränken sollen durch Wiederholung alles dessen, was gegen seine Ansichten sprach. Er hatte ja Alles aus eigenster Anschauung, er hatte ja Alles selbst erlebt, seine eigene Tochter war ein begeistertes Medium.

XVI.

Fräulein Thereſe fängt an, ihrer Eigenſchaften als Medium überdrüſſig zu werden und verliert in Folge deſſen dieſelben. Das Fräulein heirathet. Der Papa ſtirbt.

O arme Thereſe, wie bereute ſie den kindiſchen Scherz, den ſie ſich, ohne im Allermindeſten an die Möglichkeit ſolcher Folgen zu denken, erlaubt hatte.

Das Mädchen war muthwillig, war geneigt zu Scherzen und Späßen, es kam ihr gar zu poſſirlich vor, daß ernſthafte Leute ſich mit ſolchem Firlefanz beſchäftigen wollten, und als ſie zuerſt aufgefordert worden war, den Pſychographen in Bewegung zu ſetzen, hatte es ihr Spaß gemacht, das Erſtaunen der Andern zu erregen, indem ſie Antworten gab, welche, wie man glaubte, nur durch Inſpiration hervorgebracht werden konnten, indeſſen ſie doch lediglich von ihrer Kenntniß der Verhältniſſe herrührten, oder davon, daß der Vater wenige Stunden vorher Nachrichten oder Briefe über dieſen oder jenen mitgetheilt hatte.

Ihr Vater war zwar ein nur wenig zum Scherzen geneigter Mann, ſie hatte aber doch geglaubt, er werde ſagen: mache nicht Poſſen, Du Schelm, ſondern pſychographire entweder gar nicht oder wie es Dir der Geiſt eingiebt, wenn es dergleichen wirklich geben ſollte; nun war er aber ſofort gläubig an dem Vorhandenen hängen geblieben und ſie fühlte ſich außer Stande, dem Vater ihre Schuld zu geſtehen, da ſie gewiß war, daß er ihr dieſes Jahre lang nachtragen, daß ſie ſein ganzes Vertrauen verlieren würde.

Dies that ihr ſchmerzlich weh und doch fand ſie keinen Rath. Der Vater verlangte täglich neue Beweiſe — oder da dieſes nicht der rechte Ausdruck iſt, weil es für ihn keiner Beweiſe mehr bedurfte — doch täglich neue Manifeſtationen jener geiſtigen Kraft, für deren Medium er ſie nun einmal hielt.

Sie beſprach ſich mit Delcour, ihrem Verlobten, und dieſer rieth ihr keineswegs zur offenen Beichte, welche gewiß der Sache nach das Beſte geweſen wäre, wenn ſchon ebenſo gewiß von ſehr unangenehmen Folgen für Thereſe, ſondern, die Kraft dazu nach und nach zu verlieren; er rieth ihr, aufzuhören ein Medium zu ſein, eine Sache, die durchaus nicht neu war in den Annalen dieſer Wiſſenſchaft der Wunder, und ſo geſchah es auch. Fräulein Thereſe erklärte bei dem nächſten, dem Experimentiren gewidmeten Abende, ſie fühle ſich eigentlich nicht aufgelegt zum Pſychographiren, es ſei ihr, als ob die geheimnißvolle Kraft ſie verlaſſen habe,

sie setzte sich jedoch an den Psychographen, wiewohl nur mit sehr geringem Erfolge; die Antworten kamen sehr langsam und waren nicht mehr in solcher frappanten Weise schlagend und treffend, wie die früheren, und endlich hörte der Psychograph gänzlich auf, sich zu bewegen.

Ein paar der Anwesenden meinten, der Geist werde wohl wahrnehmen, daß das schöne Fräulein weniger mit ihm, als vielmehr mit einem gewissen jungen Herrn, der in der Gesellschaft anwesend, beschäftigt sei. Andere stimmten bei und versicherten, solche Vernachlässigung lasse sich kein Geist gefallen, der hier Inspirirende werde wohl ein anderes Gefäß wählen, um sich zu offenbaren, und so wurde der Abend unter Scherz und Lachen verbracht und nur einige Klatschschwestern fühlten sich verstimmt; denn sie hatten bereits eine hübsche Anzahl Fragen im Sinne, mittelst deren sie versuchen wollten, dem Geiste auf den Zahn zu fühlen, vorausgesetzt, daß Geister Zähne haben und wären sie auch so mangelhaft, als die der Fragestellerinnen.

Das Auskunftsmittel, welches Delcour vorgeschlagen, hatte einen vollkommenen Erfolg. Baron Erzberg, weit entfernt zu ahnen, welch' ein Schelm seine Tochter sei, gab sich nach und nach bei der Erklärung zufrieden, daß sie aufgehört habe ein Medium zu sein, und das Fräulein war überglücklich, daß die ihr peinliche Angelegenheit diese Wendung genommen; aber obschon nach kurzer Zeit mit ihrem Geliebten verbunden, konnte sie doch mit diesem niemals ohne Wehmuth, ja ohne wirkliche Betrübniß davon sprechen, daß sie ihren edlen, vortrefflichen Vater so unverzeihlich getäuscht habe und sie schwor sich selbst, ein solches frevelhaftes Spiel nie wieder zu versuchen, oder zu unterstützen. In jedem andern Falle wäre der Scherz als Scherz ausgegangen, bei ihrem Vater aber lag die Sache durchaus anders, er verstand in Allem, was irgendwie mit der Wissenschaft zusammenhing, durchaus keinen Scherz; die Wissenschaft überhaupt war ihm etwas Heiliges und frevelhaft schien ihm jeder Versuch, so Heiliges anzutasten, deshalb mußte Therese, obschon mit größestem Bedauern, doch ihren Vater auf seinem Irrthum lassen, und in diesem beharrte er denn auch und vertheidigte bis zu seiner letzten Stunde ganz ernsthaft und würdevoll das Vorhandensein des Spiritualismus, der auf Erden sich manifestirenden Thätigkeit überirdischer Geister. Er erlebte es nicht, daß die Geständnisse seiner Tochter ruchbar wurden; er starb kurze Zeit nach ihrer Verheirathung in dem frohen Gefühle, den Regionen entgegen zu gehen, in welchen alle Räthsel des Erdendaseins gelöst werden.

XVII.

Schwentzel will Hornvi an den Pranger bringen. Besuch bei Voluda, den er zu stempeln sucht. Wie er dieses anfing und wie es ihm gelang.

Professor Schwentzel war in einer Art Berserkerwuth heimgekehrt und hatte seiner Gattin die entsetzlichsten Dinge mitgetheilt über das, was er am heutigen Abende erlebt, und er hatte ihr erklärt, daß solche Abscheulichkeiten, wie sie an diesem Orte vorfielen, nothwendigerweise den Gerichten angezeigt werden müßten. Es war natürlich seine Gattin der gleichen Ansicht, denn ein so fluchwürdiges Treiben, wie das von ihrem Gatten ihr vorgestellte, konnte sie so wenig gut heißen, wie irgend eine Frau es gethan haben würde; obwohl ihr Gatte schon weit in die Siebenzig war, so hatte sie doch noch nicht die geringste Neigung, ihn mit einer Anderen zu theilen; auch ist eine natürliche Sympathie zwischen den Damen überhaupt vorhanden, eine jede fühlt sich selbst gekränkt, wenn die Rechte einer Andern gekränkt werden, daher bestätigte sie ihren Gatten in der Absicht, diesen Abscheulichkeiten durch Anzeige bei den Gerichten ein schreckliches Ende zu bereiten. Aber auf welche Weise war das zu machen, wer von den Betheiligten konnte als Zeuge aufgerufen werden? Es lag auf der Hand, daß ein jeder die Zeugenschaft von sich weisen werde, denn mit Abgabe eines solchen Zeugnisses schlug man ja sich selbst in's Gesicht.

Voll Verzweiflung rief Schwentzel aus: „Es bleibt mir Niemand, als Voluda, dieser elende Mensch, der mir überall im Wege steht, der mich schon in Tilsit zu verhöhnen gesucht hat, der mich hier immerfort in den Schatten stellt, und der allerdings mir und meinem gründlichen Wissen hat weichen müssen, der mir aber gerade dieses nimmermehr verzeiht und wohl auch schwerlich zu bewegen sein wird, meinen Ansichten und Angaben beizutreten."

Die Frau meinte, es sei doch allenfalls des Versuches werth, und so machte denn Herr Schwentzel auch diesen Versuch; er ging zu dem Manne, den er für seinen Todfeind hielt, um ihn aufzufordern, mit ihm das Satansnest zu zerstören.

Voluda war nicht wenig erstaunt, seinen alten Gegner bei sich eintreten zu sehen; da er selbst aber niemals ein anderes Gefühl als das des wirklichen Mitleids gegen den alten unpraktischen Pedanten gehabt, so war eine Verständigung natürlich ganz leicht.

Schwentzel trug dem braven Manne nunmehr des Breitern vor, was er beabsichtige, und bat ihn, durch seine Zeugenschaft zur Zerstörung dieses Nestes der Unzucht und Abscheulichkeit mitzuwirken.

Voluda, der die Welt sehr gut kannte, war zweifelhaft über die Möglichkeit des Gelingens, und er stellte dieses nebst den wichtigsten Gründen Herrn Schwentzel vor. Er fragte ihn vor allen Dingen, was er denn eigentlich zur Anzeige bringen wolle, was er denn eigentlich von dem wisse, was dort getrieben wird.

„Wie," rief Schwentzel höchst entrüstet aus, „haben Sie nicht so gut wie ich, und zwar aus dem Munde eines Betheiligten gehört, daß dieser Hallunke, dieses verdammte Hornvieh nichts weiter ist als ein gemeiner Kuppler?"

Voluda äußerte, wenn er das auch halb und halb gehört habe, so habe er es doch aus dem Munde eines der selbst Betheiligten; er so gut, als Schwentzel, können daher nichts weiter sagen, als jener Herr — den er nicht einmal kenne, dessen Namen er nicht einmal angeben könne — habe das und das geäußert.

„O! da sieht man recht Ihre Unerfahrenheit," rief Schwentzel, „ja, ja, die jungen Leute sind nun einmal nicht anders, die gehen nirgends auf das Rechte los."

Lächelnd erwiederte Voluda: „Nun, nun, Herr Professor, zu den jungen Leuten gehöre ich wohl nicht mehr; erinnern Sie sich, daß wir uns beinahe seit zwanzig Jahren kennen."

„Gleichviel," rief Schwentzel im Eifer aus, „Sie sind doch ein Kind gegen mich, sowohl was das Alter, als die Reife des Verstandes anbetrifft; sehen Sie, Sie wissen nicht, wer gesagt hat, daß der Hornvi ein Kuppler ist? Ich will es Ihnen sagen, es ist der Präsident Tilly! — Sehen Sie, Sie sind verblüfft, ja — das habe ich herausbekommen."

„Nun," meinte Voluda, „dem wird man auch nicht viel thun, und wenn mein Verstand auch sicherlich nicht so gereift ist, als der Ihrige, so habe ich doch, dem Himmel sei Dank, so viel empfangen, um einzusehen, daß der Herr Präsident Tilly nicht thöricht genug sein wird, vor Gericht einzugestehen, daß er das gesagt habe, was Sie aufstellen wollen, und wenn er es thut, so kann er sehr wohl die Ausrede machen, er habe lediglich seinen Scherz mit Ihnen gehabt."

„Ei, das sollte ihm wohl schlecht bekommen," rief entrüstet Schwentzel aus, „mit Männern in Amt und Würde — mit Männern wie ich! erlaubt man sich keine Späße, ich würde ihm sofort einen fiskalischen Prozeß an den Hals werfen. Nein, mein bester Herr Voluda, Sie sind, wie es

scheint, ein bischen zu ängstlich, Sie wollen nicht in die Kohlen greifen, um sich die Kastanien zu holen — nun, dann werden Sie auch keine bekommen."

Lächelnd erwiederte Voluda: „Ich habe auch gar keinen Appetit auf solche Kastanien; da ich aber niemals frage, welchen Nutzen ich von der Sache habe, so erkläre ich mich gerne bereit, auszusagen, was ich gehört und gesehen habe; es wird Ihnen als Physiker besonders wesentlich und von Interesse sein, daß dabei eine Betrügerei entdeckt wird, die in ziemlich großartigem Maßstabe getrieben, geeignet war, Leuten über wissenschaftliche Gegenstände die Augen zu verblenden, ihnen mechanische Kunststücke statt einer physikalischen Thätigkeit unterzuschieben."

„Nein, das ist mir ganz gleichgültig," sprach Schwentzel, „die Wissenschaften gehen auch ohne dieses ihren Gang fort; ich will mich an dem Hallunken rächen, der sich unterstanden hat, mich, einen Königlichen Professor, auf so schnöde Weise zu foppen; er soll daran denken, mit wem er es zu thun hat. Ich werde schon Verbündete genug finden, mit denen ich durchsetzen kann, was ich durchsetzen will; ich kenne da den alten Wolff, das ist ein sehr tüchtiger und ein sehr reicher Mann, mit dem werde ich das Nöthige besprechen. Wir Beide indessen sind in soweit über die Sache einig, daß Sie mir zu Gefallen bestätigen werden, was ich bei Gericht vorbringe?!"

„Ich bitte um Entschuldigung," sprach Voluda, „hierüber sind wir durchaus nicht einig! Ich weiß vor allen Dingen nicht, was Sie in dem Wunsche, sich zu rächen, bei Gericht vorbringen werden, weiß also auch nicht, ob ich es werde bestätigen können, vor allen Dingen aber kann ich überhaupt nichts weiter sagen, als: das und das habe ich beim Nachhausegehn aus dem Munde des und des vernommen, und dieses, Herr Professor, werde ich, wenn Sie es verlangen, gewissenhaft thun; im Allgemeinen, weil es der Wahrheit gemäß ist, für diesen besondern Fall aber deswegen, weil es mir immer von Wichtigkeit scheint, einen schamlosen Betrug aufzudecken. Ich weiß zwar, daß ich Niemanden damit aufklären werde, denn wer an die Sache glauben will, wer einmal wunderssüchtig ist, wird sich durch meine Meinung oder Ueberzeugung von der seinigen nicht abbringen lassen. Und wer vernünftig genug ist, um die Augen zu öffnen, bedarf wiederum meiner nicht. Das Ganze ist ein Schwindel, der die Welt befällt, es ist eine Krankheit des Geistes, von welcher Viele angesteckt werden, Andere nicht. Es ist eine geistige Epidemie, eine Art Cholera des Gehirns, viele Menschen leiden daran, viele Menschen gehen daran zu Grunde, aber in der Regel nur solche, welche unvernünftig leben, sich den

Magen verderben, was der Tagelöhner thut, wenn er zur Sommerszeit jeden Abend große Schüsseln mit Gurkensalat, aus welchem der Saft ausgedrückt worden, zu sich nimmt, eine Speise, die unverdaulich ist, und keinen Nahrungsstoff enthält, und noch schlechter gemacht wird durch schlechten Essig — und was der vornehme Mann thut, indem er Wildpretpasteten übermäßig gewürzt, und schweren Wein und Melonen in zu großer Menge ꝛc. ꝛc. ꝛc. zu sich nimmt. Sehen Sie, lieber Herr Professor, wer solche Thorheiten bezahlt, der wird die Cholera bekommen gerade so gut, wie an dem Verstandesschwindel die Leute untergehen, welche die Welt lieber mit Geistern Verstorbener bevölkern, als von einfachen Naturgesetzen regiert sehen wollen.

„Werden Sie, lieber Herr Professor, die Welt ändern? Ich fühle mich berufen, zu forschen, und was ich erforscht habe, niederzulegen, im Uebrigen aber einem Jeden zu überlassen, davon oder darüber zu denken, was und wie er wolle. Man muß so wenig ein Fanatiker des Wissens, als des Glaubens sein; dieser letztere Fanatismus hat Millionen unglücklicher und meist sehr redlicher Menschen das Leben gekostet. Der Fanatismus in der Wissenschaft aber hat eben so Schlimmes gewirkt, denn er hat der Wahrheit — zwar nicht das Leben gekostet, denn sie ist eine unsterbliche Göttin, — aber ihr doch den Weg gesperrt und erschwert, und nicht selten verursacht, daß sie Jahrhunderte lang sich dergestalt verborgen hat, daß Niemand sie finden konnte."

„Sie kommen mir immer mit Ihrer Wissenschaft," sprach Schwentzel, „von der will ich gar nichts, mit der bin ich im Reinen. Ich habe studirt die groß' und kleine Welt — —

Um's doch am Ende geh'n zu lassen
Wie's Gott gefällt."

So unterbrach lächelnd Voluda den eifrigen Gelehrten, der aber sehr ärgerlich fortfuhr: „Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrem Citat wollen, weiß auch nicht, wo das steht, ich habe mich niemals mit Allotriis befaßt, sondern bin stets meinen Griechen und Römern und meinem Eisenlohr getreu geblieben. Zur Sache aber, so muß ich mir selbst zu helfen suchen, da ich Ihrer Hülfe doch wohl mich werde entschlagen müssen, wenn sie nicht nach Verabredung —"

„Mein geehrter Herr Professor, damit kann ich nicht dienen, nach Verabredung lege ich kein Zeugniß ab, sondern nur nach bestem Wissen, und wenn Sie mich durch den Richter über jene Art fragen lassen, so werde ich gewiß ganz genau aussagen, was ich davon weiß, aber nichts von dem, was wir darüber verabredet haben."

XVIII.

Schwentzel sucht Wolff auf. Erstaunen über den vielen verschwendeten Marmor. Vergleiche zwischen sich und ihm. Ein Beitrag zur Charakteristik Wolff's.

Aergerlich nahm seinen Hut der gewissenhafte, entrüstete Mann und grob, wie er schon hundert Male gewesen, verließ er das Zimmer, ohne zu grüßen, und zu seiner Frau sagte er: „Der Kerl ist und bleibt ein Comödiant, was hat er mir Alles vorgefaselt von der Wissenschaft, von der er selbst doch nicht das Allergeringste versteht, aber über das, wovon er etwas wissen kann, weil er es mit seinen eigenen langen Ohren gehört hat, davon will er nichts sagen! — na! möge er in's Kuckuk's Namen thun, was er will, ich werde mit Wolff reden, der kommt mit mir häufig in der Gesellschaft der Schlaffen zusammen, den kenne ich sehr gut, dessen Namen habe ich dort nennen gehört, der kennt den Hornvi auch, wir wollen schon hinter seine Schliche kommen."

„Ziehe Dich nur recht sauber an, Männchen," sprach seine Frau, „das ist ein vornehmer Mann, dem muß man imponiren."

„Ach was," erwiederte Schwentzel, „es ist ja nur ein Jude."

„Aber Geheimer Rath," sprach die Frau.

„Warum nicht gar, man nennt ihn so scherzweise, spottweise, weil er thut, als ob er alle politische Weisheit anker- und ohnweise zu sich genommen habe, aber er ist ein reicher und deshalb angesehener Mann, und den will ich stempeln, daß er so redet, wie ich es verlange."

„Nun, wenn Dir das nur gelingen wird," fuhr mit schelmischem Blick die zärtliche Ehehälfte fort; aber mit der tiefsten Entrüstung sah Schwentzel die Gattin an, und äußerte: „Nun, mir und meinem Verstande ist der Mann doch wohl nicht gewachsen."

Die Frau setzte es dennoch durch, ihren Mann auf das Glänzendste zu schmücken, sie heftete Manchetten in seinen Rock, sie nöthigte ihm lackirte Stiefeln auf und ruhte nicht eher, bis er auch ein Paar weiße Beinkleider anzog, was ihr als das non plus ultra bei einem Garde-Lieutenant vorkam, und mithin auch ihrem siebenzigjährigen Manne tadellos stehen mußte. Ein zierliches Stöckchen wurde ihm in die Hand gegeben, ihm aber auch noch außerdem auf das Ernstlichste eingeschärft, ja den Friseur nebenbei zu besuchen, damit sein Haar in die gehörige Ordnung komme.

Endlich war Alles in dem Zustande, welchen Madame Schwentzel für geeignet hielt, Herrn Wolff zu imponiren, und so erschien denn der Gatte bei demselben.

Wolff war ein sehr reicher Mann, es erstaunte der Professor nicht wenig, daß in dem Zimmer, in welchem er auf das Eintreten Wolff's wartete, ein prächtiger Tisch mit einer großen Marmorplatte stand, welcher ganz goldene Füße hatte, ganz goldene Füße, so erzählte er späterhin seiner Frau. Beim weiteren Umschauen sah er die Wände mit den kostbarsten Tapeten bedeckt, und daran hingen Oelgemälde in den allerkostbarsten ganz goldenen Rahmen, in Rahmen, welche an Flächeninhalt oft den des Gemäldes um das Doppelte übertrafen.

Marmor hatte für Schwentzel etwas unbeschreibbar Erhabenes, deshalb war es ihm nicht zu verdenken, daß er gebührend erstaunte, als er außer der Marmorplatte des Tisches noch einen mit Marmor eingefaßten Kamin wahrnahm, auf dem zwei gewaltige chinesische Vasen standen, gewissermaßen als Schirme für eine badende Venus, welche man so beschützt von keiner Seite, sondern nur von Vorne sehen konnte. Der Teppich, mit dem das Zimmer bedeckt war, setzte ihn eigentlich in Angst, er fühlte seine Unzulänglichkeit für denselben, er fürchtete ihm zu schaden, jeder Tritt that ihm weh, und er wurde erst aus seiner Verlegenheit gezogen, als Wolff hinter einem schweren Sammetvorhange, der einen Theil des Salons abschloß, hervortrat, und ihn keineswegs als Bekannten, sondern sehr befremdet grüßend, auf einem Stuhl zum Sitzen einlud und sich ihm gegenüber in einem Lehnsessel breit machte.

Breit machte, so konnte man wohl sagen, denn er füllte den ganzen Raum desselben aus, was nichts Kleines war.

Dem armen Schwentzel imponirte der Reichthum ungeheuer, daher wußte er eigentlich gar nicht, wie er anfangen sollte, er betrachtete mit stummer Bewunderung die ungeheuer dicke Uhrkette, welche aus Wolff's Westentasche herabhing, er staunte ebenso das weiße Halstuch und die schwarze Perücke an, welche der brave Mann trug — er hatte es nur bis zur schwarzen Halsbinde gebracht, und seine schönsten Hoffnungen, der Besitz einer Perücke, waren immer nur Hoffnungen geblieben, waren nie zur Wirklichkeit geworden. Er trug einen kahlen Kopf und wie schön der Friseur auch die wenigen Härchen auf der Seite geordnet hatte, was waren sie sammt ihrer Kräuselung gegen das glatt und schräg gescheitelte schwarze Haar, was waren seine dürftigen Härchen des Backenbartes gegen den wohlgepflegten und gefärbten Backenbart des reichen Mannes — ja es ist schön — es ist erhaben, reich zu sein! — Was kann man Alles leisten,

wenn man reich ist? Ging dieser Mann nicht wie ein Tanzmeister in seinen weißseidenen Strümpfen und lackirten Schuhen, verjüngten ihn Bart und Perücke nicht um zwanzig Jahre wenigstens, und wie selbstbewußt saß er da, der reiche Mann und spielte nachlässig mit dem goldnen Uhrschlüssel, erwartend, was da kommen werde — Schwentzel war ganz verblüfft.

Nach einiger Zeit frug Wolff ganz kalt und fremd: „Was verschafft mir denn die Ehre — — —“ hiermit wurde Schwentzel's Verlegenheit keineswegs gehoben, denn er hatte geglaubt, in der schlaffen Gesellschaft und im Café Royal oft genug mit Wolff an einem Tische gesessen zu haben, um von demselben sofort mit Freundesarmen empfangen zu werden. Wolff war aber ein närrischer Kauz, er war mit seiner Freundschaft durchaus nicht freigebig und theilte dieselbe gern nach Rang und Würden, aber immer sparsam aus.

Wolf war sehr reich, war daher sehr vielfältig von Leuten belästigt, welche Geld von ihm borgen wollten, und deshalb sah er schließlich in Jedem, der ihn besuchte, einen Borger. Nun muß man dem würdigen Mann zur Ehre nachsagen, daß er sehr freigebig war, daß er vielleicht nur den zehnten Theil seiner Einkünfte für sich verwendete, sich mit Anstand von seinen Dienstboten um vier Zehntheile betrügen ließ, und fünf Zehntheile weggab, in der festen Ueberzeugung nie etwas wieder zu bekommen. Er schenkte nicht, denn das beleidigt, er lieh, aber er ließ nicht undeutlich merken, daß er auf gar keine Rückzahlung rechne. Nun aber wollte er seine Wahl treffen bei dem Verleihen, es war ihm daher durchaus nicht gleichgiltig, wer seine Hülfe in Anspruch nahm. Ein junger Garde-Lieutenant, besonders von guter Familie, ein Assessor, der bald Rath zu werden hoffte, wohlverstanden auch von guter Familie, hatten bei ihm in der Regel offene Kasse, aber wenn ein armer Subaltern-Beamter kam, der mit seiner Familie in Noth gerathen war, so machte es schon große Schwierigkeiten, oder er wies wohl einfach den Petenten ab, denn er hatte nichts — er hatte wirklich nichts, es wurde von ihm so viel verlangt, daß es schließlich ganz unmöglich war, allen Ansprüchen nachzukommen.

Wenn dagegen eine schöne Schauspielerin, eine junge Sängerin zu einer neuen Rolle ein neues Sammetkleid brauchte, so war Wolff immer der Mann, welcher Rath schaffte und zwar immer auf die zarteste Weise. Er eröffnete der jungen Dame bei dem und jenem Kaufmann Credit und sagte auch wohl nach einem Viertel- oder einem halben Jahre, man solle die Rechnung von „Fräulein so und so“ nicht an diese, sondern direkt an ihn schicken, aber gleich quittirt, versteht sich — quittirt! Noch lieber war es ihm, wenn eine junge Dame vom Corps de Ballet sich bei ihm melden

ließ. Er kannte sie sämmtlich bei Namen und sein Kammerdiener hatte die ganze Liste derselben und war auf das Genaueste instruirt, wen er vorlassen sollte. Der Taufschein entschied da, über 22 Jahre durfte keine sein, und er führte hierüber so genau Buch und Rechnung, daß man von ihm besser als vom Küster über das Alter einer jeden Dame vom Ballet Rechenschaft erhalten konnte.

Aber man muß nicht glauben, daß der arme Familienvater wirklich rath- und hülflos von seiner Thüre ging, ihm konnte sehr wohl geholfen werden, er durfte nur seine Tochter schicken, der borgte Wolff, und auf solche Art kamen manche fünfzig und hundert Thaler unter die Leute; er nannte das seine menu plaisirs, und war durchaus nicht ungehalten, wenn man ihn einen wahren Louis XV. nannte. Dies war ein Gegenstand seiner Eitelkeit, er freute sich, für etwas gehalten zu werden, was er nicht mehr sein konnte, er war auch keineswegs begehrlich gegen die jungen Damen, welche vom Vater geschickt, ihn um Hülfe baten, er half uneigennützig, sein Lohn war das halbe Stunden lange Betrachten eines schönen Mädchens, das er mit großer Kennerschaft studirte, ob die Augen blau, recht dunkel, oder ob sie nur wasserblau, ob sie mehr oder minder schwarz, ob sie schmachtend oder feurig waren, untersuchte er während des Gespräches mit großer Sicherheit. Er machte schlechte Witze, um das Mädchen zum Lachen zu bringen, um zu sehen, ob sie Grübchen in den Wangen und besonders, ob sie schöne Zähne habe, und wie sich dabei die Lippen entwickelten. Der Reichthum des Haares, sowie die Farbe desselben, die Form der Stirn, der Nase, die Rundung des Halses, der Schultern, Alles wurde von ihm auf das Sorgfältigste studirt; ein wahrer Epikuräer, folgte er jedem Zuge der Schönheit und genoß mit dem Auge vielleicht mehr, als ein Andrer mit allen fünf Sinnen zusammengenommen, aber er that weder physisch noch moralisch Schaden, denn nicht einmal eine frivole Rede wurde gesprochen, und wenn er seinen schönen Gast noch hinsichtlich des Verstandes auf den Zahn gefühlt, und seinen Wünschen oder Erwartungen mehr oder minder entsprochen war, so zeigte er sich nach dem Grade seiner Befriedigung großmüthig, er lieh so viel her, als man erbeten hatte, oder doppelt so viel, oder vier Mal so viel und er bat nicht einmal, besuchen Sie mich auch wieder; das Einzige, was er sich niemals versagte, war ein schelmisches Kneifen in die Wangen, in dem Augenblick, wo er das erbetene Geld in schönes rosenrothes Postpapier gewickelt, der Bittstellerin übergab, und es war ihm nur unangenehm, wenn die junge Dame etwa nach einem halben oder ganzen Jahre mit der erborgten Summe wiederkam. Geschah dieses, so pflegte er, wenn es ging, das Geld sogleich als ein Geschenk für die

Dame selbst zu erklären; wenn sich dies aber nicht thun ließ, es durch einen hübschen Schmuck, einen Brillantring, eine goldene Uhr und dergleichen einzulösen.

XIX.

Schwentzel bei Wolff kommt aus einer Verlegenheit in die andere. Mißverständnisse über Mißverständnisse. Endliche Aufklärung. Schwentzel blitzt ab. Guter Rath schlecht befolgt.

Diesem Manne gegenüber saß jetzt Schwentzel in nicht geringer Verlegenheit, und je mehr diese zunahm, desto ernster und zurückgezogener wurde Wolff. Nach seiner Meinung konnte der arme Schwentzel von ihm gar nichts anderes wollen, als Geld, und da er mit Bestimmtheit wußte, daß Schwentzel keine schöne Tochter hatte, so war der Entschluß, ihm nichts zu geben, so vollständig mit seinen Grundsätzen übereinstimmend, daß er nicht eine Minute lang zweifelhaft über dasjenige war, was zu thun sei.

Endlich faßte Schwentzel ein Herz und sagte: „Geehrter Herr Geheime Rath."

„Bitte, bitte!" sprach Wolff ablehnend.

„Ich befinde mich," so fuhr Schwentzel fort, „in einer großen Verlegenheit."

„Ja, das glaube ich," erwiederte Wolff, „die armen Schulmeister sind heut zu Tage elend genug bezahlt."

„Ach Gott! es ist nicht das allein," fuhr Schwentzel fort; „es sind noch manche Gegenstände, über welche sich viel sagen läßt."

„Gewiß, lieber Herr Professor," meinte Wolff, „z. B. große Familie, doch die haben Sie wohl nicht?"

„Nein," erwiederte Schwentzel verwundert, „wie kommen Sie darauf, geehrter Herr Geheime Rath? Meine Familie hat mit dieser Angelegenheit überhaupt nicht das Geringste zu thun."

„Ich weiß, ich weiß," sprach Wolff, „dergleichen hält man gerne verborgen und vielleicht vor der eigenen Familie am mehrsten. Man hat ein gewisses Ehrgefühl, man will sich nicht bloßgeben, man will nicht gerne zugestehen — — —"

„O, was das betrifft, so weiß meine Frau ganz gut."

„So! um desto besser, so will ich Ihnen lieber gleich sagen — —"

„Nicht doch, geehrter Herr, nicht gleich.“

„Nun, wie Sie darüber denken,“ sprach Wolff, „ganz wie Sie darüber denken! Somit wäre also unser Geschäft abgemacht!“

Schwentzel sah ihn etwas verblüfft und dumm an, hatte den Hut zwischen seinen Beinen und den Stock in der Hand, als wollte er sich erheben, blieb aber doch, die stieren Augen auf Wolff gerichtet, sitzen, indeß dieser Letztere bequem und vornehm zurückgelehnt in seinem Lehnstuhl ruhig wartete, bis es dem Andern gefällig sein würde, zu gehen.

Von Wolff's Seite lag hier ein Mißverständniß vor; wir wissen, er glaubte Schwentzel wolle Geld von ihm borgen, dessen sichtliche Verlegenheit gab ihm genügenden Grund zu seiner Ansicht, und daß er schwieg, daß er die Bitte nicht aussprach, schien ihm daher zu rühren, daß Schwentzel seine Abgeneigtheit, seinen Wünschen entgegen zu kommen, errathen hatte — was wollte er aber nun noch, warum ging er nicht?

Nachdem Schwentzel eine ganze Zeit lang gedrückt, ohne zu wissen, was er sagen oder was er thun wolle, fing er nochmals an: „Geehrter Herr Geheime Rath, ich befinde mich in einer großen Verlegenheit.“

„Nun denn,“ sprach Wolff, „das haben Sie mir bereits entdeckt und ich habe Ihnen auch bereits gesagt, daß ich dies sehr wohl begreife, da ich wohl wisse, daß die Schulmeister schlecht genug bezahlt seien.“

„Aber ich habe Ihnen auch bereits gesagt, daß meine Verlegenheit hiermit in gar keiner Verbindung steht.“

„Nun denn,“ so rief ungeduldig Wolff, „so drucksen Sie nicht so lange, falls Sie nicht verstanden haben sollten, daß ich nicht gar zu sehr geneigt sei, Ihren Verlegenheiten ein Ende zu machen, ich werde es wahrscheinlich nicht können, ich bin in solchen Sachen ziemlich zähe.“

„O doch,“ meinte Schwentzel, „Sie werden es wohl, wenn Sie meine edlen Tendenzen nur Ihrer Beachtung würdigen wollen.“

„Himmel und Erde!“ rief Wolff aus, „was hätte ich zu thun, wenn ich wollte unterstützen alle edlen Tendenzen; seien Sie so gut, Herr Professor und sagen Sie gerade heraus, wie viel Sie wollen, so werde ich Ihnen eben so gerade heraus sagen, daß ich habe kein Geld!“

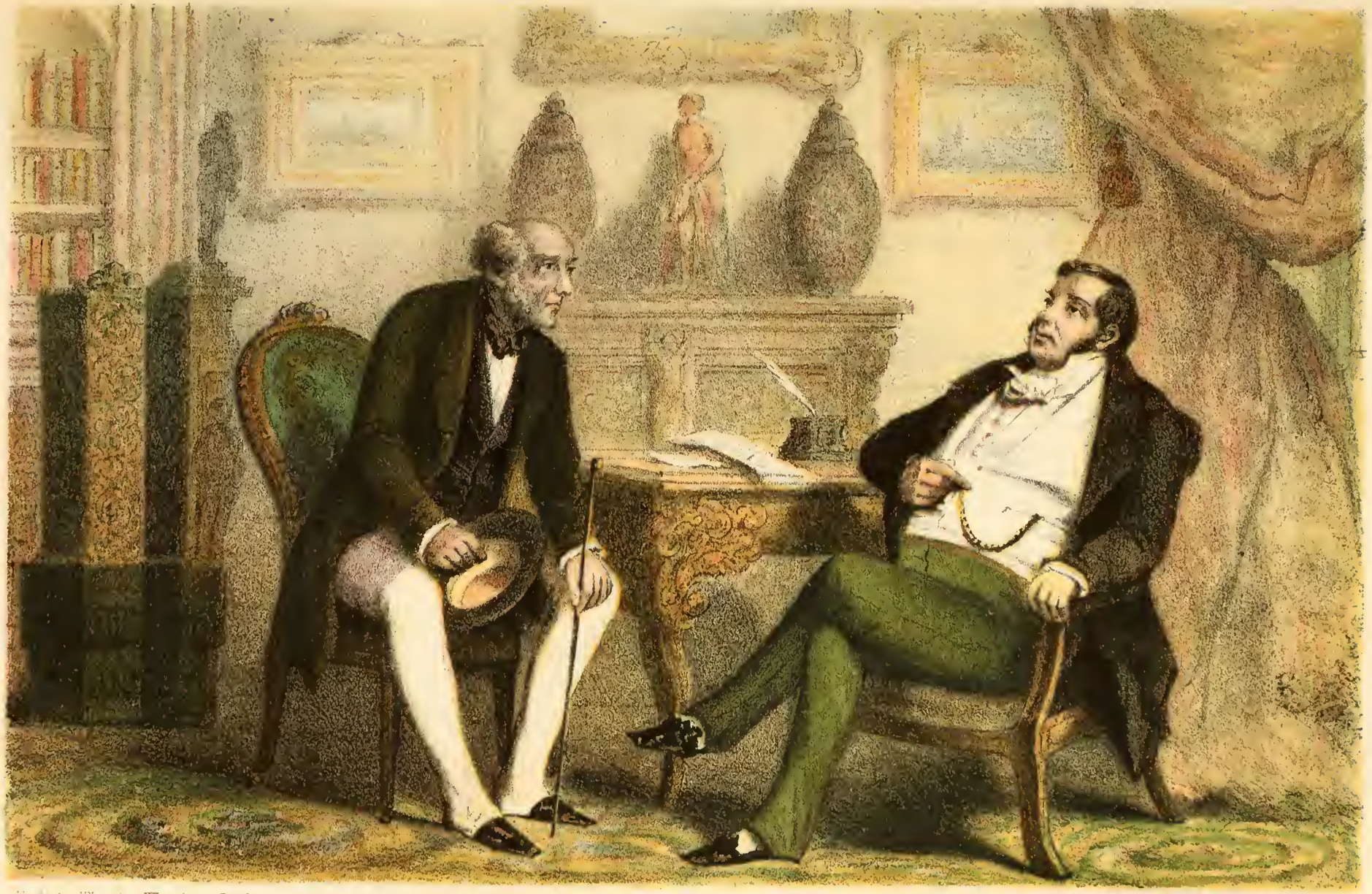
„Mein Himmel, ich bin in der größten Verlegenheit.“

„Gott, Sie haben mir schon gesagt dreimal, Sie sind in der größten Verlegenheit.“

„Nein, ich meine jetzt, in diesem Augenblick.“

„Nun ja, auch das haben Sie mir gesagt, wenn man überhaupt ist in Geldverlegenheit — —?“

„Nicht doch, ich meine wegen des Mißverständnisses.“



Verlag v. Theodor Thiele in Berlin

Druck v. Gebr. Dehn

Wie Sie darüber denken!

„Nun ja, wenn man hat Geld, hat man Verständniß; wenn man hat kein Geld, so ist das ein Mißverständniß — das war ein Witz, nicht wahr? Das war ein guter Witz? Was?"

„Mein Gott, ich habe gar kein Geld gewollt," erwiederte Schwentzel, „und das setzt mich eben in Verlegenheit, daß Sie das geglaubt haben."

„Woher haben Sie denn gleich von Anfang an gewußt, daß ich geglaubt habe, daß Sie Geld brauchen, Sie haben doch das ganze Gespräch angefangen mit Ihrem »ich bin in Verlegenheit«. — Nun, in Verlegenheit sein, das heißt eben kein Geld haben. Ich bin nur in Verlegenheit, wenn ich kein Geld habe, und daher bin ich also niemals in Verlegenheit. Weshalb waren Sie denn in Verlegenheit?"

„Ich wollte Sie wegen des Hornvi fragen," sprach Schwentzel.

„Sieh', sieh', alter Sünder, wegen des Hornvi, sehen Sie, jetzt haben Sie es mir zurückgegeben, jetzt bin ich eigentlich in Verlegenheit, ich weiß mir das nicht recht zu reimen, was Sie können wollen bei dem Hornvi, das ist doch ein theurer Kunde, und seine Damen sind es nicht weniger, man ist zwar sehr gut bedient, aber es kostet viel Geld — nun und da — und da wollen Sie denn — da wollen Sie denn, daß ich —"

„Ja, allerdings, geehrter Herr Geheimer Rath."

„Nun, das ist neu, will bei Hornvi Geschäfte machen, hat kein Geld und kommt zu mir, daß ich ihm etwas dazu borgen soll. Das ist stark, das ist noch nicht dagewesen, da sollte ich eigentlich der Seltenheit wegen schon Ja sagen, pour la rarité du fait, wie wir Franzosen uns darüber ausdrücken."

„Mein Himmel, ich sehe, wir sind immer noch nicht auf dem richtigen Standpunkte. Sie wissen, Herr Geheimer Rath —"

„Hören Sie, lassen Sie sein das dumme Zeug mit dem Geheimen Rath; wenn ich es hätte sein wollen, hätte ich es sein können seit dreißig Jahren. Ich habe so manchem einflußreichen Mann geholfen, so daß wohl hätte geschehen können, was Sie da im Sinne haben, aber wenn es mir auch manchmal Spaß macht, mich so nennen zu hören, so muß doch Alles seine Grenzen haben, und da ich nun einmal kein Geheimer Rath bin, so nennen Sie mich auch nicht so, und jetzt rund heraus, was wollen Sie von mir und von dem Hornvi."

„Ich will den Schurken verklagen!" so platzte Schwentzel heraus.

„Wie heißt, verklagen?" frug Wolff höchst dehnend. „Hat er Sie schlecht bedient? Wird nicht viel zu machen sein, mit Klagen richtet man gegen den nichts aus, tragen Sie es in Geduld und sehen Sie vor allen Dingen zu, daß Ihre Frau nichts davon hört."

„Die weiß schon Alles, und mit ihr habe ich verabredet, daß ich zu Ihnen gehen soll.“

Auf das Aeußerste verwundert, sagte Wolff: „Mein Gott, Herr Professor, ich bin kein Arzt, da müssen Sie doch gehn zum Herrn Doctor Pleithe, welcher sich immer setzen läßt in die Zeitung mit lateinischen Lettern für harmlose schleichende Krankheiten, oder wie das dumme schlechte Zeug heißt, ich habe es nie genau genug gelesen, aber der Mann ist geschickt und wird Ihnen helfen können, viel eher als ich.“

„Ich bin in großer Verlegenheit.“

„Mein Gott, schon wieder,“ sprach Wolff, „Sie hätten doch abmachen sollen alle die Verlegenheiten, bevor sie gekommen sind zu mir, ich bin nicht der Mann, um den Leuten aus der Verlegenheit zu helfen, und gerade aus solchen, wie die Ihrigen sind.“

Schwentzel suchte sich zu fassen; offenbar hatte der sehr reiche Mann ihm so imponirt, daß er nicht wußte, wo er anfangen und wo er enden sollte und sich daher selbst diese Mißverständnisse und Verlegenheiten bereitet. Nach einigem Besinnen sagte er mit möglichst trockenen Worten, daß er gekommen sei, Wolff's Zeugenschaft gegen Hornvi in Anspruch zu nehmen, den er zu denunciren beabsichtige.

Jetzt fand Wolff alle seine gute Laune wieder, lachend rief er aus: „Was fällt Ihnen ein, Herr Professor? Wollen Sie werden Cato der Censor? Wollen Sie die Welt moralisch machen? Es wird viel Wasser die Spree hinablaufen, bevor Sie das fertig kriegen, und mich wollen Sie haben zum Zeugen, ist das nicht reiner Unsinn? werde ich mir meine Freunde auf den Hals ziehen? Werde ich diese in Ungelegenheit bringen? werde ich Sie und mich lächerlich machen? Es ist doch eine ganz unsinnige Forderung, lassen Sie doch die Welt wie sie ist. Sie wollen die Welt moralisch machen; Gott, wie wird das langweilig werden! So wie es jetzt ist, ist es schön! nur eins fehlt, der Mann sollte nicht alt werden, wenigstens nicht so geschwinde. Für die Frauen ist es nicht schade, man kann sich ja immer junge aussuchen, aber der Mann sollte nicht älter werden als 36 Jahre, auf dem Punkte könnte er stehen bleiben meinetwegen 500 Jahre. Es sollte mir auch nicht darauf ankommen, wenn es 1000 Jahre wären, aber so die Paar Tage, sehen Sie mich an, ich bin 60 — sagen Sie, was ist da noch für Freude in der Welt — wenn man nicht hätte noch das Bischen Geld, es wäre ja ein wahres Hundeleben, wie Sie selbst es ja führen, und da wollen Sie uns, die wir ein Paar Groschen haben, auch noch das kleine Vergnügen schmälern, was

wir darin finden, uns mit jungen Damen zur Tischrückerei zu setzen? Beim Himmel, es ist doch sehr unbillig."

Schwentzel sprach entrüstet: „Herr Wolff, dieser Hornvi hat die Wissenschaft beleidigt, die erhabenste aller Wissenschaften, die Naturwissenschaft, das kann nicht ungerochen hingehen!"

„Nicht ungerochen? Wer wird riechen daran als Sie, Herr Professor, Sie werden doch selbst machen einen sehr üblen Geruch, und da Sie mitten drinstehen, werden Sie das mehrste davon einzuathmen haben."

„Aber die Wissenschaft! die beleidigte Wissenschaft!"

„Wie heißt? Wissenschaft! Thun Sie nicht so; wird die Wissenschaft sich was draus machen, wenn solch' ein Hornvieh sie beleidigt? Glauben Sie, Herr Professor, die Wissenschaft macht sich aus der Beleidigung des Hornvi eben so wenig, als aus der Lobrede und Vertheidigungsrede, welche **Sie** darauf halten. Schreiten Sie fort mit der Zeit, forschen Sie, aber nicht in dem Stalle des Hornviehes, sondern in Gottes freier Natur, so wird vielleicht — ich weiß nicht gewiß, aber es kann doch sein, — der Wissenschaft mehr gedient werden, als mit Anklage und Denunciation eines alten Mannes, in dessen Gesellschaften wir uns sehr oft vergnügt haben."

Dem trefflichen Herrn Schwentzel wollte dieses durchaus nicht einleuchten, er halte seine besonderen Ansichten über die Würde, über die Unverletzlichkeit der erhabenen Göttin, der er seinen Dienst gewidmet hatte, und so machte er noch eine große Menge ziemlich haltloser Einwendungen gegen Wolff's bequeme Demonstrationen. Ihm lag nicht im Entferntesten daran, etwas wirklich Gutes zu stiften, er wollte nur Rache nehmen, denn seine Eitelkeit war verletzt, nichts Schlimmeres auf Erden als dieses. Ein Mann, dem es begegnet, der Eitelkeit eines Anderen empfindlich entgegen zu treten, wird jederzeit einen unerbittlichen Feind in diesem haben, und darum wollte auch Schwentzel durchaus nicht Raison annehmen, sondern behauptete, für sich thun zu müssen, wozu kein Andrer ihm unterstützend die Hand bieten wollte.

„Gut," sagte Wolff, „gehen Sie und schlagen Sie zu, Sie werden finden, daß es ist sehr thöricht, in ein Wespennest zu schlagen."

XX.

Schwentzel contra Hornvi. Wolff als Belastungszeuge. Eine Verläumdungsklage. Fräulein Sportmann vor Gericht und Madame Silbertitz im Zuchthause.

Schwentzel ging und fand was Jener sagte, denn er ließ sich nicht abhalten von einer Anzeige bei den Gerichten. Er klagte Hornvi der qualificirten Kuppelei an und da er auch nicht den entferntesten Beweis dafür führen konnte, so lief die Sache schlecht genug ab. Der Präsident Tilly wurde zwar als Zeuge citirt, versicherte jedoch mit verdrehten Augen, daß er in diesem Hause nie etwas gesehen oder gehört, was nicht vollkommen mit der Ehrbarkeit vereinbart gewesen wäre; er sei ein frommer Mann und würde der erste gewesen sein, welcher solchen Unfug zur Anzeige gebracht hätte. Das Medium, auf welches Schwentzel sich zu stützen gedachte, war nicht aufzufinden, und Wolff, welchem Schwentzel das Vergnügen vor Gericht zu erscheinen, keineswegs gespart hatte, gab Aussagen von sich, welche durchaus nicht zur Sache gehörten, sondern Richter und Beisitzer vielfältig in die Lage brachten, das Lachen nur mit größester Mühe unterdrücken zu können. Er sprach fortwährend von den verschiedenen Fähigkeiten und Begabungen der Menschen, daß Vielen damit gedient sei, zu beten und die Augen zu verdrehen bei Tage, viel weniger schon bei Nacht, wo es Niemand sehen könne; daß Andere glaubten, der Wissenschaft Dienste zu leisten, wenn sie das Vergnügen auf dem Abbruch verkauften, und auf dem Schutt des Bauplatzes einen wissenschaftlichen Garten anlegten, in dem aber doch nichts wachse, da der Boden nur bestehe aus Kalk und Steinen, also ein sehr unfruchtbares Land gewonnen sei, wenn man das einen Gewinn nennen könnte. Mit sehr bedeutungsvollem Blick sah er auf Schwentzel bei den Worten. — Viele halten sich wieder berufen, einen großen Brei zu machen, indem sie von der Straße zusammentragen viel Dünger auf einen Haufen, um darin herumzutreten, so lange, bis sie selbst genug haben an dem edlen Geruch. Es soll für die Landwirthschaft sehr gut sein, aber für das eigene Wohlbefinden ist es gewiß sehr schädlich; Mancher, der nicht geglaubt hat, was sein guter Freund ihm hat gerathen, wird es doch empfinden auf eine sehr schmerzliche Weise, wenn wird der Tag der Vergeltung kommen.

Der Inquirent frug Wolff, ob er denn nichts Verdächtiges bemerkt hätte.

Wolff erwiederte: „Was heißt verdächtig? Allerdings sehr viel, ich

habe bemerkt Tische, welche verrückt worden sind und Menschen, welche es schon vorher waren, aber ich habe dieses Beides für zusammengehörig gehalten."

Der Richter frug ihn, ob er keine Damen gesehen habe.

Wolff erwiederte lachend: „Was werd' ich nicht gesehen haben Damen? freilich habe ich welche gesehen! und zwar viele und mitunter auch schöne, denn ich bin ein Freund vom schönen Geschlecht, aber wozu soll das, was soll daraus hervorgehen?"

Der Richter frug, ob er nicht verdächtige Damen gesehen habe und Wolff wollte specieller wissen, inwiefern verdächtig — etwa des Diebstahls? Mit solchen sei er nie umgegangen, oder etwa der Politik und der Demagogie, damit sei es zu Ende, seitdem Haynau solche Damen in Ungarn mit Ruthen habe züchtigen lassen, eine sehr schändliche, aber sehr wirksame Methode, seit welcher Zeit keine Dame sich wolle mehr abgeben mit Politik, und so ging es fort, indem Wolff auf jede ähnliche Frage eine ähnliche ausweichende Antwort hatte, und so wurde denn Herr Schwentzel mit seiner, als ungerechtfertigt erkannten Anklage ab und zur Ruhe verwiesen.

Dies hatte aber noch eine andere, ziemlich schwere Folge. Durch den Präsidenten Tilly wurde Hornvi bewogen, gegen Schwentzel auf Verleumdung zu klagen und hier bedurfte es keiner weiteren Beweise, dieselben lagen klar und deutlich vor. Schwentzel hatte sich erkühnt, Dinge auszusagen welche zu beweisen, ihm durchaus nicht gelingen konnten und der Richter, welcher die Berufung auf die Wahrheit unstatthaft fand, da eben durch den vorhergegangenen Prozeß erwiesen worden war, daß die Beschuldigung nicht gegründet, verurtheilte den Armen zu einer Strafe von sechs Wochen Gefängniß.

Nichts konnte den alten Mann härter treffen, als dieser Schlag; er hatte nicht point d'honneur genug, um die Schande zu fühlen, welche darin lag, als Verleumder verurtheilt zu sein, aber er fühlte den schweren Kummer des Verlustes seiner Stelle. Von einem preußischen Beamten wird verlangt, daß er noch nie bestraft worden sei, und mit der eintretenden Bestrafung wird er unfähig zum Staatsdienst, die Entlassung aus demselben ist bei jeder Bestrafung etwas Selbstverständliches, auch ohne daß sie ausgesprochen wird, und so war denn Schwentzel, der von seinem Eifer zu einer thörichten Rachsucht geleitet, zur Klage geschritten war, sehr schwer bestraft und er hatte nicht einmal das Vergnügen, bedauert zu werden. An sich war seine Persönlichkeit nicht eine solche, die geeignet gewesen wäre, freundschaftliche Gefühle einzuflößen, demnächst aber hat der

Denunciant überall, in aller Herrn Ländern so sehr die öffentliche Meinung gegen sich, daß man immer glaubt, ihm könne nicht übel genug mitgespielt werden. Dieser Widerwille pflanzt sich fort bis auf diejenigen Beamten, denen das Denunciren zur Pflicht gemacht ist. Der Steuerbeamte, welcher eine Contravention entdeckt, eine Defraudation findet, muß sie anzeigen, denn falls er es nicht thun wollte, so würde er selbst als Defraudant oder Contravenient betrachtet werden, und doch, wenn Jemand einen Kalbsbraten unversteuert in die Stadt bringt, und der Beamte es anzeigt, um sich nicht der Cassation auszusetzen, schmält man ihn und glaubt wunder, wie übel er gethan, wie wenig ehrenvoll er gehandelt.

Wie viel mehr mußte das hier der Fall sein, wo eine große Menge von reichen Leuten in die Gefahr gekommen waren, bespöttelt zu werden und einen Ort aufgeben zu müssen, an welchem sie gewohnt waren, ihr Vergnügen zu suchen, denn allerdings etwas anderes erfolgte für sie nicht, auch wenn dem Herrn Hornvi das bewiesen worden wäre, was ihm Schwentzel nachgesagt; diejenigen, welche einen solchen Ort zu ihrem Privatvergnügen besuchen, gehen dabei völlig straflos aus, nur derjenige, welcher sein Haus dazu hergiebt, ist strafsällig. Auch die Damen sind es nicht, vorausgesetzt, daß ihre Gunstbezeigungen uneigennützig waren, im andern Falle allerdings wird die Sache nicht so leicht genommen. Dies mußte auch die arme Lucretia erfahren, welche trotz der Bemühungen Hornvi's in die Sache gezogen war. Die Unglückliche war zum höchsten Entsetzen ihrer Eltern vor Gericht geladen, eine Vertretung durch einen Advokaten war hier nicht möglich, ein solcher kann nur im sogenannten Civilproceß wirken, nicht im Criminalproceß, wo die Functionen des Advokaten erst nach Ermittelung aller Umstände, erst bei der Vertheidigung des Angeklagten beginnen.

Fräulein Sportmann wurde vor Gericht geladen, und zu ihrem Entsetzen waren der Präsident Tilly, dessen Sohn und die schändliche Madame Silbertitz, als mauvais sujet überall bekannt, zugegen. In diesem Proceß wurde ermittelt, daß Nummer 1, Herr Präsident Tilly mit Fräulein Sportmann bei Hornvi bekannt geworden war, etwas ganz Unverfängliches, es hätte dasselbe in dem Hause des größten Ehrenmannes geschehen können. Zweitens wurde ermittelt, daß Madame Silbertitz ihm eine Wohnung im Thiergarten täglich, aber nur stundenweise benutzbar, vermiethet habe, daß sie dafür eine ganz unverhältnißmäßige Summe genommen, und daß sie sehr genau gewußt habe, wozu diese Wohnung gemiethet worden. Dieses war ein Verbrechen, wegen dessen sie das Vergnügen hatte, im Zuchthause zu Brandenburg spinnen zu lernen. Fräulein

Sportmann konnte nicht läugnen, daß sie zweien liebenswürdigen Männern Gehör geschenkt hatte. Daß sie den einen, den jüngeren geliebt, wurde ihr nicht als Vergehen angerechnet. Liebe ist eine zu natürliche Leidenschaft, als daß ein Richter sie bestrafen, oder auch nur irgend ein strenger Moralist Gesetze gegen dieselbe erdenken könnte, aber daß sie sich von dem alten Herrn hatte große Geschenke machen lassen, — das allerdings war ein schweres Vergehen und es fiel ein ziemlich harter Spruch gegen sie, sechs Wochen Gefängniß. Der Vater war voll des tiefsten Entsetzens, als sich diese Sachen gegen seine Tochter herausstellten, es war ihm unbegreiflich, wie eine solche Verirrung möglich gewesen und er wollte seinen Sinnen durchaus nicht trauen, als er die Beweise, so gut als unumstößlich, vor sich sah, aber die Tochter schluchzte an seinem Halse und schwor hoch und theuer, daß sie völlig unschuldig sei, und so meldete denn der Vater sofort die Appellation gegen den Richterspruch an, den er in der Uebereilung einen ungerechten und unmotivirten nannte. Man hatte Mitleiden mit dem Vater und hörte nicht, was er gesagt hatte, denn sonst hätte der Richter auch ihn zu einer schweren Verantwortung ziehen können.

XXI.

Lucretia in schwerem Kummer. Theilnahme der Mutter. Harte Selbstanklagen.

Aber ach! die Arme, über welche so schweres Unheil gekommen, was sollte aus ihr werden. Sie kehrte schwankenden Schrittes mit ihrem Vater zurück, durchaus nicht wissend, was sie beginnen sollte, weil sie sehr wohl fühlte, daß die Versicherung, welche sie ihrem Vater gegeben, zu gar nichts weiter führen könne, als zu einer entsetzlichen Verlängerung des qualvollen Zustandes, in welchem sie sich befand. Daheim angekommen, eilte sie auf ihr Zimmer, warf Mantel und Handschuhe von sich, befreite sich durch Aufreißen ihrer Kleider von dem Zwange derselben, von der Beängstigung, welche sie dadurch empfand. Wild, mit gerungenen Händen lief sie umher, sie fuhr mit der Hand sich in die Haare, löf'te dieselben auf, sie suchte sich Luft zu machen auf jede mögliche Weise, aber die entsetzliche Beengung, welche sie empfand, wollte nicht weichen, und beinahe der Erstickung nahe, sank sie auf die Bergère nieder, welche mitten in ihrem Zimmer stand, und auf welcher sie oft Stunden lang mit den heitersten Träumen von einer glücklichen Zukunft gelegen.

Alles, Alles hatte sich verändert, alle ihre Hoffnungen waren dahin, ihr ganzes Glück, ihre ganze Zukunft war zertrümmert, nichts sah sie vor sich, als düstere Nacht, und sie sank in eine wohlthätige Ohnmacht.

Die Mutter war die erste gewesen, der Sportmann begegnete, er hatte mit ihr alsbald über die ganze Schreckensgeschichte gesprochen, hatte ihr erzählt, was bei Gericht vorgefallen, wie seine Tochter verurtheilt worden war und wie er dagegen appellirt habe auf die Versicherung seiner Tochter, daß sie vollkommen unschuldig sei. Er hatte sie gefragt, was sie davon glaube, ob sie dieselbe wirklich dafür halte — welche Mutter möchte dieses nicht von ihrem Kinde behaupten. Frau Sportmann glaubte vielleicht wirklich an die Unschuld derselben, und vielleicht um so mehr, als sie selbst sich nicht frei von Schuld fühlte, denn gewiß hatte sie die Pflichten der Mutter vernachlässigt und ihrer Tochter keine solche Aufsicht geschenkt, wie wohl ihre Aufgabe gewesen wäre. Jetzt eilte sie auf das Zimmer ihrer Tochter und sah dieselbe in einem trostlosen Zustande auf der Bergère liegen.

„Mein armes Kind!" rief sie bei diesem traurigen Anblick aus, „mein armes Kind!" Aber die strömenden Thränen ließen sie nicht dazu kommen, etwas Weiteres zu denken. Sie verhüllte ihr Angesicht mit beiden Händen und rief jammernd: „Mein armes Kind!"

Lucretia lag hingegossen auf der Bergère, die langen Haare hingen ihr über den Arm herunter, auf dem das schöne Köpfchen lag, sie hatte sich auf den Fächer geworfen, welcher dadurch zerknickt war, ihre Handschuhe, ihr Schleier lagen am Boden, auch ein Blumenstrauß, den sie von einem Spaziergange mitgebracht, lag zerzaus't daneben. Es wehte Alles die Mutter unheimlich an, sie war so außer Fassung, daß sie nicht einmal versuchte, die Unglückliche aus ihrer Ohnmacht zu wecken. Es wurde ihr jetzt nach und nach klar, daß ihre Tochter wohl keineswegs so schuldlos sei, wie sie dem Vater versichert, aber ach, konnte sie denn einen Stein auf die Unglückliche werfen, hatte sie nicht den großen Aufwand, den sie gemacht, gewissermaßen gut geheißen, hatte sie denn nicht ihre Tochter zu Ansprüchen erzogen, welche zu erfüllen, welchen zu genügen, ihren Mitteln unmöglich war? Der Vater konnte über dergleichen getäuscht werden, denn er kannte die Preise aller dieser kostbaren Bedürfnisse nicht, sie aber mußte wissen, daß Alles dieses nicht mit einem oder zweien Thalern monatlich zu beschaffen sei. Wer also war schuld an dem ganzen entsetzlichen Unheil, wenn nicht sie selbst?

Die Mutter fühlte auch, daß sie ihr hätte bessere, eindringlichere Lehren geben, daß sie sie mehr in die Kirche und weniger auf Bälle hätte führen

Mein armes Kind.

sollen, daß die unsinnige Prunk- und Vergnügungssucht, welche sich nach und nach bei Lucretia entwickelt, nicht von selbst entstanden sei, sondern sich auf die vielen Beispiele stützte, welche dieselbe nach und nach vor sich gehabt, und so war sie ein Raub der heftigsten inneren Vorwürfe.

Nach mehr als einer Stunde kam das unglückliche Mädchen zu sich, und sie war entsetzt, als sie die Mutter sah, vor der sie ihre Schmach am tiefsten verborgen wissen wollte. Wie hatte sie diese nachsichtige, gütige Mutter so oft hintergangen, so schmachvoll betrogen und belogen; während die Mutter in Sorgen daheim lebte, kaum wissend, wie sie von dem Gehalt des Vaters die Ehre des Hauses mit Anstand aufrecht erhalten sollte, hatte sie, die undankbare Tochter, statt diese Sorgen zu beseitigen, statt nach besten Kräften zu helfen, sich dem Laster ergeben. Während die Mutter, um des Anstandes willen, viel von dem geopfert, was zur bequemen Existenz gehört, während die Mutter sich und ihrem Gatten allen Luxus bei Tische versagt und nur das Allernothwendigste gestattet, während dessen hatte sie in den feinsten Genüssen geschwelgt. Die kostbarsten Leckerbissen, die feinsten Delicatessen, die köstlichsten Getränke hatte sie genossen, indeß man zu Hause zum Abendessen Brod mit Schmalz oder Butter und zu Mittag Grütze und Kartoffeln hatte. Ihre Mutter ging in einem Kattunkleide, sie, die Tochter, nicht anders als in Seide; ihre Mutter machte sich die Kleider selbst, die ihrigen hatte der vornehmste Schneider verfertigt, und jetzt sollte diese Mutter, die so viel Geduld gehabt, die ihr so viel nachgesehen, sie so herzlich geliebt, sie so häufig gegen den Vater in Schutz genommen, jetzt sollte diese treffliche Mutter erleben, daß ihre Tochter wegen schwerer Verschuldungen gegen die Ehrbarkeit in das Gefängniß komme — abscheulich! entsetzlich!

XXII.

Ein furchtbares Strafgericht.

Der Tag verging der Unglücklichen in der traurigsten Weise, sie hatte nicht den Muth, sich mit Vater und Mutter auszusprechen; Vater und Mutter aber hatten Furcht Dinge zu erfahren, welche ihnen nur schrecklich sein konnten. Es kam dem Vater beinahe so vor, als ob trotz aller Versicherungen, welche Lucretia von ihrer Schuldlosigkeit gegeben, diese doch keineswegs über alle Scrupeln sei, und so war er schwach genug, wie

häufig ältere Männer sind, lieber abzuwarten, als sich mit festem Blicke von dem Stand der Dinge zu unterrichten; es war ihm zu schmerzhaft, daß sein geliebtes, sein von ihm so vielfältig als rein und edel gepriesenes Kind nicht so rein sein sollte, wie er gehofft und erwartete. So verging der Tag in einer für Alle gleich traurigen Weise, so verging der Abend und die Nacht und es kam kein Trost in die armen Herzen.

Aber der Morgen, ja der Morgen brachte Entsetzen über das ganze Haus: auf dem Hofe hatte man Lucretia mit gänzlich zerschmettertem Haupte liegend gefunden.

Nach schweren, nach entsetzlichen Kämpfen hatte das arme Mädchen, sich schuldig fühlend und wissend, daß das Gefängniß und die Entehrung ihrer warte — den Tod der Entehrung vorgezogen. Ihr Lager zeigte die Spuren ihrer Kämpfe; unentkleidet hatte sie sich darauf geworfen, ihr Kopfpolster war von Thränen durchnäßt. Lange nach Mitternacht war sie aufgestanden und händeringend umhergegangen, Gott um Hülfe, um Rettung bittend; es hatte keine Stimme tröstend ihr Ohr erreicht. Sie fühlte, daß sie verlassen sei, verabschiedet von dem Manne, dem sie ihre Ehre Preis gegeben, verachtet und verlassen von dem Manne, den sie lieben gelernt, nachdem sie Anfangs nichts weiter als ein Spiel mit ihm getrieben und dann der Stimme ihrer Sinne gefolgt war.

Was konnte sie von ihm, der dieses wissen mußte, erwarten; wie durfte sie es nur wagen, auf Hülfe, auf Rath, vielleicht auf eine rettende That von seiner Seite zu hoffen.

Ein gräßlicher Entschluß reifte in ihrer Seele, sie wollte dem Leben entsagen, das ihr nur noch Demüthigung und Schmach bot. Die schönen christlichen Lehren, daß man sich demüthigen solle unter der strafenden Hand, daß man zuerst nicht sündige, aber wenn man gesündigt, die natürliche Buße ohne Murren hinnehmen solle, waren ihr leider nie beigebracht worden; in ihrem Religionsunterricht hatten die Dogmen von der Erbsünde und der unbefleckten Empfängniß, von den zweierlei Naturen Christi, von der Höllen- und Himmelfahrt desselben vorgewaltet, und der Glaube an einen persönlichen Teufel war ihr so zur Pflicht gemacht, wie der Glaube an einen Gott; aber die eigentlichen Lehren, welche Christus gegeben, und welche seine Religion zur erhabensten macht, die Lehren, welche zum Theile von Menu und Zerdusht angedeutet, von Keinem aber so rein und vollkommen, von Keinem so einfach ausgesprochen worden waren, die Lehren der Liebe und der Moral, in denen die christliche Religion ihre Wurzeln hat, waren kaum erwähnt worden; was Wunder, daß sie nicht in ihrem Herzen saßen.

Ihr Ehrgefühl ließ sie empfinden, es sei besser für sie in den Tod als in das Gefängniß zu gehen, und hierin befangen, fragte sie nicht, was die Eltern fühlen würden, wenn sie ihr Kind mit zerschmetterten Gliedmaßen vor sich liegen sähen und sie sich zugestehen müßten, daß sie nicht frei von Schuld an diesem Elende seien; fragte sie nicht, ob ihre Eltern nicht lieber die aus dem Gefängniß zurückgekehrte Tochter verzeihend in ihre Arme geschlossen, als die Verzweifelte begraben.

Als es zwei Uhr war, hielt sie die Pendule auf ihrem Spiegeltische an, um damit anzudeuten, daß dies die Stunde ihres Todes gewesen, dann ging sie leise zu ihrem Zimmer hinaus, so daß Niemand im Hause es hörte, schlich auf den Strümpfen zwei Treppen höher hinauf, als ihre Wohnung gelegen, um durch den furchtbaren Sturz des Todes sicher zu sein, dann öffnete sie das Fenster, setzte sich rücklings darauf, band mit einer Schnur die Kleider unter den Knieen zusammen und nun gab sie sich mit niederhängendem Kopfe durch die Arme einen Schwung aus dem Fenster. Kein Mensch im Hause, kein Mensch in der Nachbarschaft hatte einen Laut gehört. Der Sturz, das furchtbare Nahen des Todes hatte ihr keinen Schrei ausgepreßt. Senkrecht mußte sie gefallen sein, denn weitere Beschädigungen, als ein Zerschmettern des Kopfes und ein Brechen der Halswirbel fehlten. Ihr Tod war gewiß schmerzlos, aber welche Schmerzen gingen ihrem Tode voran; was hatte die Unglückliche gelitten, bevor sie sich denselben gab, und was war es, weshalb sie den Tod erlitten, ein schöner Shawl, ein Paar goldene Armbänder. Kann das Leben nicht schön sein auch ohne diesen Tand?

Das ist der Fluch des Luxus, der Fluch der unbegrenzten Eitelkeit, der Sucht, mehr zu scheinen, als man ist, und man könnte beinahe glauben, die alte, längst vergessene Kleiderordnung sei etwas sehr Zweckmäßiges gewesen. Eitelkeit ist nun einmal in der menschlichen Natur so festgewurzelt, daß es kaum denkbar ist, die gewöhnliche Vernunft, die hausbackene, werde dagegen aufkommen. Das Dienstmädchen sieht eine ihrer Standesgenossinnen in einer Kleidung einhergehen, welche sie zur Dame macht. Niemand kann ihr übel nehmen, daß sie auch eine Dame sein möchte, und da das nicht geht, so will sie es wenigstens scheinen, wäre es auch nur Sonntagsnachmittag, wenn sie mit ihrem Grenadier oder Husaren spazieren geht. Aber dieser Schein kostet Geld und ihr Lohn ist nicht groß genug, um davon den gewünschten Schein der Vornehmheit über sich verbreiten zu können. Gute Lehren helfen leider nicht viel, sie wird immer danach streben, sich so viel Geld zu verschaffen, als zur Erreichung ihres Zweckes nöthig.

Ganz in ähnlicher Weise geht es mit den jungen, eitlen Mädchen, welche nicht der dienenden Klasse angehören und deren Eltern auch nicht reich genug sind, um es den vornehmeren, höheren Ständen gleich zu thun. Das Raisonnement des Mädchens ist höchst einfach. Wie kommt es, daß diese und jene, welche in Stand und Reichthum mir durchaus nicht überlegen ist, sich so prächtig kleidet, die Theater, die Concerte besucht — sie forscht nach und das unglückliche Resultat ihrer Forschungen ist: der schreckliche Fall, der Verlust der Ehre.

Eine Kleiderordnung hindert allerdings dies Alles, das Dienstmädchen darf sich nicht anders, als in gewisse Stoffe, nach gewissem Schnitt kleiden, die Bürgersfrau, die Bürgerstochter, der Handwerksmann muß gleichfalls gewisse Vorschriften befolgen und so fort. Da nun in solchem Falle aller Luxus, alles dasjenige, was diese Ordnung überschreitet, zur Unmöglichkeit wird, so ist kein Grund da, weshalb ein Mädchen darauf ausgehen sollte, sich Geld zu verschaffen, da sie sich ja doch mit den Stoffen nicht schmücken darf, welche für dieses Geld zu haben wären.

Derjenige, welcher jetzt eine Kleiderordnung in Vorschlag bringen wollte, würde sich einer unvertilgbaren Lächerlichkeit aussetzen; immer würde man bei Nennung seines Namens darauf zurückkommen, daß er der Narr sei, welcher in der Mitte des 19ten Jahrhunderts etwas vorgeschlagen, was nicht einmal mehr in das 18te Jahrhundert gepaßt hätte; allein so wahr dieses ist, so hindert es nicht anzuerkennen, daß in jenen Zeiten Manches besser war, wir wollen nicht sagen, die Moralität sei größer gewesen, das wäre vielleicht unrichtig, aber wir können wenigstens mit Gewißheit behaupten, daß die heiligsten Gefühle in des Menschen Brust, daß die Gefühle der Liebe nicht so oft entweiht, nicht so oft zum Gegenstande der Spekulation gemacht worden sind, als jetzt.

Die Industrie würde freilich einen gewaltigen Stoß erleiden, und von allem Uebrigen abgesehen, würde vielleicht dieses allein genügen, die Sache als eine Unmöglichkeit darzustellen.

XXIII.

Unangenehme Folgen des Prozesses. Herr Präsident Tilly redet sich unschuldig. Der junge Tilly. Noch ein Geschäft des Hornvi.

Die gerichtlichen Verhandlungen, betreffend Herrn Hornvi und Consorten, hatten in der Stadt ein nicht geringes Aufsehen gemacht und die

Aufmerksamkeit war besonders auf den Präsidenten Tilly und dessen Sohn gerichtet worden, welche man in der frivolen Berliner Weise nicht mehr als Vater und Sohn, sondern als Schwäger bezeichnete. Es gingen wunderliche Versionen um über dieses entsetzliche Verhältniß. Vater und Sohn kamen nicht mehr zusammen, der Vater schämte sich vor seinem Sohne, es dürfte wohl nicht fraglich sein, daß dieses das peinlichste Gefühl ist. Der Sohn dagegen verachtete den Vater und sah in ihm den Räuber der Ehre seiner Geliebten, derjenigen, welche er seine Gattin zu nennen hoffte.

Jedenfalls that er seinem Vater hierin zu viel Ehre an; schon lange vor ihrer Verbindung mit dem Präsidenten Tilly war sie ihrer Ehre verlustig gewesen, allein der Gedanke saß einmal fest in dem Herzen des unglücklichen jungen Mannes und er vermochte nicht diesen Gedanken zu überwältigen, und so war ihm sein Vater ein Gegenstand des Abscheues geworden. Was kann es Entsetzlicheres für einen Sohn geben?

Der würdige Präsident hatte auf eigenthümliche Weise seine Parthie ergriffen. Mit einer Dreistigkeit, welche man hätte beneidenswerth nennen können, hatte sich der würdige Herr dem Publikum gegenüber benommen; mit tiefer Entrüstung hatte er die Schändlichkeiten, die in dem Hause Hornvi's vorgegangen sein sollten, abgelehnt, aber er hatte auf das Tiefste bedauert, selbst in eine solche Falle gerathen zu sein. Nicht, daß er etwa zugestanden hatte, was vor Gericht ermittelt, sei wahr — das fiel ihm nicht ein, sondern nur das gab er zu, was er durchaus abzulehnen außer Stande war, die Bekanntschaft nämlich mit Madame Silbertitz; aber schon dieses erklärte er für etwas so tief Schmerzliches für ihn, daß er gerne einen Theil seines Lebens hätte opfern wollen, um damit die Schmach, mit ihr bekannt geworden zu sein — abzukaufen.

Natürlich wurde unter Augenverdrehungen und mit erhobenen Händen, oder mit der Hand auf dem Herzen versichert, daß er niemals in dem Fall gewesen, den die schändliche Kupplerin Silbertitz auf ihn zu schieben versuchte; seine Frömmigkeit dulde nicht, daß er schnöder Weltlust opfere, und wenn der Pfahl im Fleische, der seit Adam's Sündenfall die Menschheit peinige, auch ihn hätte drücken sollen — was thatsächlich doch keineswegs der Fall — so würde er doch eher zu einer neuen Vermählung geschritten, als der Sünde und der Schmach verfallen sein. Er wisse sich rein, nur dieses Eine thue ihm in tiefster Seele weh, daß sein wackerer, daß sein redlicher Sohn ihn verkenne; daß dieser glaube, es sei möglich, daß sein Vater sich in solcher abscheulichen, fleischlichen Weise vergessen könne. Das sei ein Zeichen der Zeit, der verderbten, dem Tage des Gerichts entgegenwankenden, daß der Glaube zwischen Vater und Sohn wankend

werden könne, daß es nicht mehr genüge zu sagen: ja, ja, oder nein, nein, wie der erhabene Gottessohn es gewollt, sondern, daß man Beweise verlange — Beweise für den Vater gegen den Sohn!! ob man je etwas Aehnliches gehört in der guten alten Zeit, in der noch Tugend, Treue und Glauben und Religion zu finden gewesen wäre?

Niemand ließ sich durch solches Geschwätz irre machen; der gute Herr aber hatte sich selbst solchergestalt in seine Schuldlosigkeit hineingeredet, daß er steif und fest daran glaubte, und auch glaubte, die Anderen in gleicher Weise überzeugt zu haben. Nur mit seinem Sohne wollte dies nicht glücken; er fühlte, bei demselben sei die Ueberzeugung, die er bei Anderen voraussetzte, noch nicht eingetreten, und dieses machte ihm großen Kummer; denn eines Theils liebte er seinen Sohn so viel als ein solcher würdiger Mann dieses vermag, andern Theils aber fürchtete er denselben, oder, wenn dieser Ausdruck vielleicht nicht ganz richtig sein sollte — er fürchtete die Schritte, welche derselbe thun könne. Nicht gegen ihn, den Vater, sondern gegen sich, gegen sich selbst; denn es war ihm ziemlich klar geworden, daß sein Sohn mit einer mehr als gewöhnlichen Zuneigung an dem Mädchen hing, und nun trat noch hinzu, daß dasselbe sich den Tod gegeben, wodurch, wie begreiflich, ihre Schuld in den Augen des Sohnes gesühnt war, und der frühere Abscheu sich von Neuem in Liebe verwandeln konnte.

Gewiß war es, daß ein brennendes Gefühl des tiefsten, verzehrenden Schmerzes den unglücklichen jungen Mann beherrschte. Vergebens hatte er versucht, dasselbe zu bekämpfen, vergebens versucht, sich selbst klar zu machen, daß dieses Mädchen seiner Liebe gänzlich unwürdig sei. Er hatte sie doch nun einmal geliebt und diese Liebe hatte Wurzel geschlagen in seinem Herzen, und wenn auch der Stamm und die Blüthe gebrochen, gewaltsam abgehauen war, es konnte nicht fehlen, daß die Wurzeln immer neue Schößlinge trieben, die um so üppiger empor wucherten, je mehr das Bild des begangenen Vergehens in den Schatten trat, und der Gedanke, wie schwer sie selbst sich bestraft habe, in ihm lebendig wurde. Es kam ihm vor, als habe sie sich seinetwegen den Tod gegeben, und er haßte nicht die Unglückliche, welche ihn so schwer getäuscht, sondern den Vater, der sie verführt, der sie durch satanische Künste, der sie durch Bestechungen verlockt. Anfangs gab er nur seinem wüthenden Schmerz Gehör, und dieser rieth ihm zur Zerstörung, gern hätte er Alles um sich her dem Verderben gewidmet, dann richtete sich sein Grimm gegen Hornvi und die Kupplerin, an ihnen wollte er Rache nehmen. Daß er dieses mußte, war ihm unzweifelhaft; aber wie sollte er es beginnen; die Silbertitz war ihm vorläufig unerreichbar, sie saß im Gefängniß bis zur Appellation und wurde dann der

Strafanstalt übergeben; Hornvi dagegen war ihm eigentlich ebenso unerreichbar, denn was konnte er mit ihm beginnen? ihn körperlich züchtigen, das wäre läppisch gewesen; ihn todtschießen — eine viel zu große Ehre für den elenden Wicht; ihn aufhängen wie einen Dieb und einen Hund neben ihm? — — — Und dann, was mit sich selbst beginnen? Sich den Tod geben? sich den Gesetzen überliefern — — —?

Da kam ihm das Schicksal zu Hülfe; der Schurke, der nicht bestraft werden konnte wegen der Gelegenheit, die er in seinem Hause mit so vielem Glück seinen Freunden bot, hatte noch ein anderes, nicht minder einträgliches Gewerbe.

Eine weit verzweigte Diebes- und Gaunerbande, welche lange straflos der Aufmerksamkeit der Sicherheitsbehörde gespottet hatte, wurde endlich entdeckt. Die guten Leute hatten mit großer Umsicht verfahren, ihr Auge immer auf das Werthvollste, auf Gold, Silber und Juwelen gerichtet, und sie hatten sich wohl gehütet, mit jenen Hehlern in Verbindung zu treten, welche für die Gefahr, die sie laufen, einen enormen Zinssatz berechnen, und deshalb für einen Gegenstand, der 100 Thaler werth war, nur immer 20 Thaler zu zahlen pflegten. Sie hatten in Hornvi einen Mann gefunden, welcher ihre Thätigkeit höher anschlug, ihre eigne Gefahr besser würdigte und sich selbst mit einem viel geringeren Gewinn begnügte; er gab für Gold- und Silbergegenstände gern das Doppelte von dem, was jene Anderen gaben und brachte dabei doch sein Schäfchen in's Trockene.

Um sich mit denjenigen, welche das Tischrücken so recht aus dem Fundamente verstanden, in Verbindung zu setzen, machte er sehr häufig Reisen nach dem Süden von Deutschland und nach England, und dorthin brachte er die eingeschmolzenen und jederzeit in ihrer Legirung geänderten Metalle. Dieses Geschäft brachte ihm so schöne Summen, daß er bald zu einem sehr wohlhabenden Mann wurde, was jedoch Niemand wußte, da er sein Geld keineswegs in Häusern anlegte, sondern es fein in der Tasche behielt, bis er einen guten Wechsel kaufen konnte, bei welchem er, da Spitzbüberei vorgefallen, ein falscher Name gebraucht war, der Einlösung äußerst sicher wurde, oder ein etwas verschwenderischer Sohn, auf die Gutmüthigkeit seines Vaters bauend, Geld über Geld verschrieb, um nur vorläufig so viel zu bekommen, als Verschwendungssucht, als Genußsucht in den großen Städten braucht.

XXIV.

Ein sehr edler Mann von vortrefflichen Grundsätzen. Ein Verhör. Ein Spaziergang im Thiergarten. Tilly und Hornvi.

Der weise Mann hatte sich sehr vorgesehen, hatte nie in seinem Hause mit den wackeren Leuten verhandelt, welche ihm Geld und Geldeswerth zutrugen, sie wußten also nicht, wo er wohne, sie wußten nicht, wer er war. Zu gewissen Stunden im Thiergarten spazieren gehend, traf es sich wohl, daß Jemand sich zu ihm gesellte, mit dem er Gedanken austauschte, auf wen wohl die Aufmerksamkeit braver Industrieller zu richten wäre, oder mit dem er auch greifbare Gegenstände austauschte, die dann sogleich in seinen weitläuftigen Taschen verschwanden, indessen eine andere Tasche, eine Brieftasche, um einige hundert Thaler erleichtert wurde, immer in reichlicher Menge vorhanden, aber in kleinen Apoints, gewöhnlich von einem Thaler, nie von größerem Belang als fünf Thaler, für den Verkehr im gewöhnlichen Leben ganz besonders bequem und geeignet, sich aller Aufmerksamkeit zu entziehen.

In dieser Art hatte Hornvi sein Wesen eine Reihe von Jahren schon getrieben. Warum sollte er nicht, das war ja Alles höchst moralisch. Jemandem, der etwas zu verkaufen hat und nicht weiß, wohin er damit soll, aus der Verlegenheit zu helfen, ist jedenfalls eine tugendhafte Handlung. Jemandem der Geld braucht, dasselbe leihen, ist verdienstlich, dieses aber thun, auch wenn man mit dem Verlust des Geldes bedroht ist, dieses thun, auch wenn man erst viel später als versprochen wurde, zu seinem Gelde kommt, ist offenbar höchst lobenswerth. Wer sollte einen Mann tadeln, der sich in solcher Weise verdient macht um das Wohl der Menschheit, und Hornvi fühlte daß er sich in solcher Art verdient mache, er fühlte daß er ein edler, gründlich vortrefflicher Charakter sei; was auf der Welt kann man Besseres von sich sagen?

Hornvi hatte nur eine Kleinigkeit vergessen; er hatte vergessen, daß es Menschen giebt, welche andere Ansichten haben, Menschen, welche verrückt genug sind, die eine wie die andere Art der Hülfe in der Noth mit ganz sonderbaren Benennungen zu bezeichnen — mit recht abscheulichen Titulaturen, als da sind: Hehlerei, Wucher und dergleichen. Der gute Mann hatte ferner vergessen, daß selbst Diebe es nicht gerne sehen, wenn sie betrogen werden und daß sie sich zu rächen versuchen, wenn der Zeitpunkt der Rache endlich einmal kommt. So war es denn nun auch im

gegenwärtigen Falle. Man war so glücklich gewesen, einige Mitglieder der Spitzbubenbande zu fangen, und man hatte demjenigen, durch welchen man die mehrsten Aufschlüsse zu erhalten hoffte, vollständige Begnadigung zugesichert, wenn er durch seine Geständnisse die Ermittelung der andern Schuldigen möglich mache.

Der Dieb mochte wohl einsehen, daß alles Läugnen ihn nicht so weit führen würde, um sich straflos aus der Affaire zu ziehen, so war er denn auf den Vorschlag eingegangen. Es fehlte nur noch der Hehler; aber dieser freilich war nicht zu fassen, denn Niemand wußte seinen Aufenthalt, seine Wohnung. Immer war er schlau genug gewesen, sich allen Beobachtungen zu entziehen, niemals hatte er nach einer geleisteten Zahlung sich direct nach Hause begeben, stets hatte er Umwege gemacht und schließlich sich einer Droschke bedient und sich so den Augen desjenigen entzogen, der so eben mit ihm zu thun gehabt.

Ein junger Referendarius, ein Träumer, in früheren Zeiten allerdings sehr eifrig für sein Fach, dann aber ebenso nachlässig, war in dieser Sache als Inquirent beschäftigt worden. Nachdem die jungen Leute auf der Universität den theoretischen Unterricht erhalten haben, nachdem sie später als Auskultatoren mit dem Geschäftsgange vertraut gemacht, werden sie nun als Referendarien in die eigentliche Praxis eingeführt und so geschah es auch mit dem jungen Träumer, der sonst der aufmerksamste Jünger der Themis und der fröhlichste Gesellschafter, auf einmal in einen mürrischen, schweigsamen Mann verwandelt war.

Der junge Mann hieß Tilly. Man hatte ihm zwar die Führung der Untersuchung übergeben, weil man ihn als einen aufgeweckten Kopf kannte, allein man hatte, nach seiner jetzigen Art und Weise sich zu benehmen schließend, wenig Hoffnung auf einen günstigen Erfolg. Auch Tilly selbst, welcher sonst auf all' dergleichen Sachen mit Eifer eingegangen wäre, hatte jetzt doch durchaus kein Interesse daran, bis ein Zufall ihn weckte.

Derjenige, welcher, um die Andern zu überführen, mit ihnen confrontirt worden war, versuchte einem der Gefangenen einen Gegenstand ins Gedächtniß zurückzurufen, den dieser durchaus nicht kennen wollte. Nach vielen vergeblichen Versuchen sagte er endlich höchst ärgerlich zu dem Vergeßlichen: „Wenn Du das nicht mehr weißt, so bist Du dumm wie ein Hornvieh."

Wie von dem Biß einer Schlange erschreckt, fuhr der Referendarius sichtlich zusammen; er erhob sein Haupt funkelnden Auges, es war der Name des Todfeindes genannt worden — nein, es war nicht der Name,

es war leider nur ein Schimpfwort, aber der Inquirent war geweckt worden und er begann die Untersuchung mit einer erneuerten geistigen Thätigkeit. Er streifte die peinliche Erschlaffung von sich und beschäftigte sich nicht mehr mit seinen Trämmereien, sondern wirklich mit dem Prozeß; es galt den Hehler zu ermitteln, den Hehler, den Niemand kannte, dessen Wohnung nicht zu ermitteln war; da war etwas zu thun für einen Juristen, und der Jurist, nicht mehr Tilly, saß an dem grünen Tische.

„Wann pflegte denn der Abnehmer Eurer Waaren Euch zu erwarten?“ so frug er den Geständigen.

„Gewöhnlich Nachmittags,“ erwiederte dieser, „und zwar immer nur bei schönem Wetter.“

„Habt Ihr bestimmte Tage im Monat oder in der Woche gehabt?“

„Nein, Herr,“ erwiederte jener. „Das ist eben das Verdrießliche gewesen; wir mußten uns manchmal mehrere Tage lang mit dem Bewahren unserer Ernte befassen, ehe wir sie an den Markt bringen konnten, und das war auch die Ursache, warum wir gefaßt worden sind. Kann man sich der Gegenstände sofort entledigen, so liegt kein Beweis vor und dann ist es schwer, einem anzukommen.“

„Wann habt Ihr denn zuletzt mit Eurem Unterhändler gesprochen,“ frug der Referendarius weiter.

„Es sind kaum fünf oder sechs Tage her.“

„Das trifft ziemlich glücklich. Ihr sagt: nur bei schönem Wetter habt Ihr ihn sprechen können?“

„Ja, Herr Referendarius, immer nur zu solcher Zeit, wo das Spazierengehen ganz natürlich ist; wo sich Niemand wundert, den Spazierenden im Thiergarten zu finden.“

Der Referendarius überdachte, daß die Angelegenheit so geheim gehalten worden war, daß die Presse bis jetzt noch keine Kenntniß von dem Vorfalle hatte nehmen können, da man Alles so still betrieben hatte, wie es sich irgend thun ließ, um die übrigen Mitglieder der Bande so lange wie irgend möglich in ihrer Sicherheit zu belassen, sie nicht aufzuscheuchen, sie nicht in die Flucht zu jagen, und so frug er den Dieb, ob er sich wohl getraue, den Mann, der ihnen als Hehler gedient, wiederzuerkennen, und ob er überhaupt glaube, daß derselbe jetzt noch an dem bestimmten Orte erscheinen werde?

Dieses Alles bejahte der Verbrecher und dann wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen, um dem Hehler auf die Spur zu kommen. Ein sehr glücklicher Zufall hatte gewollt, daß die verflossenen Tage ziemlich regenreich gewesen, es war folglich zu erwarten, daß der Hehler während

dieser Zeit nicht zur Ernte ausgegangen und in Folge dessen auch nicht unterrichtet worden von dem, was die Bande betroffen, vorausgesetzt, daß diese überhaupt habe Kenntniß nehmen können, da die Gefangenen nicht leicht Mittheilungen machen konnten, die Bedrohten also von der vorhandenen Gefahr noch nicht unterrichtet waren.

Der nächste Tag, der schön zu werden versprach, wurde von dem Referendarius zur Untersuchung der Sache bestimmt, er sagte keinem Menschen etwas davon, um der vollkommensten Verschwiegenheit gewiß zu sein, er ließ auch den begnadigten Dieb nichts ahnen, und als am nächsten Nachmittage die Sonne recht heiter schien, wurde der Verbrecher von vier in Civilkleidern unkenntlichen Criminalbeamten mittelst eines verschlossenen Wagens nach dem Thiergarten gebracht und dann in bedeutender Entfernung von dem gewöhnlichen Orte des Zusammentreffens mit dem Hehler scheinbar in Freiheit gesetzt. Es war ihm Mehreres an Gold- und Silbersachen von dem gestohlenen Gute eingehändigt worden, und es war ihm bedeutet, daß man von ihm erwarte, er werde sein Schicksal nicht muthwillig verschlimmern, er werde nicht durch Zeichen den Hehler von der ihn drohenden Gefahr benachrichtigen, er werde auch ebenso wenig zu entfliehen suchen. Dies letztere würde ihm beim Vorhandensein der Aufseher nicht gelingen, das erstere aber würde bald ermittelt werden und würde nur dazu führen, daß man sich des ihm gegebenen Versprechens überhoben erachten würde. Aber alle diese Vorsichtsmaßregeln waren überflüssig, denn der Dieb war dem Hehler durchaus nicht grün, er versprach daher mit der ehrlichsten Miene von der Welt, den übernommenen Verpflichtungen getreulich nachzukommen.

Längere Zeit bewegte er sich auf der Stelle, auf welcher er gewohnt war, den Hehler zu treffen; es waren mehrere Leute an ihm vorübergegangen, mit denen er Blicke gewechselt, so kam es wenigstens dem Referendarius vor, und an denen er dann, als ob er sie nicht kenne, vorübergegangen war. Schon wollte Tilly die Beamten durch ein verabredetes Zeichen dahin beordern, sich des Mannes zu bemächtigen, als er sein ganzes Inneres erbeben fühlte, indem sich der verabscheute Hornvi zeigte. Tilly gerieth so in Zorn, daß er im Begriff war, auf den Buben loszuspringen, um ihn zu mißhandeln, als er plötzlich zu einer wunderbaren Ruhe gelangte, indem er sah, daß der Dieb, nachdem Hornvi in seinen Gesichtskreis getreten, demselben ein bedeutungsvolles Zeichen machte, die Hand in die Tasche steckte und das in schmutziges Papier gewickelte gestohlene Gut herausholte.

„Sollte dies der Hehler sein?“ fragte der Jurist sich mit klopfendem Herzen.

Hornvi that, als ob er den Dieb nicht sehe, ging langsameren Schrittes an ihm vorüber, indem er sich aufmerksam nach allen Seiten umsah; der Dieb kehrte sich nach kurzer Zeit um, holte Hornvi ein und ging dann ruhig neben ihm im Gespräch einher. Die Criminalbeamten folgten langsam und von beiden Seiten dem edlen Paare, immer näher rückend. Hornvi nahm das gestohlene Gut, öffnete das Papier, besah die Gegenstände sorgfältig, taxirte dieselben mit sichtlichem Behagen daran, holte alsdann eine Brieftasche heraus und gab dem Diebe eine Anzahl einzelner Thalerscheine.

In diesem Augenblick waren die Criminalbeamten nahe genug gekommen, um auf ein gegebenes Zeichen ihres Anführers plötzlich hervorzutreten und unsanfte Hand sowohl an den Dieb, als an den Hehler zu legen.

Mit einem darniederschmetternden Blicke stand Tilly vor Hornvi, welcher immer kleiner wurde, als ob er in sich selbst hineinkriechen wolle. Tilly sagte: „Also nicht blos ein Kuppler, sondern auch ein Diebshehler. Nun, wenn Sie sich schon von dem ersteren freigelogen haben, von dem letzteren soll es Ihnen nicht gelingen. Ich bin zwar sehr unvorsichtig, indem ich so mit Ihnen spreche, denn Sie können mich jetzt als Inquirent perhorresciren und man wird einen Andern an meiner Stelle ernennen, wodurch mir dann erspart wird, täglich ein Paar Stunden in Ihr verabscheuungswürdiges Gesicht zu sehen, aber die Sache ist zu gut eingeleitet, als daß sie noch fehlschlage; der Zeugen sind zu viele vorhanden, als daß die Hehlerei noch geläugnet werden könnte und somit machen Sie sich dann auf einige Jährchen Zuchthaus gefaßt; so habe ich doch eine kleine Genugthuung für das Leid, das mir angethan worden.“

XXV.

Hornvi's Gattin verschwindet. Untersuchungen in dem verlassenen Hause.

Die Sache machte ein entsetzliches Aufsehen; das Haus des Mannes, in welchem viele vornehme Leute verkehrt hatten, war zerstört worden, man ging mit einer Art Scheu daran vorüber; die Gassenjungen wiesen mit Fingern darauf, und die arme Frau, welche allerdings in einer Hinsicht die Gehülfin des verruchten Menschen gewesen, war doch in der andern

gänzlich frei von aller Schuld denn sie hatte keine Ahnung davon, daß ihr Mann neben dem einen, an sich schon einträglichen Geschäfte, noch ein zweites betrieb, das sonst nur vom Abschaum der Menschheit betrieben zu werden pflegt. Das erstere übrigens hatte ihr Mann ihr niemals in einer Weise vorgestellt, welche jenes gehässige und abscheuliche Gewand gezeigt hätte, wodurch es in der öffentlichen Meinung auf eine so gerechte Weise gebrandmarkt wird. Sie hatte geglaubt, ihr Mann habe eine besondere Freude an den sogenannten magnetischen Versuchen, und daß er dabei Personen zusammenbrachte, die nachher eine Bekanntschaft fortsetzten, welche eine nicht erlaubte genannt werden konnte — das war ja nicht ihres Mannes Schuld. Was sie jetzt aber durch die zuerst gegen ihn eingeleitete Klage und dann durch die plötzliche Arretirung über ihn und sein Treiben erfuhr, machte auf sie den erschreckendsten Eindruck; sie fühlte sich sinnverwirrt, sie wußte sich nicht zu rathen, nicht zu helfen, sie floh aus Berlin und das Haus stand verödet, die Polizei verschloß dasselbe von innen und von außen und versiegelte Alles, um es vor fremden Eingriffen zu bewahren und eine Verwirrung der Angelegenheit zu verhüten. Die Flucht der Frau erregte übrigens den Verdacht der Mitwissenschaft, und darum wurde ihr auf dem gewöhnlichen Wege durch die Behörden nachgeforscht, doch ohne, daß man ein Resultat hätte erhalten können; man glaubte anfänglich, daß sie sich das Leben genommen; da jedoch nirgends ihre Leiche gefunden worden, so mußte man auch diesen Gedanken aufgeben, und ihr Schicksal blieb unenthüllt.

Das näher untersuchte Haus wies die außerordentliche Richtigkeit alles dessen nach, was von Voluda darüber bei jener Zusammenkunft gesagt wurde, die durch Schwentzel eine so große Berühmtheit erlangt hatte. In demjenigen Zimmer, welches an den Salon stieß, der die Gesellschaften zu den Tischrückereien aufnahm, befand sich ebenso, durch ein Astloch verborgen, der viereckige Zapfen zu der Maschinerie, welche den Tisch drehen sollte. Es wurde eine Kurbel auf den Zapfen gesteckt, und wenn man diese drehte, so setzte sich, durch einen langen Schnurlauf unterhalb der Dielen des Salons hinweggeführt, auch jener Zapfen in drehende Bewegung, über welchem der Tisch stand. Dieser letzte Zapfen lag mit der Diele in gleicher Ebene; um ihn so weit zu bringen, daß er in das Zapfenloch des Tisches paßte, mußte er um einige Zoll gehoben werden; dies geschah durch eine Schraube von ziemlicher Stärke, welche an seinem untern Ende eingeschnitten war. Die Schraube hatte ungefähr zwölf Gänge von ziemlicher Steilheit, nach deren Durchgang durch die Mutter, welche nur zwei Gänge hatte, ein ferneres Aufheben nicht mehr stattfand, wiewohl der Zapfen sich

in der einmal gewonnenen Höhe fortdrehte, wenn er von dem Nebenzimmer aus bewegt wurde; beim Aufhören des Experimentes und beim Rückwärtsdrehen griff die Schraube des Zapfens wieder in die Gänge der Mutterschraube ein und der Zapfen senkte sich, bis er mit dem Stubenboden in gleicher Höhe stand. Wer nun im Nebenzimmer die Kurbel drehte, vermochte auf diese ganz einfache Weise den Tisch in Bewegung zu setzen; wenn aber keine Experimente der Art gemacht wurden, so deckte ein mit Wachs angeklebtes Fournier, einen Ast im Holze vorstellend, die beiden Oeffnungen und Niemand konnte das Geringste wahrnehmen von der ganzen Spitzbüberei. Auch eine Tapetenthüre befand sich in diesem Hauptzimmer, in dem sogenannten Salon, durch welche der Geist Heine's einzutreten pflegte, wenn er die Gesellschaft mit seinem Besuch erfreuen wollte — eine Tapetenthür, so konnte man das Ding eigentlich nicht nennen, die Thür war viel schlauer versteckt, als man es durch Ueberklebung derselben mit einer Tapete hätte machen können. Die Thür war ein großer Trümeau, welcher auf Rollen stand, die außerordentlich beweglich waren und gut geschmierte Achsen hatten, so daß sie keinen Laut gaben, wenn man sie drehte; und damit sie nicht poltern möchten, wenn sie auf dem Boden hinliefen, so war die äußere Rundung derselben mit sehr weichem, sämisch gegerbtem Leder überzogen. Diese Thüre konnte von der Seite, wo sie einen Spiegel vorstellte, gar nicht geöffnet werden, das was ihren Rücken bildete, war innerhalb des Thürgerüstes wohl befestigt; von dem Nebenzimmer aber, das keiner der Besuchenden gesehen, konnte man die Riegel lösen und dadurch die mit einem Spiegel verkleidete Thür in ihren Angeln beweglich machen. Sobald die Lichter verlöscht waren, öffnete sich diese Thüre ganz geräuschlos und gab dem Poltergeiste Raum, seinen Spuk zu treiben, und auf den Ruf: „Licht her!" zog er sich eiligst hinter die Thür zurück und zog dieselbe sich nach, so daß nun wirklich erscheinendes Licht nichts Verdächtiges mehr zu beleuchten fand.

Neben diesen Ermittelungen ging auch der Prozeß gegen den Hehler seinen Gang fort, es wurden dem Schurken ein Paar Dutzend berüchtigter Diebe vorgeführt, welche Alle ihn als denjenigen erkannten, mit dem sie in dem bereits gedachten Verkehr gestanden hatten; trotz dessen blieb er bei dem hartnäckigsten Läugnen, erklärte Alles für Täuschung, für zufällige Aehnlichkeit mit einem Andern, oder für eine ihm absichtlich gespielte Malice. Selbst den Umstand, daß er vor vier Zeugen dabei ertappt worden war, wie er gestohlenes Gold betrachtet, taxirt und mit Papiergeld bezahlt, erklärte er für eins jener Complotte, wie Juristen sie häufig machen sollen, um sich als gute Inquirenten einen Namen zu machen. Der Dieb war

ein gestempelter Verbrecher und er entblödete sich nicht, dasselbe von denjenigen zu behaupten, welche bei dieser Angelegenheit als Beamte fungirt hatten. Ein weiteres Forschen an denjenigen Orten, wo er das eingeschmolzene Gold verkauft hatte, war um so weniger thunlich, als er sich selber wohl hütete, die Orte anzugeben, an denen er gewesen, und Zwangsmaßregeln, um solche Geständnisse zu erpressen, gab es, dem Himmel sei Dank, nicht mehr. Sein beharrliches Läugnen mußte auf irgend Etwas gestützt sein, vermöge dessen er sich vor Entdeckung sicher zu wissen glaubte, und so galt es denn nun, dieses Räthsel zu lösen.

Bei der Untersuchung des Hauses hatten die Gerichtsbehörden etwas ganz anderes entdecken wollen, als den Mechanismus der Tischrückerei, sie hofften den Apparat zu finden, mit welchem das viele durch des Hehlers Hände gegangene Gold eingeschmolzen worden war, und deshalb suchte man mit Emsigkeit und Fleiß, deshalb riß man die Dielen an einigen Stellen auf, wo eine Lockerheit auf den Gedanken leitete, daß hierunter möglicherweise Schmelztigel verborgen seien, deshalb untersuchte man alle Oefen, untersuchte man alle Winkel auf dem Boden, wie im Keller, aber man fand nichts. Herr Hornvi hatte Alles so schön, so schlau, so heimlich gemacht in dem ganz allein von ihm bewohnten Hause, daß mehrfach wiederholt versuchtes und Tage lang fortgesetztes Suchen zu keinem Resultat führte. Selbst der Referendarius Tilly, welcher allerdings als Inquirent von Hornvi perhorrescirt worden war, welcher jedoch gleich nach der geglückten Festnahme des Böswichts sein Amt in dieser Sache niedergelegt hatte und sich nur dann und wann bei den Untersuchungen einfand, um den Schauplatz kennen zu lernen, auf welchem die traurige Geschichte gespielt hatte — selbst er wußte Nichts zu finden, bis endlich bei einem nochmaligen Versuch, den man als den letzten angesehen wissen wollte, doch gerade sein Auge schärfer sah, als das der Beamten, die viel genauer bekannt waren mit den Schlichen und Kniffen solcher Hehler.

Diese Letzteren haben in der Regel ihr Laboratorium in irgend einem Winkel eines Kellers, wo möglich eines solchen, der aus einem Wohnzimmer durch eine Fallthüre zugänglich ist, die durch das Bett, oder einen Sopha, oder etwas Aehnliches verborgen ist. Entdeckt man diese Thür und mit ihr den Keller, so findet man meistentheils Spuren von Asche, die auf irgend einen Winkel leiten, in dem die Schmelztigel sammt einem zugehörigen Zugofen vergraben sind. Hiernach hatte man auch im gegenwärtigen Falle fortwährend gesucht und hatte den ungewöhnlich großen Feuerheerd dabei ganz außer Acht gelassen.

XXVI.

Eine großartige Entdeckung. Geständnisse. Herr Präsident Tilly wird unmöglich.

Der Referendarius Tilly hatte bereits bei seinem vorigen Besuch die Ausdehnung desselben betrachtet, welche weit die Grenzen überschritt, die nach vernünftigen Voraussetzungen für eine so kleine Haushaltung genügend gewesen wären. Er machte jetzt den mit der Untersuchung Betrauten darauf aufmerksam, dieser aber, der die Acten ziemlich gut kannte, äußerte darauf: „Die Leute haben, wie Sie wissen, Abends immer zahlreiche Gäste bei sich gesehen, für diese mußte wohl durch eine ziemlich große Küche gesorgt werden und so hat mich denn dieses Monstrum von Feuerheerd keineswegs in Verwunderung gesetzt."

„Bei alle dem kommt mir das Ding doch ungeheuer groß vor, sehen Sie nur die eiserne Platte an, oder vielmehr die beiden, die neben einander liegen. Sie haben zwölf Löcher. Wann in aller Welt kommt es vor, daß in einer kleinen Haushaltung dergleichen ausgedehnte Anstalten gebraucht werden."

„Ja, das ist allerdings auffallend, aber Sie können auch sehen, daß die eine Hälfte der Löcher gar nicht gebraucht ist, daß man sich also mit einem Heerde begnügt hat, der nur sechs Oeffnungen hat."

„Gut, warum dann aber diese zweite Platte mit nochmals sechs Oeffnungen?"

„Ja, da würden wir wohl die Hausfrau fragen müssen und diese ist leider verschwunden."

„Wie wäre es, wenn wir an deren Stelle einmal den Feuerheerd fragten?"

Ueberrascht sah der Assessor den Referendarius an und sagte: „Hm! hm! Wir können doch nicht das ganze Ding demoliren?"

„Dies meine ich auch eigentlich nicht, aber wir können doch immer sehen, was dahinter ist!" und hiermit hob Tilly mittelst eines dazu verwendbaren Hakens das Centrum und ein Paar Ringe des Kochheerdes heraus und siehe, der ganze Kochheerd war blind, er hatte gar kein Gemäuer, wie es ein Kochheerd haben muß, es waren keine Höhlungen, keine Feuer- und Rauchgänge darunter, man sah nur die glatte Tafel.

„Das ist höchst auffallend," sagte der Assessor, „diese Tafel mit den eisernen Ringen ist gar kein Kochheerd, die Tafel maskirt etwas."

„Ja, so kommt es mir eben vor und nun werden wir wohl versuchen dürfen, ein Paar von den Deckziegeln herauszuheben, wie wir sie da so recht schön und bequem, man möchte fast sagen mit Handhabe versehen, vor uns liegen haben."

So war es in der That, ein Paar der in der Mitte der größten Oeffnungen liegenden Ziegel hatte zwei Vertiefungen, die nahe aneinander standen und gestatteten, daß man den zwischen ihnen liegenden festen Theil anfaßte und auf diese Weise den Ziegel aufheben konnte. Es ging dieses jedoch nicht so leicht, denn die Ziegel waren durch Lehm mit den anderen verbunden; man mußte ein großes Küchenmesser zu Hülfe nehmen und mittelst dessen trennen, da fand man allerdings etwas sehr Sonderbares. Die enthüllte Oeffnung barg ein wahres Magazin von Hammern, Zangen, Metallsägen, Schmelztigeln und dergleichen. Eine zweite, auf gleiche Weise entdeckte Oeffnung, enthielt einen kleinen Schmelzofen und der Zug zu demselben, der Luftzutritt, wurde durch eine seitwärts gehende, in den eigentlichen Kochheerd führende Bahn hervorgebracht; sie war aber nach der Seite des Heerdes so gut zugesetzt, daß man sie nicht wahrnehmen konnte. Der Abgang des Rauches und der ausgebrauchten Luft lief von dem Schmelzofen aus unterhalb der Platte nach dem Rauchfange, welcher die Gase des Kochheerdes ableitete. An der ganzen Construction der beiden Höhlungen sah man deutlich, daß sie von ziemlich ungeschickter Hand und keineswegs von einem Maurer oder Töpfer gemacht waren, ohne allen Zweifel hatte Meister Hornvi — um keinen Mitwisser zu haben — dieses Kunstwerk mit eigenen Händen aufgeführt, was auch daran kenntlich war, daß die äußere Umkleidung von Ofenkacheln zwar durchweg weiß, aber nicht von gleicher Farbe war, auch die Zusammenfügung der Kacheln sich auf der einen Hälfte weit weniger dicht und geschlossen zeigte, als auf der andern.

„Nun, da hätten wir ja die Räuberhöhle in bester Form," sagte der Assessor, „es thut mir nur leid, daß ich bei meinem Berichte Ihres außerordentlichen Scharfsinnes nicht einmal Erwähnung thun kann, da Sie nicht mit unter den Theilnehmern an dieser Expedition genannt sind."

Der Referendarius schien wenig Werth darauf zu legen und dem Assessor den Triumph zu gönnen, sich mit seinen Federn zu schmücken, er erinnerte nur daran, daß man den Gesammtinhalt des Verstecks noch keineswegs ermittelt habe und dieses geschah nunmehr sofort unter Aufnahme eines Protokolls, das genau jedes einzelne Stück bezeichnete. Neben

der Entdeckung überhaupt war das Wichtigste, daß man eine große Masse geschmolzenen Goldes in kleinen, wenig Verdacht erregenden Barren vorfand. Die in der Küche befindliche Wagschale gab die Masse auf acht Pfund an, was ungefähr den Betrag von 3000 Thalern haben mochte. Zusammengeschmolzenen Silbers fand man über 60 Pfund, und in einem kleinen Schmelztigel lag auch noch ein kleines Päckchen, welches Juwelen enthielt.

Mehr schien nun allerdings nicht nöthig, um den Bösewicht zu überführen; es war unmöglich, daß er sich hier herauszulügen versuchte, er konnte nicht einmal sagen, der Feuerheerd sei so alt, daß er nichts von seiner Erbauung wisse, im Gegentheil sah man demselben an, daß er neu genug war und Herr Hornvi war viel zu lange im Besitz des Hauses, um läugnen zu können, daß dieser Heerd unter seinen Auspicien gesetzt worden sei.

Als das Gericht von dem ganzen Vorgange die nöthige Kenntniß genommen hatte, legte man das Resultat der Ermittelungen dem Bösewicht vor, welcher hierdurch so vollständig außer Fassung gerieth, daß er nichts mehr zu erwiedern vermochte; es wurde ihm unwohl, er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, bat daher um einen Stuhl oder eine Bank. Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, wendete der Inquirent die nöthigen Fragen an ihn, um nun auch sein Geständniß zu erhalten. Der thörichte Mensch machte noch einen schwachen, aber freilich ganz erfolglosen Versuch; er verdächtigte die ganze Commission, indem er sagte: „Es sei ihm sehr wahrscheinlich, daß man alle die vorgeblich gefundenen Gegenstände erst dorthin gebracht und daß man ganz ungesetzlich verfahren, indem man ihn nicht mit zur Untersuchung gezogen habe."

Es wurde diese Aeußerung allerdings zu Protokoll genommen, aber ihm auch zugleich von dem Richter in der Sache, wegen schwerer Beleidigung königlicher Beamten, eine vierzehntägige Gefängnißstrafe dictirt, und die Einwendung als völlig unerheblich bezeichnet; so gab der Verbrecher nun auch das unsinnige Vertheidigungssystem auf und legte die umfangreichsten Geständnisse ab, welche ihn vollkommen reif für jenen soliden Beschäftigungsort machten, an welchem man in der Regel zuerst Wolle spinnen lernt.

Er war nun auch nicht mehr zurückhaltend mit seinen Aeußerungen über die Personen, welche sich bei ihm zu anderen Zwecken versammelten. In Folge solcher Mittheilungen wurde es dem Präsidenten Tilly, trotz seiner häufig verdrehten Augen, unmöglich, ferner in Berlin zu bleiben, und auch einige andere Personen fanden es gerathen, wenigstens vorläufig

für ein Jährchen oder ein Paar, die Residenz zu verlassen; auch der arme Sportmann gehörte unter die Zahl derselben, er bat auf das Dringendste um Versetzung an den kleinsten Ort in den östlichen oder westlichen Grenzen der Monarchie, wohin der Skandal ihm nicht so leicht folgen könnte und wo der Luxus noch nicht so übertrieben war, um die Seinigen zu verbrecherischen Handlungen, wie diejenigen, denen seine Tochter erlegen, zu verleiten. Der Wunsch wurde ihm, wie begreiflich, gewährt und so verlor man auch ihn aus dem Gesicht.

XXVII.

Volnda von neuem Verluste heimgesucht. Reisen in Deutschland. Norderney. Noch ein alter Bekannter.

In Volnda's Hause war tiefe Trauer eingetreten, er hatte die herzlich geliebte Mutter, den einzigen Trost späterer Tage verloren. Die würdige vortreffliche Frau hatte zwar nicht vermocht, ihm den Kummer um den Verlust der Schwester zu erleichtern, denn er war ihr entflohen, indem er versuchte, diesem Kummer zu entfliehen, allein nachdem er durch die Länge der Zeit beruhigt wenigstens, wenn auch nicht geheilt zurückgekehrt, war sie mit unbeschreiblicher Liebe und Treue seine Pflegerin gewesen und hatte ihn vergessen machen, daß er ein Fremdling auf dieser Welt, vergessen machen, daß er allein stand, und jetzt stand er wirklich vereinsamt und Alles um ihn her war so unbeschreiblich öde, als ob er von einem fernen Planeten auf die Erde herabgefallen sei. Seine reiche und schöne Bibliothek, seine inhaltsschweren Sammlungen, seine physikalischen Apparate, welche er sich zum großen Theile selbst construirt hatte, da die Mechaniker in ihrem Schlendrian sich nur ungern dazu bequemten, ein Instrument zu machen, dessen Formen nicht bereits seit Jahrhunderten bekannt waren, — das Alles widerte ihn an, interessirte ihn nicht mehr, es fehlte sehr wenig, so befand er sich in dem traurigen Stadium, welches man mit Lebensüberdruß zu bezeichnen pflegt. Seine Freunde sagten ihm, er sei ein Thor, daß er nicht geheirathet habe — nicht nochmals geheirathet habe, wollten sie wohl sagen, denn nur Wenigen derselben war seine frühzeitige Vermählung unbekannt, aber noch viel Weniger erkannten die innige,

geistige Verwandtschaft, welche zwischen ihm und seinem geliebten, nur für wenig Stunden ihm geschenkten Weibe bestanden hatte. — Auch er selbst fühlte sehr wohl, daß der Mensch nur glücklich sein könne, wenn er eine Familie um sich versammele, aber eben so fühlte er, daß die erste Bedingung dazu da sein müsse, die Liebe zu einem Weibe und daß alle Raisonnements, daß alle Vernunftgründe nicht ersetzen könnten, was nun einmal fehlte, sein geliebtes Hannchen schwebte noch immer vor ihm in all' der Frische der Jugend, in all' der Fülle körperlicher Reize und in all' der unbeschreiblichen Reinheit des Geistes und Gemüthes, welche er immer bewundert und welche noch jetzt seine Seele füllten, obschon ein Menschenalter vergangen war, seit sie aus seinen Armen geschieden.

Es ist eine eigene Erscheinung, daß man sich einen geliebten Menschen durchaus nicht anders vorzustellen weiß, als in der Gestalt, in welcher man ihn zuletzt gesehen. Die dem Pensionat übergebene zehnjährige Tochter überrascht den Vater wie ein ganz fremdes Wesen, wenn sie nach sechs Jahren als aufgeblühte Knospe, nicht mehr als Kind, sondern als reizende Jungfrau vor ihn hintritt, und der Geliebte, den die Braut beweint, bleibt für sie so schön und so jugendlich, wie er war, als die Kugel oder das Nervenfieber ihn hinraffte. Auch Volnda vergaß, daß in den 30 Jahren, welche von seiner Verheirathung bis zum jetzigen Tage verflossen waren, Hannchen aus einem 20jährigen Mädchen ein 50jähriges Mütterchen geworden wäre. Er liebte noch immer jenes unbeschreiblich schöne, junge Wesen, das so sonderbar im und vielleicht durch das Uebermaß des Glückes gestorben war, aber gerade deshalb war es nicht zu bewundern, daß ihr Andenken so unverwelklich frisch blieb.

Vielleicht würde, wenn nach 20jähriger glücklicher Ehe der Tod sie ihm entrissen hätte, er im Stande gewesen sein, in einer neuen Ehe einen Ersatz — wenn auch möglicherweise nicht zu finden, so doch zu suchen — das war nun hier nicht möglich, denn was er verloren hatte, konnte ihm wirklich nicht ersetzt werden, es war ein Ideal, es war ein schöner Kupferstich, welcher nicht im Schaufenster gehangen, sondern in der Mappe gelegen hatte, und welcher daher noch immer vollkommen neu und unverletzt war. Wo sollte er ein Weib finden, das dem Engel gleich war, dessen Bild in ungeschwächter Schönheit und Lieblichkeit vor den Augen seines Geistes schwebte. Es erfaßte ihn eine tiefe Schwermuth, wie sie wahre Künstler, wahre Dichter, wie sie große Helden und große Gelehrten nicht selten um so mächtiger ergreift, je mehr sie des ihnen verliehenen Ehrentitels würdig sind. Je größer, je bedeutsamer der Mensch ist, desto schwerere

Kämpfe hat er mit dem Geschick und der Welt auszumachen, nicht etwa wie man gewöhnlich zu meinen pflegt — „das kümmert wirklich große Menschen nicht," sondern vielleicht gerade mitten im Gefühl ihrer Herrlichkeit, mitten im gewaltigsten Hervorbrechen ihrer Größe und Thätigkeit, mitten im Gelingen ihrer Plane, wo man denn gewöhnlich zu sagen pflegt, sie seien ihres Glückes überdrüssig.

Ach, es ist nicht dieses, es ist das schwermüthige und niederbeugende Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, gegenüber der riesigen Größe ihrer Aufgabe. Humboldt ist nicht schwermüthig gewesen oder geworden, denn ihn hat immer ein hohes Selbstbewußtsein getragen; Kant und Fichte sind es gewesen, denn Beide fühlten, daß sie Größeres wollten, als sie zu leisten vermochten. Aus gleichem Grunde war Goethe ein Lebemann, und verging Schiller in Melancholie, aus gleichem Grunde war Rubens der glücklichste Mann seines Jahrhunderts und Leonardo da Vinci so melancholisch, daß er dieser Krankheit erlag — und wer möchte wohl glauben, daß Napoleon, daß Cäsar, Alexander der Große fröhliche Menschen gewesen. Schwerer als die gewaltige Hand des Schicksals lastete auf ihnen das Gefühl, daß sie nur Menschen seien, unfähig, etwas durchzuführen, wozu Jahrhunderte dauernder und gleichbleibender Kraft gehörten.

Es ist doch sonderbar, wie sich die Leute gewöhnlich die Entstehung der Melancholie vorstellen. Ist der Melancholische ein großer Philosoph, so sagt man höchst geistreich — „ja, das kommt von dem vielen Grübeln, von dem vielen Studiren." Ist es ein Dorfhirte, ein Fischer, ein einsam wohnender Müller, so erklärt man sich seinen Gemüthszustand auf die allernatürlichste Weise dadurch, „daß er sich immerfort selbst überlassen, daß er von allem menschlichen Verkehr ausgeschlossen gewesen ist." Wenn der Melancholische ein Actenmensch oder eine Rechenmaschine war, so findet man abermals nichts natürlicher, als diese Krankheit, „wo soll denn Fröhlichkeit, Heiterkeit des Geistes herkommen, wenn man immerfort in der Stube hockt." In's Freie soll der Patient gehen, auf dem Lande wohnen, Fische fangen und Vogel stellen und wenn nun gar ein sehr reicher Mann melancholisch wird, nachdem er, durch seinen Reichthum dazu befähigt, von allen erdenklichen Genüssen das Feinste und Reizendste wirklich genossen, so liegt die Erklärung gleichfalls nahe genug bei der Hand — „wie kann es anders sein — vor lauter Freuden konnte der Mensch ja gar nicht zur Besinnung kommen, es mußte wohl so gehen — das war vorauszusehen," und wie sie denn alle heißen, diese äußerst schönen und doch möglichst albernen Redensarten, wobei man dem Patienten immer solche Lebensweise anräth, wodurch ein Anderer krank geworden, nicht bedenkend, welch ein

wunderlicher Widerspruch darin liegt. Es läßt sich kein System bilden über dergleichen, und der weise Salomo klagt eben so gut, daß Alles eitel sei, wie der weise Hegel 3000 Jahre nach ihm. Paris und Berlin können einen Menschen ebenso gut melancholisch machen, wie die Lüneburger Haide oder die Landes im südlichen Frankreich, das Weltgetümmel so gut, wie die Abgeschiedenheit des Klosters. Es giebt Menschen, denen die hervorsprossenden Keime der Gräser, denen die sich eben entwickelnden Knospen der Bäume, denen der laue Frühlingswind und der blaue Maihimmel eben so gut Thränen entlocken, wie das herbstliche Rauschen der Blätter, wie das Vergelben und Niederfallen derselben, wie das Absterben der Natur. Der Mensch wird eben so gut krank dadurch, daß er seine Bedürfnisse, seine natürlichen Triebe, dadurch, daß er alles dasjenige, was die Natur in ihn als ein so mächtiges Moment für das fernere Bestehen der Welt gelegt hat, mißkennt, mißachtet, nicht in Thätigkeit setzt, wie durch Vollgenuß alles sinnlich Reizenden, wie durch Ueberspannung der Nerven, wie durch Uebersättigung. Eines wie das andere bringt eine Disharmonie hervor und zerstört in solcher und zieht Krankheit und Trübsinn nach sich; nur das natürliche Gleichmaß aller Fakultäten bringt die erforderliche Harmonie hervor und wo diese nicht sein kann, wo sie gestört wird, ist Trübsinn und Tiefsinn die natürliche Folge.

Es giebt allerdings Personen, denen man auf keine Weise beikommen kann, denen das Schicksal einen so unverwüstlichen Grad von Heiterkeit und Frohsinn gegeben hat, daß sie sich in keiner Periode ihres Lebens von der Schwermuth überwältigen lassen, allein das sind gewöhnlich die allerflachsten, erbärmlichsten Menschen, in deren Busen kein Mitgefühl für fremden Schmerz, keine Mitfreude für fremdes Glück zu finden ist. Die Schwermuth ist ein um so mächtigerer Faktor im menschlichen Herzen, je reiner dasselbe ist und je wärmer es schlägt. Und so war es auch bei Voluda das warme, kräftige Herz, welches ihn so schwermüthig machte und welches ihn nicht zu dem Genuß des Lebens in dem Grade kommen ließ, in welchem er dessen fähig gewesen wäre, wenn sich seine Kräfte von Jugend auf im Gleichgewicht gehalten hätten.

Er war vereinsamt und jetzt war es zu spät, um aus dieser Einsamkeit herauszutreten, ihm blieb nichts weiter, als sich mit seinen Wissenschaften, mit den Naturstudien zu beschäftigen und demnächst vielleicht Zerstreuung in einer Reise zu suchen. Stets neue Gegenden, Menschen, Länder, vermochten ihn, der nach seinen großen Reisen wieder eine Reihe von Jahren beinahe ganz vereinsamt gelebt, vielleicht zu erheitern. Und da er zu weit vorgerückt war in Jahren, um noch Reisen über Meer nach fremden Welt-

theilen zu unternehmen, so wollte er wenigstens seine näheren Umgebungen genauer kennen lernen, als ihm bisher möglich gewesen, und er übergab Haus und Garten einem entfernten Verwandten und reis'te nach Schlesien, nach Böhmen, durchging die Karpathen, kehrte von da zurück nach den Erzgebirgen, ging nach dem Harz, nach Thüringen, und als nun der Herbst mit seinen Stürmen nahte, dachte er auf der Insel Norderney die Ursachen jener allmählichen Zerstückelung und ihres Unterganges zu studiren.

Oft ging er am Strande umher, wenn der Wind die Wellen brandend an die Küsten warf, und suchte zu erforschen, auf welche Weise dieselben an den Ufern nagten, indessen, er konnte nur sehen, wie sie Sand emporführten aus der Tiefe des Meeres und wie sie, statt die Insel zu bedrohen, vielmehr dieselbe zu vergrößern schienen, wie denn auch überhaupt alle diese Inseln längs der Küste der Nordsee nur dadurch entstanden zu sein schienen, daß die Wellen daran brandend aufbauten, statt niederzureißen. Es war die Dünenbildung, die unzweifelhaft längs der ganzen Küste der Ostsee vorwaltete. Vergeblich suchte er an den Stellen, wo der aufgerissene Boden zeigte, wie thätig das Meer im Verschlingen gewesen war, nach Stellen, wo etwa Triebsand sich zeigen möchte. Allerdings konnten ihm dergleichen nachgewiesen werden, wo vor einem Jahre oder vor fünf bis sechs Jahren Menschen verunglückt waren, wo Mann und Roß verschlungen worden, wo man einen wohlbespannten Wagen hatte verschwinden sehen, ohne daß man auch nur das Geringste zu retten vermocht hätte, aber jetzt allerdings war so wenig davon zu sehen, wie damals wenig Stunden vor oder nach dem Unglücksfall, wo man allerdings die Spur der Pferde und des Wagens plötzlich abgeschnitten sah, als ob Beides, wie der Wagen des Elias, durch unsichtbare Kräfte emporgehoben und fortgeführt worden wäre. Man stand damals gleich neben der Stelle, wo die Wagenspur aufhörte und genau auf derselben Stelle, wo Pferd und Wagen sammt ihren Insassen untergegangen waren, auf festem Boden, der sich in nichts von dem ringsherum benachbarten unterschied, und welcher doch einen bodenlosen Abgrund bedeckte, an welchem man vergebens alle Kunst verschwendet hatte, um wenigstens die Leichen ihm abzugewinnen. Der Boden war wenig Stunden nach der Katastrophe wieder fest geworden, und als das Unglück bekannt wurde, konnten Arbeiter mit ihren Spaten die Erde aufgraben und so weit abwärts dringen, als es das Wasser irgend gestattete, das natürlich sich in der gemachten Vertiefung sammelte, sobald sie weiter gingen, als das Niveau des Meeres, das aber doch die Leute nicht hinderte, wenigstes so lange zu arbeiten, bis es ihnen bis unter die Arme reichte.

Nichts war damals gefunden worden, so wenig man in früheren Fällen irgend etwas entdeckt hatte, und doch schien gerade in diesem Triebsande vielleicht der Grund jener allmäligen Verkleinerung der Insel zu liegen; man mußte annehmen, daß sich der Boden des Meeres mit dem Wasser über demselben zu Zeiten auf so innige Weise mengen konnte, daß er beweglich wurde in derselben Weise, wie er es ist, wenn die brandende Welle Sand vom Meeresboden auf den Strand jagt, und wie er es bei Bildung von Triebsandstellen vielleicht nur in größerem Maßstabe sein mochte.

Gern hätte Voluda etwas derartiges selbst gesehen und beobachtet, und wäre es auch mit eigener Lebensgefahr gewesen, doch — obschon die Insel ein gar kleines Ding, kaum ¼ Quadratmeile groß, so war es ihm doch nicht möglich, etwas derartiges zu erblicken, was er beinahe zur Fabel zu erklären geneigt gewesen wäre, wenn nicht die allerunverdächtigsten Zeugnisse für die Facta gesprochen hätten.

Norderney ist ein Seebad; es versammelt immer einige Hundert Menschen auf seiner kleinen Fläche, welche den Fischern, die den Strand bewohnen, so viel Geld zubringen, daß sie davon den übrigen Theil des Jahres beinahe leben können, wenn schon die Fischerei ihnen immer etwas abwirft. Dieses Seebad hatte auch einige Berliner angelockt und Voluda fand unter denselben mehrere seiner Bekannten. Wenn auch am eigentlichen Wohnorte selbst der Umgang eben nicht sehr innig ist, so findet man doch am fremden Orte einander begegnend, sich veranlaßt, den oberflächlichen Bekannten für einen nahe Befreundeten anzusehen, es ist wie mit der deutschen Landsmannschaft in fremden Welttheilen. Gewiß wird der Sachse nicht zugeben, daß der Baier sein Landsmann sei, gewiß nicht der Schwabe den Mecklenburger dafür ansehen, dessen Sprache er nicht einmal versteht, aber begegnen sich die Leute in Adelaide, auf dem Festlande von Australien, oder in San Francisco in Californien, so wissen sie augenblicklich, daß sie Landsleute sind, und der Sachse ruft: „Ei Herr Jeses, mein Chutester, das ist ja recht scheene, daß mer sich hier finden!" Und der Schwabe sagt in voller Freude: „Potz Blitz, des ischt eppes von emme Landsmae — ah, des g'freit mi!"

Voluda begrüßte die Bekannten mit einem größern Interesse, als er ihnen in Berlin selbst hätte abgewinnen können, ja, es war ihm nicht einmal unangenehm, dem unterdessen ganz ergrauten Friseur der Schauspielergesellschaft, welcher er einmal angehört hatte, hier zu finden. Der arme Teufel hatte sich in der Welt auf eine schmerzliche Weise müssen herumstoßen lassen. Damals, als er Voluda in Berlin aufsuchte, war

er noch ziemlich rüstig und damals gelang es ihm auch noch, von Neuem ein Unterkommen bei einem der kleinen Theater zu finden; er hatte sich nun wieder nach dem Norden und Osten hinauf gespielt und frisirt, aber seit ein Paar Jahren hatte dies auch nicht mehr gehen wollen und er befand sich nunmehr in der traurigen Lage, ganz von der Güte der Menschen zu leben und da diese im Allgemeinen nicht unmäßig groß ist, so ging es ihm schlecht genug und Voluda hatte die nicht geringe Freude, in ihm einen Menschen zu sehen, der sein Erscheinen wie das eines rettenden Engels betrachtete, denn ein Paar Thaler waren für ihn ein so großer Schatz, daß er glaubte, nie so reich gewesen zu sein, wie eben jetzt. Aber trotz seiner Noth hatte er seinen Humor nicht verloren, er mochte wohl zu denjenigen gehören, von denen wir weiter oben gesprochen, er nahm sehr gern das Mitgefühl Anderer für sich in Anspruch, aber er hatte kein Mitgefühl für Andere, auch vielleicht eine Tugend, wenigstens in Rücksicht auf sich selbst, denn so wenig er anderer Leute Elend fühlte, so wenig fühlte er das eigene Elend, gewiß wenigstens drang die Empfindung desselben nicht tief. Als er bei der neuen Begegnung Voluda zuerst begrüßte, hatte er nichts Besseres zu thun, als ihm einige seiner bekannten Witze vorzumachen, so daß dieser zwischen dem elenden Aeußern und dem unverwüstlich heitern Innern des Mannes schwankend, ungewiß wurde, ob er einen Philosophen in der Art des Diogenes oder einen gefühllosen Menschen vor sich habe.

Bei Erblickung der schönen neuen Thaler sagte er voll Entzücken, daß er sich wohl noch der Zeit erinnere, wo diese Thaler Silbergroschen gewesen wären, daß er sie habe wachsen sehen zu Zwei-, Vier-, Achtgroschenstücken — zu Zwanziggroschenstücken, und daß es ihm sehr leid thue, dieselben in ihrer Laufbahn unterbrechen und auf ihren früheren Standpunkt herab, zurückführen zu müssen. — „Wo sind sie hin, die schönen Zeiten," fuhr er fort, „wo ich manche dergleichen besaß, blos deshalb, weil ich einem verliebten Fähnrich oder Referendarius Gelegenheit verschaffte, irgend eine unserer häßlichen Schönen auf dem Hofe hinter dem Theater zu sehen — ach, und Louisd'ors gab es, wenn ich sie nicht blos hinter das Theater, sondern hinter die Coulissen bringen konnte — jetzt giebt mir Keiner einen Silbergroschen für dergleichen Dienste, und auch ein Silbergroschen hat etwas Interessantes! — Apropos, was für ein Unterschied ist zwischen einem Mädchen und einem Silbergroschen? He? Sehen Sie, Sie sind ein Professor und Sie wissen das nicht, was ein alter lahmer Theaterfriseur weiß — nun, ich will Mitleiden mit Ihnen haben, weil Sie mir die schönen sechs Thaler geliehen haben — ach nein, geschenkt, wenn sie

geliehen wären, so dürfte ich nach meiner Theorie nicht wiederkommen, denn bezahlen kann ich sie ja nicht, aber geschenkt, ja, da kann ich wiederkommen und kann mir noch mehr schenken lassen, und das ist eine herrliche Empfindung. Sie, edler Mann, Sie haben mir zwar Alles gegeben, was Sie bei sich hatten, aber zu Hause werden Sie wohl noch mehr haben, deshalb will ich Ihnen sagen, was für ein Unterschied ist zwischen einem Silbergroschen und einem Mädchen, Sie sind ein Mann, der es werth ist, — Mädchen werden nur roth, so lange sie jung sind, Silbergroschen aber nur, wenn sie alt sind — das war ein Witz! Oho! cornutu! Herr des Himmels! seit wie lange habe ich das schöne Wort nicht gehört, mir geht ordentlich das Herz auf, da ich es wieder höre, oder ist die Sache umgekehrt, höre ich vielleicht das Wort, weil mir das Herz aufgeht? Sie sind ein Olog, ich sage absichtlich nicht, was für einer, ein Zoolog, ein Psycholog, denn Sie sind Alles, aber eben deshalb müssen Sie als Olog wissen, was in mir vorgeht."

Der närrische Kauz war unerschöpflich in seinen Capriolen und Voluda ließ ihn plaudern, er hörte ihn an, was sonst Niemand that und deshalb vielleicht mehr, als durch die verschiedenen Thaler, welche nach und nach in seine Hände wanderten, war er ein solcher Verehrer Voluda's, daß er seinen Ruhm überall sang und predigte und ihm durch seine Aeußerungen Dienste leistete, welche Jener gar nicht erwartete, z. B. daß er auf der Insel nicht angebettelt wurde, obwohl dies Anderen nicht selten begegnete, denn einem Jeden, dem der Friseur anzusehen glaubte, daß er möglicherweise Jemandes Börse in Anspruch nehmen könne, rieth er, um Himmels Willen nur nicht zu Voluda zu gehen, denn dieses sei ein so geiziger Mensch, daß er nie einem Andern auch nur das Allergeringste schenke. Ob Voluda dies erfahren, und ob er in diesem Falle es dem Friseur gedankt haben würde, wissen wir nicht, aber der Erfolg war derselbe.

Da Faßler nur noch vor wenigen Jahren in der Gegend von Tilsit gewesen war, und sich mit den Verhältnissen seiner Bekannten ziemlich vertraut zeigte, so frug Voluda ihn nach den Schicksalen derjenigen, die ihm aus der damaligen Zeit noch gegenwärtig waren. Was die Schauspieler betraf, so hatten sie Alle da und dort ein Ende genommen. Hesse hatte seinen Sohn in die Welt eingeführt, indem er ihn in einen Schnapsladen brachte, um ihm zu zeigen, wie es auf Erden zugeht und dies hatte denn auch die glücklichsten Folgen gehabt, so zwar, daß der Sohn sehr bald seinen Vater übertraf. Dieser Letztere hatte zwar ein solches Vermögen, den Branntwein zu verdauen, daß man behauptete, er habe einen ausge-

pichten Magen, einen solchen, der wie eine Biertonne mit Pech ausgegossen war, aber der Sohn war gar nicht klein zu kriegen, der hatte in seinem Magen eine Blechflasche. Von den Uebrigen hatte er schon früher einiges mitgetheilt. Das Schicksal der jungen Schönen, welche einstmals die Hellsehende gespielt hatte, interessirte Voluda doch wenigstens insofern, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

„Mein Gott," sagte Cornuta, „die befindet sich gar nicht, oder wenigstens nicht in dem Zustande einer Gutsbesitzerin. Denken Sie, die Residenz des Herrn Papa's lag am Haff und er hatte häufig Besuche von Schiffern, sogenannten Seefahrern, die an dem kleinen Ortchen landeten, um theils Proviant einzunehmen zu billigeren Preisen als man sie in Memel macht, theils aber wohl auch um einige Waaren abzusetzen, die nicht gerade ganz zollfrei waren, weshalb zwischen den beiden Städten Labian und Memel längs der Küste des Kurischen Haffes ein mannigfaltiger Verkehr zwischen den Schiffern und den Landsassen stattfand.

„Die Frau Mama befand sich in der Lage, sehr häufig kühne, junge Männer zu bewirthen, welche mehr konnten, als blos Brod essen. In dem Hause des Gutsherrn wurde ein äußerst rühriges Leben geführt, die Schiffer — natürlich lauter Capitains, so heißen sie sämmtlich, wenn sie einmal am Lande sind — die Schiffer brachten immer viel Rum, Zucker und Citronen herbei und der wackere Papa ließ sich auch nicht lumpen, der lieferte das heiße Wasser zum Punsch. Die Herren von der See brachten Bayonner Schinken und vortreffliche Würste aus Bordeaux, geräucherten Lachs von den Rhein- und Wesermündungen, geräuchertes Rindfleisch von Hamburg, Hummern von Helgoland. Die Mama lieferte Teller, Messer und Gabeln, auch Butter und Brod, und so wurde mancher schöne Abend und manche schöne Nacht in Saus und Braus ganz fröhlich zugebracht.

„Herr des Himmels, das Glück, Sie wieder gefunden zu haben, begeistert mich, wie mich noch nie der Kümmel oder der Anis begeistert hat — ich werde zum Dichter, ich sollte mir den Vers aufschreiben, den ich so eben ganz unwillkürlich gemacht, ja, das ist die wahre poetische Ader, welche fließt, ohne daß man überhaupt weiß, daß sie da ist.

„Ja, was wollte ich doch erzählen — richtig, von dem schönen Fräulein! — Eines Morgens nach einer solchen in Saus und Braus zugebrachten Nacht fand die Mama das Nest ihrer Tochter leer, das Fräulein war davon geflogen, sie hatte sich, wie man sagt, aus dem Staube gemacht, sie war dahin gegangen, wo sie sicher war, keinen Staub zu finden, auf das Wasser. Ein hübscher junger Schiffscapitain am Lande,

der auf der See nur Matrose war, hatte sie bewogen, sein Schicksal mit ihm zu theilen. Sie war durchgegangen, oder da man das zur See nicht kann, so war sie durchgefahren; das Schiff, welches am Abend auf der kleinen Rhede lag, war am Morgen verschwunden und es ist nie wieder gesehen worden, das will sagen in Plötzkuhnen, vor dem Sitze des Herrn Ober-Amtmanns. Was sonst aus ihr geworden und ihrem Matrosen, wissen die Götter — ja, dabei fällt mir ein, daß die junge Dame schon früher einmal ein ähnliches, sehr zärtliches Verhältniß hatte, aber nicht mit einem Matrosen oder Capitain, sondern mit einem Arzt — doch was strapezire ich mich denn, das wissen Sie ja, damals waren Sie ja in Tilsit — na, die kleine Range, welche die Mama — die Frau Gutsbesitzerin aus Zopot mitbrachte, muß jetzt auch seine 25 Jährchen zählen — ja, ja, die Zeit entflieht, wir werden immer älter — wenn ich nur wüßte, was mir noch bevorstehe. Da bin ich auch so hergeschneit auf die Insel, erst vor einigen Wochen — ich wollte einem verrückten Engländer aus Stuttgart, der noch niemals die See gesehen hatte, die Merkwürdigkeiten der Insel zeigen, welche ich selbst nicht kannte, da ich sie nie mit einem Fuße betreten hatte, aber er warf mir ein Pfund Sperling an den Kopf und da wurde mir Alles so klar, daß ich mich getrost mit ihm einschiffte, bis er nach zweien Tagen merkte, daß ich ihn zum Besten gehabt, und mir einige schwäbische Goddams an den Kopf warf und mich hier sitzen ließ, und ich konnte nicht zurück an's Land, da es mir an Geld fehlte zur Ueberfahrt. So wurde ich denn Badefriseur, da ich aber keine eleganten Kämme hatte, wollte sich keine Dame von mir frisiren lassen. Bei den Herren ist ohnedies nichts zu suchen für dergleichen, so bin ich denn hier herumgebummelt, und wenn jetzt ein Engländer käme, er möchte nun in Stuttgart oder sonst wo geboren sein, so würde ich ihm die Merkwürdigkeiten der Insel um so leichter zeigen können, als es überhaupt keine giebt, etwa die alte Hexe, die Braut des Fischers ausgenommen, die eine Prophetin ist."

„Was ist das für eine Geschichte mit der Braut des Fischers?" frug Voluda.

„Ach, das ist so eine närrische alte Frau," erwiederte Faßler, „die dort am Strande wohnt und immer nach dem Wetter sieht, welches sie mit großer Sicherheit vorherzusagen versteht. Das mag auch so eine gewesen sein, der man gesagt hat: »Wenn Dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht,« und die ihnen dann lieber vorangegangen ist. Sie soll nämlich immer von ihrem Geliebten sprechen, der sie verlassen hat, nachdem — — na, was weiß ich, wonach."

„Ihre böse Zunge haben Sie noch immer," sprach Voluda, „wenn andere Zeichen fehlten, könnte man Sie allenfalls daran erkennen."

„Ach, das ist ein Erbfehler," erwiederte der Friseur — „ein Erbfehler von meiner Muhme, der Schlange. Alle, die mit dieser verwandt sind, pflegen an dem Fehler zu leiden, und seitdem Eva angefangen hat, diese Verwandtschaft zu kultiviren, so hat die Nachkommenschaft immer etwas davon abbekommen. Ich bin nicht der Einzige, der schlecht von den Menschen spricht, Sie thun es auch, Herr Professor."

„Ich?" frug Voluda erstaunt.

„Ja, Sie! Sie ziehen sich von den Menschen zurück, heißt das nicht schlecht von ihnen sprechen? Wenn Sie die Menschen achteten, so würden Sie sich nicht von ihnen zurückziehen. Daß Sie es thun, ist ein Beweis von Nichtachtung und wer von dieser Nichtachtung Beweise giebt, was thut der anders, als schlecht von den Menschen sprechen, wenn auch nicht mit Worten — — — ja, ja, Herr Professor, man kann auch von einem Narren eine gute Lehre bekommen."

„In der That, Sie haben Recht," sagte Voluda, „nun, ich will mich zu bessern suchen und mich nicht mehr zurückziehen — aber nun sagen Sie mir, was wissen Sie weiter von der Prophetin? Sie ist muthmaßlich eine Verrückte, nicht wahr?"

„Das weiß ich in der That nicht," erwiederte der Friseur, „aber ich will mich danach erkundigen."

Einige Tage waren seit diesem Gespräch verflossen, als Voluda eingedenk seines Versprechens, sich zu bessern, es über sich vermocht hatte, die Berliner Bekanntschaften, wenn auch nicht aufzusuchen, so doch wenigstens nicht zu vermeiden, ihnen nicht aus dem Wege zu gehen, und so nahm er denn bereitwillig die an ihn ergehenden Einladungen zu der einen oder andern Parthie oder zu kleinen Festlichkeiten an. Die Freuden der Badesaison waren für denjenigen, der nicht etwa in heimlicher Klause ein Spielchen machen wollte mit gleich gestimmten Geistern, sehr einfach, sie bestanden aus einem Spaziergang am Strande, im Aufsuchen von Muscheln, in der Jagd auf Strandvögel, allenfalls in einer Tasse Kaffee, die man sich selbst in einem Bauernhause kochte und es war dann natürlich die gesellige Unterhaltung dasjenige, was den Hauptreiz solcher Versammlung bildete.

Die Jagd nach den Strandvögeln war eine der beliebtesten Unterhaltungen. Dieselbe war so wenig mit Gefahr verknüpft, daß sehr häufig auch Damen daran Theil nahmen; denn es handelte sich weder darum, ein Albatroß zu bekämpfen, noch auch nur irgend eines der mäßig großen

Thiere, wie sie wohl allenfalls auf Island und den norwegischen Felsen vorkommen mögen; ebenso bot die völlig ebene Gegend, wo man nicht einmal Gefahr lief, sich ein Kleid an dornigem Gesträuch zu zerreißen oder ein zartes, mit einem Zeugschuh bekleidetes Füßchen durch einen Stein zu verletzen, keinen Grund zu irgend einer Besorgniß dar.

So versammelte sich denn gewöhnlich ein halbes Dutzend oder auch mehr zu einander gehöriger, mit einander bekannter Personen vor irgend einem Dörflein; die Herren in ächter Nimrodstracht waren, selbst wenn sie noch nie ein Gewehr hätten abgedrückt haben sollen, doch mit Doppelflinten bewaffnet, vor denen sie selbst mitunter mehr Besorgniß hatten, als die Strandläufer, welche ihnen zwischen den Füßen durchliefen. Da der Jäger ganz und gar von der Kleidung abhängig ist, wenn er überhaupt den Namen eines Jägers verdienen soll, diese Herren solche Namen aber durchaus verdienen wollten, so fehlte es ihnen natürlich weder an Kamaschen, noch an Jagdtasche, Feldmütze und ähnlichem dem ächten Nimrod unentbehrlichen Zubehör.

Die Damen pflegten, wenn sie an solchen Parthieen Theil nahmen, für den nöthigen Bedarf an Lebensmitteln zu sorgen und zu dem Nützlichen das Schöne fügend, wie es so der Frauen freundliche Weise ist, wurde denn natürlich auch eine Damastserviette mitgenommen, um sie, wenn das Frühstück eingenommen werden sollte, auf dem Boden auszubreiten und darauf die verschiedenen Gerichte und Messer und Gabeln zu placiren. Daß die Herren es nicht an ein paar guten Feldflaschen, mit Wein gefüllt, fehlen ließen, versteht sich von selbst, und daß die Führer durch das kleine Inselchen oder die Fischerburschen, welche die erforderlichen Kleinigkeiten an Gepäck trugen, abgewandten Gesichts solche Flasche leerten, indessen die Herrschaften sich anderweitig unterhielten, versteht sich auch von selbst; denn die Diener haben immer noch größeren Durst, als die Herrschaften.

Bei einer solchen Gelegenheit war Voluda von der liebenswürdigen jungen Frau eines seiner Bekannten aus Berlin eingeladen worden, ihr Gesellschafter zu sein, und er war es gerne eingegangen. So befand er sich denn mitten in einer Jagdgenossenschaft, welche ihre Hunde fleißig suchen, ihre Gewehre tüchtig knallen ließ, wo aber schließlich nur eine einzige Wachtel die Summe der Jagdbeute ausmachte.

Nachdem diese große Heldenthat mit wenigstens zwanzig Doppelladungen erkauft worden war, eilte Alles, sich in einem großen Kreise um die Damastserviette zu lagern und noch viel heldenhafter einzuhauen, als man draufgeschossen hatte.

Von dem Vorrathe verschwand in wenigen Minuten mehr, als durch

Verlag v Theodor Thiele in Berlin

Druck v Gebr Dehus

Das arme unschuldige Thierchen! Schmeckt so gut!

die Jagd des ganzen Morgens hinzugekommen war; dies hinderte nicht, äußerst fröhlich zu sein und hinderte besonders die Herren nicht zu erzählen, wie vortrefflich sie geschossen hätten, wovon ein Hühnerhund, der hinkend und heulend das Weite suchte, ein beredtes Zeugniß gab; auch wußten sie Alle sehr gut die Gründe anzugeben, wegen deren es unmöglich gewesen, noch mehr zu schießen — ja, wenn in dem Augenblick nicht gerade zwei Wachteln sich gekreuzt hätten, und nicht in dem Augenblick, wo eine Möwe aufflog, eine andere niedergeschossen wäre, und nicht gerade, als man auf eine Ente anlegte, ein Haifisch sie weggeschnappt hätte — ja, wenn das Alles nicht gewesen wäre, so würde man allerdings —

„Auch nicht mehr geschossen haben," dachte Voluda, doch er gab seinen Gedanken keine Worte; denn die jungen Leute waren so glücklich in ihrem erhabenen Bewußtsein, daß er dasselbe nicht gerne stören mochte, denn es lag nicht in seiner Weise, an sich unschuldige Täuschungen zu vernichten.

Das Frühstück war zu Ende; die gewaltigen Jäger nahmen ihre Gewehre wieder auf und gingen rechts und links davon; einer derselben betrachtete die geschossene Wachtel, ihm gegenüber kniete die junge Berlinerin und sagte bedauernd: „Das arme, unschuldige Thierchen!" — Der mitleidslose Jäger antwortete darauf ganz gelassen: „Schmeckt so gut."

„O, pfui," sagte die junge Frau, „wie kann man so genußsüchtig sein, wie kann man das arme, fröhliche Thier, das so munter im Korn umherläuft, das seinen Jungen das Futter bringt, das so fröhlich schlägt — wie kann man daran denken, daß es gut schmeckt, wie kann man überhaupt ein so fröhliches, unschuldiges Thier schießen?"

„Aber, mein Himmel!" sagte der junge Jägersmann, „dazu sind die Thiere ja auf der Welt! Wo sollten wir denn Fleisch herbekommen, wenn wir kein Thier tödten sollten?"

Eine der anderen Damen, welche dem Gespräche zugehört, äußerte sich dahin, daß es allerdings etwas durchaus Anderes wäre, ein Rind oder ein Kalb weit außerhalb des Hauses schlachten zu lassen und dann dessen Fleisch essen, als einen kleinen, an sich unbedeutenden Vogel mit Mordgewehren zu verfolgen, wobei noch dazu gar kein Nutzen zu finden sei, indem der Schuß gewiß mehr koste, als das kleine Thier werth sei.

„Ah! Sie gehen vom Nützlichkeitsprincip aus," meinte der junge Jäger. „Wenn das ist, möchte ich wohl fragen: nutzt Ihnen das große Ballet, was Sie neulich gesehen haben, so viel als der Thaler werth ist, den Sie für Ihren Platz zahlten? Man muß doch auch das Vergnügen mit in Anschlag bringen!"

„Ein schönes Vergnügen, das Morden der armen Thiere, und ein rechter Held, der an dergleichen Vergnügen findet," erwiederte die Dame. „Aber Sie haben mich gar nicht ausreden lassen; ich wollte nämlich darauf kommen, daß es durchaus unnöthig sei, Thiere zu schlachten, um sie zu essen, indem ganze zahlreiche Völker in großem Glück und großem Wohlstande leben, wie z. B. die Bewohner von Ostindien — welche niemals Fleisch essen und sich doch sehr wohl dabei befinden."

„Dies ist ein Thema," meinte der junge Herr, sich erhebend, „welches näher zu erörtern ich meinestheils mich außer Stande fühle. Ein gutes Beefsteak zum Frühstück, eine Gänseleberpastete beim Abendessen, beim Diner ein Paar Rebhühner, ein schöner Reh- oder Hasenbraten, ein saftiges Stück gedünsteten Rindfleisches, das sind lauter Dinge, die ich sehr liebe, und ich müßte mich irren, wenn Sie, mein verehrtes Fräulein, nicht einer ähnlichen Ansicht wären; sicherlich würde es Ihnen nicht behagen, wenn Sie während eines Diners von zwei Stunden nur mit Reis- oder Mehlspeisen, mit Nudeln oder Kuchen bedient würden; es ist schon so besser."

„O, Gott!" sprach die Freundin Voluda's; „was sind das für unerquickliche Gespräche; erstens passen sie gar nicht für die Jagd, denn dabei erzählt man sich blos Jagdgeschichten; zweitens langweilen sie mich schrecklich, weil ich gar nichts davon verstehe." Und sie eilte davon zu Voluda, welcher in einiger Entfernung eine Strandpflanze betrachtete, nahm dessen Arm und bat ihn, das ganze Jagdgebiet zu verlassen. So geschah es auch, und in freundschaftlichem Gespräch begriffen, waren sie wohl bereits eine halbe Stunde längs des Strandes weiter hinabgegangen, als die gewöhnlichen Spaziergänge führten. Seine Begleiterin war ein wenig müde geworden und Voluda's fernsichtiges Auge hatte eine Hütte entdeckt, welche wenigstens eine Bank versprach, um sich auszuruhen und vielleicht auch ein Glas frischen Wassers, um den durch einen weiten Marsch geweckten Durst zu stillen.

Je näher man kam, desto dürftiger wurde das Aussehen der Hütte, auf deren Dach einige Pflanzen sproßten und an deren einer Seite ein vom Winde gepeitschter, halb verdorrter Kirschbaum seine trockenen Zweige in die Luft streckte, indessen auf der andern Seite einige Ruder und einige noch nicht zugehauene Stangen angelehnt waren, sämmtlich vom Zahn der Zeit so benagt, daß man sah, sie hatten ihre Stelle bereits sehr lange behauptet, daß man sah, sie seien so morsch, daß sie kaum ein Huhn tragen konnten, wenn es sich darauf zu setzen wagen sollte, allein ein solcher Luxus war hier auch nicht zu finden. Hühner und sonstige Hausthiere

gab es nicht. Möven zogen zwar am Ufer hin und her, diese aber pflegt man nicht als Hausthiere zu betrachten.

Ganz nahe an einem Eckpfeiler der kleinen Hütte und dicht vor der Thüre derselben, an der sichtlich das verrostete Schloß das Festeste war, denn die Bretter hatten gewaltige Risse und Spalten und waren zum Theil ganz ausgebrochen, saß zusammengekauert ein Mütterchen, dessen sehr defecte Bekleidung die äußerste Dürftigkeit verrieth und dessen ängstliche Miene Besorgniß und Scheu vor den nahenden Fremden verrieth.

Voluda's Begleiterin zeigte eine ähnliche Aengstlichkeit, wenn schon vielleicht aus anderen Gründen, und sie schmiegte sich, halb zurückbleibend, an den Arm desselben an, als ob sie glaube, die Hexe oder die Wetterhexe, denn auch unter diesem Namen war sie bekannt auf der Insel, würde ihr etwas anthun.

Voluda betrachtete die Frau mit dem Interesse des Arztes, des Naturforschers. Hier war etwas Räthselhaftes und dies interessirte ihn immer. Die Frau hatte sichtbar den Verstand verloren, sie starrte in einer unmotivirten Angst umher, man hätte glauben sollen, sie wolle sich vor sich selbst verbergen.

Voluda redete ihr freundlich zu und auf den Gedanken eingehend, der sie, wie er gehört hatte, vorzugsweise beschäftigte, frug er, ob ihr Bräutigam morgen kommen würde.

„Nein," erwiederte sie, „morgen nicht, morgen haben wir Regen, bei Regenwetter kann mein Bräutigam nicht kommen — o, mein Bräutigam — der liebt das schöne Wetter! das ist ein Fischer — im Sonnenschein sieht er die Fische glitzern und schimmern, im Sonnenschein hat er manches Goldfischchen gefangen — mich auch, mich auch!"

Es war, als wollte die junge Frau an Voluda's Arm heimlich lachen. Voluda's milder Ernst aber machte dieses Lächeln ihr auf den Lippen erstarren, sie fühlte wohl, daß hier ein großes Unglück im Hintergrunde lag, welches Mitleid, aber nicht Lächeln erwecken konnte.

Voluda frug: „Woher wißt Ihr denn, Mütterchen, daß wir morgen Regen haben werden?"

Die Frau erhob den Kopf und sah Voluda ernsthaft an, dann sagte sie: „Mütterchen! Nun, Euer Mütterchen wenigstens könnte ich nicht sein, denn ich denke, ich bin immer noch etwas jünger, als Ihr."

„Verzeiht mir, daß ich so unbescheiden war," sprach Voluda, „gewiß seid Ihr jünger, als ich und ich hatte auch gar nicht die Absicht, Euch zu beleidigen, ich wollte nur wissen, woher Euch die Kenntniß von gutem und schlechtem Wetter gekommen sein möchte."

„Nun, das solltet Ihr selbst wohl wissen," erwiederte die Frau, „ich bin ja vom Lande und vom Seestrande. Plötzkuhnen liegt wie mein Landgut hier."

Ganz erstaunt sah Voluda sie an — „Plötzkuhnen? Seid Ihr aus Plötzkuhnen?"

„Hm," erwiederte die Frau, „thut der doch wirklich, als ob er mich nicht kennt, der impertinente Comödiant, der sich niemals etwas aus mir gemacht hat, obwohl ich ihn zu jener Zeit recht interessant fand, aber der saß in den Fesseln seiner Judenmamsell. Nun, Gott habe sie selig und Euch auch, Herr Comödiant, Ihr werdet auch nicht mehr lange zappeln an Eurer Angel. — Mütterchen? Unverschämt! Wißt Ihr, daß ich die Braut eines Fischers bin, der am nächsten schönen Tage kommen und Euch die Knochen zerbrechen wird, mit einer von diesen Stangen hier, weil Ihr Euch unterstanden habt, mich ein altes Mütterchen zu nennen? Ihr alter, verdorbener Comödiant! Wißt Ihr, daß ich eines reichen Gutsbesitzers Tochter bin und daß mein Vater Euch mit Hunden vom Hofe hetzen lassen wird, wenn Ihr unverschämt gegen seine Tochter seid!"

„Erzürnt Euch nicht, mein sehr verehrtes Fräulein," sprach Voluda ehrerbietig. „Erlaubt mir Eure Hand zu küssen, Fräulein Braut, und sagt mir, warum Ihr Euren Bräutigam nicht in Plötzkuhnen, sondern hier erwartet."

Die Mienen des zerlumpten Weibes heiterten sich auf bei diesen Komplimenten — es war als ob heller Sonnenschein sich auf ihr Antlitz lagerte, die düstern Falten und der unheimliche Blick verschwanden und Voluda erkannte mit Staunen und Schrecken jene Somnambule aus Tilsit, welche damals so viel Aufsehen gemacht hatte und von deren Verschwinden aus dem elterlichen Hause er jetzt durch Faßler unterrichtet worden war. Es war ihm räthselhaft, wie die Unglückliche wohl in diese Lage gekommen sein mochte, und er hoffte so viel von ihr zu erfahren, um sich von dem ganzen Verlauf ihres traurigen Geschickes ein Bild machen zu können.

Die Frau, durch die schmeichelhaften Worte beruhigt und aus ihrer zornigen Stimmung in eine heitere versetzt, sagte: „Mein Bräutigam ist zur See gegangen auf den Heringsfang, und weil er bald zurückkommt, so bin ich ihm entgegen gegangen hier an dem Strand, um ihn gleich zu empfangen, so wie er kommt. Das ist er nicht," sagte sie, auf ein Boot weisend, welches seine Segel entfaltend, unfern des Strandes dahinflog, „das ist er nicht, mein Bräutigam hat ein großes, schönes Schiff."

„Seit wie lange seid Ihr denn schon hier, mein Fräulein," frug Voluda.

Verlag v. Theodor Thiele in Berlin

Druck v. Gebr. Dehus

Die Braut des Fischers.

„Seit gestern," erwiederte des Fischers Braut. „Er war zu Nacht bei uns, wir haben viel getrunken, köstlichen Punsch — ach, der hat so schön gewärmt und so wohl geschmeckt, dann ist er noch in der Nacht auf den Heringsfang gegangen; er hat 12 große Schiffe und auf jedem 12,000 Matrosen, die stellen immer ein Treibjagen an und jagen ihm die Heringe zu, dann braucht er nur das Schnupftuch vorzuhalten, dann kommen sie ihm zu Hunderten hinein, die schmeißt er dann in Tonnen, salzt sie ein und verkauft sie in der ganzen Welt; denn er allein versorgt die ganze Welt mit Heringen. Den Tag über waren wir sehr lustig, wir waren immer allein — ach und ich war so glücklich — dann mußte ich hier wieder an's Land, ein paar Schritte von meines Vaters Hause, damit der nicht merkte, daß ich schon auf der See gewesen war, und nun warte ich, bis mein Geliebter kommt und ich mit ihm wieder nach Hause gehe, wo wir uns dann trauen lassen."

„Unglückliches, armes Mädchen!" flüsterte Voluda kaum hörbar, aber die Wahnsinnige hatte ihn gehört und verstanden. „Unglücklich? Warum sollte ich unglücklich sein? O, ich war gestern den ganzen Tag so unbeschreiblich glücklich, ich habe in Freude und Wonne geschwelgt — o, es kann im Paradiese nicht schöner sein und übermorgen kommt mein Geliebter, dann bin ich wieder so glücklich, dann fangen alle diese Freuden von Neuem an."

„Mein Himmel," sprach die junge Dame zu Voluda, „es ist noch ein wirkliches Glück, daß die Arme sich ihres Zustandes nicht bewußt ist."

Dies war aber viel zu laut gesprochen, um nicht von der Wahnsinnigen sofort aufgefaßt und sehr übel vermerkt zu werden, und entrüstet rief sie: „Was wißt Ihr von meinem Zustand? Wie kommt Ihr dazu, mir so etwas vorzuwerfen! Mein Zustand? Seht doch! Der schlechte Comödiant ist nicht daran schuld, und mein Doctor hat gesagt, es würde mir nichts schaden, und es hat mir auch nichts geschadet! Mein Vater ist zwar sehr grob gewesen und hat den Doctor und mich durchgeprügelt, aber ich möchte wohl wissen, wen das was anginge? Laßt nur meinen Bräutigam kommen, der wird Euch schon den nöthigen Aufschluß verschaffen über meinen Zustand! Seht doch — meinen Zustand!"

„Mein sehr verehrtes Fräulein Braut," sprach Voluda freundlich, „kann ich Euch mit irgend etwas dienen? Soll ich Eure Bedienten herschicken und Eure Kutscher, um Euch abzuholen?"

„Nein, die sind in Tilsit, die können jetzt nicht kommen — mein Vater weiß ja gar nicht, daß ich fort bin, und wenn ich mit meinem Bräutigam wiederkomme, so wird er natürlich nichts weiter dazu sagen."

„Wo bekommt Ihr denn unterdessen Eure Speisen her? Wer besetzt Eure Tafel?“ frug Voluda.

„Hm, seid Ihr dumm, ich habe Euch ja zwanzig Mal gesagt, daß mein Bräutigam auf dem Meere ist und 12 Schiffe hat und auf jedem 12,000 Matrosen, da schickt er denn ein Paar Schiffe her und läßt Austern an den Strand streuen und bringt mit der Fluth die köstlichsten Fische in die Vertiefungen, die ich dann bei der Ebbe fange; dies ist jetzt zwei oder drei Mal geschehen, und so habe ich denn die köstlichsten Delikatessen — nein, seid ohne Sorgen, mir fehlt nichts, und die 24 Stunden, bis mein Bräutigam kommt, werde ich schon noch genug haben, aber mich friert manchmal, da wäre es wohl gut, wenn Ihr dem Jochem sagen wolltet, daß er einheizen soll! Lebt recht wohl, aber sagt meinem Vater nichts, ich will ihn überraschen — schreiben, ja schreiben könnte ich an ihn, doch nein, er wird sich mehr freuen, wenn er mich so plötzlich wieder sieht.“

Das Mädchen machte fortweisende, grüßende Zeichen und zog sich in ihre morsche Hütte zurück. So war denn hier die Unglückliche gefunden, welche einst im Schooße der Freude und des Wohllebens durch einen abscheulichen Gaukler verführt, einem Zustande übergeben war, schlimmer als der Tod.

Voluda dachte mit tiefem Schmerz, mit neuerwachtem Kummer an die treffliche Schwester, welche einem ähnlichen Schicksal erlegen, wenn schon nicht einem ganz so furchtbaren. Ein schwacher Trost war wohl noch vorhanden für das Mädchen, das hier im Elende verkam. Sie schien ihr Elend nicht zu fühlen und war vielleicht glücklich in der Hoffnung, daß ihr Bräutigam übermorgen kommen würde; aber welchen Trost hatten die Eltern für den Verlust der Tochter, welchen Trost hatte Voluda für den Verlust der Schwester, deren durch die Zeit etwas blasser gewordenes Bild von Neuem mit den frischesten Farben erwachte. Er sah das geliebte Mädchen in ihrer ganzen Schönheit und Fröhlichkeit vor sich; er sah, wie sie den freundlichen Heerd seines Hauses umscherzte und umspielte und ihn zum Aufenthalt der Glückseligkeit für ihn und seine theure Mutter machte. Er sah auch wieder den Bösewicht, welcher mehr als gewöhnlich reich von der Natur beschenkt, eben so schnell in seinem Herzen das Gefühl des Mißtrauens und Widerwillens erweckte, wie in dem Herzen des unschuldigen Mädchens Zuneigung und Liebe. Es schritten alle die Bilder jener für ihn so furchtbaren Zeit von Neuem an ihm vorüber; er sah die Leiche der Schwester und er sah den verruchten Verführer neben derselben verbluten — alle Narben brachen wieder auf, alle Wunden, die das Leben ihm geschlagen, bluteten von Neuem; kaum hatte er so viel Gewalt über sich, um

die Dame, welche sich seiner Führung anvertraut, nach ihrer Wohnung zu geleiten, dann begab er sich so eilig wie möglich in die seine, und um wenigstens einen Versuch zu machen die einzelnen Bilder abzustreifen, welche sich immerfort vor sein inneres Auge drängten, schrieb er an den Vater der Tochter, machte ihn aufmerksam auf das traurige, auf das entsetzliche Schicksal der Unglücklichen, welche von dem zweiten Buben, der sich ihrer bemächtigt, wahrscheinlich hier an den Strand gesetzt und dann sich selbst überlassen, durch den ungeheuren Schmerz in Wahnsinn verfallen sei.

Nachdem dieses geschehen, versuchte er es, sich ein wenig der Ruhe und dem Schlummer zu überlassen, um seinen gewaltsam aufgeregten Geist zu beruhigen.

Er legte sich in eine Sophaecke und träumte; er träumte, sein schönes Hannchen im blendenden weißen Brautschmuck sitze neben ihm und magnetisire ihn durch ihren zauberischen Blick. Immer wärmer ward die Flamme, die sich daran in seinem Innern entzündete, immer leichter der Körper, der ihn umgab, immer höher das Entzücken, das er empfand. Er fing an, laut mit der heiß geliebten Gattin zu sprechen, seine Wirthsleute öffneten die Thür und sahen ihn mit verklärtem Auge gen Himmel schauend, die rechte Hand auf sein Herz gedrückt, als halte er darunter die Hand einer andern Person; sie sahen ihn mit einem so freudigen, so viel inneres Glück verkündenden Ausdruck daliegen, daß sie nicht wagten, ihn zu stören, ihn zu wecken, was vielleicht nicht einmal möglich gewesen wäre, weil der herbeigerufene Arzt den Schlaf für einen magnetischen und sein inneres Schauen nicht für einen Traum, sondern für eine Vision erklärte. Er begnügte sich damit, alle Störungen zu entfernen, die hereingebrachte Lampe durch einen Schirm zu verdunkeln und dann den magnetischen Schläfer zu beobachten.

Voluda schaute wirklich seine junge, so früh verlorene, so wenig Stunden nur sein gewesene Gattin; er sprach von ihr, er sprach mit ihr in einer Weise, als ob sie wirklich unmittelbar neben ihm sitze. Mit den süßesten Worten verschwendete er unendliche Liebkosungen an sie, und dem Arzte wurde ganz unzweifelhaft, daß körperliche Empfindungen genau parallel mit seiner geistigen Aufregung gehen müßten; es konnte hierüber kein Zweifel stattfinden und die Richtigkeit der Voraussetzung ergab sich auch späterhin.

Nach einiger Zeit wurden die Bilder, welche dem Träumenden vorschwebten, ruhiger, sie wurden mehr geistig, als sie bis jetzt gewesen waren; er schloß die Augen und sprach leiser, wie im gewöhnlichen Traume. Aus seinen Fragen und Antworten schien sich zu ergeben, daß die Seele seiner

Gattin ihn fortwährend umschwebt, daß sie zwar nichts von dem, was ihm Schmerzliches begegnet sei, habe hindern können, denn die Geschicke der Menschen seien unabänderlich, daß sie ihn aber gestärkt und getröstet.

Auch im Traume blieb Volnda noch treu der Ansicht der Naturforscher, daß eine solche Begleitung durch das Leben nicht möglich und er wendete ein, wenn auch der Gedanke an ihr wunderbares, wahrhaft seliges Entschlafen seinen Schmerz gemildert habe, so daß er zwar das Gefühl des Verlustes nicht habe überwinden oder beschwichtigen, wohl aber deutlich fühlen können, daß sie nicht in dem gewöhnlichen Sinne gestorben, unter schmerzlichen Kämpfen ihre Seele vom Körper getrennt habe, sondern im vollsten Genusse des Glückes entschlafen sei, sie doch späterhin seinen Kummer um den Tod der Schwester nicht habe lindern können.

Die Erscheinung, welche ihm vorschwebte, schien gesagt zu haben, daß ihr Verlust, der Verlust der Gattin darum so leicht zu tragen gewesen sei, weil sie schuldlos und in unbeschreiblichem Glück hinübergegangen sei, daß aber der Schmerz um die Schwester so tief habe sein müssen, weil sie nach seiner Empfindung gefallen, und eine Verbrecherin an ihrer Ehre und ihrem Leben geworden sei; nicht der Verlust des körperlichen Wesens, welches er seine Schwester genannt habe, sondern der Fall eines Engels, der schmachvolle Untergang ihres geistigen Wesens habe ihn so erschüttert, und die liebende Gattin, welche gerne seine Schmerzen beschwichtigt, hätte doch diesen Kummer nicht lindern können. Jetzt aber komme sie, um ihn zu sich zu rufen.

Als er die Worte wiederholte: „Wie, Du kommst, um mich zu Dir zu nehmen; Du kommst, um Dich mit mir zu vereinigen?“ da überflog ein solcher Schimmer von Freude, ein solcher Abglanz des Himmels sein Angesicht, daß man glaubte, er habe sich um die Hälfte seiner Jahre verjüngt.

Er sprach nicht mehr, er athmete ruhig aber immer länger und immer tiefer in immer größeren Zwischenräumen. Gegen Morgen öffnete er noch einmal die Augen — „An Deiner Hand ist auch dieser Schritt leicht“, waren die letzten Worte, die man von ihm hörte, die Augen fielen zu, immer schwächer wurde der Athem und ohne eine Spur von Kampf entschlummerte er.

Man ließ die Leiche auf dem Sopha, weil es dem Arzte noch zweifelhaft war, ob der Mann wirklich gestorben, da so wenig äußere Ursache zu dieser Annahme vorlag, daß ein Körper so ungewöhnlich kräftig und von den Jahren kaum berührt schien. Aber nach dreien Tagen traten die Symptome des wirklichen Gestorbenseins so unzweifelhaft auf, daß der Arzt

nicht länger zögerte, seine Einwilligung zum Begräbniß zu geben. Unter den Wenigen, die ihm folgten, war auch der alte, ergraute Theaterfriseur, der in ihm den einzigen Menschen verlor, welcher noch Theilnahme für ihn hatte.

In dem bekannten Kaffeehause, welches wir schon früher ein paar Mal angeführt, in dem einst so berühmten Café Royal saß eine kleine Gesellschaft beisammen, welche sich öfter hier einzufinden pflegte, um politische Neuigkeiten zu besprechen, um Ansichten auszutauschen, über das Theater zu plaudern und dergleichen mehr.

Herein trat der Allen bekannte sogenannte Geheimrath Wolff. „Ah, da kommt ja unsre erste politische Notabilität," sprach der Rath v. Cramer, „der wird uns was Neues bringen."

„Gewiß," meinte Professor Heinz. „Niemand weiß mehr Neues, als unser Freund Wolff."

„Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht;
Zweifl', ob lügen könn' die Wahrheit,
Nur an Wolff's Neuigkeiten zweifle nicht!"

So sprach der eintretende Wolff und setzte hinzu: „Sagt Hamlet — nein Hamlet sagt eigentlich: »Nur an meiner Liebe nicht!« Aber weil ich diesen geistreichen Vers auf mich bezogen wissen will, sage ich: zweifle an Wolff's Neuigkeiten nicht — was? War das geistreich? Ja, der Wolff! Kommt nur an den Wolff, der versteht seine Sache!"

„Wir zweifeln weder an der Fülle Ihrer Neuigkeiten, noch an der Wahrhaftigkeit derselben; Sie sind ausgestopft mit Neuigkeiten, wie Falstaff mit frevelhaften Lüsten, und Ihre Neuigkeiten sind alle so wahr, wie etwas Gedrucktes," so sprach der Professor Wagner. „Aber, nun bitte ich, lassen Sie uns nicht schmachten; was ist es, das Sie so erfüllt, von welchen Neuigkeiten sind Sie geschwollen?"

„Soll man sagen, es gäbe keine Wunder! Da wird so viel gefabelt von Geistererscheinung, von Visionen, Halle'schen Nationen — das werden wohl die Halloren sein?"

„Sie werden wohl meinen Hallucinationen, lieber Geheimrath," meinte Dr. Forberg.

Aber ärgerlich erwiederte Wolff: „Lassen Sie den Geheimrath weg, Herr Doctor; wenn Sie mich foramiren oder überziehen, was man recti-

ficiren heißt, es ist eine unangenehme Empfindung für einen Geheimrath, wenn er sich muß zurecht weisen lassen, wie ein Schuljunge, und ich kann mich nicht einmal auf die Hinterbeine setzen und schnippisch werden; denn er hat leider Recht."

„Aber die Neuigkeiten," meinte Major v. Wölward.

„Wenn Sie mich so viel unterbrechen, so gehe ich mit allen meinen Neuigkeiten zum Teufel, d. h. nach Hause, wo mich mein gutes Souper erwartet und wo ich nicht nöthig habe, mich schlecht machen zu lassen."

„Um's Himmels Willen, nicht fortgehen, hierbleiben, Zulage haben," riefen die sämmtlichen Herren durcheinander.

„Ja, was Zulage haben, aus wessen Kasse, wenn nicht aus meiner eignen? Es ist doch eigentlich sehr Unrecht, kann ich sagen, kein Mensch bringt so viel Neuigkeiten zu Tage, wie ich, Alles sammle ich, Alles bringe ich hierher, und was habe ich davon? Nicht einmal eine Tasse Kaffee bezahlt man mir. Heißt das Undank?

„Nun aber die Neuigkeit: denken Sie, ein Bekannter von uns, der Professor Voluda, ist von seiner Frau geholt worden."

„Ach was, dummes Zeug! Der war ja nie verheirathet," so scholl es durcheinander.

„O ja, er war verheirathet in sehr früher Jugend mit einer reichen polnischen Gräfin," erwiederte Wolff. „Daher kommt ja sein kolossaler Reichthum, vermöge dessen er ja viel größere Reisen gemacht hat, als Humboldt doppelte Cementstahlfeder, sehr gutes Geschäft! Nun, ich wollte nicht eigentlich von der Stahlfeder sprechen, sondern von dem Humboldt, der so große Reisen gemacht hat, und dem Voluda mit der reichen Frau — — — sehen Sie, das ist gewesen eine wahre Comödie; der Voluda war ursprünglich ein Magnetiseur, er hat die schöne, reiche Gräfin, die eine Polin war, magnetisirt; sie hat sich in ihn verliebt und er sich natürlich auch in sie; das ist jungen, reichen und schönen Gräfinnen gegenüber immer ganz leicht, er hat sie dann geheirathet und sie ist im ersten Kindbett gestorben; man sagt, sie sei von ihm zu Tode magnetisirt worden.

„Darauf hat er ihr kolossales Vermögen genommen, ist auf Reisen gegangen und hat sich zu trösten gesucht; das hat aber nicht gehen wollen, immer hat ihm die schöne Gräfin vorgeschwebt, und als er wieder kam, mit ungeheuren Schätzen beladen, d. h. mit wissenschaftlichen, ist er doch immer melancholisch geblieben.

„Nun, seine Geschichte hier kennen Sie; er ist dann wieder so herumgereist, er war ein sehr unruhiger Kopf, aber ein liebenswürdiger Mensch;

ich habe ihn sehr lieb gehabt, sehr lieb, sage ich Ihnen, er hat nie etwas von mir gewollt, er hat mich nie angepumpt, weder im Großen, noch im Kleinen, Gott! — ein sehr achtungswerther Charakter!"

Wolff schwieg ein Paar Sekunden still und dann fuhr er mit bewegter Stimme fort: „Ich kann mich der Rührung nicht entschlagen, wenn ich denke an einen Mann, der so ganz uneigennützig war, wie dieser Voluda — eine seltene Erscheinung. Man lernt so etwas erst recht achten, wenn man reich ist." Hiermit klopft er wohlgefällig auf seine stark hervortretende Leibesfülle und wiederholte: „Reich! sehr reich!

„Gut, denken Sie was geschieht, der Voluda wird als Badearzt berufen nach Norderney, Sie wissen die große Insel außerhalb der Elbe, wo kommen die Hummern her und die Schellfische."

„Nicht doch, Herr Geheimerath, das ist Helgoland, die Insel Norderney liegt — — —"

„Nun ja, sie liegt etwas weiter rechts oder links, das ist gleichviel, kommt man von der einen Seite, so liegt sie links, kommt man von der andern, so liegt sie doch rechts. Also dahin ist berufen worden der Voluda als Badearzt. Nun sind doch in Norderney viele Berliner — mein Gott, wo gäbe es keine Berliner, sie sind ja wie das auserwählte Volk Gottes zerstreut über den ganzen Erdboden, sie sind mir ganz unerträglich diese arroganten Menschen, es ist ein wahres Glück, daß man hier in Berlin noch so wenig davon trifft, sonst würde ich nicht hier bleiben.

„Nun gut, diese Berliner, welche da wohnen in Norderney, sind so nach und nach zurückgekommen, wie es anfing Herbst zu werden, nur noch die Nachzügler waren da geblieben, und mit denen machte sich der Voluda sehr viel zu schaffen. Einmal geht er mit der Frau Commerzienräthin Schildträger, der er, wie bekannt, sehr die Kur gemacht hat, am Seestrande spazieren und sie verirren sich und kommen in eine Hütte, die von einem kleinen Bischen Stein und Holz und Muscheln zusammengeklebt ist, wie der schöne Aeneas mit der noch schöneren Dido, welche war Königin der Carthager — — — — bemerken Sie wohl meinen Constitutionalismus vom reinsten Wasser, reiner, wie der herrlichste Diamant — — —, ich sage nicht Königin von Carthago, ich sage Königin der Carthager. Es ist zwar dumm von den Franzosen, denn man kann wohl Herr von einem Stücke Land und nicht gleichzeitig Herr von Leuten sein, indessen König der Franzosen statt König von Frankreich eben sagt, daß dieser Mann, dieser gute Louis Philippe, der Herr ist eben der Leute, nicht des Landes."

„Mein Gott, was gehen uns diese Unterschiede an," rief ungeduldig der Major v. Wölward, „wir haben, Gott sei Dank, einen König von Preußen, nicht einen König der Preußen. Aber mit diesen sehr feinen Distinctionen kommen wir noch immer nicht zu dem versprochenen Sack voll Neuigkeiten."

„Was, sind Sie noch nicht befriedigt?" frug Wolff, „wissen Sie nicht bereits, daß der Voluda ist Badearzt geworden in dem Städtchen Norderney, daß er hat die Kur gemacht der schönen Commerzienräthin, daß er mit ihr Dido gespielt hat in einer Höhle? Ist das noch nicht genug? Besonders wenn man bedenkt, für welchen Preis, für nichts — doch ich will Sie nicht ferner quälen, Sie sollen Alles erfahren, rein heraus.

„Also, wie sie herauskommen Dido und Aeneas, da sehen sie vor der Thüre ein altes Mütterchen, das ist auch eine ehemalige Liebschaft von dem Voluda gewesen, aus der Zeit, wo er Magnetiseur war. Er erkennt sie, wird entsetzt, fällt in Ohnmacht und ist weg.

„Die Frau Commerzienräthin befindet sich in der größten Verlegenheit, sie weiß nicht, was sie mit dem großen schweren Manne anfangen soll, endlich faßt sie sich, sagt zu der alten Frau, sie solle anpacken, den Alten nach Hause tragen helfen, aber die Alte weigert sich und spricht einen gräßlichen Fluch über ihn aus. Sie sagt, er sei der Fischer gewesen, der sie in sein Netz gelockt und sie dann wie eine todte Plötze an's Land geworfen habe, wo sie sich von Schellfischen, Sprotten, Seezungen, Meerhechten und andern solchen Delikatessen, Hummern und Austern keineswegs ausgeschlossen, nähren müsse.

„Die Commerzienräthin meint, so etwas ließe sie sich auch gefallen, aber die Alte sagt: »Ja freilich, gut gekocht mit Petersiliensauce, das glaube ich, aber roh, da würden Sie sich wohl auch bedanken, Frau Commerzienräthin.« — Kurz, sie spricht einen gräßlichen Fluch über den Voluda aus und sagt, daß er heute noch sterben würde. Der Commerzienräthin bleibt nichts übrig, als den kranken Mann auf die Schultern zu nehmen und nach Hause zu tragen."

„Aber sagen Sie mir, Wolff, wie kommen Sie zu den kuriosen Sachen? Da scheint kein wahres Wort daran zu sein, oder die Sache scheint auf eine solche Weise entstellt, daß diejenigen, denen sie begegnet sein soll, dieselbe wahrscheinlich durchaus nicht wieder erkennen würden."

„Was wollen Sie?" sprach Wolff, „die Commerzienräthin ist doch von Norderney erst heute Nachmittag zurückgekehrt und sie hat mir dies Alles selbst erzählt."

„Die Commerzienräthin hat Ihnen dies selbst erzählt?"

„Nun, nicht sie selbst, aber es ist so gut, als wenn sie selbst es gewesen wäre, ich habe es aus dem Munde ihres Kammermädchens, Sie wissen, ich spreche doch immer gern vorher mit der Dienerschaft, bevor ich bei der Herrschaft eintrete. Da bekommt man immer etwas zu erfahren, was die Herrschaft nicht gerne gesagt wissen will; wenn man dieses nachher vergleicht mit dem, was die Herrschaft selbst sagt, so erhält man sehr oft ganz außerordentliche, tiefe psychologische Aufschlüsse.

„Ich sage also, der Doctor wird nach Hause gebracht und die Hexe hat ihn verflucht. Nun ist aber dieses Weib eine wirkliche Prophetin und sie hat der Commerzienräthin und dem Volnda ihr Schicksal haarklein vorausgesagt. Das von Volnda hat sich noch am nämlichen Abend erfüllt, aber auf eine höchst sonderbare Weise.

„Sehen Sie, es ist ihm seine Frau erschienen, die frühere, die reiche Gräfin und sie ist ihm leibhaftig erschienen und er hat mit ihr das Hochzeitsfest gefeiert, der Doctor hat es ausgesagt und er hat einen wirklichen medicinischen Befundschein darüber ausgestellt."

Die anwesenden Herren hatten große Neigung, über diesen Gegenstand unzarte Glossen zu machen, aber Wolff sagte: „Ich bitte, meine Herren, betrachten Sie die Sache nicht so frivol, denken Sie nur an die vielen Beispiele, welche uns der berühmte Görres in seiner Mystik mittheilt. Er nennt dergleichen Erscheinungen allerdings den häuslichen Sabbath und die Privatverehrung des Teufels, indem er Alles mit dem Satan in Verbindung bringt, aber es sind in der That viele Fälle vorgekommen, wo ein solcher imaginärer Verkehr zwischen Verstorbenen und Lebenden stattgefunden hat. Namentlich findet man dergleichen bei Leuten, welche in einem freiwilligen oder gezwungenen Cölibat leben. Was die Letzteren betrifft, so hat die Inquisition in Spanien manchen armen Geistlichen hinrichten lassen, weil er von Gewissensbissen gefoltert, selbstgeständig war, mit weiblichen Teufeln sehr intimen Umgang gepflogen zu haben. In ähnlichen Fällen sind vielleicht Jedem von uns Träume vorgekommen, welche Aehnliches hervorbrachten, ich glaube, die Aerzte haben einen bestimmten Namen dafür, doch will ich mich nicht darauf todtschlagen lassen, aber dies ist gewiß, daß mehrere Schriftsteller davon schreiben, daß diese Erscheinungen auf das Genaueste verknüpft sein können mit dem, was wir uns unter einer Geistererscheinung vorstellen. So unter Anderen erzählt der Gelehrte Happach, daß ihm eine Frau wiederholt geklagt habe, ihr verstorbener Mann besuche sie häufig des Nachts und nähme seine Rechte als Ehegatte auf das Entschiedenste in Anspruch. Der Happach machte der Frau bemerklich, daß das weiter nichts als ein Traum sei; sie aber

erklärte, daß sie sehr wohl die Erscheinung und Annäherung ihres Gatten von einem Traume, in welchem er sich ihr gleichfalls häufig zeige, zu unterscheiden wisse — nun sehen Sie, meine Herren, darin liegt viel Wahres, ein Traum ist jedenfalls etwas Anderes, als eine Vision.

„Nun kurz, dem Volnda erschien die junge schöne Gräfin; er saß mit ihr auf dem Sopha und plauderte lange Zeit ganz gemüthlich mit ihr, darauf erfolgte die allerzärtlichste Scene, welche ein andrer Badearzt beschrieben hatte. Dann setzte sich Volnda zu Tische, aß gemüthlich sein Abendbrod, schrieb darauf an den Vater seiner ehemaligen Geliebten, daß er sie von Norderney abholen möchte, wo sie sich als verrücktes Bettelweib herumtreibe. — Sehen Sie, meine Herren, den Brief hat das Kammermädchen mit eigenen Augen gelesen — dann setzte er sich in die Sophaecke, seine verstorbene Frau setzte sich zu ihm und so schwebten Beide hinüber in die Regionen des Jenseits! Sie können es mir nacherzählen, der alte Wolff hat's gesagt."

Druck von Carl Röhring in Berlin.

Date Due

YALE
MEDICAL
LIBRARY

Demco 293-5

862V